This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Nun
Rve 15094.

Freies Christenthum

dargelegt in

Predigten und Betrachtungen protestantischer Geistlicher.

Herausgegeben von

Conrad Wilhelm Kambli,
Pfarrer.

Zürich.
Verlag von Caesar Schmidt.
1886.

892
K15fr
1886

Vorrede.

Jede Sammlung von Predigten und religiösen Betrachtungen, die in der Gegenwart erscheint, muß über ihre Berechtigung nach zwei Seiten hin sich ausweisen. Einmal muß der Inhalt des Gebotenen der Art sein, daß er der Veröffentlichung werth war, dann aber sollte das Buch womöglich auch einem ganz bestimmten Zeitbedürfniß entgegenkommen. Ueber ihren innern religiösen Werth mögen diese Predigten und Betrachtungen sich selbst ausweisen; darauf aber sei mir erlaubt aufmerksam zu machen, daß die vorliegende Schrift die erste, bis dahin die einzige Sammlung ist, welche eine Zusammenstellung von Predigten der verschiedenen freisinnigen Geistlichen der Schweiz, denen sich eine große Zahl der hervorragendsten deutschen Kanzelredner beigesellt haben, darbietet. Schon längst haben einzelne der bedeutendsten Vertreter unserer Richtung Predigten und Betrachtungen herausgegeben. Vorangegangen damit ist Alexander Schweizer. Unübertroffen stehen immer noch da Langs „Stunden der Andacht“ und seine „Religiösen Reden“. Ihnen reihen sich würdig an Zwingli Wirths „Alte Wahrheit für die neue Zeit“, die aus dem Nachlaß von Albert Bitzius veröffentlichten „Predigten“, Paul Christs „Religiöse Betrachtungen“, die „Predigten im Geist des freien Christenthums“ von Theodor Wirth, „Worte des Meisters“ von Usteri, „Freundesworte an die Gemeinden“ von Kradolfer, „Religiöse Ansprachen und Betrachtungen“ von J. Bär, „Predigten“ von Carl Eduard Mayer. Von Erbauungsbüchern aus unserm Kreis hervorgegangen nenne ich O. Berchtolds „Ein neues Buch vom wahren Christenthum“, Friedli „Glaube, Liebe, Hoffnung“ und mein „Fromm und Frei“. Es fehlte dagegen eine Sammlung, die von schweizerischer Seite aus ungefähr das bietet, was in größerem Umfang von deutscher Seite aus seit 22 Jahren die treffliche „Predigt der Gegenwart“. In diese Lücke tritt dies Buch, doch keineswegs als ein Concurrenz-Unternehmen gegen die Kirche der Gegenwart, vielmehr als deren Ergänzung; denn während jene so zu sagen ausschließlich für Theologen geschrieben ist, wendet sich die vorliegende Sammlung zunächst an die Gemeinde.

Vernünftigerweise wird Niemand erwarten, lauter sogenannte Standpunktspredigten hier aneinander gereiht zu finden. Wir sehen nicht ein, wozu dies dienen sollte. Nachdem wir in wissenschaftlichen Werken und in Zeitschriften unsere Grundanschauungen klar und unzweideutig dargelegt, haben wir das Recht diese bei unsern Lesern als bekannt vorauszusetzen und darum in der Predigt wenigstens unmittelbar den Zweck der Erbauung im Auge zu behalten. Daß aus mancherlei Gaben doch nur Ein Geist spricht, wird der Leser bald herausfühlen.

Die Sammlung schließt sich nicht den Perikopen des Kirchenjahres an, sondern sucht bloß die Themata einigermaßen um die Hauptfeste zu gruppiren; aber schon dies Bestreben nöthigte mich, öfter, als ich es wünschte, mit eigenen Arbeiten einzutreten. Man wolle mir dies nicht als Eitelkeit auslegen. Für die große Bereitwilligkeit, womit mir Freunde von fern und nah, aus Deutschland, Siebenbürgen und der Schweiz Beiträge geliefert haben, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus. Zahlreiche vortreffliche Arbeiten, besonders Festpredigten, die aus obigem Grunde in diese Sammlung nicht aufgenommen werden konnten, hoffe ich später doch verwenden zu können, sei es, daß ich diese Sammlung fortzusetzen habe, sei es, daß ich ein neues Unternehmen auf neuer Grundlage werde erscheinen lassen.

Mögen diese Predigten und Betrachtungen recht viele Leser und Leserinnen davon überzeugen, daß auf Grundlage freisinniger Anschauungen den religiösen Bedürfnissen des Menschenherzens volle Befriedigung geboten werden kann, ohne dabei mit den wissenschaftlichen Errungenschaften der Gegenwart irgendwie in Widerspruch zu kommen. Wenn es diesem Buche gelingt, da und dort einen bisher Gleichgültigen oder Widerstrebenden für eine fromme und freie christliche Weltanschauung zu gewinnen oder auch nur solche, die schon auf diesem Boden stehen, ihrer Ueberzeugung auf's Neue gewiß und froh werden zu lassen, so hat es einen Zweck erfüllt. Das walte Gott!

St. Gallen, im November 1885.

C. W. Kambli.

Inhalts-Verzeichniß.

Nr.		Seite.
	Dr. K. Furrer, Pfarrer in St. Peter in Zürich.	
1.	Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest? Psalm 8, 4—7 .	1
	H. Albrecht, Pfarrer in Rorschach.	
2.	Frei und Fromm. 1. Corinther 3, 21—23	7
	J. J. Kradolfer, Pfarrer an St. Remberti in Bremen.	
3.	Das Jubeljahr; eine Betrachtung	14
	G. Schönholzer, Pfarrer in St. Gallen.	
4.	Was ist nöthig, um ein Retter der Verlorenen zu werden? Luc. 15, 1—7	20
	Dr. H. J. Holtzmann, Professor an der Universität Straßburg.	
5.	Warum nimmt man Anstoß an dem Heilande Jesus? Matth. 11, 2—10	26
	C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen.	
6.	Unsere Adventsaufgabe. Luc. 1, 17	38
	Dr. Ehlers, Pfarrer in Frankfurt a./M.	
7.	Er ward arm um unsertwillen. Weihnachtspredigt. 2. Corinther 8—9	44
	R. Grubenmann, Pfarrer in Chur.	
8.	Der Herr ist mein Hirte. Psalm 23, 1—4	53
	K. E. Mayer, sel., einst Pfarrer an St. Laurenzen in St. Gallen.	
9.	Was vergehet und was da bleibet. Predigt am Altjahrabend. 1. Joh. 2, 17	61
	J. Meyer-Burkhard, Pfarrer in Zürich.	
10.	Das Alte Testament; eine Betrachtung	72
	Friedr. Meili, Pfarrer in Wiedikon-Zürich.	
11.	Ein neues Jahr; eine Betrachtung	81
	Zwingli Wirth, Oberstthelfer am Münster in Basel.	
12.	Der Morgenglanz des jungen Christenthums. Ap.-Gesch. 3, 1—8	85
	Emil Zittel, Dekan in Karlsruhe.	
13.	Wie viel dazu gehört ein Christ zu sein. Luc. 14, 25—33 . .	91

Nr. Seite.

Otto Haggenmacher, Pfarrer an St. Peter, Zürich.

14. Johannesgestalten. Matth. 3, 1—4 106

C. Bickel, Pfarrer in Wiesbaden.

15. Confirmationsrede. Sprüche Sal. 23, 26 116

Otto Herold, Pfarrer in Winterthur, Kanton Zürich.

16. Confirmationsrede. Joh. 16, 33 125

C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen.

17. Die Salbung Jesu in Bethanien. Marc. 14, 1—11 132

K. E. Mayer, sel., einst Pfarrer an St. Laurenzen in St. Gallen.

18. Bist du Gottes Sohn, so steig' herab vom Kreuze! Matth. 27, 39—43 141

Alex. Phil. Wysard, Pfarrer der evangelischen Kirche in London.

19. Der Gang auf den Opferberg. 1. Mos. 22, 1—18 149

Aug. Groß, Pfarrer in St. Gallen.

20. Das Heil ist in keinem Andern als in Christus. Ap.-Gesch. 4, 12 161

Ph. Decker, Pfarrer in Göllheim (Pfalz).

21. Die, welche dem Herrn nahe stehen, glauben oft nicht an ihn. Johannes 7, 1—5 169

Jak. Witzmann, Pfarrer in Meilen (Zürichsee).

22. Verrechnet! Charfreitagspredigt. Matth. 21, 42 175

Jak. Bär, Pfarrer in Richterswell (Zürichsee).

23. Es ist vollbracht! Charfreitagspredigt. Joh. 19, 30 184

C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen.

24. Jesus lebt, mit ihm auch ich. Osterpredigt. Joh. 14, 18 und 19 193

Joh. Brüllmann, Pfarrer in Egelshofen im Thurgau.

25. Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt. Osterpredigt. Matth. 28, 20 201

Friedr. Hemmann, Pfarrer in Herrliberg (Zürichsee).

26. Sei getrost, stehe auf, er ruft dir! Marc. 10, 46—52 . . . 208

Friedr. Ernst Beyring, Pfarrer in Trogen (Appenzell).

27. Des Frommen Gebet für das Vaterland. Psalm 85, 11—13 . 215

Johannes Schmeidler, Prediger in Berlin.

28. Das Wunder der Brodvermehrung. Joh. 6, 1—15 224

J. G. Schaffroth, Pfarrer in Burgdorf (Bern).

29. Die Kraft des Glaubens. Matth. 17, 26 230

Oscar Brändli, Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

30. Unser Bürgerrecht im Himmel. Auffahrtspredigt. Phil. 3, 20. . 237

Nr. Seite.

C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen.

31. Ein Herz und eine Seele. Pfingstpredigt. Ap.-Gesch. 4, 32 . . 243

R. Grubenmann, Pfarrer in Chur.

32. Prüfet Alles und das Gute behaltet. Reformationspredigt. 1. Thessalonicher 5, 21 249

A. Altherr, Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

33. Gott Alles in Allem. Röm. 11, 33—36 257

J. J. Kradolfer, Pfarrer an St. Remberti in Bremen.

34. Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet. Luc. 10, 23 . 265

J. Durisch, Pfarrer in Krummenau (St. Gallen).

35. Die zehn Aussätzigen. Luc. 17, 11—19 272

Albert Bitzius, sel., einst Pfarrer in Twann (Bern).

36. Die Grundsätze des Wirkens Jesu. Matth. 4, 1—11 279

Eduard Langhans, Professor der Theologie in Bern.

37. Das Haus auf Felsengrund. Matth. 7, 24—27 285

Paul Christ, Alt-Pfarrer in Chur.

38. Die Rückkehr der ausgesendeten siebenzig Jünger. Luc. 10, 17—20 293

Rudolf Steck, Professor der Theologie in Bern.

39. Gott lenkt Alles. Matth. 10, 29—31 300

Johann Roth, Pfarrer in Thalheim bei Hermannsstadt.

40. Rede am Sarge des Seminar-Professors Rudolf Philp 313

C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen.

41a. Leichenrede, gehalten am Grabe eines 17jährigen Kantonsschülers, der sich erschossen hatte 316

41b. Leichenrede am Grabe eines 83jährigen Greises, der den Tod im Wasser gefunden hatte 321

Dr. Albert Kalkhoff, Pfarrer in Rheinfelden.

42. Der Ruf Gottes an's Menschenherz. 1. Mos. 12, 1—3 . . . 325

Heinrich Weber, Pfarrer in Höngg bei Zürich.

43. Der Werth des Choralgesanges (Vortrag) 332

Gottfried Schönholzer, Pfarrer in St. Gallen.

44. Gottes ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Matth. 6, 13 342

Walter Bion, Pfarrer in Zürich.

45. Gedenke mein Volk deiner ersten Liebe! Bettagspredigt. Offenbarung Johannes 2, 4 und 5 349

Jak. Witzmann, Pfarrer in Meilen.

46. Bettagspredigt. Luc. 12, 48 361

Nr. Seite.

Friedr. Riff, sel., einst Pfarrer in Ruprechtsau bei Straßburg.

47. Confirmationsrede. Joh. 6, 68 und 69 372

Dr. Theodor Arndt, Prediger an St. Petri in Berlin.

48. Die Wiedergeburt. Joh. 3, 1—15 378

C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen.

49. Jesus ist gekommen, ein Feuer anzuzünden, er brachte und bringt nicht den Frieden, sondern das Schwert. Matth. 10, 34—36 . . 386

J. Meyer-Burkhard, Pfarrer in Zürich.

50. Das Neue Testament; eine Betrachtung 395

Joh. Schneidler, Prediger in Berlin.

51. Adventspredigt und Adventsprediger in Adventszeiten unseres Lebens. Matth. 3, 1—6 409

Otto Haggenmacher, Pfarrer an St. Peter in Zürich.

52. Christus der Lichtspender. Weihnachtspredigt. Joh. 1, 9—12 . . 415

Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest?

Predigt von Dr. theol. Konrad Furrer, Pfarrer am St. Peter in Zürich.

Text: Psalm 8, 4—7. Wenn ich schaue deine Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, welche du bereitet hast: Was ist doch der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig geringer gemacht als Gott, mit Ehre und Zierde hast du ihn gekrönet. Du machtest ihn zum Herrscher über die Werke deiner Hände, du hast Alles unter seine Füße gelegt.

Geliebte Freunde! Ist es nicht ein menschlich schöner Zug, auch nur für eine Stunde sein gewöhnliches Sorgen, Mühen und Arbeiten zu vergessen und willig der Empfindung zu folgen, welche der Anblick der weiten, großen Schöpfung in uns weckt. Und wenn das in der Zerstreuung und Aufregung des Tages nicht geschehen konnte, so doch in der Nacht, in der stillen Nacht, wo es heißt: „Es ruht die Welt in Schweigen, ihr Tosen ist vorbei, stumm ihrer Freude Reigen und stumm ihr Schmerzensschrei."

So wandelte vor Jahrtausenden in stiller, schöner Sternennacht der Dichter seine Wege dahin, und aus tiefster Seele sang er das Lied: „Wenn ich ansehe den Himmel, das Werk deiner Hände, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, was ist doch der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du seiner dich annimmst?" In unmeßbaren Zeiträumen haben diese Sterne geleuchtet auf die Erde, noch ehe ein Menschenauge da war, ihre Herrlichkeit zu schauen, noch ehe ein Menschenherz vorhanden war, ihre Größe zu empfinden. Ueber der Menschen Geschicke haben sie geleuchtet in unwandelbarer Pracht und Majestät, sie haben niedergestrahlt auf die Menschenkinder, die müde ihrer Freude in Schlaf gesunken neben ihren welken Kränzen; sie haben geleuchtet auf die Schlachtfelder, wo den Tag über in namenlosem Haß namenloses Elend die Menschen einander bereitet: nun liegen sie da stumm und still, Freund und Feind und über das einsame Feld tönt der Jammer der Verwundeten und Sterbenden hinauf zum Sternenglanz. Sie haben geleuchtet, diese Sterne, auf den einsamen Beter, der fremd und heimatlos im Aufblick zu ihnen wieder etwas empfinden lernte von Heimathglück und Heimathfrieden und erquickt von ihrem

Glanze wiederum die Gewißheit empfing: „Ich bin mit dir, dein Gott und dein Vater, ich werde dich nicht versäumen und nicht vergessen.“ Sie haben niedergestrahlt, diese Sterne, auf dein Vaterhaus, wo du in jungen Jahren den goldenen Traum geträumt: vorüber sind jene Zeiten, fremd ist dir das Vaterhaus geworden, aber in stiller klarer Nacht gedenkst du mit wehmüthiger Freude vergangener, alter schöner Zeit. Sie leuchten nieder auf die Gräber deiner Lieben und sie werden einst niederleuchten auf dein eigenes Grab. Und indem du all das überlegst, da empfindest du es tief, wie diese Sterne Zeugen sind der ewigen Macht deines Herrn und Gottes, vor dem tausend Jahre sind wie ein einzelner Tag, und du denkst daran, wie kurz die Spanne Zeit ist, die du zu leben hast, wie vorüber geht dein Leben gleich einem Traum. Was ist dieses kurze Menschenleben gegenüber diesen ewigen Sternen! was will bedeuten dieses Menschenleben, das gleicht der Welle des Flusses, die sich hebt und wieder sinkt, das gleicht der Blume, die einen Tag blüht und wieder verwelkt gegenüber dieser ewigen Macht und Größe, als deren Zeugen die Sterne auf dich herniederleuchten! Ja, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst!

Und diese tausendmal tausend Sterne, ein unzählbares Heer, sie bewegen sich um eine höhere, unbekannte Sonne, und unter dieser unendlich großen Sternenschaar ist unsere Erde nur wie ein Tropfen im Weltmeer. Und doch, wie groß scheint dir diese Erde mit ihren Riesenbergen, mit ihren weiten Meeren, ihrer Herrlichkeit zu Berg und Thal, wie groß ist sie dem Menschengeschlechte gegenüber, das eine Weile auf ihr hintreibt und emsig wie eine Schaar Ameisen sein Werk verrichtet! Und was bist du erst einzelnes Menschenkind, daß Gott deiner gedenke! Du mußt dich nur stellen unter die Tausende und Hunderttausende, die in großen Städten sich unter einander bewegen, um dir zu sagen: Was will doch so ein einzelnes Menschenleben unter dieser zahllosen Menge? Was kann ein einzelnes, schwaches Leben bedeuten? Ob eines mehr oder weniger, was hat das für Werth? Keine Minute vergeht, da nicht Menschen sterben und werden. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen, Grüßen und Scheiden: Ja was bist du einzelnes schwaches Menschenkind in dieser unendlichen Fülle von Leben, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest!

So, meine Freunde, kann uns gegenüber der großen majestätischen Schöpfung ein Gefühl tiefster Demuth überkommen, und es liegt ein Segen in solchem Demuthsgefühl: du meintest groß

und ſtark und bedeutend zu ſein, da durchziehen die Schauer des Ewigen dein Gemüth und du empfindeſt deine Armuth und Nichtigkeit. Du meinteſt der Mittelpunkt der Welt zu ſein und alles müſſe dir nur dienen, um dich ſich kümmern, und nun fühlſt du, du biſt wie der Sonnenſtaub gegenüber der Unendlichkeit und kannſt keine Anſprüche machen und darfſt mit dem, den aller Himmel Himmel nicht zu begreifen vermögen und vor dem dieſe Millionen Sterne ſind wie ein ſchimmerndes Prachtgewand, du kannſt mit ihm nicht hadern, ihm nicht zürnen. Du kleiner, geringer Menſch darfſt nicht meinen, daß deine Weisheit die des Weltenlenkers übertreffe, daß nach deinem Wünſchen und Sehnen er, der Ewige und Allmächtige, ſich richten müſſe. Und du denkſt daran, wie um kleiner Dinge willen du dich gehärmt und aufgeregt und wie du in kleinlicher Leidenſchaft dich vergeſſen hatteſt. O wie beſchämt fühlſt du dich in dieſer Niedrigkeit und Kleinheit deiner Gefühle und Gedanken, jetzt, da der Odem der Ewigkeit durch deine Seele zieht. Ja „was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt!“

Und tönt dieſes Wort, meine Freunde, nicht noch in höherem Chor an unſer Ohr? Giebts nicht eine Ordnung Gottes noch herrlicher, erhabener als die, von welcher die Sterne zeugen? Dieſe heilige himmliſche Ordnung iſt tief in deine Seele geſchrieben. Kennſt du, liebe Seele, nicht die unſterbliche Schönheit eines heiligen, in Gott verklärten Menſchenlebens? und fühlſt du nicht, daß dieſe Herrlichkeit, die in vollem Sonnenglanz in Jeſus Chriſtus dir entgegen leuchtet, doch mehr bedeuten will als aller Sternenglanz, und weißt du nicht, daß du berufen biſt an dieſer Herrlichkeit theil zu nehmen und dich durchleuchten zu laſſen von dem Glanze Jeſu, damit du ein Zeuge werdeſt der höchſten Offenbarung deines Gottes? Ja, weißt du nichts von dem heiligen Bilde ewig ſchönen Menſchenlebens, haſt du noch nie aufgeſchaut zu einem Bilde, in welchem dein eigenes Weſen gereinigt von den Schlacken der Sünde, himmliſch verklärt ſich wiederfindet? Ihr Väter, kennt ihr nicht ein Bild jener Vaterliebe voll Milde und Ernſt, voll Gewiſſenhaftigkeit und Freundlichkeit, jener Liebe, die nimmer müde, ſich hingiebt der heiligen Aufgabe, Führer und Hort des Hauſes zu ſein und an ihrem eigenen Weſen die Kinder ahnen zu laſſen die Vaterliebe deſſen, der im Himmel wohnt? Und ihr Mütter, kennt ihr kein verklärtes Bild der Mutterliebe, ein Bild voll Treue, Sanfmuth und Geduld, ein Bild der Jüngerin Jeſu, das wahr macht das Wort: „Wer unter euch der Größte ſein will, der ſei der Andern Diener?“ Das Bild einer Liebe, die immer zuletzt an

ſich ſelber denkt, deren Seligkeit es iſt den Andern Freude zu bereiten, der Andern Sorgen abzunehmen, Wunden zu ſtillen, Thränen zu trocknen und mit dem hellen Glanz eines gottverſöhnten Gemüthes alle Herzen zu erquicken? Kennt ihr nicht ein ſolch verklärtes Bild der Mutterliebe? Und ihr, junge Herzen, wäret ihr nicht mehr der Begeiſterung fähig, die mit Adlerſchwingen ſich emporhebt zu den ſeligen Höhen edler Menſchlichkeit? Könnt ihr nicht mehr erglühen für alles das, was heilig, gut und wahr, was Gottes iſt? Könnt ihr euch nicht mehr freuen, eins zu ſein mit den verklärten Geiſtern, die verſammelt ſind um Jeſus Chriſtus, den Gekreuzigten? Habt ihr keinen Zorn mehr gegen das Schlechte? Seid ihr nicht mehr fähig inniger Liebesgluth für den Vater, der euch Alles giebt: Friede, Freude, ewiges Leben? Habt ihr nicht an der Schwelle der Jugendzeit tief bewegt es bekannt, daß ihr wollt Gott lieben über alles und wollt ſein Jünger und Jüngerinnen Jeſu Chriſti, daß ihr wollt kämpfen den guten Kampf, daß ihr wollt in eurem Leben etwas vom Glanze der Ewigkeit wiederleuchten laſſen?

Nun, meine lieben Freunde, wenn ihr dieſes verklärte Bild eueres eigenen Lebens kennt und daran euere Leiſtungen meſſet, wirds da nicht auch manchmal über euch kommen: Ach was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt!

Dieſe ganze große Menſchheit, iſt ſie nicht berufen ein Reich Gottes zu bilden auf Erden und durch das Band der Bruderliebe auf der ganzen Erde verbunden zu ſein? Iſt ſie nicht berufen im Geiſte das Leben auf der Erde umzugeſtalten zu einem Garten Gottes, einander zu helfen, daß ein jedes Menſchenkind ſeines Lebenstages froh werde und unter dem Sonnenſchein gemeinſamen Friedens, Glaubens und Liebens alles Hohe und Gute, all' die tauſend edlen Samenkörner, die der himmliſche Vater ins Herz der Menſchheit geſtreut hat, aufgehen zu Blüthe und Frucht?

Und was biſt du Menſchheit geworden, die du ſolch eine Berufung empfangen? Ach viele Blätter deiner Geſchichte ſind mit Blut getränkt. Ach wie haſt du oft deine treueſten Freunde verfolgt und getödtet. Ach wie haſt du deinen größten Wohlthäter an's Kreuz geſchlagen! Wie haſt du oft dein heiligſtes Erbe behandelt, als ob es ein werthloſes Gut wäre! Als ob's nur Kieſelſteine wären, haſt du die heiligſten Wahrheiten von dir geworfen, die Wahrheiten, die dich könnten froh und ſelig machen! Ach wie biſt du tief geſunken! wie befleckt Sünde und Leidenſchaft dein Antlitz! Arme Menſchenheit, was iſt aus dir geworden!

Und du, Menſchenkind, das du den Himmel in dir tragen könnteſt, du haſt ſo oft die Hölle in dich aufgenommen. Familienglieder, die ihr einander lieben ſolltet mit ewiger Liebe, ſo manche bittere Stunde habt ihr euch bereitet. Ihr habt euch verloren in Empfindlichkeit, Eitelkeit, Vergnügungsſucht und andern ſündlichem Treiben. Ihr ſeid lau und matt geworden der ewigen Liebe eueres Vaters gegenüber. Ihr habt es verlernt ſelig zu leben und ſelig zu ſterben. O, meine Freunde, wenn wir alſo mit uns ſelber zu Gerichte gehen, dann müſſen wir ſagen: „Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt!“

Und „du machteſt ihn wenig geringer als Gott, du krönteſt ihn mit Ehre und Zierde; du machteſt ihn zum Herrſcher über die Werke deiner Hände und legteſt alles unter ſeine Füße.“ Wie wunderbar! meine Freunde; im gleichen Augenblick dieſes durchdringende Demuthsgefühl und dieſes großartige Hochgefühl: du machteſt ihn wenig geringer als Gott!

Ja, wir ſind der unendlichen Majeſtät des Weltalls gegenüber klein und ſchwach, aber das kleine Menſchenauge iſt doch fähig, dieſe ganze große Welt in ſich aufzunehmen, und das Menſchenohr doch geſchickt genug, um die ewige Harmonie der weiten Schöpfung zu vernehmen, und das Menſchenherz groß genug um zu ahnen den ewigen Gott, des unbegreiflich hohe Majeſtät im Weltall ausgebreitet iſt und unſer Geiſt ſtark genug, trotz unſerer Kleinheit und Schwachheit die Spuren des göttlichen Waltens zu erkennen. Ja, ſo weit wir vermögen die Gedanken Gottes zu erfaſſen, ſo weit ſind wir auch berufen Herren der Welt zu ſein und der Welt den Stempel unſeres Geiſtes aufzudrücken. Alle Erfindungen, alle Entdeckungen, alle dieſe Werke des menſchlichen Geiſtes, die unſer Erſtaunen und unſere Bewunderung hervorrufen, ſie ruhen auf der einen Thatſache, daß es der Menſchheit gegeben worden, einzelne Gedanken Gottes wieder zu denken, und darum haben wir an all' dieſem Wirken des Menſchengeiſtes unſere andachtsvolle Freude. Wir empfinden es tief: So iſt es der Wille unſeres himmliſchen Vaters.

Und wir, meine Freunde, wir kleine und geringe Menſchen, wir ſind doch berufen, im Namen der Schöpfung den Schöpfer zu loben und zu preiſen, und wir Schwache, Arme, wir haben doch Eines aus unſerer Armuth dem ewig reichen Gott zu bieten: unſere Kindesliebe, unſere Kindesdankbarkeit, unſere Kindestreue. So ſind wir von der Gnade Gottes trotz unſerer Schwachheit mit wunderbarer Herrlichkeit ausgerüſtet. Wir wiſſen, daß niemals der Reichthum Gottes in ſeinen Werken ſich erſchöpft, und wir

ahnen etwas von der unendlichen Fülle göttlicher Macht und Weisheit, indem wir aufschauen zu einer verklärten, höheren Welt. Aber ist nicht auch ein Tropfen von dieser überirdischen Herrlichkeit im Menschengeiste wirksam, meine Freunde? Wenn wir nur der Erde angehörten, es würde nicht so schmerzlich das Weh der Vergänglichkeit durch unsere Seele ziehen. Wenn dieses Irdische unser Alles wäre, es würde nicht so sehr die Angst der Sünde, das Gefühl der Schuld unser Inneres bedrücken. Aber wir sind zu einem Leben des Geistes berufen, das über alle irdische Schranke weit hinausreicht zu einer höheren Heimat. Wir sind verbunden mit ihm dem unendlich reichen Gott durch Bande ewiger Liebe; darum dürfen wir jubeln: „Du hast den Menschen wenig geringer gemacht als Gott.“ Und wenn das Bewußtsein unserer Sünde und Schwachheit immer wieder ein Gefühl der Traurigkeit und Niedergeschlagenheit in uns hervorruft, so schaaren wir uns um Jesus Christus, unsern Herrn und unsern Bruder, dessen froh, daß er geleistet, was der Mensch vor dem Vater im Himmel leisten soll, und mit innigster Freude sprechen wir es aus: Seht da unsern Freund und Bruder, Wesen von unserm Wesen, in dem die ganze große heilige Menschenwürde zur vollkommenen Erscheinung gekommen ist, damit in ihm der himmlische Vater seine Menschenkinder anschaue mit ewigem Wohlgefallen.

Nun denn, meine Freunde, wenn der Hochmuth über uns Meister werden will, wenn wir uns bedünken, etwas Großes zu sein und Großes zu leisten, wenn wir stolz sein wollen auf unsere Tugend, auf unsere guten Werke, dann predige uns der ehrwürdige Dichter: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst.“ Und wenn es öde und traurig im Herzen aussieht, wenn dir zu Muthe ist: „Ach was soll dieses Leben mit all seiner Lust, seinem Schmerz und ach wie ist doch all unser Suchen und Streben, Ringen und Schaffen so unbedeutend“ — wenn du so verzagst, wenn du so muthlos, so des Lebens müde geworden bist, dann erinnere dich: „du hast den Menschen wenig geringer gemacht als Gott; du krönteſt ihn mit Ehre und Zierde.“ Dann laß dir sagen: „die auf den Herrn hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Und deine Wehmuth und dein Hochgefühl, es soll zusammenklingen in dem Bekenntniß: „O welch' eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie unergründlich sind deine Gerichte, o Gott, und wie unerforschlich deine Pfade; denn aus dir und zu dir und in dir sind alle Dinge, dir sei Lob und Ehre in Ewigkeit!“ Amen.

Frei und fromm.

Predigt von Hermann Albrecht, Pfarrer in Rorschach, St. Gallen.

Text: 1. Korinther 3, 21—23. Darum rühme sich Niemand eines Menschen, denn Alles ist euer. Es sei Paulus oder Apollos oder Kephas oder die Welt, oder Leben oder Tod, oder Gegenwärtiges oder Zukünftiges; Alles ist euer. Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.

Meine christlichen Freunde! Ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit ist der Zug und Drang und Trieb zur Freiheit. Was man früher als eine nothwendige Schranke und als einen unentbehrlichen Schutz betrachtete, wird jetzt abgestreift wie eine lästige Fessel. Schon unsere Kinder singen: „Komm' mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!" Und in der That, die Freiheit ist so gut eine Himmelstochter wie die Liebe und die Wahrheit; in ihrem Namen sind die größten Thaten der Menschheit vollbracht worden und die Gräuel, welche im Gefolge des Kampfes für die Freiheit geschehen sind, vermögen nicht die Liebe zur Freiheit aus unsern Herzen auszutilgen. Die Freiheit ist unsere Wonne und unsere Qual. Unter ihrer Flagge kämpfen die entgegengesetztesten Parteien und Bestrebungen, der Papst sowohl als Luther und Zwingli; diejenigen, welche erschrecken ob der vollen, freien Bewegung unserer Zeit, wie diejenigen, die sich darüber freuen. Indessen, wer kann es leugnen, daß die Freiheit auch ihre großen Gefahren hat und daß ihr Mißbrauch und ihre Uebertreibung die Brücke zur größten Knechtschaft gewesen ist. Das hohe Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit hat schon verderbliche Schosse getrieben: Das Heiligste wird unter ihrem Schutz in den Staub gezogen; förmliche Vereine haben sich gebildet zur Austilgung des religiösen Gefühls und des Gottesglaubens im Volke. Als vor zehn Jahren in unserm Lande die Freiheit proklamirt wurde, daß man ohne Pfarrer beerdigt werden, ohne Kirche aufwachsen und ohne religiöse Weihe in die Ehe treten könne, meinten Viele, man habe jetzt nicht blos die freie Wahl, mit oder ohne Kirche zu leben, zu heirathen und zu sterben, sondern es sei dies eine Aufforderung an den „modernen Menschen", kirchenlos durch die Welt zu gehen. Freilich kehrte der öffentliche Geist allmälig unter schmerzlichen Erfahrungen zur Besonnenheit zurück; während man eine Zeit lang die Religion als

einen Würgengel betrachtete, wurde sie nach und nach wieder als segnender Engel gesucht und geehrt.

Gegen die Losung der Freiheit hat sich die Losung der Frömmigkeit erhoben. Wer ängstlich an's Herkommen sich anklammerte und mißtrauisch war gegen jeden Hauch der Freiheit, meinte in guten Treuen ein Recht zu haben, sich unter die Frommen zählen zu können. Da die Strömung der Zeit die Freiheit eher begünstigt als die Frömmigkeit, so scheint die Zahl der Anhänger jener „Legion", die Zahl der Bekenner dieser ein „Häuflein klein" zu werden. Ich stehe darum auch nicht an, einzuräumen, daß es heutzutage mehr Muth braucht, zur Frömmigkeit zu stehen als zur Freiheit. Jeder Schreier auf der Gasse meint ein Prophet der Freiheit zu sein; die Stillen im Lande sammeln sich gern unter das Panier der Frömmigkeit. Die Aeußerungen derselben stimmen indessen durchaus nicht immer mit ihrem wahren Wesen überein und das ist schuld, daß in weiten Kreisen Engherzigkeit und Unfähigkeit, die Aufgaben der Gegenwart zu begreifen, mit der Frömmigkeit verwechselt werden.

Zwischen diese beiden Strömungen sind wir hineingestellt. Verwirrend tönt an unser Ohr die Losung: Hie Freiheit, hie Frömmigkeit! Beides haben wir zu Zeiten schätzen und lieben gelernt, von Beiden haben wir uns schon abgestoßen gefühlt. Wie Viele schwanken, was sie ergreifen sollen! Wo führt der rechte Weg durch diese Strömungen hindurch? Giebt es überhaupt einen solchen Weg? Heißt es da nicht einfach: Entweder — Oder? Entweder frei von Allem, von jeder Schranke und von jeder höheren Geistesmacht oder gebunden im Geiste, ängstlich das überlieferte Geleise innehalten? Es muß einen solchen Weg geben, denn Beides hat seine Berechtigung: Der Zug zur Freiheit, die schon mit der Himmelsgabe der Vernunft gegeben ist und der Zug zum Festhalten des inwendigen Heiligthums. In dem Bekenntniß frei und fromm ist die Richtung bezeichnet, die wir nehmen sollen. In diesem Zeichen haben die Väter und Begründer unserer evangelischen Kirche gesiegt; das ist der Grundton im Wirken der Führer des geläuterten Protestantismus unserer Tage gewesen; um dessen willen haben sie unsere Herzen erobert.

An der Hand unseres Textes wollen wir jetzt zeigen, daß das recht verstandene „frei und fromm" seine Wurzel und sein Fundament in der heiligen Schrift hat. Mögen Manche aus solcher Betrachtung Muth schöpfen, dem frei und fromm" in ihrer Gesinnung das bleibende Bürgerrecht zu geben!

Frei und fromm — das ist offenbar der Grundton unseres Textes. Wenn der Apostel sagt: Es rühme sich Niemand eines Menschen; es ist Alles euer; es sei Paulus oder Apollos oder Kephas, es sei die Welt ꝛc., so heißt das nichts anderes als: Ihr sollt nicht der Menschen Knechte sein, ihr seid frei, frei von jedes Menschen Name und Satzung und Ansehen, so viel sie auch gelten mögen; um unsertwillen sind sie da, nicht wir um ihrer willen. Und wenn er dann fortfährt: Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes, was heißt das anders als: Obwohl ihr frei seid, frei von jeder äußern Macht und Person, so seid ihr doch gebunden in eurem Innern, als Christen gebunden in Christus, der für euch gestorben ist und euch den Segen der Gotteskindschaft mit seinem Herzblut erstritten hat und durch ihn gebunden an den, an den Alles gebunden ist, in dem wir leben und weben und sind.

Frei und fromm — das ist offenbar der Grundton des Lebens und der Religion Jesu Christi. Wie ein rother Faden geht durch Jesu Freiheit und Frömmigkeit hindurch ein heiliges sich Gebundenfühlen an den Willen Gottes, eine Lebensgemeinschaft mit Gott allezeit, ein tief im Herzen wurzelndes Vertrauen auf ihn. Er hat zu seinem Vater in den Himmeln gebetet, so innig und kindlich fromm nur beten kann, wer mit dem Vater sich ganz verbunden weiß, und als die Liebe zum Leben in Gethsemane noch einmal seinen persönlichen Willen dem göttlichen entgegenstellte, dämpfte er jenen mit dem ergebungsvollen Seufzer: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Und doch auf der andern Seite, welches Freiheitsgefühl tritt uns in Christus entgegen! Er weiß sich frei von seines Volkes Satzungen und Schulweisheit; frei von den Vorurtheilen der Menge tritt er unter die Unglücklichen, unter die Zöllner und die Sünder und frei schaut er über des Tempels Mauern hinaus in eine Zeit, da man Gott anbeten wird im Geist und in der Wahrheit.

Frei und fromm — das ist endlich offenbar auch der Grundton unserer christlichen Bibel. Auf der einen Seite ist da Alles bezogen auf Gott; die Furcht Gottes ist darin der Weisheit Anfang; die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde, ist ihre höchste Frage; daß die Seele gerettet werde und keinen Schaden nehme, das ist die oberste Sorge der Bibel. Auf der andern Seite vernimmt das lauschende Ohr deutlich das Rauschen der Freiheit: Da ist kein ängstliches Hängen und Kleben am Buchstaben, sondern ein freies, freudiges Hervorbringen aus der Fülle des von Christus befruchteten Geistes; sie wußten, daß sie den Geist Christi hatten, was lag ihnen am Buchstaben;

ein Jeder benutzte die Ueberlieferung in freieſter Weiſe zur Begründung ſeines entweder juden- oder heidenchriſtlichen Standpunktes; ein Jeder zeichnete das Bild von Jeſus ſo, wie es ſich ſeinem Geiſt darſtellte. Die Namen Paulus, Petrus, Jakobus, Johannes, Martha, Maria ſind ebenſoviel freie, individuelle Auffaſſungen der Religion Jeſu, wie es Namen ſind.

Daraus erſehen wir, daß die Chriſten der Gegenwart, die gern ihre Denkweiſe in das Bekenntniß „frei und fromm“ faſſen, das Recht der Berufung haben auf die „Erſtlinge des Geiſtes.“

Und nun faſſen wir unſern Text noch etwas genauer in's Auge, dann werden wir aus ihm auch das lernen, was wir unter den ſo ſehr allgemein klingenden Bezeichnungen frei und fromm näher zu verſtehen haben.

„Es rühme ſich Niemand eines Menſchen“ — ja das blinde ſich Verſchreiben an Menſchen und Autoritäten, das gedankenloſe Nachbeten iſt ein elender Menſchen- und Götzendienſt. Gerade die großen Seher und Pfadfinder der religiöſen Offenbarung proteſtiren mit ihrer ganzen Erſcheinung gegen die Autoritätsſucht. Wer hätte eher ein Recht gehabt, uns auf ſein Wort zu verpflichten, weil es die höchſte und letzte Weisheit ſei als Jeſus Chriſtus, und was hat er geſagt bei ſeinem Abſchied: Es iſt euch gut, daß ich hingehe, damit ihr meine Freunde bleibet und nicht — Knechte werdet. Ich hätte euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnt's nicht ertragen; der Geiſt der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten. Und wie deutlich ſpricht ſich darüber Paulus aus, der doch ein hohes Selbſtgefühl ſeiner Apoſtelwürde in ſich trug: Wir wollen nicht Herren ſein eures Glaubens, ſondern Gehülfen eurer Freude; er vergleicht ſich einem Gärtner, der pflanzet, ein Anderer aber begießet und Gott giebt das Gedeihen: „Jede Zeit hat ihre beſonderen Bedürfniſſe und Denkformen und jeder Menſch muß am Ende ſeinen Weg durch die Wüſte des Lebens ſelber machen. Und wenn er, wo es über eine unwirthliche Alp geht, einen Führer mitnimmt, ſo muß er doch mit eigenen Augen ſehen, wohin er den Fuß hinſetzen kann.“

„Es iſt Alles Euer, es ſei Paulus oder Apollos (welcher ein angeſehener chriſtlicher Lehrer und Zeitgenoſſe des Apoſtels war), es ſei Kephas (der hebräiſche Name des Petrus),“ — was will das ſagen: Diener ſind ſie, durch welche ihr ſeid gläubig geworden, irrende, fehlende, kämpfende Menſchen, Bauleute ſind ſie, die auf dem ſchon gelegten, einigen Grund aufbauen, das eine Mal Gold und Edelſtein, ein anderes Mal auch Holz und Stroh und Stoppeln, alſo Werthloſes und Vergängliches, das

vom Feuer der fortſchreitenden Erkenntniß zerſtört werden wird. Welche Zeit hätte dieſe Mahnung dringender nöthig, als die unſrige? Namen, Schlagwörter, Autoritäten, Bücher ſind oft das Einzige, womit wir unſere Meinung ſtützen können; wir lächeln über den Glauben und rühmen uns des Wiſſens und des blinden Glaubens an den Ausſpruch eines Parteiführers, eines durch einen glücklichen Fund plötzlich emporgeſchnellten Namens; das unwiſſende Sichberufen auf Andere, die wir nicht kennen, die ſo gut wie wir noch im Glauben und nicht im Schauen wandeln, es iſt eine uns beſchämende Zeitkrankheit geworden.

„Es iſt Alles Euer, auch die Welt und was in ihr iſt, die Gegenwart und die Zukunft“ — alſo nicht nur die Menſchen, auch die Dinge. In einem Sinn, der dem Apoſtel ganz fern lag, hat das Geſchlecht unſerer Tage dieſes Apoſtelwort ſich zu eigen gemacht. Auf Alles hat der erobernde Menſchengeiſt Beſchlag gelegt; nichts entgeht ſeinem erliſtenden und erraffenden Spürſinn; Alles ſucht er in den Dienſt einer bequemen Lebensführung zu ziehen; unter ſeine Botmäßigkeit bannt er die widerſtrebendſten Kräfte Himmels und der Erde. Daß es aber meiſtens nicht im Sinn des Apoſtels geſchieht, zeigt die Wirkung dieſer Alles ſich unterwerfenden und zu eigen machenden menſchlichen Betriebſamkeit. Nicht freier, ſondern abhängiger von den Dingen und Genüſſen und Errungenſchaften ſind wir geworden. Paulus meint aber, daß Alles in der Weiſe unſer ſein ſoll, daß es uns diene als Hülfsmittel zur Erreichung unſerer höheren Beſtimmung. Alles, was die Zeit uns bringt, jede Geſtalt des Lebens, jegliche Erkenntniß des Geiſtes, jedes Verhältniß zu Menſchen in Freundſchaft und Liebe, jede Gemeinſchaft im Hauſe und im Staat, jeder Fund des Wiſſens, jede Bereicherung des Lebens durch Bildung und Kunſt, jede Gunſt und jeder Schlag des Schickſals, Alles was uns gegeben und genommen wird, ſoll unſer ſein inſofern, als es uns ſtählen und ſtärken ſoll, als es uns dienen ſoll zu einer Schule des Charakters und zu einer Quelle immer erneuerter Geiſteserhebung.

Verſtehen wir nun, was die chriſtliche Freiheit iſt? Nicht das, was man auf der Gaſſe darunter verſteht: Machen, was man will, thun, was das Herz gelüſtet oder den Augen wohlgefällt, ſondern Menſchen, Autoritäten und Bücher, und die Welt und was ſie uns jeden Tag Neues bringt, frei prüfen und das behalten, was einen Werth hat für unſer Heil, ſei es für unſere Erkenntniß, ſei es für unſer Gemüth, ſei es für unſer menſchenwürdiges Daſein; ſei es für uns ſelbſt, ſei es für Andere.

Und nun die andere Seite, nach dem Freisein das Fromm=sein.

„Ihr aber seid Christi" — als Christen sind wir gebunden an den Geist Christi, soweit er sich unmißverständlich aus der heiligen Schrift erkennen läßt; das ist die Schranke unserer Freiheit; wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Heut noch gilt seines Jüngers Wort: Wohin sollten wir gehen, du allein hast Worte des ewigen Lebens; in der inneren, oberen, höheren Welt des Geistes ist er unser Pfadfinder und Führer; er hat Seherblicke gethan in die geheimnißvolle Verbindung des Menschenherzens mit Gott, welche keine von Philosophen geträumte Zukunftsreligion unbeachtet und ungewürdigt lassen kann; er hat für die Sittlichkeit und die Werthschätzung des Menschen den unverrückbaren Maßstab entdeckt in der Erkenntniß: Der innere Mensch ist der wahre Mensch. Er hat die Scheidewand entfernt, die Gott und Menschen trennt und den Menschen zuerst das Gotteskind genannt mit all' den tröstenden Gedanken der Vergebung auf Reue hin und der Vaternähe beim Alleinsein seines Kindes, wie sie von selbst aus der Offenbarung der Gotteskindschaft fließen. Sein Gethsemane ist für ungezählte Ringende und Kämpfende eine Quelle der Kraft und des Beistandes geworden, „und wie ich es betrachte, wird die Last mir abgenommen um die Hälfte fast; es ist, als spränge mir ein Bruder bei; als litten statt des Einen unser Zwei." Sein Kreuz hat uns den allein zum Ziele führenden Weg gewiesen, auf dem es einen wirklichen Fortschritt, eine nachhaltige Besserung unserer Zustände und eine Erlösung der Menschheit giebt, den Weg der Selbstverleugnung, der Hingebung, der Aufopferung und der dienenden Liebe.

„Christus aber ist Gottes" — das ist das letzte und höchste Gebundensein des Menschen. In ihm findet die Seele Ruhe in der Unruhe der Zeit und zu ihm kehrt das Leben zurück als dem Urquell des Lebens. Wir sind gebunden an seine ewigen Ordnungen, die wir ungestraft nicht antasten können: Was der Mensch säet, das wird er ernten; wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleisch das Verderben ernten und wer auf den Geist säet, wird vom Geist ewiges Leben ernten. Wir sind auch an ihn gebunden in Schmerzen und Trübsalen, in Zweifeln und Dunkelheiten: da erweist sich Menschenkunst so oft als ohnmächtig, Gotteskraft aber als mächtig in menschlicher Schwachheit.

Verstehen wir nun, was das heißt: Fromm sein? Nicht das, was man so vielfach darunter versteht: Aengstlich sich anklammern an ein Bekenntniß, diese oder jene religiöse Uebung

pünktlich verrichten, ſondern den Geiſt Chriſti haben und ihn als Kraft und Leben erweiſen und dann ſich leiten laſſen durch die bald mächtig und bald gelind vernehmbare Stimme Gottes, wie ſie uns aus der Schöpfung, aus dem Gewiſſen, aus den Gerichten in der Menſchenwelt entgegentönt.

Zu denen, welchen das Gebundenſein an dieſe Mächte auch noch zu läſtig iſt, ſagen wir: die Erfahrung lehrt, daß der Menſch einen Herrn haben muß, iſt's nicht Gott, ſo iſt's ein Anderer; es hilft euch nichts, „wir ſind gebunden Alle, die wir ſind: Im Hauſe binden uns der Liebe Pflichten, in der Geſellſchaft bindet uns die Sitte, im Staate bindet uns das Staatsgeſetz und die Nothwendigkeit in der Natur; ja ſelbſt die ewigen Geiſter ſind gebunden, denn ein Geſetz muß ſein, nach dem ſie ſind." Wir ſagen ihnen: Täuſchet euch nicht, zu meinen, daß ihr nicht gebunden ſeid und wären es auch nur die Bande des Vorurtheils und der Leidenſchaft; „es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten."

Frei und fromm — dieſer Loſung laſſet uns treu bleiben! Wir wollen uns freuen der vollen, freien Bewegung unſerer Zeit, jeglicher Erkenntniß und jeglichen Fortſchrittes, wir wollen keines Menſchen und keines Buches und keines Dinges Knecht ſein, ſondern Alles frei prüfen und das Beſte behalten; es iſt ja Alles unſer. Gebunden aber wollen wir bleiben in Chriſtus, deſſen Geiſt wir als die Quelle alles Guten in uns tragen und wollen allezeit uns bewußt ſein, daß wir umfaßt und getragen ſind von Gott, an den im letzten Grunde Alles gebunden iſt, weil wir in ihm leben und weben und ſind. Mit dieſem Bekenntniß werden wir uns ſtets berufen können auf den Rechtsbrief des Evangeliums. Amen.

Das Jubeljahr.

Eine Betrachtung von J. Krabolfer, Prediger an der St. Rembertikirche zu Bremen.

Ein Jubeljahr oder Halljahr, wie Luther überſetzt, war durch das moſaiſche Geſetz dem Volke Israel vorgeſchrieben. In je ſieben mal ſieben Jahren ſollte ein Jahr der Freude und der Freiheit gefeiert werden, welches am zehnten Tage des ſiebenten Monats, nämlich an dem großen Buß- und Verſöhnungstage des Volkes, im ganzen Lande durch Poſaunenhall angekündigt wurde. In einem ſolchen Jahre ſollte alle Landarbeit ruhen, der ganze Ertrag der Ernte als ein Gemeingut behandelt, alle Schuldtitel getilgt, alles verpfändete oder durch Kaufſchuld verloren gegangene Eigenthum ſeinem urſprünglichen Beſitzer oder deſſen Erben wieder zurückgegeben, Jedem, ſei es Fremden ſei es Einheimiſchen, der Knecht oder Sclave eines Andern geworden war, die Freiheit wiedergeſchenkt werden.

Es war ein ächt humaner und in ſeiner Art großartiger Gedanke, welcher dieſer Einrichtung zu Grunde lag und dem Geſetzgeber vorſchwebte. Leider hat derſelbe an der Macht der Verhältniſſe und an der Herzenshärtigkeit der Menſchen einen unbeſieglichen Widerſtand gefunden. Die Einrichtung eines ſolchen Jubel- oder Feſtjahres erwies ſich als unpraktiſch und undurchführbar und mußte daher ſehr bald wieder aufgegeben werden.

Von Zeit zu Zeit aber ordnet der Herr der Schöpfung ſelbſt ein ſolches Jubeljahr an, das ſich durch ſeine Schönheit und Fruchtbarkeit, durch die Fülle ſeines Segens glänzend hervorthut vor ſeinen Vorgängern und vor ſeinen Nachfolgern.

Ein ſolches Jubeljahr der Schöpfung iſt das diesjährige. Da erfüllet ſich buchſtäblich, was der Pſalmiſt ſagt: „Du ſucheſt das Land heim und wäſſerſt es und macheſt es ſehr reich. Gottes Brünnlein hat Waſſer die Fülle. Du läſſeſt das Getreide wohl gerathen, denn alſo baueſt du das Land: du tränkeſt ſeine Furchen und feuchteſt ſeine Schollen; du erweicheſt es mit Regen und ſegneſt ſein Gewächs. Du kröneſt das Jahr mit deinem Gut und deine Fußtapfen triefen von Fett. Es triefen die Anger der Wüſte, mit Jubel die Hügel ſich gürten; die Triften ſind voll Schafe und die Auen ſind gehüllt in Korn; alles jauchzet und ſinget.“

Wer Gelegenheit hatte, in diesem Sommer unser schönes Land zu durchwandern vom Norden nach Süden und vom Süden nach Norden, wer sie einfahren sah, die Tausende mit schweren Garben beladener Wagen, die dem Menschen das tägliche Brod bringen; wer das Jauchzen der Schnitter gehört hat von nah und fern; wer die Bäume gesehen hat im Schmucke ihrer goldenen Früchte; wer den Weinberg durchwanderte, in welchem die Traube reift im Sonnenstrahl; wer auf fetten Triften die munteren Kühe weiden sah und an dem Geläute der Heerdenglocken sein Ohr erquickte; wer es mit eigenen Augen geschaut hat, wie auch die schweigsame Wüste des Hochgebirges mit ihrem ewigen Eis und Schnee erglühte und wunderbar sich belebte in den Strahlen des himmlischen Lichtes; wer im Donner und Blitz wie im sanften Säuseln, im Rauschen der Waldbäche wie in der feierlichen Stille der Sternennacht die Stimme des ewigen Gottes gehört und seine Nähe verspürt: der hat nicht nur, wie die Juden am großen Versöhnungstage, Menschen gehört in die Posaune blasen, sondern er hat Gottes Ruf selbst vernommen, wie er den Mächten seiner Schöpfung Befehl gegeben: Machet euch auf, ihr Winde, von den Enden der Erde und ihr Wolken, die ihr der Flur den Regen spendet und du Sonne, die du das Leben weckest und zeitigest, ihr Alle sollet euer Bestes thun und zusammenwirken, daß die Menschen wieder einmal nach langem Hoffen und Harren ein fruchtbares und gesegnetes Jahr haben und erkennen, daß ich, ihr Gott, ein gütiger, freundlicher Gott bin.

So kehret denn auch in diesem Jahre unser Bet- und Danktag wieder zur rechten Zeit, und wenn jemals Ursache zu danken vorhanden war, so ist es heute. Wenn es Vielen noch nicht so recht zum Bewußtsein gekommen, daß weder die Getreidezölle es sind noch die freie Aus- und Einfuhr, was des Landes Wohlstand und Gedeihen ausmacht, sondern der Segen des Herrn: in einem Jahre, wie dieses, muß es Allen klar werden. Und darum sollten auch wir Alle, die Landleute mit den Städtern, die Kinder mit den Eltern, die Reichen mit den Armen von ganz besonderem Danke erfüllt sein; denn der Segen eines fruchtbaren Jahres kommt nicht nur den Einzelnen, sondern Allen ohne Unterschied zu Gute.

Wenn aber auch Alle Ursache haben zu danken, können wir darum in Wahrheit sagen, daß diese freudig gehobene, dankerfüllte Stimmung in Allen vorhanden sei? Ich rede nicht von denen, bei welchen eine der natürlichsten und schönsten Regungen der Menschenbrust noch nicht entwickelt oder in Gleichgültigkeit und Stumpfsinn erstorben ist, sondern ich denke an die klugen, auf-

geklärten Menſchen, welche ſich und Andern einreden wollen, daß es deſſen gar nicht bedürfe, daß gar keine beſondere Urſache zum Danken vorhanden ſei. Wem wollt ihr denn danken? fragen ſie uns. Der Natur, die, was ſie giebt, umſonſt giebt, ohne Wahl, ohne Ueberlegung und keines Dankes von uns begehret? Sehet ihr's denn nicht — ſo fragen ſie uns — daß der Wechſel von fetten und mageren Jahren in der Ordnung der Dinge, in Wind und Wetter begründet iſt und nach beſtimmten Geſetzen, die uns nur theilweiſe noch verborgen ſind, in ewigem Kreislauf wiederkehret? Wenn auf die fetten Jahre naturgemäß wieder magere Jahre kommen, welche den Ertrag der fetten verſchlingen; wenn auf die mageren Jahre ein fruchtbares Jahr folgt, welches einigermaßen wieder gut macht, was ſeine Vorgänger verſäumt haben: wie könnt ihr in alledem einen beſtimmten Plan und eine beſondere Abſicht des Schöpfers entdecken, da doch die natürlichen Urſachen von alle dem offen zu Tage liegen?

In ſolcher ſcheinbar gottloſen Rede iſt ganz gewiß ein Körnlein Wahrheit enthalten. Denn in der That können wir das Wirken Gottes und ſeine Abſichten nicht mehr ſo von der Natur getrennt und von ihren Kräften unabhängig uns denken, wie dies in früheren Zeiten angenommen wurde. Für uns iſt das Leben der Natur gerade ſo gut eine Offenbarung und ein Leben Gottes, als die Geſchichte der Menſchen; für uns ſind Natur und Gott nicht zwei von einander getrennte Weſen, ſondern die Natur iſt uns gleichſam der Leib, den die Gottheit ſich gebildet hat, von ihr unterſchieden, aber nicht geſchieden.

Wenn daher die Einen ſagen, daß man den Segen eines Jahres der Natur zu verdanken habe und die Andern dagegen behaupten, daß Gott der Segenſpender ſei, ſo iſt das im Grunde gar kein großer Unterſchied und der Streit darüber faſt ſo thöricht, alo wenn Kinder darüber ſich ſtreiten wollten, ob ſie ihrem Vater oder ihrer Mutter das Leben zu verdanken haben. Denn alles, was Gott an äußeren Lebensgütern den Menſchen giebt, das giebt er ihnen vermöge der Natur und aus derſelben und alles was die Natur den Menſchen zu Theil werden läßt, das vermag ſie uns nur zu geben nach dem Willen Gottes, vermöge ſeiner Kräfte, die in ihr wirkſam ſind.

Aber — das werdet ihr mir doch zugeben — es iſt nicht gleichgültig, ob man der unbewußt wirkenden Natur oder einem bewußt wirkenden Gotte all' das Gute zuſchreibt, was wir an äußeren Lebensgütern beſitzen. Im erſteren Falle wird das Dankgefühl ſo leicht erſtickt durch die Erwägung, daß die Natur unſern Dank nicht beanſprucht und im Grunde auch nicht ver-

dient, weil sie ohne Absicht handelt, nicht von Wohlwollen, von Mitleid für ihre Geschöpfe getrieben. Im andern Falle dagegen, wenn wir Gott als den Geber jeder guten Gabe erkennen, da erscheint die Dankbarkeit als eine unabweisbare Pflicht, als ein zwar geringes und bescheidenes, aber doch nothwendiges Opfer, das wir ihm darbringen. Wenn dir von unbekannter Hand ein ansehnliches Geschenk gemacht wird, das du nach freier Verfügung verwenden darfst, so giebst du dich nicht so leicht damit zufrieden, daß es dir gegeben ist; du möchtest den gütigen Geber gerne kennen lernen, ihm dich dankbar erweisen. Und so wird auch ein gut geartetes Gemüth nicht sagen: ob ich den Segen eines Jahres der Natur oder Gott zu verdanken habe, das ist mir gleichgültig; genug, daß ich diese Gaben besitze; sondern du wirst sagen: ich will nicht ruhen, bis ich die Hand erkannt habe, die mich mit Wohlthaten überschüttet, damit ich mich dem gütigen Geber zu Füßen werfe und spreche: du bist's! du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret und Ruhm und Ehre bring' ich dir.

Darum werden auch wir uns nicht damit begnügen, den Ernteſegen ruhig in Empfang zu nehmen und einzustreichen, wie der glückliche Spieler den Haufen Goldes einstreicht, den der Leiter des Spieles mit gleichgültiger Miene ihm zuschiebt; sondern wir werden unsere Herzen über die Natur hinaus emporrichten zu dem Gott, welcher die Seele, die belebende Kraft der Natur und zugleich ihr Meister und Schöpfer ist; wir werden uns dem zu Füßen werfen, der über menschliches Verdienen sein Füllhorn über uns ausgeschüttet hat; wir wollen ihm danken als demjenigen, der unsern Stand sichtbar gesegnet, der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet, ihn preisen um seiner Freundlichkeit willen, die jeden Morgen neu wird und für seine Güte, die ewiglich währet.

Nun bin ich weit davon entfernt, alle diejenigen der Undankbarkeit zu bezichtigen, welche an einem von Alters her durch die Obrigkeit verordneten Tage des Dankes und der Buße sich nicht in der Schaar der dankenden und betenden Gemeinde eingefunden haben. Wir wissen es sehr wohl aus eigener Erfahrung, daß es Zeiten giebt, wo das Geläute der Heerdenglocken uns lieblicher tönt, als das Geläute der Kirchenglocken, Zeiten, in denen die stumme Sprache der ihren Sonn- und Feiertag haltenden Natur lauter zu uns redet, als die gewaltigste Predigt von der Kanzel. Dank und Seligkeit, wie Schuldgefühl und Reue, sie durchzittern oft viel mächtiger unsere Brust im stillen Kämmerlein, wo Niemand uns sieht noch hört als im Kirchenstuhle, wo die Aufmerksamkeit so leicht durch die äußere

Umgebung von uns ſelbſt abgelenkt wird. Und wahrlich: nicht darauf kommt es an, daß wir hier im Heiligthum das Gelübde unſeres Dankes bezahlen durch unſer bloßes Erſcheinen, durch unſere perſönliche Gegenwart, ſondern was Gott von uns fordert und zu fordern das Recht hat, das iſt die dankbare, freudig gehobene Stimmung angeſichts ſeiner Segnungen, welche an keinen Ort und an keine Zeit gebunden iſt. Dieſe Geſinnung, wir dürfen ſie nicht allen denen abſprechen, die, von dem gemeinſamen Gottesdienſt abgeſondert, ihren Gott in der Stille loben und das gemeinſame Loben und Danken verlernt haben.

Eines aber beklage ich tief, nämlich, daß von rechter Dankesfreudigkeit nicht mehr, ich ſage ausdrücklich in uns allen nicht mehr zu finden iſt. Ich ſehe in dieſem Mangel ein bedenkliches Zeichen der Ermattung, der Verdunkelung der natürlichen ſchönen Regungen des Menſchenherzens, ein Zeichen von dem, was man die Blaſirtheit unſeres Geſchlechtes zu nennen pflegt. Kommt dieſe Undankbarkeit etwa daher, daß es uns bisher zu gut ergangen? Daß wir nicht ſo recht wiſſen, was Hunger iſt, daß wir zu wenig unſer Brot mit Thränen und im Schweiße unſeres Angeſichtes gegeſſen? Die Wenigſten von uns haben ſich ſchon die Mühe gegeben, ſich in die Stimmung des Landmannes hineinzuverſetzen, der arbeitet, ſäet und pflügt, gräbt und jätet Jahr um Jahr auf Hoffnung hin und der ſo oft durch Mißwachs oder Ungewitter, durch Hagelſchlag oder Ueberſchwemmung um ſeinen Ernteſegen gebracht wird. Geknickt ſteht er da, wie der Halm auf dem Felde und es gehört wahrlich Muth und Gottvertrauen dazu, daß er ſich wieder aufrichte und die verlorene und vereitelte Arbeit auf's Neue beginne. Uns Städter hat die lange Gewöhnung an den regelmäßigen Beſitz uüd Gebrauch der Gottesgaben ſo gleichgültig gemacht gegen den Werth derſelben, daß wir beinahe Urſache hätten, Gott für den Mangel ebenſo zu danken wie für den Ueberfluß, weil erſt der Mangel uns den Werth des Beſitzes fühlbar macht.

Und das iſt der Punkt, wo das Dankgefühl umſchlägt in das ſchmerzliche Gefühl: wir ſind nicht wie wir ſein ſollten; wir verdienen nicht, was wir beſitzen. Auf den erſten Blick mag es ſcheinen, als ob Dank und Buße nicht recht zuſammenpaſſen; denn offenbar ſind es doch zwei ganz verſchiedenartige Gefühle, welche durch dieſelben in uns angeregt werden und wo das eine herrſcht, da kann das andere keinen rechten Platz finden. Daher kommt es wohl, daß in den meiſten Landeskirchen die Dankfeſte und die Bußtage ſtreng von einander getrennt gehalten werden, damit jedes von beiden zu ſeinem Rechte komme.

Und doch liegt auch der Verbindung von beiden, wie die Schweiz und Bremen sie angeordnet haben, ja wie sie schon im jüdischen Alterthume am großen Versöhnungstage stattfand und noch fortdauert, eine richtige und vernünftige Erwägung zu Grunde. Oder ist's nicht also, daß unverdiente und ungewöhnlich reich uns zugemessene Güte uns demüthiget und in jedem seiner empfindenden Gemüthe den Gedanken wachruft: was fehlt mir noch, um dessen werth zu sein? Was kann ich thun, um dafür mich dankbar und erkenntlich zu erweisen?

Auf diesen Einen Punkt soll für dies Mal unsere Buße sich beschränken. Wir würden es geradezu als ein Unrecht an dem Genius dieses Jahres ansehen, wenn wir nunmehr in ein Klagelied ausbrechen, ein allgemeines Sündenbekenntniß anstimmen, gegen alle möglichen Gebrechen und Laster, an denen die Menschheit und unser Volksleben krankt, zu Felde ziehen wollten. Denn in einer solchen Wehklage und Bußrede würde leicht der schwache Dank ersticken, welcher den Grundton unserer Feststimmung bilden soll. Darum wollen wir nur so viel von Buße laut werden lassen, als nöthig ist, um der leider nur schwachen Flamme unseres Dankes neue Nahrung zuzuführen. Als Dank- und Bußtag zugleich ruft er uns zu: es ist schlecht von dir, wenn du jeden Tag an Gottes reich besetzte Tafel dich setzest wie die Schmarotzer, die von anderer Leute Fett zehren und von ihrer Gutmüthigkeit sich nähren. Ja, es ist schlecht von uns, wenn wir, von Gott zu Gast geladen, uns gütlich thun an dem, was er uns darbietet und nachher aufstehen und davon gehen, ohne auch nur denjenigen zu grüßen, der uns zu sich eingeladen; es ist schlecht von uns, wenn wir den Ertrag eines Jahres in die Tasche stecken und dieselbe sorgfältig zuhalten vor denen, welche bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen sind. Fürwahr, es war doch ein schöner, ächt humaner Gedanke, welcher den jüdischen Gesetzgeber leitete, wenn er vorschrieb: im Jubeljahr sollte der ganze Ertrag des Jahres als Gemeingut behandelt, jede Schuld getilgt, jede Fessel gelöst werden und wenn auch damals das Gesetz auf dem Papier stehen blieb und seine Verwirklichung in der argen Zeit nicht finden konnte, so darf uns das nicht abhalten, sondern soll uns im Gegentheil anspornen, in anderer praktischerer Weise die Lösung des sozialen Problems zu versuchen. In demselben Maße wird uns das gelingen, als wir uns dessen bewußt werden, wie nicht Gott die Marksteine in die Felder gesetzt hat, sondern die Menschen, wie nicht er uns den Privatbesitz verbrieft und versiegelt hat auf ewige Zeiten, sondern wie wir seine Lehensleute sind, seine

Nutznießer, seine Schuldner, seine Hörigen, damit wir den Zehnten unseres Besitzes und den Ueberschuß unseres Bedarfes denen zukommen lassen, welche der Hülfe bedürfen.

Gotteshausleute, so nannte man in der Schweiz diejenigen, welche von einem Kloster ihr Gut und Haus und Acker zu Lehen bekommen hatten; Gotteshausleute in anderem, in umfassenderem Sinne sollen wir alle sein. Wohl uns, wenn wir als die Kinder seines Hauses, als Gäste an seiner reich besetzten Tafel uns bewähren in dankesfroher Gesinnung gegen ihn, den Geber aller guten Gabe und in spendefroher Gesinnung gegen die Menschen als unsere Brüder.

Was ist nöthig, um ein Retter der Verlorenen zu werden?

Predigt von Gottfried Schönholzer, Pfarrer in St. Gallen.

Text: Ev. Lucas 15, 1—7. Aber alle Zöllner und Sünder naheten zu ihm, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder auf und isset mit ihnen. Er sagte aber dieses Gleichniß zu ihnen und sprach: Wer aus euch, der hundert Schafe hat, und Eines aus ihnen verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden, nimmt er es auf seine Schultern mit Freuden; und wenn er nach Hause gekommen, ruft er die Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf, das verlorene, gefunden. Ich sage euch: Also wird eine Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Das Eigenthümliche der Liebe, daß sie das bevorzugt, was die Welt vernachlässigt, geht durch alle drei Lucas-Erzählungen, durch's Gleichniß vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohn, hindurch und ist die göttliche Thorheit des Jesulebens selber gewesen. Die Liebe, die nicht sich selber sucht, ist ja überhaupt eine Thorheit. Niemand kann sie begreifen. Nur der Entbrannte allein ruft: Ich kann nicht anders, die Liebe dränget mich also. So kann auch diese ihre Eigenthümlichkeit Niemand begreifen, als eine Mutter mehrerer Kinder am Bette des Wiedergenesenen einen; als ein in Kummer aufgelöstes Vaterherz, das einen Brief von dem einzig

mißrathenen ſeit lange verſchollenen Kind in zitternder Hand hält mit den Worten: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen; als der Erzieher Verwahrloſter, heiße er Lehrer, heiße er Anſtaltsvater, vor deſſen Auge in voller Mannesblüthe und das Evangelium einer vollzogenen dauerhaften Bekehrung im Herzen ein Menſch hintritt, den er vor Jahren zu den verlorenen Poſten rechnete.

Was iſt nöthig, um ein Retter der Verlorenen zu werden?

I. Die Ueberzeugung: Die Sünde iſt der Leute Verderben.

II. Der Glaube: Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er lebe und ſich bekehre.

III. Die Liebe, die ſich perſönlich berufen weiß.

I.

Die Sünde, das müſſen wir betonen, iſt der Leute Verderben. Die lauteſten Rufer im Streit, die Mehrzahl der Zeitſchriften, die öffentlichen Verſammlungen, welche das Gemeinwohl berathen, reden anders. Der Kapitalismus, der Alkohol, die ſchlechten Jahre, der Mangel an Schulung, der Krieg — die ſind der Leute Verderben. Gewiß ſind das Geißeln der Menſchheit, traurige Erſcheinungen, aber was ruht denn in ihrem Grunde? Iſt der Krieg nicht immer, wenigſtens von der einen Seite, der Ausdruck für die brutale Gewaltthat und würden ſich die Maſſen ſo willig zu ſolchem grauſamem Werke hergeben, wenn das reißende, wilde Thier nicht noch ungebändigt in den Herzen der einzelnen Menſchen ſchlummerte? Iſt es nicht eine Sünde für den Erſtgeborenen der göttlichen Liebe, ein wildes reißendes Thier zu ſein? Gewiß iſt die unvernünftige Anſammlung der Lebensgüter in wenigen Händen auf Koſten Vieler eine Geißel und zwar eine mit der Zeit unerträgliche. Iſt aber der Grund dieſer Maſſenerſcheinung ein anderer, als die liebloſe, rückſichtsloſe Sucht der Einzelnen, den wirthſchaftlich Schwächeren zum eigenen Vortheil auszubeuten; iſt die herzloſe Habſucht nicht eine Sünde, eine ſchwere innere Krankheit einzelner Seelen? — Gewiß ſtiften die geiſtigen Getränke großen Schaden, aber nur bei ſolchen, welche ſich ihnen zu Knechten hergeben. Iſt dieſe Willensſchwäche nicht wieder ein Sündenſchaden? Eine mangelhafte Schulung unterhält die Nacht des Aberglaubens und des Fanatismus und dieſe Nacht macht ganze Völker unglücklich. Dicht daneben aber ſteht die Thatſache, daß weniger geſchulte

Menſchengruppen ſittenreiner, einfacher, glücklicher leben, daß die größten Verbrecher reiche Kenntniſſe verwerthet haben; es hängt nicht am Wiſſen, es hängt an der Geſinnung; die Sünde iſt das Verderben der Klugen; die Gottesfurcht die Rettung ſelbſt der Einfalt. Mißwachs iſt eine Prüfung für Alle, eine Prüfung, welche mit unſerem ſittlichen Zuſtand in keinerlei Zuſammenhang ſteht. Doch während der Gute, der Fromme ergeben ſpricht: Nichts vermag mich von der Liebe Gottes zu ſcheiden, auch nicht Hunger und Blöße, es iſt der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt, verbittert und verſtockt ſich der Gottentfremdete, erſchöpft ſich im Fluchen auf die verfehlte Weltordnung und rennt ſich, doppelt und dreifach unglücklich, ſeinen Trotzkopf an deren harten und feſten Stäben ein. Sagt: Iſt nicht die Sünde, die verkehrte Herzensbeſchaffenheit, der böſe Wille, der Gott abgewendete Sinn der Uebel größtes, die Mutter alles wirklichen Unglücks, ſowohl ganzer Völker, als des einzelnen Menſchen? — Ja auch des einzelnen Menſchen. Dort ſchwimmt Einer im Ueberfluß. Warum geht er gleichwohl ſo freudlos, ſo ſauertöpfiſch, ſo menſchenſcheu durch die Straßen? Der Neid, der Geiz, die Sünde freſſen ihn innerlich auf. Dort iſt Einer berühmt wegen der großen Kunſt ſeiner Hände in der Ausübung irgend eines Gewerbes oder wegen ſeiner Genialität in irgend einem Zweige menſchlichen Wiſſens. Warum will's nicht grünen und blühen in ſeinen Familienverhältniſſen, warum ſieht die Armuth aus den Fenſtern, warum ſtehen Kummer und Unfriede auf dem Angeſichte ſeiner Familienglieder? Die Sünde der Trunkſucht hat das Familienhaupt grauſam geknickt. Wenn wir auch nur der uns Bekannten gedenken, welche, von einer Stufe zur andern ſinkend, endlich der öffentlichen Schande anheimgefallen ſind, ach! zum Theil ſchon in früher Jugend, wie ungeheuer groß erſcheint uns doch dann die Macht der Sünde, wie preßt uns dieſe traurige Beobachtung das Gebet aus dem Herzen: Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Böſen! Wie verſtehen wir es; wenn einfache Eltern ihren Kindern in's Leben immer wieder das Eine nachrufen: Nur brav, nur brav; habe Gott vor Augen und im Herzen! Wie bedauern wir dann die Sünde als die größte Verheerung, als die tiefliegendſte Krankheit, die den ganzen Menſchen tödtet; ſie iſt die Verblendung des Erkenntnißvermögens für die Wahrheit, die Lähmung des Willens für Werke der Gerechtigkeit, ſie iſt die Unruhe, der Sturm, die Trübung für den ſonſt, wenn der Liebeshimmel Gottes über ihm ſtrahlt, ſo ruhigen und reinen See des Gemüthslebens. — Hört die Propheten, hört Jeſum Chriſtum, hört die Weiſeſten aller

Völker und Zeiten, höret vor Allem Euere eigene Erfahrung: Sie ſtimmen in der heiligen ernſten Ueberzeugung überein: Die Sünde iſt der Leute Verderben.

II.

Dieſelben Zeugen ſagen uns aber auch: Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er lebe und ſich bekehre. Dieſer Glaube wirkt Wunder, größere als jener der Kreuzfahrer; welcher auch in die Worte ſich kleidete; Gott will es. Ja, Gott will es, daß der Sünder ſich bekehre, daß das verlorene Schaf herumgeholt werde.

Wie viele herrliche Beiſpiele offenbaren göttlichen Rettungswillens leuchten durch die Nacht menſchlichen Verderbens! Ich denke beiſpielsweiſe an den großen Sünder am Hofe der Pharaonen, der ſich ſo weit vergeſſen hat, im Jähzorn den Aegypter zu erſchlagen. Niedergeſchlagen, gedemüthigt, betrübt bis in den Tod ſucht Moſe das Weite. Der Samum der Wüſte trägt's ihm nach, die eintönige Brandung des Schilfmeeres ruft's ihm zu, die nackten Kuppen des Horeb tönen es wieder: Du biſt ſchuldig! Da hört er vielleicht eine Hindin am dürren Bachbette Mark und Bein erſchütternd nach Waſſer ſchreien. Das Bild verſteht er, es iſt der Spiegel ſeines Zuſtandes. Alſo, ruft er aus, ſchreiet meine Seele nach dir, o Gott. Und das eben iſt der Zug der Gottesgnade, die ihn rettet aus der Sünde, warum darf ich nicht ſagen: **durch** die Sünde? Ein Gnadenerweis reiht ſich an den andern. Zuerſt die Aufnahme bei Jethro, das neue Heim; dann die zur Sammlung führende Stille beim beſcheidenen Hirtenamt, endlich die wunderbare Geiſtmittheilung Gottes an ſein auserleſenes Werkzeug.

Hat Gott nicht dem Sünder Jakob eine Leiter der Rettung und Gnade zum Himmel gebaut? Hat er nicht in Jeſu Chriſto einer ganzen Welt ſich erbarmet, einen Paulus, einen Auguſtin, einen Luther aus Sündenängſten zum ſeligen Frieden der Verſöhnung geleitet? Ja: Barmherzig und gnädig iſt Gott, geduldig und von großer Güte, Davon könnte ein Jeder von uns Großes rühmen. Das Wunderbarſte auf dieſem Gebiete iſt mir immer die Erfahrung, daß Jugendſünden von der Gnade Gottes in ſo großen Segen umgewandelt werden. Stets bleiben ſie zwar ein Pfahl im Fleiſch und werden nie aufhören zu ſchmerzen, aber eben deßhalb treiben ſie uns auch unaufhörlich zu Gott hin, und nachdem längſt die göttliche Abſolution über dieſelben in unſern Herzen erklungen iſt, fahren ſie fort, eine

heilsame, ernste, bescheidene Grundstimmung in uns zu erhalten mit dem Grundton: Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und: Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle. So zieht uns Gott durch eben dasselbe, was uns von ihm getrennt hat, durch die Sünde und ihre heilsamen Nachwehen in der Buße an sein Vaterherz, weil er nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er lebe und sich bekehre. Gott will es, das wäre für den Frommen Grund genug zur begeisterten Betheiligung an der Rettung besonders junger verlorener Menschen, und dabei der andere Gedanke: Er kann es; er findet, wo ich ihn nicht kenne, mit der Zeit den Zugang zum verschlossensten Herzen. Daß es aber Gottes Wille sei, solches zu wirken, zeigt er denen, die es versuchen, mit seinem Segen, der unaussprechlich ist. Wer zeichnet die Wonne, die aus einem gelungenen Rettungswerk uns erblüht!

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

O meine Lieben, was ist die Mühe, was sind alle Opfer an Zeit und Geld gegen das süße Bewußtsein, ein junges Leben, das vor der Pforte einer langen Lebenshölle stand, vom Irrweg zum wahren Glück geführt zu haben. Ein seliger Mensch mußte Jesus schon deshalb sein! Wie manches Rettungswerk gelang ihm mit Gottes Hülfe. Er suchte nach Worten für die selige Genugthuung, die sein Herz empfand und wählte keinen geringeren Ausdruck als den: Es wird eine Freude sein im Himmel über *einen* Sünder, der Buße thut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Ein Thun, das so beglückt, den Retter und den Geretteten, ist gewiß ein heiliger Gotteswille.

III.

Und zwar ein Wille, der sich an *Jeden unter uns persönlich* wendet mit der Frage: Wen soll ich senden, wer will mir gehen? O daß doch viele Jesaias aufsprängen mit der Antwort: Herr, hier bin ich, sende mich! Ich denke oft, wenn ich von den Zeit und Geld raubenden Vereinigungen für alle möglichen und unmöglichen, ach oft für das Gemeinwohl unendlich unwichtigen und gleichgültigen Zwecke höre: Wie geschäftig sind doch die Menschen! Zu was Allem finden sie doch Zeit und Geld und härme mich darob, daß an der ernsten und

zeitraubenden Arbeit, junge Seelen aus dem Schlamm zu ziehen, verhältnißmäßig immer noch so Wenige sich persönlich betheiligen. „Das Geschäft erlaubt es nicht, dasselbe Geschäft, das doch so viel Anderes erlaubt. Das müssen die thun, die Zeit haben und die von Amtswegen Hirten sind und öffentlich dazu berufen und dafür bezahlt, die Schäflein zu hüten.“ Man scheut sich, mit einer Welt freilich voll Enttäuschung aber auch reich an wahrhaft himmlischer Genugthuung auch nur ein Mal die Probe zu machen. Das Geschäft könnte darunter leiden — welcher Irrthum! Liebe muß man haben, die sich persönlich verpflichtet fühlt, mitzuhelfen.

Ich wende mich damit an die, welche zwar nicht mit den drei Entschuldigungen der drei geladenen Hochzeitsgäste vom Werke fernbleiben, sondern ein wahrhaftes Interesse daran haben und bezeugen, aber gar oft, wenn Gott ihnen ein verlorenes Schäflein in Sicht führt, nicht an die vorhandene Pflicht denken. Dabei kommt mir immer wieder die Erzählung des würdigen Pastor Funke aus Bremen in den Sinn, von den hungernden Knaben, welche, nachdem er sein opulentes Frühstück genossen und eine Cigarre sich angesteckt hatte, an seinem Hause vorbeigingen. Ich dachte und empfand, so lautet das aufrichtige Selbstbekenntniß des Predigers, viel Frommes und Gutes, z. B. mit welchen Thränen und Gebeten die Mutter daheim im fernen Ungarn diese kleinen Mausfallenhändler wohl begleiten werde. Da warfen ein Paar übermüthige vorübergehende Schuljungen ihr Butterbrot in den Schnee und liefen lachend davon. Die armen schlotternden hungernden Fremdlinge hoben es auf und aßen es gierig. Ich merkte den Wink Gottes noch nicht. Sie waren schon längst meinem Gesichtskreis entschwunden und nicht mehr zu finden, als mir endlich einfiel, daß ich ein warmes Zimmer und noch übrigen warmen Kaffee hätte und daß prompt und gut handeln auch diesmal besser gewesen wäre, als andächtig zu schwärmen. — Daran denken zur rechten Zeit! Die Schäflein waren da, der Hirte erkannte sie nicht als die seinigen.

An einem Straßenstich stehend, wunderst du dich darüber, daß einem geplagten Dienstmann Niemand hilft, aber es kommt dir gar nicht zu Sinne, daß du selber Hände hast; das allein ist schon eine Mahnung, sie auch zu brauchen. Erst nachträglich heißt es: Jaso, daran habe ich nicht gedacht.

Liebe Freunde, wenn die rechte Liebe in uns ist, so brauchen wir die Augen besser und entdecken in nächster Nähe gefährdete Schäflein. Du bist in einer fröhlichen Gesellschaft selbst in übermüthiger Laune und wägst, so wenig, wie die

Andern, deine Worte. Sieh, dort hinter dem Zaune kauert ein Kind und spitzt seine Ohren. Es ist vielleicht an jenem verhängnißvollen Punkte seiner inneren Entwickelung angelangt, wo der kleinste Eindruck, so oder anders, die Zukunft entscheidet. S'ist ein Schäfchen, s'ist dein Schäfchen; nimm's in Acht.

Das dienende Waisenkind in deinem Hause, der böse Schulkamerad, der deinen Knaben ansteckt, die sind deine Schafe, das eine unscheinbar, das andere sogar widerwärtig. An beiden Orten will Gott, daß du ihnen nachgehest. Wenn Christus zu dir einträte, er würde dir die Hand auf die Schultern legen, dann würde er mit seinen unendlich guten, unwiderstehlichen Augen in deine Augen schauen, bittend, bis in des Herzens Grund hinab würde er dir schauen und dich dann fragen: Liebst du mich? Was würdest du antworten? Ohne Zweifel, wie Petrus: Ja, Herr, du weißt es. Dann würde er sagen: So geh' und weide meine Schafe! Amen.

Warum nimmt man Anstoß an dem Heilande Jesus?

Betrachtung von Dr. theol. Heinrich Julius Holtzmann, Professor der Theologie in Straßburg.

Text: Matth. 11, 2—10. Als aber Johannes in dem Gefängnisse die Werke Jesu vernommen, sandte er zwei seiner Jünger und fragte ihn: Bist du, der da kommen soll, oder müssen wir auf einen Andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündiget dem Johannes wieder, was ihr sehet und höret: Blinde sehen und Lahme wandeln, Aussätzige werden rein und Gehörlose hören, Todte stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Da diese aber hinweg gegangen waren, fing Jesus an zum Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde bewegt wird? Oder, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen mit weichen Kleidern angethan? Siehe, die weiche Kleider tragen, die sind in den Häusern der Könige. Oder, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, einen, der noch vortrefflicher ist als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe ich sende meinen Boten vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Unsere Stelle, über welche in weiten Kreisen der christlichen Kirche am sogen. dritten Adventssonntage gepredigt zu werden

pflegt, bezeichnet einen neuen Abschnitt im Matthäus-Evangelium. „Selig sind, die geistlich arm sind“ (Matth. 5, 3) — so begann in demselben Evangelium ein früherer Abschnitt, welcher uns den Herrn Jesus vorführte, wie er auf dem Berge sein Lehramt beginnt. Hier dagegen öffnet er seinen Mund zu einer neuen Seligpreisung, die aus einem andern Tone geht: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“

Eine schmerzliche Erfahrung lag wohl zwischen seiner ersten Seligpreisung, der noch eine ganze Reihe gleichgearteter Sprüche folgen, und dieser vereinzelten, nachgeborenen. Gewußt hat er zwar von Anfang an, daß das Bedürfniß der geistlichen Armuth und Noth, das Gefühl der Verlassenheit und Oede, das Hungern und Dürsten nach ewigem Genüge, unzerstörbar und allenthalben verbreitet wie es ist, ihm auch die Seelen seiner Volksgenossen zuführen müsse. Erfahren hat er aber doch hinterher, daß dieser Prozeß sich nicht so freiwillig und glatt vollzieht, wie zu glauben gewesen wäre; erfahren hat er, daß seinem günstigen Verlaufe eine große Schwierigkeit entgegensteht, nämlich die Gefahr sich zu ärgern. Wie groß muß sie doch gewesen sein, diese Gefahr, wenn selbst der Täufer Johannes es bedurfte, davor gewarnt zu werden! Wie groß ist sie thatsächlich noch immer, gemäß dem Zeugnisse unseres Gewissens und unserer Erfahrung, diese Gefahr, sich zu stoßen an der Gestalt Jesu, sich nicht finden zu können in das was er thut! Betrachten wir sie einmal näher, die Gefahr sich zu ärgern und Anstoß zu nehmen, sei es an der Person, sei es an dem Werke des Herrn Jesus.

I.

Man thut dem Täufer Johannes Unrecht, wenn man ihm vorwirft, er sei im Kerker mürbe geworden oder habe doch kleingläubigem Zweifel oder ungeduldigem Mißmuth Raum gegeben. Nur wenn man ihm zuvor einen Glauben beilegt, welchen er nicht hatte und seiner ganzen Stellung außerhalb des Reiches Gottes gemäß nicht haben konnte, wird man sich der Meinung hingeben, Bande und Fesseln hätten solchem Glauben Eintrag gethan. Wir dürfen den Mann nicht auf eine zu erhabene Höhe stellen, so wird er auch nicht zu tief herabfallen; denn Jesus sagt selbst, daß der Kleinste, der wirklich dem Reiche Gottes angehört, ihm schon überlegen sei (Matth. 11, 11). Zu niedrig und zu klein dagegen denken von ihm diejenigen, welche ihn zuerst von Jesus als dem Messias und Gottessohn ein mächtiges Zeugniß ablegen,

hinterher aber wieder fragen lassen: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?“

Was geschichtlich feststeht ist nur letztere Frage. Die Vorstellung dagegen, daß irgend welche Wandlung mit ihm vorgegangen, daß in der Finsterniß und Verlassenheit des Gefängnisses Finsterniß und Verlassenheit auch über seine Seele gekommen sei — mag sie selbst von der Darstellung unserer Evangelien veranlaßt worden sein — besteht nicht vor den Worten Jesu selbst. Dieser legt vielmehr Verwahrung dagegen ein. Seinem entscheidenden Zeugnisse zufolge ist Johannes kein Rohr, welches der Wind hin und her weht. Nein, er ist eine himmelanstrebende Eiche, die von wechselnden Winden nicht hinüber und herüber gebeugt, die nur vom Wetter des Geschicks entlaubt, vom Sturm gebrochen werden konnte. Davon kann vollends keine Rede sein, daß was bei gewöhnlichen Menschenkindern dem Fleische schwer fällt, ihm unerträglich geworden wäre, als Kerkermauern ihn umgaben. Der zuvor im Gewande von Kameelshaaren aufgetreten war (Matth. 3, 4) verlangte nicht zurück nach dem üppigen Hof des Herodes, wo man in weichen Kleidern einherging. Wie treffend sind sie mit diesem Einen Zug geschildert, die Leute „in der Könige Häusern“, wie sie leise auftreten, mit Handschuhen Alles anfassen, keine entschiedenen Urtheile aussprechen, keine Erregung kund geben, Alles kühl nehmen, stets ein wenig lächeln, immer sorgsamst darauf bedacht, daß ja nichts schroff und unliebsam verlaute und daß die Eindrücke der rauhen Wirklichkeit nur in gehörig abgedämpften Tönen hereindringen. Nein, zu ihnen gehört Johannes am wenigsten. Kann er nicht mehr rufen in der Wüste, so kann er doch schweigen, dulden, sterben im Kerker.

Das Volk, vor welchem Jesus seinem Vorläufer ein so bedeutsames Zeugniß ausstellt, ist dasselbe Volk, das einst zu Johannes in die Wüste hinausgeströmt war, um sich taufen zu lassen. Das so verschiedene und im Grunde doch so völlig gleiche Sonst und Jetzt fällt Jesu auf das Herz. Was seid ihr damals hinausgegangen zu sehen? Eine Windfahne habt ihr nicht gefunden, wie sie der stets veränderlichen Laune der Masse entsprechen würde. Aber auch keinen Höfling, der seine Befriedigung darin fände, eine Randverzierung in dem großen Bilde der Majestät zu bilden. Habt ihr aber vielleicht Besseres gesucht? Wolltet ihr einen Propheten sehen? In diesem Falle hättet ihr euch allerdings nicht getäuscht. „Ja, ich sage euch, der noch vortrefflicher ist, als ein Prophet.“

Johannes war mehr als ein gewöhnlicher Prophet; er war

der letzte Redner Gottes nach dem alten Programm, der letzte Vertreter des alten Bundesgedankens. Aller Ernst der schon seit vier Jahrhunderten in Israel verstummten Prophetenrede lebte wieder auf in dem Rufe, der aus der Wüste erscholl und an das Herz Israels schlug. Darum gingen sie hinaus, ihn zu hören oder vielmehr, wie es treffend heißt, ihn zu „sehen". Es war ein Schauspiel für das erschlaffte Geschlecht, was der Mann in Kameelshaaren bot, des Kommens und Sehens schon werth. „Er war ein brennendes und scheinendes Licht; ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein in seinem Lichte" (Joh. 5, 35). Auch solche Erscheinungen, die nur den Ernst des Lebens zur Darstellung bringen, gewinnen der Welt oft Interesse und Theilnahme ab; sie kommen in Aufnahme und werden Mode. Sie kommen aber auch wieder in Abgang und Vergessenheit, zumal wenn noch Neueres und Auffallenderes im Anzuge begriffen ist. So war jetzt Johannes von der Bildfläche verschwunden, Jesus dafür auf den Schauplatz getreten. Dieselben Zuschauer, die sich zuvor am Jordan gesammelt hatten, finden sich jetzt am galiläischen See ein. Ein anderes Licht war aufgegangen, von anderer Farbe und Gluth. Die Schmetterlinge flattern vom einen herüber zum andern, um auch in dessen Scheine sich zu freuen. Aber auch das hat seine Zeit gehabt. Auch Jesu Wirken ist bald auf einem Höhepunkt angekommen, von da es wieder abwärts geht. Die Volksmassen verlaufen sich. „Von dem an gingen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm" (Joh. 6, 66). Sie haben sich geärgert an seiner Person, ähnlich wie sie sich, wenngleich aus entgegengesetzten Gründen, zuvor an der Person des Johannes geärgert hatten.

„Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wolltet nicht tanzen, wir haben euch geklagt und ihr wolltet nicht weinen" (Matth. 11, 16. 17). An Johannes hatten sie Aergerniß genommen, sobald die Predigt von Sünde und Bekehrung den Reiz der Neuheit verloren hatte. Forthin war er ihnen zu düster und ernsthaft; er galt für verrückt und besessen; man sagte: „er hat den Teufel" (Matth. 11, 18). Von Jesus hoffen sie Besseres; er sollte seine Sache anders beginnen, denn Johannes. Er that es auch, sofern er nicht in der Wüste fastend die Leute zu sich hinausrief, sondern in den volksbelebten Dörfern und Flecken Galiläas umherzog und die Menschen aufsuchte, in ihren Häusern mit ihnen aß und trank (Luc. 13, 26). Aber in einer anderen

Beziehung war dies doch wieder nur die Fortsetzung des Weges, den der Täufer beschritten hatte. Denn nicht die Gerechten, die der Buße nicht bedurften, suchte er auf, sondern die Sünder, denen zuvor der Ruf des Johannes durch's Herz gegangen war (Matth. 9, 13. 21, 32). Auf den vergessenen Johannes weist er darum auch in unserem Texte mit mächtigem Worte zurück: „Dieser ist es von dem geschrieben stehet: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll." Gleichsam als wollte er sagen: Wo Johannes nicht den Weg bereitet hat, da kann des Menschen Sohn nicht einhergehen, und wo das Aergerniß schon bei der Forderung der Buße beginnt, da hat die Predigt vom Glauben keinen Raum. Glaubet ihr — heißt es anderswo (Joh. 3, 12) — den irdischen Dingen nicht, davon Johannes redete, wie werdet ihr den himmlischen glauben, davon ich euch erzählen könnte? Habt ihr nicht gemerkt, daß Johannes mehr ist als alle Propheten, wie werdet ihr merken, daß da mehr als David und Salomo ist, wo des Menschen Sohn redet?

Damit haben wir zunächst einmal den Sachverhalt klar gestellt. Hatten die Zeitgenossen einst schon an dem Täufer Anstoß genommen, so nahmen sie an Jesus doppelten Anstoß, theils weil er in untergeordneten Punkten der äußeren Lebensführung das reine Widerspiel zum Täufer bildete, theils weil er auf einem entscheidenden Hauptpunkte ihm doch wieder allzu ähnlich war. „Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket, so sagen sie: Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle" (Matth. 11, 19).

Was sagen nun aber wir Heutigen zu diesen längst vergangenen Dingen? Inwiefern sind sie für uns von Werth und Bedeutung? Wir werden das so widerspruchsvoll über Johannes und Jesus urtheilende Volk, wir werden aber auch den Johannes selbst, wenn er nicht recht weiß, was er von Jesus halten soll, besser verstehen, wenn wir in unser eigenes Herz blicken und uns fragen, was uns von jeher am schwersten geworden, was uns als die härteste Zumuthung gegolten, was uns am unerschwinglichsten unter allen Forderungen, die das Leben an uns stellte, vorgekommen ist. Ist es nicht das gewesen, wenn wir auf lange gehegte, vielleicht mit der Muttermilch eingesogene Vorstellungen zu Gunsten der Wahrheit Verzicht leisten, wenn wir gründlich umlernen und aus einem Gedankenkreise heraustreten sollten, darin sich unsere Wünsche und Hoffnungen, unsere Grundsätze und Lebensansichten schon seit lange mit Liebhaberei bewegt, darauf hin wir selbst andere Menschen oft genug bald gerecht gesprochen,

bald verurtheilt hatten? Sehen wir es doch an so vielen unserer Brüder und Schwestern, wie schwer es dem Menschen fällt, einen altgewohnten Glaubenskreis der höheren Wahrheit zu liebe zu durchbrechen. Ganz in derselben Lage war auch das Volk dem Täufer, war auch der Täufer selbst Jesu gegenüber. Das Publikum, welches Johannes in der Wüste vor sich hatte, bestand zumeist aus Menschen, mit welchen der Gedanke herangewachsen und groß geworden war, daß sie Gott wohlgefälliger als andere schon darum wären, daß sie von Abraham abstammten. So hatten die Mütter ihnen vorgesungen, die Väter ihnen oft und feierlich gesagt. Ist es ein Wunder, wenn es ihnen wider die Natur ging, was sie von Johannes zu hören bekamen? „Gott kann dem Abraham Kinder aus diesen Steinen erwecken" (Luc. 3, 8). Nicht minder bestand das Publikum, welchem Jesus die Predigt vom Reiche Gottes bot, aus Menschen, welchen von Kind auf kein Gedanke geläufiger gewesen war, als daß der Verheißene, wann er kommt, die verfallene Hütte Davids und das zerstörte Reich der Stämme Israels wiederherstellen, daß er Judas Scepter über den Häuptern der Völker dieser Welt schwingen werde. Ist es ein Wunder, wenn ihnen allen, ja wenn selbst dem Täufer die Gestalt des Mannes von Nazareth unverständlich und fremd geblieben ist? „Wir sahen ihn — so hieß es da in Wahrheit — aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte" (Jes. 53, 2), keine Gestalt, welche stimmte mit den Gedanken, die wir in unseren Herzen gehegt, mit dem Bilde, das wir vor unsere Augen gemalt hatten. Genau dieselbe Gefahr besteht aber vor Allem heute, da seine menschliche Gestalt immer deutlicher aus den Hüllen hervortritt, welche die Nebel der Jahrhunderte um sie geschichtet hatten. So viel übernatürlicher Glorienschein ist dieser Gestalt abgestreift, so viel wunderbare Effekte sind aus dieser Geschichte gestrichen. Wie? Soll das noch ein Heiland, will das noch ein Sohn Gottes sein? Und in der That wäre es noch der geringste Schaden, daß dieses Bild, wie es derjenige erblickt, welcher sich den Staub der Vorurtheile und Mißverständnisse aus den Augen gewaschen hat, nicht mehr zu diesem oder jenem Katechismus, den wir gelernt, stimmen will, daß es tausend frommen Versen und Phrasen, die wir hergesagt haben, widerspricht. Aber stimmt es denn, worauf doch Alles ankommt, mit Jesu eigener Selbstaussage, mit den beglaubigtsten seiner Worte? Denn zu dem best und glaubhafteste Ueberlieferten, was wir von ihm haben, müssen wir zweifelsohne die feierliche Erklärung rechnen: „Gehet hin und saget dem Johannes wieder was ihr sehet und höret: die Blinden sehen und die Lahmen gehen,

die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf."

Je gewisser aber ein solches Wort dem Jesus der Geschichte angehört, desto weniger kann es auch im Widerspruch stehen zu dem Geiste dessen, der sonst nur Seufzer und Wehe bereit hat über die Wundersucht seines Volkes, der erklärt, nun und nimmer auf solcherlei Zumuthungen eingehen zu wollen (Matth. 8, 12), und wo da und dort einmal Einzelne wirkliche Erfahrungen machten von der Gesundkraft seines Wesens, fast nie versäumt, sie mit dem Gebote zu entlassen: „Sehet zu, daß es Niemand erfahre" (Matth. 9, 30). Auf die staunende Bewunderung der Menge wollte der Jesus, der sich uns in solchen Zügen zu erkennen giebt, nimmermehr sein Reich gründen. So konnte er auch nicht den angeblich wankend gewordenen Glauben des Täufers dadurch wieder zu befestigen gedenken, daß er ihn auf Wunderkräfte verwies, welche massenhaft den messianischen Händen entströmt wären. Aber wundersam schwerhörig müßten wir auch sein, wenn wir diesen fraglichen Worten Jesu kein besseres, kein tieferes Verständniß abzugewinnen vermöchten. Ist doch unter ihnen keines, das uns nicht schon aus der kühnen Bildersprache der Propheten des alten Bundes bekannt wäre. Auch die Sprache Jesu ist aus derselben Quelle geflossen. Siehe, sagt er (Luc. 4, 18, 21), es ist erfüllt in euren Ohren, was der Prophet spricht, daß ihn der Herr gesalbt habe und gesandt, um den Elenden frohe Botschaft zu bringen und die wunden Herzen zu verbinden, zuzurufen den Gefangenen Freiheit und den Gebundenen Erlösung, zu verkündigen ein gnädiges Jahr des Herrn (Jes. 61, 1. 2). — Erfüllt fand Jesus jetzt, zur Wirklichkeit geworden, was einst dem Kinde, wenn sein Geist sich versenkte in die Worte des heiligen Buches wie ein Vorklang künftigen Hochgefühles zu Herzen gedrungen war: die geweissagte Rückkehr des Paradieses, da die Tauben die Worte der Schrift hören uud aus Dunkel und Finsterniß die Augen der Blinden sehen werden, da sich überschwenglich freuen werden des Herrn die Elenden und arme Leute frohlocken über den Heiligen Israels (Jes. 29, 18. 19). „Alsdann werden die Augen der Blinden aufgethan und die Ohren der Tauben geöffnet. Dann hüpft wie ein Hirsch der Lahme und die Zunge des Stummen jubelt" (Jes. 35, 5. 6). So sah er Jubel und Leben, Heil und Gesundheit aufsprießen aus dem Boden, den sein Fuß betrat, und mehr als einmal entquollen dann seinem Munde Worte, die uns gemahnen wie lauter himmlische Festfreude, wie der hochzeitliche Jubel des Bräutigams, der sein Volk besucht und nicht will, daß wo er ist irgend ein

lahmer Wille, ein blinder Geist, ein todtes Herz bleibe. „Zu der Stunde freuete sich Jesus im Geiste“ (Luc. 10, 21) — in den so beschriebenen Rahmen dürfen wir getrost auch die Antwort hineinstellen, die er im blühenden Frühling seines Wirkens als rechter Lebensfürst den Abgesandten jenes Johannes gab, dessen Lebensweg bereits im welken Laub auslief.

II.

Damit sind wir unvermerkt von der einen Seite der Betrachtung, welche der Person des Heilandes galt, auf die andere übergetreten, da sein Werk uns beschäftigen soll. Eine göttliche Schöpferfreude, sahen wir, hebt sein Herz, indem sein Auge ruht auf den Feldern seiner Wirksamkeit. Im glücklichen Gefühle, verstoßene und verirrte Seelen zurecht gebracht, zerschlagene Herzen geheilt, zerlechzendes Leben mit neuer Wonne gefüllt zu haben, bricht er in die Worte aus, womit schon die Propheten das Bild einer solchen helfenden, heilenden, beseelenden Thätigkeit gezeichnet haben: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten — ja die Todten stehen auf! Was verloren war, wird wieder gefunden, was todt war, lebt auf (Luc. 15, 32). Was zertreten schien oder siech und verkümmert hinkränkelte, schon sieht man ihm an, daß es sich erholen will. Noch ein Kleines ist es, so wird es sich aufrichten und leben für den Gott, der nicht ein Gott der Todten ist, sondern der Lebendigen (Matth. 22, 32).

Aber daß die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden und die Todten auferstehen — diese ganze Leiter von Sprossen prophetischer Gesichte mag wohl dazu dienen, ihn auf eine Höhe zu führen, darauf er erst die rechten Namen findet für so beglückende Wirkungen, wie sie von ihm ausgehen. Wenn er aber diese letzte Höhe endlich gewonnen hat, so spricht er sofort ein Wort, das um so nüchterner und einfacher klingt, als es offenbar zugleich Zusammenfassung und Abschluß des Ganzen sein will: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Und hier stehen wir nun recht eigentlich vor dem Aergerniß am Werke des Heilandes! Wie? Ein so Geringes in unseren Augen, das soll das Höchste sein in den seinigen; das Höchste so sehr, daß wir des Anderen darüber entrathen, daß wir es fast zurückstellen können, wie das Bild zurücktritt hinter der Sache? Tausend murrende Gedanken erheben sich und lehnen sich auf gegen eine solche Zumuthung. Armen Leuten wird gepredigt — ist das dein letztes Geheimniß? Du, den man Davids Sohn, Menschensohn,

Gottesſohn nennt, weißt Du weiter nichts? — Aber ſiehe, er kennt ſolche Gedanken. Warnend hebt er den Finger auf gegen alle Anſprüche und Erwartungen, welchen dasjenige, was ihm das Höchſte war, ein zu Geringes dünken will? Und was iſt ihm das Höchſte? Die Wonnebotſchaft in den Ohren der gebeugten, der mühſeligen und beladenen Menſchenkinder, das Wort „Vater im Himmel", zuverſichtlich ausgeſprochen als ein erſehnter Fund von bisher ſtummen Zungen, das Bewußtſein, Kind dieſes Vaters zu ſein, der Schatz, aufgegraben aus den Tiefen der ſuchenden und verlangenden Geiſter, der größte Gedanke, der in eines Menſchen Geiſt gekommen iſt, der Gedanke eines Reiches Gottes, welches einkehrt da unten bei den Kindern des Staubs. „Siehe eine Hütte Gottes bei den Menſchen" (Offb. 21, 3) — welch' eine Löſung aller tiefſinnigen Räthſel des Daſeins, geahnt ſelbſt vom Gemüthe der Unmündigen und Schwachen, ein Lob Gottes zubereitet im Kindermund! „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." — Selig, wer ſich deshalb nicht an ihm ärgert! Selig, wer ſeine Größe nicht anderswo ſucht! Selig, wer ihn eben darum als einen Heiland liebt und ehrt, weil es ihm nicht zu gering war, dem Bettler die Hand zu reichen, den ausgeſtoßenen Kranken zu ſich zu rufen, weil ihm Gelindigkeit und Erbarmen jedem Menſchenangeſicht gegenüber das Nächſtliegende, das allein Mögliche, weil es ihm Wonne und Glück war, eine verzweifelte Welt Liebe, Gottes Liebe fühlen zu laſſen! Könnte es denn Chriſten geben, denen dies zu einfach, zu wenig göttlich erſcheint? Aber hier gilt es, was ein alter Lehrer geſagt hat, daß Gott iſt ein kurzes Wort und ein langer Sinn. Den langen Sinn des Wortes verſteht Derjenige, der weiß, daß es Nothſtände giebt, tiefer als ſolche, welche äußerer Verluſt und Mißerfolg oft plötzlich über die Menſchen bringen; Lebenshemmungen, innerlicher und drückender, als unerfülltes Verlangen, unbelohnte Arbeit; leiſe Schmerzensrufe, qualvoller als die lauten, welche uns vom Krankenbett und aus den Häuſern des Todes entgegenſchallen; und daß es ſich bei all' dem nur um Eines handelt, das Wort „mein Gott" ſprechen zu können — es ſo ſprechen zu können, wie ein Kind es ſprechen kann, ohne daß von unten Dämonen ihr Gift ſpeien wider dich, den Lügner, der ſich ſelbſt betrügen will, ohne daß von oben Rachegeiſter ihre Geißeln ſchwingen gegen dich, den Frevler am menſchlichen und göttlichen Recht. Ja — einen langen Sinn muß die innere Geſchichte eines Menſchen erſt in das Wort „Gott" legen, bis beim Gedanken daran der dunkle Horizont des Geiſtes nicht noch dunkler wird, ſondern wieder die Morgenſterne aufgehen und ein beglückendes Licht in ſeine Augen überfließt, bis

wieder die Engel Gottes ihre Sternenbahn verlaſſen und Friede verkündigen auf Erden und die Menſchen ſich zur Ruhe legen, nicht mit zerriſſenen Herzen, mit auf- und abſtürmenden, ſich verklagenden und entſchuldigenden Gedanken, ſondern mit dem alten Schlummer- und Sterbelied: „Siehe ich liege und ſchlafe ganz im Frieden (Pſ. 4, 9).

Wer iſt's, der alſo Ruhe geſchafft und den Krampf geſtillt hat im ermatteten Leibe der Menſchheit? Wer, der den ausbleibenden Herzſchlag wieder geregelt hat? Und welches waren ſeine Mittel? Wer die Dinge ſehen will, wie ſie wirklich ſind, draußen in der Welt und drinnen im Herzen, der bekennt, daß es der mitleidige und dienſtwillige, der demüthige und ſanftmüthige Menſchenſohn iſt, der noch immer mit lauter Worten heiliger und heiligender Wahrheit den Menſchen in's Herz greift und ihre Thränen trocknet. Er hat die Menſchenherzen erobert, im letzten Grunde doch wohl darum, weil er das zerſtoßene Rohr nicht zerbrach, während zugleich ſein Wort Kraft und Leben war, weil er den glimmenden Docht nicht auslöſchte, während zugleich ſein Geiſt Liebe und Gnade athmete (Matth. 12, 20). Selig, wer ſich nicht an ihm ärgert! Vielmehr Luſt und Freude muß es uns ſein, eine ſo ſüße Botſchaft weiter tragen und fortwährend der Welt zurufen zu dürfen: „Siehe, dein König kommt zu dir!" Er kommt überall da, wo die milde Liebe Herzen und Hände bewegt zu gemeinnützigen Werken, wo ihr ſtiller Geiſt waltet in den Gemüthern, ihre ſanfte Hand anklopft an den Thüren der Herzen, wo ſie Gaben ſammelt, Gaben vertheilt, um zu lindern die Noth der Armen, zu verſorgen Wittwen und Waiſen, das Brod den Hungrigen zu brechen, zu ſuchen, was verloren, zurechtzubringen, was verwahrloſt iſt und dahinfallen will. Und wo ſo hochgemuth die Herzen ſchlagen und weich die Seelen ſich ſtimmen, wo Dankesthränen fließen und Freudengeiſt aus den Augen ſtrahlt, da tritt unwillkürlich der Name Gottes auch auf die Lippen der Zweifelſüchtigen. Denn Gottes Finger iſt überall zu ſehen, das Weſen ſeines Geiſtes allenthalben zu vernehmen, wo in dem beſchriebenen Sinne die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Ausſätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten auferſtehen. Darum iſt und bleibt es das Jubelwort des anbrechenden, die Loſung des kommenden, der Triumph des vollendeten Gottesreiches: Den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Steht alſo Einer in Gefahr, ſich zu ärgern an dem Werke des Heilandes, ſcheint ihm die Geſchichte des Chriſtenthums nicht zu halten, was ſeine Urſprungsſtunde verhieß, meint er, es ſei doch im Grunde nur endloſer Zank um Wahn und Irrſal geweſen,

was Jesu Apostel der Menschheit vermachten, nur Thränen und Blut eines endlosen, bald laut und öffentlich, bald still und geheim geführten Religionskrieges, was das Evangelium uns eingetragen, der soll wissen, daß es nur die Geschichte der äußeren Kirche ist, welche auf der öffentlichen Landstraße einhergeht und um die Mauern der Bekenntnißburgen sich bewegt. Wer aber die rechten Beweise der Kraft des Christenthums sehen, wer den ursprünglichsten, jugendlichsten und frischesten Eindruck seines Wesens genießen will, der muß dorthin gehen, wo es seine ihm ausschließlich eignenden Mittel zur Entfaltung bringt, wenn es auch damit weniger an die Oeffentlichkeit dringt; dorthin, wo in den Schulen Blinde sehen und Taube hören lernen, wo in den Stiftungen der Liebe Aussätzige rein und der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben werden; wo Lahme Kraft empfangen, den Weg des Lebens richtig zu wandeln; wo auf erstorbenem Boden, auf den Leichenfeldern der Geschichte Todte wieder erstehen, eine neue Liebe zertretene Nationen beseelt und Herzen von Fleisch ihnen in den Busen gegeben werden anstatt der steinernen Herzen (Ez. 11, 19); wo aber auch mitten in den Culturländern Mühselige und Beladene, die vom Gut und Glanz des Lebens ausgeschlossen oder nicht befriedigt davon sind, in stillen Gotteshäusern sich sammeln; wo die Unmündigen und Unedeln vor der Welt sich ihrer Hoheit rühmen (Jac. 1, 9), darum daß ihnen, den Armen, das Evangelium gepredigt wurde.

Ist das nichts? Ist das der Rede nicht werth? Ist die ganze Aufgabe der menschlichen Gesellschaft schon erschöpft, wenn immer neue Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen befriedigt werden, wenn die Maschinen immer erstaunlichere Arbeit leisten, die Genüsse sich steigern und die Polizei immer größere Sicherheit schafft? Sind der Menschheit wirklich keine Verheißungen in die Wiege gelegt, die noch darüber hinausgingen?

Hier stehen wir an dem Punkte, wo die Gedanken der Menschen endgültig sich scheiden, wo ihre Wege auseinandergehen, um sich nie wieder zu treffen. Anders sieht eben die Welt aus ohne Gott, anders mit Gott; anders sieht die Geschichte aus ohne Verheißungen, anders, wo der Verheißene selbst mitten darin steht. Auf diesen Mittelpunkt der Geschichte hat uns die Erzählung des Evangeliums, die wir betrachtet haben, versetzt. In zwei Hälften theilt sich von hier aus die ganze Geschichte des Geschlechts, soweit wir sie übersehen. Auf der einen Seite die Zeit des Harrens und Hoffens, auf der anderen die Jahrhunderte fortschreitender Erfüllung. Dort das Gefängniß des Täufers, daraus die ängstliche Frage ertönt: Bist du es, der da kommen soll, oder

sollen wir eines Anderen warten? Hier der Tempel, darin als Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen (Eph. 2, 19) Menschen wohnen, welchen die Räthsel des Lebens gelöst sind, soweit Aufrichtigkeit und Demuth, Arbeitslust und Opfersinn einer solchen Lösung bedürfen; Menschen, die nicht mehr unruhig suchen und tasten nach einer lauter Fragezeichen bietenden Zukunft, nicht mehr ihre Hoffnung wegwerfen vor jeder Furchterscheinung, die aus dem dunklen Grunde des Lebens an's Tageslicht tritt, nicht mehr umschwebt sind von verhüllten Boten des Geschickes, die man erst auffordern muß, den Schleier abzulegen, damit man sehen könne, ob sie als Engel Gottes himmlische Glücksspenden bringen wollen, oder aber jenem Neide der Gottheit dienen, davor einst die Heiden sich scheuten. Nein, es sind gesegnete und befriedigte, mit ihrem Geschick versöhnte, ihres Gottes gewisse und frohe Menschen, die in Jesu Nachfolge am Aufbau des Reiches Gottes arbeitend gefunden haben, was ihr Herz begehrt, und es darum denen überlassen, welche draußen sind, mit dem Täufer zu fragen: „Sollen wir eines Anderen warten?" Nein! Eines Anderen zu warten, dazu ist es vor Allem zu spät für uns, viel zu spät. Wenn die süßen Wasser der Gottesahnung und der Gottesliebe nicht schon herausgeschlagen sind aus dem harten Felsen der menschlichen Natur — kein Gegenwärtiger und kein Zukünftiger wird mehr über den Zauberstab gebieten, der sie hervorlockt. Fühlen wir das nicht alle, wir Kinder dieser enttäuschten und begeisterungslosen, dieser in quälendem, herzzerschneidendem Zweifelskampf alt und bang gewordenen Zeit? — „Sollen wir eines Anderen warten?" Darauf haben wir nur die Antwort: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt" (Luc. 24, 29). Die Schatten sind lange geworden; es wird dunkel und kühl. Entweder sind wir schon gesegnet oder wir bleiben ungesegnet ewiglich. Entweder gehen wir einer ewigen Nacht entgegen, von keiner Verheißung begleitet: ein jeglicher siehet auf seinen Weg (Jes. 53, 6) und lebt auf Kosten des Daseins seiner Nebenmenschen. Dann werden in steigendem Maße die Rücksichtslosen und die Gewaltthätigen das Erdreich besitzen, bis das letzte Ende der Menschengeschichte wieder dem wild gährenden Toben des Anfangs gleichen wird. Oder aber er bleibt im Rechte, der den Sanftmüthigen das Erdreich verheißen hat (Matth. 5, 5) und, machtlos im Reiche der Welt, allmächtig nur sein will vermöge der Wunderkraft jener dienenden und suchenden, heilenden und helfenden, rettenden und selig machenden Liebe, die sich dem großen Gotte Himmels und der Erde zu einem folgsamen Werkzeuge, der seufzenden und ringenden

Creatur zu einem erlösenden Opfer weihte. Ja, sein Segen ruht noch auf dieser Erde. Es verspüren ihn aber fort und fort nur die, welche sich nicht an ihm ärgern, weder an seiner wirklichen Gestalt, der Gestalt eines armen und demüthigen Dieners der Menschen (Matth. 20, 28), noch an der wirklichen Gestalt seines Reiches, darin nur dasjenige Gute und Hohe sich zusammenfaßt, was unscheinbar und bescheiden, von innen heraus zum wahren Heil der Welt erwachsen und gediehen ist.

Unsere Adventsaufgabe.

Predigt gehalten von C. W. Kambli, Pfarrer.

Text: Lucas 1, 17. Und er wird vor ihm hergehen im Geist und in der Kraft des Elias, zu bekehren die Herzen der Väter zu den Kindern, und die Ungehorsamen zur Gesinnung der Gerechten, dem Herrn ein gerüstetes Volk zu bereiten.

Andächtige Geliebte!

Durch Nacht zum Licht! Diese Verheißung predigt uns die Natur, dieser Trost klingt auch aus der Adventsbotschaft uns entgegen. Wie düster stimmen uns diese Tage, da spät erst die Sonne sich erhebt und, wenn es ihr auch für eine kurze Stunde etwa einmal gelingt die trüben Nebel zu durchbrechen und gleichsam einen Augenblick in die vergangenen schöneren Tage uns zurückzuversetzen, doch frühe wieder hinter die Berge sinkt. Ist's da nicht, als ob alle frische Lebenslust in uns erlöschen sollte, als ob die Nacht vollends den Sieg über das Licht, der Tod den Sieg über das Leben gewinnen sollte. Nun wissen wir freilich, daß der Sonne liebes Licht bald wiederkehret, daß bald gar bald die trübste, dunkelste Zeit hinter uns liegen wird. Aber wie, wenn uns Geist und Gemüth immer dunkler umnachtet werden, wenn unter'm Druck der Noth, im täglichen Kampf wider die Kleinlichkeit und Gemeinheit der Welt, die Schwingen unsrer Seele ermatten, daß wir muthlos die einst so rüstigen Arme sinken lassen und seufzen: es ist Alles eitel, es ist Alles umsonst! wenn wir im Kampfe wider die andringenden Versuchungen der Lust und der Angst, des Trotzes und der Verzagtheit so oft erliegen, daß wir, uns abwendend von der Welt, leider auch bei der Einkehr in's eigne Herz keine Ruhe mehr finden, wenn wir einstimmend in das herbe Wort: „nur aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme,"

anfangen an uns ſelber zu verzweifeln; — führt dieſe Nacht des Zweifels und der Verzweiflung uns auch wieder zum Licht?

Getroſt, das Evangelium verheißt es uns, und die Weltgeſchichte bezeugt es uns, daß dieſem hohen Glauben Wort gehalten werde. Drum feiert die Chriſtenheit in der dunkelſten Zeit des Jahres ihr heiterſtes und lieblichſtes Feſt, die ſelige, fröhliche, gnadenbringende Weihnacht. Wenn die ſchönen, reichen, entzückenden Bilder der Natur verblaſſen und in Nacht und Nebel ſich verhüllen, öffnet ſich uns ein neues, höheres Heiligthum; zurückgedrängt in die innere Welt des Geiſtes- und Gemüthslebens treten hier erſt jene ringenden und kämpfenden Geſtalten der Propheten uns entgegen mit ihrem Sehnen und Ahnen, ihrem Hoffen und Suchen, ihrem Spähen und Lauſchen, bis uns zuletzt in der Perſönlichkeit Jeſu der wahre, mit Gott, der Welt nnd mit ſich ſelbſt verſöhnte Menſch entgegentritt und uns mit Einem Male das Verſtändniß öffnet für unſere eigene Beſtimmung und für die großen Aufgaben der Menſchheit.

Dieſe Offenbarung iſt Gottes That, nicht unſer eigen Werk, Liebe und Glaube, Verſtändniß für Liebe, iſt immer Wunder, iſt Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt. Was wir thun können, iſt nur, in die Fußtapfen Johannes des Täufers treten, im eigenen Herzen und in den Herzen der Nebenmenſchen dem Herrn den Weg bereiten. Wie ſchön und klar wird dieſes Amt gezeichnet, wenn von Johannes bezeugt wird, er gehe vor Jeſus her im Geiſt und in der Kraft des Elias, zu bekehren die Herzen der Väter zu ihren Kindern und die Ungehorſamen zu der Einſicht der Gerechten, zu bereiten dem Herrn ein gerüſtetes Volk. Geben wir uns klare Rechenſchaft, was das ſagen will, und es ſtehet vor uns

unſere Adventsaufgabe.

I.

Wie leicht kann uns auf den erſten Blick unſere erſte und nächſte Adventsaufgabe erſcheinen, zu bekehren die Herzen der Väter zu ihren Kindern. Wenn irgend einmal im Jahr das Familienleben bei jedem chriſtlichen Gemüth ſich in den Vordergrund drängt, ſo geſchieht's in dieſen Tagen. Ein jedes Herz, dem Gott Elternglück beſchieden hat, wird ſich deſſen beim Gedanken an die nahende Weihnacht mit doppelter Freude bewußt. In dieſen Wochen kennt es keinen ſeligern Gedanken als den, wie es ſeine Kinder ſo recht erfreuen könne, und ſelbſt im vereinſamt Daſtehenden erwacht heißer als nie zuvor der

Wunsch und die Sehnsucht nach Familienglück, der Wunsch und die Sehnsucht wenigstens den heiligen Abend in einem trauten Familienkreise zuzubringen und aus glückseligen Kinderaugen die Weihnachtsfreude wiederstrahlen zu sehen. In solcher Zeit die Herzen der Mütter erst zu ihren Kindern bekehren zu wollen, das dürfte als ganz unnöthige Mühe betrachtet werden, weil sie ja von selbst nur im Glücke ihrer Kinder ihr eigen Glück und ihre eigne Freude suchen; aber auch die Herzen der Väter sind in diesen Tagen leichter als sonst zu einem Opfer für ihre Kinder zu bewegen. Doch darum, meine Freunde, handelt es sich wahrlich nicht allein; zu einer freundlichen, reichlichen Gabe für den Christbaum des eigenen Hauses und für den Christbaum, den die Liebe auch jenen schmückt und anzündet, deren Kammer sonst dunkel bliebe am Weihnachtsabend, bewegen, das heißt noch lange nicht, die Herzen der Eltern bekehren zu ihren Kindern.

Wollen wir mit Erfüllung dieser großen Adventsaufgabe Ernst machen, so müssen wir vor Allem aus die Sorge für's geistige Wohl unsrer Kinder, für die sittlich-religiöse Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes auf's eigene Herz und Gewissen nehmen und die Herzen und Gewissen aller Väter und Mütter dazu zu erwecken suchen, daß sie in diesem großen und schweren Werke ihre höchste und heiligste Aufgabe erblicken.

Mit welcher Freude wird von christlichen Eltern die Geburt eines Kindleins begrüßt. Nun habe ich des Weibes schönste Bestimmung erfüllt, jubelt die Mutter und gelobet Gott, es solle keine Mühe und Sorge ihr zu groß und kein Opfer für ihren Liebling ihr zu schwer sein, und stolz und freudig bekennt der Vater: nun weiß ich doch, für wen ich arbeite und spare, wem das werden soll, was ich unter tausend Mühen und Verdrießlichkeiten in meinem Berufe erwerbe; und mit neuer Freude geht er an die Erfüllung seiner Pflicht. Ich sorge damit für mein Kind, je mehr ich mich plage und meine Arbeit mir sauer werden lasse, um so schöner und reicher wird ihm das Leben sich gestalten. Der Gedanke giebt treuen Eltern Muth und Kraft auch in der schwersten Lage in Geduld auszuharren. Aber, meine Freunde, wenn wir so zu unserm Trost und unserer Ermuthigung uns sagen: was du Gutes thust, das thust du Alles deinen Kindern zu lieb, sie haben einst den Segen davon; geben wir uns wohl auch eben so klar darüber Rechenschaft, daß wir durch unsere Sünden, durch die Leidenschaften unseres Privatlebens und durch jedes Unrecht, das wir im Berufswirken, in der Geschäftsführung und im öffentlichen Leben uns zu Schulden

kommen laſſen, auch auf unſere Kinder, ja auf ſie zu allernächſt Fluch und Verderben bringen? O glaubt es, ſo hart es tönt und ſo unbegreiflich es klingt für die Ohren unſeres Geſchlechtes, es iſt und bleibt eben doch ein wahres Wort, was im zweiten Gebot Moſes in Jehova's Namen bezeugt: „Ich bin ein ſtarker und eifriger Gott, der da heimſucht der Väter Miſſethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Geſchlecht, ja derer, die mich haſſen, und ich thue Barmherzigkeit an vielen Tauſenden, die mich lieben und meine Gebote halten.“ Zwar die Sünde ſelber und die mit ihr verbundene Schuld, ſie iſt nicht erblich, verantwortlich iſt der Menſch nur für ſein eigen Thun und Laſſen; aber die Folgen der Sünde, ſie erben ſich fort; haben Eltern in Leichtſinn, in Genußſucht und Hoffahrt ihr Vermögen vergeudet, ſo laſtet der Druck der Armuth auch auf den Kindern, denn auch Schulden erben ſich fort; haben Eltern durch Ausſchweifungen ihre Geſundheit ruinirt, ſo iſt Kränklichkeit und Siechthum von Geburt an das Erbtheil ihrer Kinder; haben der Vater oder die Mutter durch eine unehrenhafte That oder gar durch ein Verbrechen ihren Namen geſchändet, ſo verfolgt Mißtrauen auch die Kinder, erbarmungslos wird der Väter Miſſethat auch ihnen vorgehalten und nur zu leicht ſelbſt ohne Grund auch ihnen Gleiches nachgeredet. Erkennen wir, daß dem alſo iſt, — und wer könnte es läugnen? — dann wird die Liebe zu unſern Kindern der mächtigſte Antrieb zur Buße für uns werden. Wo noch ein Funke Elternliebe in einem Herzen glüht, da giebt es ja doch keinen ſchrecklicheren Gedanken als den: was ich verfehle, unter dem haben am ſchwerſten meine Kinder zu leiden. Bekehren wir uns drum zu unſern Kindern, bekehren wir uns ſelber, ehe wir ſie zu bekehren ſuchen. Ohne eigenen ſittlichen Ernſt, ohne das lebendige gute Beiſpiel iſt alles andere erzieheriſche Wirken, alles Lehren und Ermahnen, als Strafen und Beloben umſonſt; Thaten überzeugen die Menſchen, nicht Worte.

Wie Vieles muß aber anders werden in unſerm Leben, ſoll unſer Beiſpiel unſern Kindern zum Segen ſtatt zum Fluche werden. Können euere Kinder mit friſcher Arbeitsluſt an ihre Aufgaben gehen, wenn ſie euch täglich ſeufzen hören über jede Mühe und Beſchwerde in euerem Beruf? Können ſie ihre innerſte Befriedigung im Geiſtesleben ſuchen, wenn ſie ſehen, wie euch Bequemlichkeit und Sinnengenuß über Alles geht? Wird die Wahrheit ihnen über Alles gehen, wenn ſie täglich aus euerem Munde ſogenannte Nothlügen und die ſo ganz unnöthigen Höflichkeitslügen hören? Werden ſie ſanftmüthig und

liebreich werden, wenn sie auch mit ungezügelter Leidenschaft mit verletzendem Wort und roher That über Alle herfahren sehen, die euch irgendwie in den Weg kommen? Wie Vieles müßte anders werden in euerem Leben, meine Freunde, wenn ihr mehr an euere Kinder dächtet. Könntet ihr dann auch noch, um die kleinlichen Vortheile des Augenblickes zu erhaschen, in ganzen Erwerbszweigen durch Unredlichkeit den Credit und den guten Namen einer Gegend untergraben? Könntet ihr auch noch, um bei einer Wahl oder Abstimmung den Sieg davon zu tragen, so giftige Saat des Hasses, des Mißtrauens und der Feindschaft säen, als wäre es euer bewußtes Ziel: nach uns mag die Sündfluth kommen, wenn's nur uns noch aushält? könntet ihr auch der Religion und der Kirche in so herzloser Kälte den Rücken kehren und doch gleichzeitig durch euere Frauen und Kinder Gemüthlichkeit, Frömmigkeit und Religiosität als Comödie aufführen lassen? O daß wir doch die Kraft fänden, die Herzen der Väter und der Mütter zu bekehren zu ihren Kindern! Wahrlich, wir würden umsonst Advent und Weihnacht feiern, wenn es uns nicht gelänge in uns und den Brüdern den Familiensinn neu zu beleben. Im stillen Heiligthum des Hauses muß der Geist Jesu neu geboren werden; im Schooße der Familie muß unser Geschlecht wieder das rechte menschenwürdige Dasein genießen lernen:

Da sind die tiefsten Leiden,
Da ist die höchste Lust,
Da bleiben durch die beiden
Wir unsers Ziels bewußt.
Wer da die lieben Kleinen
Zuführet ihrem Herrn,
Erzieht sich mit den Seinen
Und ist vom Himmelreich nicht fern.

II.

Wacht nur erst der Familiensinn neu auf in unserem Geschlechte, dann dürfen wir wohl hoffen, daß es uns auch gelinge, **die Ungehorsamen zu bekehren zur Einsicht der Gerechten und so dem Herrn ein gerüstetes Volk zu bereiten.**

Oft möchten wir fast verzagen an der Gegenwart und vollends an der Zukunft, wenn wir sehen, wie der Ungehorsam gegen Gottes Gebote, die doch in Vernunft und Gewissen, in der Weltgeschichte und im Lebensgang jedes Einzelnen so laut und mächtig sich bezeugen, immermehr überhand nimmt, wie es den

Anſchein gewinnt, als hätten die Menſchen die Vernunft nur, um thieriſcher als jedes Thier zu ſein und die Erkenntniß des göttlichen Willens bloß, um genau das Gegentheil davon zu thun. Wie oft will uns faſt Verzweiflung erfaſſen, wenn wir ſehen, wie weit üppiger als der gute Same, den wir pflanzen und begießen, das Unkraut wuchert. Wohl uns, wenn wir gleichwohl es als unſere Aufgabe erkennen, die Ungehorſamen zur Einſicht der Gerechten zu bekehren, wenn wir weiſe und liebevoll genug ſind nach Jeſu Vorbild, der am Kreuze noch für ſeine Feinde betete: Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! den böſen Willen als Unverſtand zu betrachten und zu begreifen. Dann werden wir nicht müde werden, die Vorurtheile und Leidenſchaften des Einzelnen und ganzer Stände, ja unſeres Volkes und unſerer ganzen Zeit zu bekämpfen.

Es gilt, meine Andächtigen, dem Herrn ein gerüſtetes Volk zu bereiten, vor Allem aus den Einzelnen zu ſtählen für die Kämpfe, die ſeiner warten, wenn im eigenen Herzen Fleiſch und Geiſt ſich wider einander empören, wenn der grübelnde Verſtand und das ſinnende Gemüth, wenn Kopf und Herz in Widerſpruch miteinander gerathen. Zeigen wir jedem der Unſrigen im eignen Leben das Bild eines Mannes, einer Frau, bei denen Kopf und Herz und Hand zuſammenwirken. Es gilt den Einzelnen zu ſtählen für die Kämpfe, die das Berufsleben, die Sorge für's tägliche Brot und für die Familie ihm bereiten. Zeigen wir ihm, wie wir ſelber nur Eines kennen, das Noth thut, treue Pflichterfüllung, das redliche Bemühen recht zu thun, eingedenk des Wortes Jeſu: Trachtet vor Allem aus nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, ſo werden euch die übrigen Dinge alle hinzugethan werden.

Welch' große Aufgaben warten aber auch des ganzen heranwachſenden Geſchlechtes. Blutige Kriege hat unſer Jahrhundert geſehen, doch haben ihre Flammen nur ſelten in unſer Schweizerhäuschen herübergeſchlagen. Wird das immer ſo bleiben? werden wir, nachdem unſer Land durch neue Verkehrswege allen Völkern geöffnet worden iſt, geöffnet werden mußte, noch fürderhin dieſe friedliche Inſel im tobenden Völkerocean bleiben können? Wenn nicht, ſo laſſet uns bei Zeiten daran denken, ein zum Kampf für ſeine Freiheit gerüſtetes Volk zu bereiten, nicht bloß durch militäriſche Uebung und durch Wälle und Mauern, ſondern durch Erhaltung der geſunden Volkskraft, durch Pflege ſtrenger Manneszucht, durch einiges und vertrauensvolles Zuſammenſtehen.

Gewaltige Stürme durchbrauſen die Welt und ſuchen im volkswirthſchaftlichen Leben, da wo es um Mein und Dein ſich

handelt, die alten Ordnungen, alten Sitten und alten Unsitten zu stürzen und völlig neue Verhältnisse zu schaffen. O daß es uns auch da gelingen möchte, das heranwachsende Geschlecht zur Einsicht der Gerechten zu bringen, und durch Pflege reger, freudiger Arbeitslust, wahrer opferfähiger Bruderliebe, eines ächt gemeinnützigen Sinnes dem Herrn ein für diese Kämpfe gerüstetes Volk zu bereiten. Und endlich, wie heiß tobt der Kampf um unser höchstes Heiligthum, um unsere Religion. O daß wir auch da vermöchten, Glauben und Wissen in den Herzen des heranwachsenden Geschlechtes mit einander zu versöhnen, damit Alle dastehen als ein zum Kampfe wider Zweifel und Unglauben gerüstetes Geschlecht. Dann, nur dann können wir getrost den neuen Kämpfen entgegensehen, ja freudig bitten: Komm' Geist des Herrn, komme bald! Amen.

Er ward arm um unsertwillen.

Weihnachtspredigt von Konsistorialrath Dr. Ehlers, Pfarrer in Frankfurt am Main.

Text: 2. Korinther 8, 9. Denn ihr kennet die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß er um euertwillen arm wurde, da er reich war, damit ihr durch seine Armuth reich würdet.

Was kein Auge gesehen und was kein Ohr gehört und was nie in eines Menschen Herz gekommen, das hat Gott bereitet denen die ihn lieben.

So hat uns der Apostel Paulus die Gnade dieses Festes, die große Freude der Weihnacht, gedeutet!

Auch in unserem Texte ist er es, welcher das festliche Wort auf unsere Lippen legt. Wir wollen versuchen, in Demuth und Glauben es ihm nachzusprechen — es wird unwillkürlich zu einer Erinnerung an die Gnade, deren Erscheinung wir in diesen Tagen feiern.

„Er ward arm um unsertwillen", das sei unser Weihnachtsspruch. Lasset uns erwägen, welchen Sinn und welche Absicht er hat.

I.

„Er ward arm"! Fürwahr, wenn es je Einen auf Erden gegeben hat, den wir als arm bezeichnen müssen, dann ist er es, unser Herr Jesus Christus! „Er hatte keine Gestalt noch

Schöne!“ In Niedrigkeit wird er geboren; der Sohn eines Zimmermannes aus Nazareth; seine Mutter, Maria, auch armer Leute Kind; die Eltern sind nicht einmal daheim, als er geboren wird, sondern auf der Reise und die einzige Herberge, welche sie aufnimmt, ist ein Stall in einer Felsenhöhle; es fehlt nicht weniger als Alles, was sonst, mit Liebe bereitet, einem Menschenkinde den ersten Gruß auf Erden bringt. Das neugeborene Kind wird in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt. — Das Kind wuchs; es nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen; aus dem Knäblein wurde ein Jüngling, ein Mann — aber die Armuth blieb. In Nazareth, dem armseligen Landstädtchen, wächst er auf, in der Werkstätte des Vaters, inmitten einer kinderreichen Familie, in viel Entbehrung, bei harter Arbeit, unter all' den Sorgen und Mühen, mit welchen der Sohn des Volkes zu allen Zeiten und an allen Orten den schweren Kampf zu kämpfen hat. Die Taufe Johannes ruft ihn an den Jordan — zu der religiösen Bewegung, welche sich des ganzen Volkes bemächtigt und in jedem Herzen nachzittert. Etliche Wochen darauf kehrt er nach Galiläa zurück, ein anderer und doch derselbe — er hat Zeugniß von oben empfangen, du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Er lehrt das Volk; er heilt die Kranken; er wird von Vielen gesucht, bewundert, gefeiert; man preist die Holdseligkeit seiner Worte, die Gewalt seiner Rede; durch das ganze Land geht das Gerücht: es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht! Doch bleibt er arm. Schätze auf Erden hat er nicht gesammelt, die Ehren der Welt sind ihm nicht zu Theil geworden — bald siehst du ihn von seinen Hausgenossen verkannt, verläugnet — vor seinem Volke und dessen Obern flüchtig; „die Füchse haben Gruben und die Vögel haben Nester“, sagt er, „aber des Menschen Sohn hat nicht da er sein Haupt hinlege“; über die Stadt da er gewohnt, über Kapernaum, ruft er Wehe; das Haus, in welchem er die Zöllner und Sünder bei sich empfing, steht öde und leer; in den Grenzstrichen der Heiden sucht er Schutz, Ruhe, Bergung; — zuletzt haben sie ihm ein Kreuz errichtet und an diesem Kreuz haben sie Alle zimmern helfen, Juden und Heiden, weltliche und geistliche Gewalten, Fromme und Unfromme, Gerechte und Ungerechte, Kaiphas und Pilatus und ach! auch seine Jünger — Judas hat ihn verrathen und Petrus ihn verleugnet und Alle haben sie ihn verlassen — eine Krippe seine Wiege und sein Sterbebett das Kreuz!

Das ist die Armuth Christi! Willst du sie recht verstehen, so nimm hinzu, das er sie nicht fühlt als ein fremdes Gebot,

als einen läſtigen Zwang — daß er ſie in Freiheit erwählt, weil er in ihr den Willen ſeines Vaters im Himmel erkannte, daß er ſie trägt ohne einen Anflug von Bitterkeit, von Trotz und Verzagen und ohne ſie jemals geltend zu machen als Anſpruch auf eine beſondere Entſchädigung und Vergeltung? Die äußere Armuth war auch das Schwerſte nicht; viel ſchwerer erträglich, wenn ich ſo ſagen darf, iſt die innere Armuth, welche er, gedrungen von heiliger Liebe, um ſeiner Brüder willen auf ſich nimmt. Der Apoſtel Paulus ſagt einmal in Erinnerung an die Mühſal ſeines apoſtoliſchen Berufes: wer iſt ſchwach und ich werde nicht ſchwach? wer wird geärgert und ich brenne nicht? Dieſe Liebe die er übt, er hat ſie gelernt von ſeinem Herrn; der iſt auch dieſer herablaſſenden, fürſprechenden Liebe Meiſter — der die Noth der Anderen als eigene Noth fühlt — deren Leiden alle ſtellvertretende Leiden ſind! Wenn der Herr die Kranken heilt, ſo erfüllt er damit das Wort des Propheten: „er hat unſere Schwachheit auf ſich genommen und unſere Seuche hat er getragen“; über Jeruſalem weint er Thränen bitterer Traurigkeit; und durch ſein ganzes Leben trägt er, ein mitleidiger Hoherprieſter, tiefe Wehmuth, heiligen Schmerz; und es gehört auch das mit zu ſeiner Armuth, daß er dieſer Wehmuth, dieſem Schmerz nur ſo ſelten Ausdruck geben darf, und daß er Niemanden findet, der ihn ganz verſteht, wenn er von ſeiner Leidenstaufe ſagt: wie iſt mir ſo bange, bis ſie vollendet werde! wenn er in Gethſemane klagt: meine Seele iſt betrübt bis in den Tod! und betet: iſt es möglich, laß dieſen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe! wenn er am Kreuze ruft: mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! „er, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete das Kreuz und achtete der Schande nicht!“

Befremdlich genug! denn ſteht nicht dieſe Armuth zu ſeinem inneren Reichthum in demſelben Contraſte, in welchem das ärmliche Lager zu Bethlehem im Stall zu der Klarheit ſteht, welche draußen die Nacht durchglänzt und zu der Botſchaft, die vom Himmel auf die Erde dringt: Siehe ich verkündige euch große Freude, welche allem Volke widerfahren ſoll, denn euch iſt heute der Heiland geboren! und zu dem Geſang der himmliſchen Heerſchaaren: Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen? Dieſer arme, verſchmähte, von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf ziehende Rabbi, der nicht hat, da er ſein Haupt hinlege, deſſen Jünger Fiſcher und Zöllner ſind, der von den Oberen ſeines Volkes wegen Gotteslästerung, als ein fluchwürdiger Ketzer verurtheilt und von der ſtaatlichen Ge-

walt hingerichtet wird, er nennt sich des Menschen Sohn, der auf den Wolken des Himmels kommt, dem Macht und Ehre und eine ewige Herrschaft zukommt; er erhebt den Anspruch, der Gründer, Bringer, König des Gottesreiches auf Erden zu sein; Allen unentbehrlich will er auch für Alle allgenugsam sein! er giebt ihnen Ruhe für ihre Seele! löscht ihnen den Durst nach dem lebendigen Gott — wird ihnen das Brod des Lebens — macht sie zu Gottes Kindern, schenkt ihnen einen neuen Glauben und eine lebendige Hoffnung! Selig, sagt er, sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet! und wenn in unvergeßlicher Stunde Petrus und die anderen Jünger die höchsten Hoffnungen ihres Volkes, das Ideal Israels, in ihm verwirklicht sehen, wenn sie ihm Zeugniß geben, du bist Christus, dann beglückwünscht er sie mit preisenden Worten: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, denn das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel! Das ist sein Reichthum, Eins zu sein mit dem Vater; in ganzer voller Uebereinstimmung mit dem lebendigen Gott; daß der Vater ihm sein Herz erschließt, ihn zum Vertrauten seiner Heilsrathschlüsse macht, seine Pläne durch ihn zur Erfüllung bringt, die Menschheit erneuert und zu dem Ziele vollendet, für welches er sie von Anfang an versehen hat! — Es ist nie Einer über die Erde gegangen, der auch nur von ferne solch ein Bewußtsein gehabt hätte von seinem Reichthum, seiner Würde, seiner Gemeinschaft mit dem ewigen Gott und seiner Stellung unter den Geschlechtern auf Erden! Wenn die Apostel von ihm sagen, er sei der Eine Mittler zwischen dem Einen Gott und allen Menschen; wenn sie ihn verkünden als den zweiten Adam, den himmlischen Menschen, den Anfänger einer neuen Menschheit; wenn sie ihn preisen als das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, als den Abglanz seiner Herrlichkeit, wenn sie anbetend bekennen: Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit als die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater voll Wahrheit und Gnade, so ist das nur ein Widerhall von dem, was er von sich selber bezeugt hat. Es ist eine unendliche Fülle, ein unausdenklicher Reichthum von göttlichem Leben und göttlicher Liebe in ihm — im Vergleich zu ihm sind die Andern alle arme Leute! auch die erleuchtetsten unter ihnen nur Sterne am nächtlich dunklen Himmel — er leuchtet wie die Sonne! —

So reich und doch so arm! Warum entspricht die äußere Armuth so wenig dem inwendigen Reichthum? warum erscheint die höchste Majestät auf Erden verhüllt in Schwachheit und Niedrigkeit?

Ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, daß, ob

er wohl reich ist, ward er doch arm um euretwillen, auf daß ihr durch seine Armuth reich würdet! Um euertwillen! um unsertwillen ist es geschehen! Die Liebe des Vaters hat es so gewollt und die Gnade des Sohnes hat es so vollbracht! seine Armuth will uns reich machen! —

Wie arm sind doch wir Menschen — wie schwach — wie hülflos! Alles Fleisch ist wie Gras und des Menschen Herrlichkeit gleichwie des Grases Blume! Arm an bleibenden Gütern, arm an Gotteserkenntniß, arm an Gerechtigkeit, arm an Hoffnung, ach so arm an Liebe, welche nicht das Eigene sucht, sondern was des Andern ist! — mit der Menge ihrer Opfer, mit ihren Tugendübungen und frommen Werken, mit aller Weisheit und Kunst, mit allen Errungenschaften und Fortschritten doch arm! die Meisten hängen ihr Herz an den Mammon, den betrüglichsten Götzen, oder an den Genuß der Sinne, den leichtfertigen, flüchtigen Begleiter, oder an die Ehre der Welt, den treulosesten Herrn!

Wie reich, wie ausgiebig macht die Gnade Christi diese armen Menschen, auch die allerärmsten! Ihnen ist Gott vertraut; Abba, lieber Vater, sagen sie zu ihm; sie fürchten ihn nicht, sie lieben ihn; er ordnet ihr Leben, er führt sie auf seinen Wegen; er hält sie in der Stunde der Versuchung, und die gefallen sind, richtet er auf; vergiebt den Reumüthigen ihre Sünden und entzündet den glimmenden Docht zu heller Flamme! Sendet er Leid, Schmerz, Kummer — so züchtigt sie seine Hand — sie sollen die Welt verleugnen und ihre bösen Lüste; ihr Herz nicht an Eitles hängen, sie sollen frei werden von sich selbst und von andern Menschen, und sich genügen lassen an seiner Gnade; aus dem Tode des alten Menschen ersteht ein neuer Mensch in Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; verwest der äußerliche Mensch, so wird der innere erneuert — wem Christus das Leben ist, dem ist Sterben Gewinn! —

Liebe Freunde! Ihr wißt es Alle, daß eine unendliche Lebensfülle uns durch Christus vermittelt ist! daß wir reich sind in ihm! daß wir in dem irdenen Gefässe einen Schatz tragen, der über alle Schätze ist! —

Ist es wirklich seine Armuth, die uns reich macht? Er ist gekommen, um die Sünder selig zu machen, um sie reich zu machen in Gott — sein Leben sollte Ein Opfer sein — das konnte es nur sein, wenn er auf allen Reichthum und Glanz dieser Erde verzichtete, wenn ihn Keiner verdächtigen konnte, daß es doch am Ende noch ein Gut der Erde gebe, mit welchem er sich heimlich tröste und sich entschädige für die zur Schau getragene Entbehrung und Entsagung. —

Sodann, wie hätten die Aermſten, die Geringſten, die Unwürdigen — und an ſie wendet er ſich zuerſt — ſich zu ihm ein Herz faſſen ſollen, wenn er nicht alle Schranken, welche ſonſt die Menſchen trennen, niedergelegt hätte — wenn er nicht in allen Stücken ihnen gleich geworden wäre, ausgenommen die Sünde? Auch hätten ſie Gott nicht um Gottes Willen lieben lernen, wenn er ihnen auch noch Anderes zu bringen hatte, als dieſe Liebe Gottes; ſie mußten fühlen, er iſt wirklich um unſertwillen zu uns gekommen; er ſucht bei uns Menſchen nichts für ſich, er ſucht im Menſchen den Menſchen; den göttlichen Funken, der in der Seele jedes Menſchen, oft dem Erlöſchen nahe, ſchlummert; das Verlangen, die Sehnſucht nach Gott, welche oft nicht zu Gehör kommt bei dem Lärm der Welt und doch da iſt und nach Gott und ſeiner Liebe ausſpäht und ſucht und ruft, wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer!

Gewiß hätte er nicht Alle gewonnen, wenn er anders als in Armuth und Niedrigkeit gekommen wäre! Als der Sproß eines Fürſtenhauſes, als das Kind eines Gewaltigen von dieſer Welt, auf ſeidene Kiſſen gebettet, mit Erdenglanz umgeben, und wenn ihm an der Wiege ſchon Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe, Bürger und Bauer gehuldiget, hätte er immer nur Einzelne reich gemacht! Der Fürſt Eines Volkes, wäre er den anderen als Feind erſchienen; der Führer Einer Partei, hätte er die anderen alle gegen ſich gehabt; ließ er ſich von Israel huldigen, ſo war die Heidenwelt für ihn verloren; nahm er ſich der Heiden an, ſo haßten ihn die Juden! durften die Großen ihm dienen, ſo fühlten ſich die Kleinen zurückgeſetzt; ſuchte er ſeinen Anhang unter den unteren Schichten des Volkes, ſo hatte er, was angeſehen und vornehm war und was zu herrſchen berechtigt zu ſein glaubte, wider ſich! wollte er Alles gewinnen, ſo mußte er Aller Diener ſein! wollte er die Welt erlöſen, ſo mußte er von der Welt unabhängig ſein, ſo durfte er von ihr nur das nehmen, was zur äußerſten Nothdurft des Lebens gehörte. — Er kennt nur einen Unterſchied — hoffärtige, ſelbſtgerechte, fertige Menſchen und demüthige, geiſtlich arme, werdende Menſchen; jenen widerſteht er — dieſe, Alles, Alles, was mühſelig und beladen iſt, das ruft er herbei: ich will euch erquicken — euch Ruhe geben für eure Seele! euch reich machen durch meine Armuth!

II,

Das iſt die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der, ob er wohl reich war, doch arm ward um unſertwillen, auf daß wir durch ſeine Armuth reich werden!

Wozu nun diese Erinnerung? Ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, schreibt der Apostel. Sie ist euch nicht neu, nicht unbekannt; ihr kennt sie. — —

Wie, meine lieben Freunde, können wir das hören, ohne daß wir bei uns selber zusehen, wie viel wir sie wirklich kennen? ob wir von ihr Erfahrung haben? ob sie uns in Wahrheit reich macht? Trägst du diese selige Gewißheit von einem inneren Reichthum, der sich nie verzehrt, durch dein Leben? sind dir im Vergleich zu ihm alle anderen Güter klein? findest du in diesem Reichthum einen überreichen Ersatz für jede Entbehrung und Entsagung?

Es sollte wohl sein — aber bei wie Vielen ist es doch nur eine Feiertagsstimmung, welche sie vielleicht schon früher verläßt, als sie die Festkleider ablegen. Wenn der Apostel uns ausdrücklich darauf anredet: ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesu Christi — dann fühlen wir uns Alle wieder arm — wir müßten viel gelassener, muthiger, seliger, hilfreicher durch das Leben gehen, wenn wir Christi Gnade wüßten — nein, wir wissen sie noch nicht! wissen sie Alle lange nicht genug! —

Besser können wir deshalb nicht Weihnacht feiern, als so, daß wir von Herzen unseren Gott und Vater bitten, daß er uns in der Armuth Christi den Reichthum seiner Gnade offenbar mache, daß er uns in dem armen Kinde, in dem flüchtigen Manne den Christ zu erkennen gebe, die Erfüllung aller göttlichen Weissagungen, die Verwirklichung aller menschlichen Hoffnung, den, nach welchem wir keines Anderen mehr zu warten brauchen!

Des Apostels Erinnerung aber hat noch einen anderen Zweck. Er hat sie verwebt mit einer Ermunterung, welche die Christen zu Korinth zu einer Sammlung willig machen soll, deren Ertrag für die armen Christen in Jerusalem bestimmt war. Er stellt ihnen die Gemeinden in Macedonien als leuchtende Vorbilder vor Augen: wie wohl sie sehr arm sind, haben sie doch reichlich gegeben in aller Einfältigkeit — nicht blos nach Vermögen, nein über Vermögen — sie haben sich zur Betheiligung geradezu gedrängt und den Apostel auf das Inständigste gebeten, daß er ihre Gaben zugleich mit anderen nach Jerusalem befördern wolle.

So sollen es die Korinther auch machen. Reich in allen Stücken, im Glauben und im Wort und in der Erkenntniß und in allerlei Fleiß und in der Liebe zum Apostel, sollen sie auch im Wohlthun reich werden. Gebieten will es der Apostel nicht — er hat auch nicht nöthig, es zu gebieten; er appellirt an ihre Liebe, welche doch der Liebe Christi ähnlich sein wird; denn ihr wisset die Gnade unseres Herrn Jesu Christi — wie er, der

Reiche, um euertwillen arm geworden ist, damit er euch bereichere, so sollen durch euere Liebe die Anderen, die Armen in Palästina reich werden!

Unwillkürlich wird also Erinnerung zu Ermahnung, der Hinweis auf die Größe der Liebe Christi hat eine verpflichtende Kraft! Selbst reich geworden durch die Gnade Christi sollen wir Andere reich machen, des Eigenen uns begebend!

Niemals geschieht das mehr, als wenn die Christenheit die Weihnacht feiert. Wie haben sie es so wichtig, einander zu erfreuen, zu bereichern; wie willig sind sie, um deswillen selbst arm zu werden. Nicht bloß die Glieder derselben Familie, die Genossen Eines Hauses! Die Liebe, welche in dieser Zeit ihr hochheiliges Geschäft treibt, die steckt sich nicht so enge Grenzen, sie sorgt für Alles, was arm, krank, traurig, elend, verloren ist; auch den Unbekannten fühlt sie sich bekannt und verwandt; sie sinnt darauf, Anderen eine Freude zu machen und wo sie Gelegenheit findet, versäumt sie dieselbe gewiß nicht! Sie geht aus von den Gesunden und sitzt am Bette eines Kranken, um ihn aufzurichten in seinen Anfechtungen; sie verläßt den Kreis froher Genossen und sucht im Trauerhaus die Weinenden auf, um mit ihnen zu weinen; sie entsagt der Bequemlichkeit und dem Behagen, um die Armuth einer bedrängten Familie zu theilen; und wiederum sie kann auch des eigenen Kummers und der eigenen Sorgen und Schmerzen vergessen, Seufzer bemeistern und Klagen unterdrücken, um die Freude der Fröhlichen nicht zu stören; thut sie nichts hinzu, so will sie ihnen doch auch nichts rauben! Gesegnete Festfeier, wo Jeder dem Andern dient, da Jedes arm wird um Andere zu bereichern!

Es sollte nicht bloß am festlichen Tage so sein, sondern unser ganzes Leben sollte es beweisen, daß wir wissen die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Arm werden, um Andere reich zu machen, das sollte die Weihnachtskunst sein, die wir alle Tage üben. Nicht bloß geben, sondern reich machen; nicht schenken, sondern opfern; nicht dann und wann, sondern immer; nicht vom Ueberfluß, sondern von der Nothdurft; nicht Geld schenken, sondern arm werden um der Anderen willen! die Traurigkeit und Noth, die Armuth und den Kummer der Anderen fühlen, als wäre es der eigene, ihre Lasten ihnen abnehmen und auf uns nehmen; für sie einstehen und eintreten mit Allem was wir sind und haben; ihnen dienen mit unserer Freude, unserem Behagen, unserer Ruhe, Zeit und Kraft — das heißt arm werden um ihretwillen! —

An Aufforderungen dazu fehlt es nicht im Leben; im häus-

lichen, geſchäftlichen, ſtaatlichen, kirchlichen Leben — überall dieſelben Anſprüche — das ganze Leben ſetzt ſich aus tauſend kleinen Dienſtleiſtungen zuſammen und in jede ſollſt du dein ganzes Herz, deine ganze Perſon legen und das geht ohne Selbſtverläugnung, ohne Demuth, ohne Opferfreudigkeit niemals ab. Wer es nicht ſieht, nicht übt, der kennt die Gnade Chriſti nicht! Wie viele ſelbſtſüchtige Menſchen giebt es doch, die nur an ſich denken, nur ſich leben, Alles für ſich wollen — ängſtlich ihr bischen Leben zu erhalten und es zuletzt doch verlieren! Die mit ihren Vorzügen Hoffahrt treiben, mit ihren Talenten ſich brüſten, mit Geiſt und Witz Andere blenden — vielleicht nur mit ihrem Gelde ſich wichtig machen, die Andere nicht reich machen, ſondern nur Neid und Habgier herausfordern und alle böſen Leidenſchaften wach rufen! —

Laßt uns, gedrungen von der Gnade Chriſti, geloben, daß wir wollen dem Herrn und Meiſter nachfolgen auf der Bahn, die er vorauf gegangen — iſt der Weg oft ſauer, der Mühe viel, ſind die Opfer, die von uns gefordert werden, groß und ſchmerzlich — es iſt nicht anders, ein Chriſtenleben iſt kein Spiel, kein Scherz, nicht Plaiſir. Aber laßt uns nicht ſorgen! Wenn wir arm werden um der Andern Willen, wir verarmen deshalb nicht; die Gnade Chriſti, die Liebe unſeres Vaters iſt unergründlich, unermeßlich reich — laßt uns aus ihrer Fülle nehmen Wahrheit um Wahrheit, Gnade um Gnade; je mehr wir brauchen, um ſo mehr wird uns gegeben! Daß wir viel zu geben haben, dazu dürfen wir Weihnacht feiern. Dann war die Feier geſegnet, wenn wir von Neuem gelernt haben und von Neuem entſchloſſen ſind, arm zu werden um Anderer willen, ſie zu bereichern, wie wir die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti wiſſen, der, ob er wohl reich war, doch arm geworden iſt um unſertwillen, daß er durch ſeine Armuth uns reich mache. Amen.

Der Herr ist mein Hirte.

Predigt von R. Grubenmann, Pfarrer in Chur.

Text: Psalm 23, 1—4. Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grünen Auen und führet mich zu stillen Wassern. Er erquicket meine Seele, er leitet mich auf der Straße der Gerechtigkeit, um seines Namens willen. Und wenn ich schon wandeln werde in dem Thale des Todesschattens, so fürchte ich doch kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab, die trösten mich.

Meine Freunde!

Unter unsern Psalmen ist einer der bekanntesten und zugleich der lieblichsten und trostreichsten der vorgetragene dreiundzwanzigste. Ein Psalm Davids ist er in unserer Bibel überschrieben. Doch nein, nicht blos ein Psalm Davids ist er, sondern ein Psalm der ganzen religiösen Menschheit. Denn wer dieses Lied immer verfaßt haben mag, geschöpft ist es aus den Tiefen des religiösen Menschengemüthes, des religiösen Menschengemüthes, wie es von jeher gewesen ist, und immer wiederum sein wird, über den Wechsel dieser Zeiten emporschauend und sich emporrichtend zum Ewigen, Unvergänglichen, im Jammer dieses Lebens seinen Trost und seine Kraft findend im Glauben an die göttliche Macht, die göttliche Weisheit und die göttliche Güte. Diesem natürlichen Glauben, diesem Gottvertrauen leiht unser Psalm einen unübertrefflich schönen, kindlich einfachen und zugleich doch erhabenen Ausdruck. Darum ist er eine Perle in der Sammlung unserer Psalmen und ist so tief in das religiöse Bewußtsein eingedrungen, wie kein anderes dieser Lieder und schon Unzähligen in der Trübsal ihres Lebens eine Quelle des Trostes geworden.

O, meine Freunde! Es ist nicht überflüssig, gerade in unserer Zeit solche Kernworte der Schrift wieder hervorzuziehen und die Kinder unserer Zeit wieder zu ermahnen zum einfachen, kindlichen Gottvertrauen. Unsere Zeit, sie besitzt ja viel Schönes, Großes und Erhebendes. Da ist viel Arbeit und Erwerb, viel Besitz und Genuß, viel Können und Wissen und Fortschreiten

auf allen Gebieten des Lebens. Aber unsere Zeit, sie birgt unter der glänzenden Decke dieses vielbewegten Lebens auch unendlich viel Jammer. Gar schwer lastet der Kampf ums Dasein auf vielen, vielen Menschen und unter die gewöhnlichen Sorgen des Lebens mischt die Hand des Schicksals manchmal noch besonders schwere Heimsuchungen und stellt uns oft Bilder unsäglichen Elends vor die Augen: dort eine Hütte der Armuth, in welcher buchstäblich Mangel am Nothwendigsten ist und nackte Kinder um Brod schreien, dort ein Kranken- und Schmerzenslager, wo die arme, gebrechliche Menschennatur Jahre lang umsonst ankämpft gegen die langsam heranschreitende Macht des Todes. Dann wieder tiefe innere Bekümmernisse, nie versiegende Thränen um ein verlorenes Lebensglück oder um ein geliebtes Kind, das den Weg des Verderbens beschritten hat. Allein meine Freunde, das Allerbetrübendste für den Menschenfreund ist das, beobachten zu müssen, daß es den Kindern unserer Zeit gegenüber allen diesen schweren Schicksalen so oft an der rechten inneren Widerstandskraft gebricht, daß es ihnen fehlt am Glauben, am rechten religiösen Halt. Zwei Dinge sind es, auf die sich die Menschen der Gegenwart vor allen Dingen verlassen und deren sie sich als Mittel gegen alle möglichen Uebel zu bedienen suchen. Das eine ist der eigene menschliche Verstand, das andere sind die Kräfte und Mittel der Natur. Diese beiden gebraucht man wohl; aber wenn sie nicht anschlagen, da geben manche dann Alles verloren und gilt dann Nichts mehr als Entsagen, bitteres Entsagen. Ja wohl, der menschliche Verstand und die Kräfte der Natur, das sind gewaltige Faktoren im menschlichen Leben, sie können und sollen wir gebrauchen. Aber wehe dem, der sich auf sie allein verläßt, der keinen tiefern Trost besitzt, der nichts weiß von dem Reichthum des Gemüthes in Gott. Darum, weil so Viele in unserer Zeit von diesem Reichsein in Gott nichts wissen, darum so oft Verzweiflung in der Prüfung des Lebens, und darum eine gewisse sittliche und religiöse Rathlosigkeit, der Stempel unserer in vielen Dingen sonst so weit vorgeschrittenen Zeit. Darum sage ich, es thue Noth, gerade in unserer Zeit solche einfache Kernworte der Schrift wieder hervorzuziehen und die Kinder unserer Zeit wieder zu ermahnen zu kindlichem Gottvertrauen. Wahrlich in den Worten unseres Psalms, da leuchtet gleichsam noch einmal die Ostersonne auf, um allen denen, die da wandern im dunklen Thale, wenn ihnen am Osterfest noch nicht das Licht aufgegangen ist, in ihre Betrübniß zu senden einen Strahl göttlichen Lichtes und sie aufzurichten durch das Gottvertrauen des alten Sängers, ihnen zuzurufen mit den Worten des Dichters:

Auf, auf, gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

„Der Herr ist mein Hirte", lauten die ersten Worte unseres Psalms. Diese Worte, sie seien die Ueberschrift unserer heutigen Betrachtung, damit sie auch immer mehr das Losungswort unseres ganzen Lebens werden. „Der Herr ist mein Hirte". Lasset uns sehen, wie dieses Wort in den Erfahrungen unseres Lebens sich immer aufs Neue als wahr beweist, und dann, was wir daraus für eine Folgerung ziehen sollen.

I.

„Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen." Drei Dinge sind es, meine Freunde, welche der Sänger in dieser Lobpreisung der Hirtentreue Gottes vor Allem hervorhebt. Sie sind enthalten in den drei Sätzen: „er läßt mir nichts mangeln", „er erquicket meine Seele", er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen". — „Er läßt mir nichts mangeln". In diesen Worten ist es die schaffende und erhaltende, ernährende und sorgende Hirtentreue Gottes, welche gepriesen wird, jene ewige Liebe, die mit ihrem Erbarmen das Erdenrund umschlingt wie ein Strom in tausend silbernen Armen, welche nicht nur den Lebensodem schafft, sondern auch die Bedingungen, welche zur Erhaltung des Lebens nöthig sind, die da speiset die Vögel des Himmels und kleidet die Lilien des Feldes und segnet die Arbeit der Menschen, die da festhält an dem alten Bunde, „hinfort soll nicht aufhören Sommer und Winter, Frost und Hitze, Saat und Ernte, Tag und Nacht", die das Füllhorn ihrer Gaben ausschüttet über den Erdboden, die Ueberfluß sendet in das Haus der Reichen und Glücklichen und auch dem Armen und seinen Kindern sein Stücklein Brod nicht vorenthält. Wer ist unter uns, der diese schaffende und erhaltende, nährende und sorgende Hirtentreue Gottes in seinem Leben nicht schon überschwänglich erfahren hat, der sie nicht erfahren hat vom ersten Lebenstage an bis heute? Wir haben gearbeitet, er hat dazu das Gelingen gegeben; wir haben gesäet, er hat uns ernten

lassen, wir haben das Geschäft begonnen, er hat dasselbe glücklich von Statten gehen lassen. Ja, wer kann es nicht bezeugen unter uns, er hat mir nichts mangeln lassen bis heute? oder wenn wohl auch einmal eine Zeit der Sorgen, ja der Entbehrung gekommen ist, so hat er mir auch durch solche Tage glücklich hindurch geholfen und mir gerade aus jenen Tagen auch wieder einen Segen erwachsen lassen. Ich befand mich in irgend einer bedrängten Lage, ich fühlte mich wie gefangen, umgeben von schauerlichen Felswänden, und spähte umsonst nach einem Ausweg. Siehe, da öffnete sich ein Felsenthor und ein schmaler, früher nicht entdeckter Pfad führte mich aus der Bedrängniß wieder sicher hinaus zur Freiheit und zum Glücke. Wir waren in tiefen Kummer versetzt, standen vielleicht am Sterbebett des Vaters. Mutter und Kinder blieben allein zurück, scheinbar hülflos und verlassen, — siehe, auch da ward geholfen und Jedem wiederum sein Weg, sein Plätzlein gewiesen. Die Kleinen wuchsen heran und fanden ihre Bahn durchs Leben, und Alles nahm doch noch ein gutes Ende. Wir hatten vielleicht in unserem Haus eine Zeit, da es hieß, Alles wohl zu Rathe zu halten, da Manches entbehrt werden mußte, was Andere in Ueberfluß genießen, und doch waren's vielleicht gesegnete Zeiten, Alles war auch bei beschränkten Verhältnissen wohl und gesund und zufrieden und fröhlich, daß wir mit Andern, Glücklichern nicht hätten tauschen mögen. Ja, wir können wohl auch noch bezeugen: „Der Herr läßt uns nichts mangeln und weidet uns auf grüner Aue und führet uns zu frischem Wasser."

„Und er erquicket unsere Seelen". In diesen Worten, meine Freunde, da wird die suchende und rettende, die tröstende und aufrichtende Hirtentreue Gottes gepriesen, jene Hirtentreue Gottes, die sich kundgiebt durch das Walten und Wirken seines Geistes im menschlichen Geiste. Lebt ja doch der Mensch nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Auch die treue Seele hat unabweisbare Bedürfnisse, ein Verlangen nach Wahrheit und Erkenntniß, nach Freiheit und Kraft, nach Trost und Frieden, und auch diesen Bedürfnissen kommt der ewige Gottesgeist entgegen und auch in dieser Beziehung läßt er dem Suchenden und Strebenden nichts mangeln. Er weidet seine Seele auf grüner Aue und führet sie zum frischen Wasser. Unermeßlich weit und reich sind die Auen, auf welchen die ewige Liebe die menschlichen Seelen weidet. Alles Schöne und Erhebende, Alles, was dem Menschen einen reinen und wahrhaftigen Lebensgenuß gewährt, Alles, was ihn wahrhaft erfreut und tröstet und erquickt, das sind gleichsam

tausendfarbige Blumen auf den reichen Lebensauen Gottes. Dieser freundliche Tag, der sich sonnenhell emporringt aus den die Erde bedeckenden Nebeln, jene heitere Stunde, die wir sorglos verleben in dem Kreise treuer Freunde, das Lied, das fröhlich emporsteigt aus der Menschenbrust, die gute That, die Gott uns gelingen läßt, oder die wir von Andern vernehmen dürfen, das Alles ist erfrischender Trank auf der staubigen Straße des Lebens. Jedes Wort der Wahrheit und der Liebe, das uns zugerufen wird, jeder wahre und erhebende Gedanke, der in unserer Seele aufleuchtet, jedes Gebet, das sich emporringt aus dem Herzen zu den geistigen Höhen und von da zu uns zurückkehrt mit den Gaben des Himmels beladen, Alles das ist Thau, der niederfällt auf den schmachtenden Boden der Menschenseele. Vor Allem das unvergängliche Gotteswort, seine heiligen und tröstenden Wahrheiten, sie sind ein unerschöpflicher Brunnen lebendigen Wassers. Und wer von uns, meine Freunde, hat nicht auch diese suchende, innerlich erquickende und aufrichtende Hirtentreue Gottes erfahren? War sie uns nicht nahe in der Liebe, in den erziehenden Einwirkungen unserer Eltern und Lehrer; begleitet sie uns nicht durch's ganze Leben in den Einwirkungen des göttlichen Wortes; haben wir nicht alle schon in unserm Herzen mannigfach erfahren auch die inneren, so oft unerklärlichen Tröstungen des heiligen Geistes, der uns manchmal ersetzen mußte, was das Leben, das äußere Leben zu wünschen übrig ließ, ja, welche wir gerade dann am mächtigsten erfahren durften, wenn äußerlich dies und das uns mangelte? Wir wanderten wohl einmal kummervoll und gebeugt unsere Straße, die Sorge des Lebens lastete schwer, mit besonderer Wucht auf unserm Herzen, da traf uns irgend ein kräftiges, tröstliches Gotteswort, oder ein freundliches, theilnehmendes Menschenwort, und siehe da, die Last sank von unserm Herzen, und wir begannen mit neuem Muth unsern Weg. Wir standen einmal einer besonders schweren Aufgabe gegenüber, etwa an einem Krankenbette, schwebend zwischen Furcht und Hoffnung, umsonst bemüht, irgend ein theures Leben zu entreißen den Händen des Todes; wir beteten um Hülfe und doch ging Alles seinen ernsten, natürlichen Gang. Da vernahmen wir in uns das Wort: „Laß dir an meiner Gnade genügen, meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig". Und diese Kraft ward mächtig auch in uns und stärkte uns auszuharren bis ans Ende. Ja, die Hirtentreue Gottes, sie erquicket auch unsere Seelen.

„Und sie führet uns auf rechter Straße um seines Namens willen." In diesem Wort endlich, da wird die leitende, die erziehende Hirtentreue Gottes beschrieben. Ja, er führt uns auf

rechter Straße, wenn wir uns nur recht von ihm führen lassen. Merkwürdig wechselnd und verschlungen sind die Pfade, die wir zu gehen haben, in dunkle Tiefen und wohl einmal auch auf eine freundliche Höhe, manchmal wunderbar sich verschlingend oder feindselig kreuzend mit den Wegen anderer Menschen. Wenn wir aber zurückschauen auf den ganzen zurückgelegten Weg, so werden wir am Ende doch bekennen: So dunkel mein Weg in vielem Einzelnen gewesen ist, so dunkel er mir besonders damals erschien, als ich mitten darin stand, so sehr bekenne ich doch jetzt, daß Gott mich die rechte Straße geführt hat. Steil und mühsam war wohl manche Strecke meines Weges, aber sie gerade hat meine Kraft am meisten gestählt. Durch dürre Haiden der Entbehrung führte mich dort eine lange Strecke; aber sie gerade hat mich gelehrt, auf das Innere und Wesentliche im Menschen zu schauen. Herbe Erfahrungen und Demüthigungen von den Menschen habe ich auch erlitten; aber auch das hat mir wohlgethan und mich gegen mich selbst und Andere wachsamer und vorsichtiger werden lassen. An Gräber hat mein Weg mich zu treten genöthigt, in welche mir die Theuersten hinabgesenkt wurden; aber gerade an diesen Gräbern habe ich gelernt, meinen Trost und meine Zuflucht nicht bei gebrechlichen Menschen, sondern bei den himmlischen Mächten zu suchen. So erkenne und bekenne ich doch im Blick auf meine ganze Lebensführung: „Herr ich bin zu gering der Treue und Barmherzigkeit, die du an mir gethan hast. Nichts hatte ich, da ich auszog, als den Stab in meiner Hand, und nun bin ich zwei Heere stark geworden." Ja, gerade diese Erfahrungen unseres eigenen Lebens, sie sind vor Allem geeignet, den Glauben in uns unerschütterlich fest und lebenskräftig zu machen. Gegenüber jener äußerlich schaffenden und nährenden Hirtentreue Gottes in der Schöpfung, gegenüber auch den Erquickungen seines Geistes im Menschengeist, Allem dem gegenüber könnten wir uns noch immer zweifelnd verhalten und sagen, es seien das blos die Wirkungen bewußtloser Naturkräfte oder des sich selbst erhebenden Menschengeistes. Gegenüber jedoch den Erfahrungen, die wir in unserem eigenen Leben machen, wo uns im Einzelnen Manches dunkel und unerklärlich schien, und dann am Ende das Ganze sich doch als planvolles Gotteswerk erweist, da müssen wir uns in Demuth und Glauben beugen, da müssen wir bekennen: „Ja, der Herr ist mein Hirte, er läßt mir nichts mangeln; er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele und führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen."

II.

Und nun die Folgerung, die wir aus dieſer tröſtlichen Thatſache ziehen wollen. Sie iſt enthalten in den letzten Worten unſeres Textes: „Darum ob ich ſchon wandle im dunklen Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du biſt bei mir, dein Stecken und Stab tröſtet mich.“ Alſo keine Furcht mehr! Geſtützt auf das, was wir ſelbſt durch unſer ganzes Leben erfahren haben, ſollen wir nun alle Furcht von uns werfen und frei und froh als Kinder Gottes unſere Straße ziehen. Keine Furcht mehr vor der ungewiſſen Zukunft, denn was ſie uns auch bringen mag, die Hirtentreue Gottes wird ſie nicht brechen können, die wird uns in Allem unentwegt zur Seite gehen. Keine Furcht mehr vor den Mühen und Arbeiten, die zu überwinden ſein werden! Mögen ſie auch noch ſo ſchwer ſein, Gott wird uns in der Hitze der Arbeit ſeine Hülfe und Erquickung nicht mangeln laſſen. Keine Furcht mehr vor den Menſchen und ihren Anfeindungen! Denn iſt Gott für uns, was können uns Menſchen thun? Keine Furcht mehr, daß es uns fehlen könnte an dem Nöthigen zum Lebensunterhalt! Denn der bisher väterlich zu ſorgen nie unterlaſſen hat, er wird auch fürderhin uns immer wiederum Wege zeigen, da unſer Fuß wandeln kann. Keine Furcht mehr vor dieſem oder jenem Unglück, das auf unſer oder unſerer Lieben Haupt niederfallen könnte! Gott wird auch in ſolchen Heimſuchungen ſeine Kraft in unſerer Schwachheit mächtig wirken laſſen. Ja, keine Furcht mehr auch vor dem letzten dunklen Thal, das wir durchſchreiten müſſen, keine Furcht vor Sterben und Grab! Denn auch dieſes dunkle Thal, wir werden es durchſchreiten an der treuen und ſtarken Gotteshand. O, meine Freunde, Eins nur hat der Chriſt zu fürchten, daß er ſich ſelber und ſeinem Gott nicht untreu werde. Eins nur hat er zu ſorgen, daß er den vorgezeichneten Weg recht gehe, daß er ſeine Pflicht erfülle, daß er ſeinerſeits das Gebot der Liebe nicht verläugne und daß er, wo er geirrt und gefehlt, ſobald er zur Erkenntniß gekommen zum rechten Weg zurücktrete. Im Uebrigen hat er nichts zu ſorgen, ſondern alle ſeine Sorgen auf einen Andern zu werfen, zu ſprechen: „Ich fürchte mich nicht, denn du biſt bei mir, dein Stecken und Stab tröſten mich.“ Wie, meine Freunde, wird uns darum nichts treffen können? Werden wir vor jedem Unglück ſicher ſein? Können wir ſprechen: „Und ob tauſend fallen zu meiner Rechten und zehntauſend zu meiner Linken, ſo wird es doch mich nicht treffen?“ O, es giebt wohl gehobene Augenblicke, wo ein Menſch, getragen von einer großen Aufgabe,

ſich auch vor äußeren Gefahren ſicher weiß, daß er überzeugt iſt, ſeine Stunde ſei noch nicht gekommen und er könne jeder Gefahr trotzen, bis ſein Werk vollendet. Doch nicht das iſt das eigentliche Gottvertrauen. Nein, wir müſſen wiſſen, es kann uns Alles treffen, was überhaupt Menſchen treffen kann. Aber es kann uns Nichts als Menſchliches treffen, und der, der es uns ſendet, das iſt der ewig treue Gott, der auch die Kraft giebt, Alles zu überwinden. Darum, ob wir nicht trotzen und ſprechen können: „es kann uns nichts treffen", ſo können wir doch ſagen: „Nichts mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes; wir ſitzen unter dem Schatten ſeiner Flügel und unter dem Schirm des Allmächtigen." Wir ſprechen: „Dennoch bleibe ich ſtets an dir, du hältſt mich an deiner rechten Hand und nimmſt mich mit Ehren an."

Ja der Herr iſt unſer Hirte; auf ſeine ſchaffende und ſorgende, ſuchende und erquickende, leitende und erziehende Hirtentreue können wir uns verlaſſen. Wir haben ſie bisher tauſendfach erfahren; wir werden ſie auch bis ans Ende unſeres Lebens erfahren. Er iſt uns treu; nur das Eine ſei unſere Sorge, daß auch wir ihm treu bleiben. „Furchtlos und treu", das ſei die Loſung unſeres Lebens, oder, um mit dem Dichter zu ſprechen:

Gott iſt getreu! Sein Herz, ſein Vaterherz
Verläßt die Seinen nie. Gott iſt getreu!
Im Wohlſein und im Schmerz erfreut und trägt er ſie.
Weicht, Berge, weicht! Fallt hin, ihr Hügel!
Mein Glaubensgrund hat dieſes Siegel: Gott iſt getreu!

Gott iſt getreu! Vergiß es Seele, nicht,
Wie zärtlich treu er iſt! Gott treu zu ſein,
Sei deine liebſte Pflicht. Weil du ſo werth ihm biſt!
Halt' feſt an Gott, ſei treu im Glauben,
Laß nichts den ſtarken Troſt dir rauben: Gott iſt getreu!

Amen.

Was vergehet und was da bleibet.

Predigt am letzten Sonntage des Jahres von dem seligen Dekan Carl Eduard Mayer in St. Laurenzen in St. Gallen.

Text: 1. Joh. 2, 17. Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Zum letzten Male in diesem Jahre sind wir zum sonntäglichen Gottesdienste an dieser Stätte versammelt. Noch zwei Tage, und die Glocken verkünden wieder in dunkler Mitternacht vom hohen Thurme, daß abermals ein Abschnitt unseres Erdendaseins vorübergerauscht ist, verschwunden, untergetaucht im Meer der Ewigkeit.

Da ziemt sich's wohl heute schon uns vorzubereiten auf jene ernste Stunde, in welcher auch der im Getriebe des Alltagslebens versunkene Mensch wenigstens für Augenblicke aus seinem Traumleben erwacht, und uns wieder einmal zu fragen: wohin treiben wir?

Aber ach — ein Verrauschen, ein Verschwinden!

Doch von wannen?
Doch wohin?
Die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen! —

Ja, sie schweigen rings um uns her, die Wesen alle, welche in unendlicher Fülle und mannigfaltigstem Wechsel zur Zeit des Tageslebens eine so beredte Zwiesprache mit uns führen in tausend Eindrücken, Wünschen, Befürchtungen, die sie in unserer Seele erregen. Sie schweigen, wenn wir in stiller Nacht die Frage an sie richten: wohin denn eigentlich und woher, du weiter endloser Strom alles Geschaffenen? Wohin treibt auf dir der kleine, schwankende Kahn des kurzen Menschendaseins? — Selbst die ewigen Lichter am dunklen Himmel, die Sterne, sie funkeln wohl, aber sie bleiben stumm und haben keine Antwort auf unsere Frage. Und die große Weltenuhr, die seit Jahrtausenden ihren stillen Gang geht im regelmäßigen Kreislauf, an dem auch nie eine Sekunde fehlt, verkündet uns wohl, wie spät es ist, aber sie sagt uns nicht, wohin denn eigentlich der Strom der Zeiten treibt. Ja, wir sind von gestern her und wissen nichts, und

unſer Leben iſt wie eine Handbreite vor dem Angeſichte des Ewigen!

Aber warum iſt denn des Menſchen Streben und Ziel, durch all' ſein Forſchen und Denken in allem Wechſel der Dinge das Beharrende, unter dem Vergänglichen das Ewige zu ſuchen? Warum kann er das nie unterlaſſen, ſo oft er in ſtillen Stunden einmal ſo recht zu ſich ſelber kommt? Und warum macht ihn das ſo unruhig, daß er es nicht finden kann? —

Du haſt uns zu dir erſchaffen, o Gott, und unſer Herz iſt unruhig in uns und ruhet nicht, bis es denn ruhe in dir! So antwortet auf dieſe Frage ein großer Lehrer der alten Kirche*) und weiſt uns damit den Weg, zwar nicht zum Endziel des Kreislaufs aller Dinge — ich meine, das tritt uns ja deutlich genug vor Augen an jeder Jahreswende! — aber zu jenem Ewigen, darin wir unſern Halt und unſere Ruhe finden, wenn das Rauſchen des Stromes der Vergänglichkeit allzudeutlich und allzuſchmerzlich uns zum Ohre dringt, es heißt: Ruhe in Gott, der Einklang, die Harmonie der Seele mit des Schöpfers ewigem Willen. — Das aber ſpricht ja noch runder und klarer unſer Texteswort aus: Die Welt vergehet mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit!

Hier, meine andächtigen Freunde, haben wir das Ewige im Vergänglichen! Und wenn wir nun in dieſen Tagen Rechnung halten über unſern Haushalt im entſchwundenen Jahr und in unſerm Geiſte noch einmal vorübergleiten laſſen alle entſcheidungsvollen Stunden der Luſt und des Leids, des Ringens und der Ruhe; wenn wir bald ernſt bewegt und wehmüthig, bald mit einem freudigen: Gottlob, vorüber! den entſchwundenen Tagen nachblicken, wohl uns, wenn in uns eine Stimme ſpricht: Sei ruhig, du haſt für das Vergangene Bleibendes, ſtatt des Vergänglichen ein Ewiges eingetauſcht und errungen!

Darum laſſet uns denn unſer Texteswort in dieſer Stunde zum Führer nehmen, um recht deutlich zu erkennen, was *vergehet* und was da *bleibet* in den flüchtigen Stunden des Menſchenlebens!

Bald ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Toſen iſt vorbei;
Stumm ihrer Freude Reigen;
Und ſtumm ihr Schmerzensſchrei;
Hat Roſen ſie geſchenket,
Hat Dornen ſie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

*) Auguſtinus.

I.

Was vergehet? Die Welt mit ihrer Luſt, antwortet unſer Texteswort, und wir dürfen wohl noch beifügen, auch mit ihrem Leid.

Zwar, das große Weltgebäude mit ſeinem unzählbaren Sternenheer hat eine Dauer, die wohl unſerer Erfahrung von Vergänglichkeit gegenüber Ewigkeit genannt werden mag, wie wir ja auch zum geſtirnten Himmel aufblicken, wenn wir mit unſern leiblichen Augen das Ewige ſuchen. Aber was von ihm eingeſchloſſen iſt, das, was wir eigentlich unſere Welt nennen, die nächſte Grundlage unſeres Erdendaſeins und der Gegenſtand unſerer alltäglichen Sorgen, Hoffnungen, Befürchtungen und unſerer eifrigſten Thätigkeit: Menſchheit, Vaterland, Familie, Beruf und Alles, was uns ſonſt noch theuer iſt auf dieſer Erde, das vergehet mit ſeiner Luſt und ſeinem Leid.

Und kaum zu einer Zeit wird uns dieſe Thatſache eindringlicher vor die Seele geführt, als in den Tagen des Jahresſchluſſes, der uns von ſelbſt erinnert an Das, was nun vorüber iſt. Was begruben wieder nicht Alles die 365 Tage, die wir nun durchlebt haben, an Luſt und Leid, an einſt mühſam errungenen und lang erſehnten Lebensgütern! Wie manches Stück althergebrachter Einrichtungen und Sitten, einſt hoch gehalten und eiferſüchtig behütet, iſt wieder geräuſchlos, faſt unmerklich abgebröckelt von unſerem geſellſchaftlichen Bau, wie viel Reichthum und Glanz, der für Jahrhunderte befeſtigt ſchien, iſt erblaßt und in's Grab geſunken, wie viel Ehre, Anſehen, Familienglück dazu! Wie manches einſt blühende Geſchlecht, wie manches durch Jahrzehende hindurch weithin wirkende Menſchendaſein hat auch in dieſem letzten Jahre wieder ſtill erlöſchend ſein Ziel gefunden mit ſo viel Tauſenden, deren Namen nur die Nächſten kannten. Ja, ſo ein einziges, kurzes Jahr iſt ſchon ein gewaltiger Todtengräber; was leiſtet erſt ein Jahrhundert im Reiche der Vergänglichkeit!

Wer aus uns, meine Freunde, vermöchte noch die Namen der Menſchen zu nennen, die vor hundert Jahren in dieſer Stadt in Anſehen geſtanden und gewirkt haben? Wer weiß uns zu ſagen, was für Befürchtungen und Hoffnungen, was für gemeinſame Gedanken und Zwecke die Gemüther ihrer Bewohner erregten, was vor Allem Luſt und Leid der Bürgerſchaft von damals ausgemacht hat? Wohl nicht einer unter uns! — Begraben, verſchwunden, vergeſſen — das iſt das Ende des Menſchenlooſes in dieſer Welt.

Blickt nur zurück in die Welt, die euch in den Tagen eurer Jugend einst umgab. Schon heute, ein paar Jahrzehnte später, kennt und nennt fast Niemand mehr das Wirken und die Namen der Männer, zu denen ihr in Ehrfurcht aufgeblickt. Die politischen, wissenschaftlichen, geselligen Zeitfragen und Kämpfe, an denen ihr einst mit dem Eifer der Jugend Theil genommen habt, sind längst verklungen, und was euch damals unendlich wichtig und bedeutungsvoll für alle Zukunft erschien, gewinnt euch heute höchstens ein mitleidiges Lächeln ab. Ja, die Welt vergehet mit Lust und Leid!

Wollen wir das beklagen, meine Freunde? Eben auf diesem steten Wechsel aller Dinge ruht ja recht eigentlich Werth und Bedeutung unseres Daseins. Ein Menschenleben auf dieser Erde, das sich stets in demselben Kreise der Empfindungen und Gedanken, in denselben Formen und Ordnungen bewegen müßte, gliche dem Dasein des Gefangenen in seinen öden vier Kerkerwänden voll Langeweile und Seelenqual! Betrachten wir es darum als einen Segen und nicht als einen Fluch, wenn auch uns die Welt vergehet mit ihrer Lust.

Nicht, daß dies der Fall ist, ist der wahre Grund unseres Schmerzes über entflohenes Glück, sondern daß unser Herz sich vergaß und sich völlig gefangen nehmen ließ vom Reize der vergänglichen Dinge.

Wir wurzeln mit allen Fasern unsers Gemüthes, mit unserem Dichten und Trachten uns ein im Kreise unserer Lieben, auf dem Arbeitsfelde unseres Berufes und träumen, das müsse ewig so bleiben, weil ja hier unsere edelste Bestimmung auf Erden liegt. — Aber wir träumen das nur, und je süßer der Traum, um so bitterer die Wirklichkeit, um so peinlicher das Erwachen. Wer hätte das nicht schon erfahren? Dazu aber sind solche Erfahrungen uns allen bestimmt, daß wir durch sie klüger werden, bis wir allmälig jene schwere, aber große Lebenskunst des Apostels Paulus erlernen: zu haben, als hätten wir nicht!

Wie thöricht bleiben wir doch so oft, trotz aller Erfahrung der Tage! Wir sehen Tod und Trübsal von jeglicher Art einkehren in den Häusern unserer Bekannten und Freunde; wir trösten sie wohl auch und nehmen herzlichen Antheil an Anderer Leid. Aber, daß das ebenso gut auch uns treffen könnte und unfehlbar auch uns einmal treffen wird, das zu denken fällt uns kaum ein. So erscheint uns, was wir hundert Mal schon an uns vorüberziehen sahen, so bald es über uns selber kommt, als etwas ganz Ungewöhnliches und noch nie Dagewesenes, und wir

können es kaum fassen, daß auch uns die Welt vergehet mit ihrer Lust.

Darum, meine christlichen Freunde, haben wir eben solche Zeitabschnitte und Tage, wie der ist, dem wir jetzt entgegen gehen. Sie sollen es uns recht lebendig und bleibend in's Herz schreiben, daß auch unsere Welt und unser Lebenskreis dahintreibt auf dem Strome der Vergänglichkeit, nicht um uns die Freude der Stunde zu verderben, aber um uns ruhig und gelassen zu machen für Alles, was da kommen mag. Nur dann können und werden wir das sein, wenn wir durchdrungen sind und getragen von dem Gedanken, daß dieses Werden und Vergehen eben der Wille und die weise Anordnung des göttlichen Weltenlenkers ist, nichts Trauriges und Dunkles, sondern göttliche Weisheit und Liebe. Und nur edler und besser werden wir die Stunden nützen, in welchen wir in Freude oder Ernst bei denen weilen, die Gott uns zu Gefährten unserer Tage gegeben hat, so bald wir wissen und bedenken, daß wir Gäste sind in ihrem Kreise, und auch für uns einst eine Stunde des Abschieds naht.

Aber vergessen wir es nicht, flüchtiger noch als die Welt selbst eilt ihre Lust dahin und vergehet! Wie Vieles, das wir einst in den Tagen der Jugend als höchstes Ziel unserer Sehnsucht betrachteten, ist längst schon unserem Blicke entschwunden. Wie der Jüngling mit überlegenem Lächeln auf die Gaben und Spiele schaut, die einst des Kindes höchste Lust gebildet haben, so sieht der gereifte Mann schon ohne Interesse und rechtes Verständniß auf das zurück, was einst in seinen Jünglingsjahren sein Ziel und Streben war. Denn nicht nur die Zeiten ändern sich, sondern wir auch in ihnen.

Und nun, meine christlichen Freunde, wenn wir selber wieder einmal zurückblicken auf die längst vergangenen Dinge, kommt uns nicht etwa der Gedanke, sie und jene flüchtigen Stunden ihres Genusses seien doch eigentlich nicht werth gewesen der glühenden Sehnsucht und der heißen Arbeit, die wir auf sie gewendet haben, nicht werth des Streites und Kampfes, den wir geführt haben um ihretwillen? Wenn wir hineinschauen in's alltägliche Treiben der Menge, wie plagen sich doch die Menschen und verfolgen sich und hassen sich um nichts; und wie viel Geld und Gut, Familienglück, Ehre und Ruf, und innerer Seelenfriede wird Tag für Tag dahin gegeben um der Lust willen, die da vergehet. Sie selbst entfliehet auf den flüchtigen Schwingen der Stunde, aber die Noth hat sie zurückgelassen, das Siechthum und des Hauses Unfriede und Kreuz, sie bleiben da; und fort

brennt die Leidenschaft, die sie entzündet hat, bis sie nichts mehr zu verzehren findet.

Doch wir brauchen unser Auge nicht auf solche düstere Bilder zu richten, wie sie das Leben um uns her nicht selten entrollt. Auch unsere eigene Lebensrechnung zeigt uns, sofern wir nur aufrichtig sein wollen gegen uns selbst, gewiß manche verlorne Arbeit und manchen thörichten Einsatz, den wir in innerer Verblendung um Dinge machten, deren Nichtigkeit und innere Haltlosigkeit schon das Ende des Jahres uns klar gelegt hat. Möchten wir wenigstens für die Zukunft des Spruches nicht vergessen: Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wir werden uns dann weniger unnütze Mühe, Angst und Kummer bereiten, friedlicher und mit mehr Selbstbeherrschung mit unseren Mitmenschen verkehren und ruhiger sehen, wie auch unsere Jahre schwinden im Strome der Zeit. Ja, es ist gut, wenn man es nie vergißt, daß die Welt vergehet mit ihrer Lust!

Und die Welt vergehet auch mit ihrem Leid! Sie bringt zwar dessen viel hervor und auch die flüchtigste Lebensrechnung am Jahresschlusse weist uns genug davon auf. Wir schauen im Geiste vor Allem hinaus zu jener Stätte, die uns wie keine andere so mächtig und eindringlich in's Herz ruft den Gedanken an die Vergänglichkeit aller Dinge. Wie reich war auch im vergangenen Jahr die Thränensaat, die in die zahlreichen, ach, zum Theil so ungeahnt sich öffnenden Gräber fiel! Gewiß werden die ernsten Stunden der kommenden Tage so manche kaum vernarbte Wunden wieder aufreißen, so manches Leid wieder in bittere Erinnerung bringen, welche das vergangene Jahr gebracht hat. Dieses Leid vergehet ja oft niemals vollständig in manchem Herzen, bis es selber nicht mehr schlägt. Und doch ist's wahr selbst solcher Trauer gegenüber: die Welt vergehet auch mit ihrem Leid. Haben wir nicht selbst schon es erfahren, Geliebte, wie auch nach der dunkelsten Schicksalsnacht wieder der Morgen graute, ehe wir's ahnten? Wir standen vielleicht selbst schon in trostlosem Leid am Grabe irgend einer Hoffnung unseres Lebens, das Herz gebeugt unter einem schweren Schicksalsschlag, sei's ein tief eingreifender Todesfall, sei's ein anderer bitterer Verlust. Rings um uns her war's Nacht und jeder Hoffnungsschimmer schien für immer verloren. Auch die uns zu trösten versuchten, wußten im Grunde keinen Ausweg, keine Hülfe, und unser Herz verzichtete, darnach zu suchen. — Aber die Tage kamen und gingen, und wir wußten nicht wie, der erste dumpfe Schmerz verschwand wie der Morgennebel, der über Wald und Flur sich lagert und die Sonne verhüllt. Ein neuer Lebenstag ist über

uns aufgegangen, und ist auch die Wunde nie ganz vernarbt, die damals unser Herz empfing, dem Leben sind wir doch wieder zurückgegeben, das uns für immer erstorben schien. Es giebt keinen Schmerz, den die Zeit wenn nicht zu heilen, so doch zu lindern vermöchte; denn die Welt vergehet auch mit ihrem Leid. Und wie oft schauen wir an der Scheidegrenze eines alten Jahres erstaunt und mit Dank gegen Gott zurück auf den Pfad, vor dem uns bei seinem Antritt graute. Vorüber ist, was unsere Seele geängstet und Thorheit war es, sich so sehr zu fürchten; denn auch das Leid der Welt vergehet; das ist des Ewigen Wille und Gesetz!

Es steh'n im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät,
In gleichem festen Gleise
Der gold'ne Wagen geht;
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

II.

Und nun, wenn Lust und Leid der Welt vergehet, was bleibt denn? — Er, der die Sterne lenket, wie deinen Weg durch Nacht — Gott! Und wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit! Das, meine christlichen Freunde, ist die Antwort unseres Spruches auf die wehmüthige Frage, was bleibt denn!

Jahr um Jahr wiederholt sich vor unsern Augen im Kreislauf der Monde dasselbe Wechselspiel des Werdens und Vergehens. Wenn unter des Frühlingssturmes unwiderstehlicher Gewalt die starre Hülle des Winter weicht, die alles Leben gefangen hielt, dann bekleidet sich das braune Brachland mit dem jungen Grün. Aus dem unscheinbaren Saatkorn beginnts zu sprossen und zu keimen, der Stengel steigt empor, die grünen Blätter schwanken im Winde; die Knospe springt, die Blüthe entfaltet sich zu ihrer Pracht und hegt im mütterlichen Schooße die junge Frucht; und unter des Himmels unermüdlicher Pflege entwickelt sich das zarte Wesen zu kurzem, aber fröhlich schimmerndem Dasein, bis des Sommers Sonnenbrand und des Herbstes kalter Hauch die Farben bleicht, und der erste Winterfrost die schöne Blume deckt mit seinem Leichentuch. Sie war und ist nicht mehr; — verschwunden, begraben, vergessen! — Doch nein, sie ist wieder, was sie im Anfang war. Zurückgekehrt ist die geheimnißvolle Lebens-

kraft, die aus dem Staub der Erde dies bunte Weſen ſchuf, in ihre erſte Daſeinsform; ſie ſchlummert wieder im Samenkorn, das ſich auf's Neue gebildet hat, der letzte unſcheinbare und doch allein weſenhafte, lebenskräftige Ueberreſt der ſchimmernden Hülle, die nun das Spiel des flüchtigen Windes iſt. Aber was iſt denn das, was in dieſem kleinen Korne all' dieſe Wunder des Lebens wirkt, dieſen Wechſel der Geſtalt vollzieht und als das Weſen bleibt, wenn die Form zergeht und die Hülle verwelkt? Wer kann das beſchreiben, was das Auge nicht ſieht, das Ohr nicht hört, die Hand nicht betaſtet? Wir haben keinen Ausdruck dafür als Kraft und Geiſt. Gedanke jenes ewigen Schöpfergeiſtes, der dies unendliche Meer der Weſen durchdringt, in tauſendfacher Form und Weiſe denſelben Kreislauf von Werden und Vergehen, den wir vorhin als das Leben der Pflanze geſchildert haben, an Millionen von Geſchöpfen ſtets auf's Neue wiederholt, jenes einen Schöpfergeiſtes, der dieſe unendliche Fülle der buntgeſtaltetſten Weſen ordnet, erhält und zuſammenfaßt zur Einen wunderbaren Harmonie mit ſeinen ewigen Geſetzen und Ordnungen. Und ob Alles in ewigem Wechſel kreist, es beharret im Wechſel ein ewiger Geiſt! Was bleibet denn? Gott!

Und wenn wir zurückblicken auf die kleine Welt unſeres eigenen Daſeins, auf unſere perſönlichen Erlebniſſe und Erfahrungen, das was für uns, mit uns, an uns bald Frohes, bald Trauriges vorgegangen, was einſt um uns blühte, was wir begraben — iſt uns denn nichts geblieben? Scheinbar nicht viel, nicht ſo viel, wie draußen auf der ſchneebedeckten Flur von den verwelkten Blumen. Und in der That, bei manchen Menſchen kann man lange ſuchen, bis man etwas findet, was ihnen geblieben wäre von entſchwundenen ernſten und frohen Tagen! Es kommt eben darauf an, wie man durch's Leben wandert. Der Eine reist von Stadt zu Stadt, von Land zu Land und kommt als ganz der Gleiche heim, als der er ausgezogen iſt. Ein Anderer iſt auch durch Stadt um Stadt gewandert, auch an ſeinem Auge ſind vorübergezogen Häuſer und Paläſte, Werkſtätten und Lehrſäle, verklungen oft manch' frohes und manch' ernſtes Wort, vergangen ſo mancher heitere und traurige Tag. Aber im empfänglichen, tieferfaſſenden Gemüthe liegt eine reiche verborgene Saat. Die Bilder der vergangenen Erlebniſſe, die ſeine Seele bewahrt, ſind die Keime eines reichen Wiſſens und Könnens, der Wille hat ſich geſtählt, die Einſicht geläutert, der Charakter ſo manche, früher noch ſchlummernde Seite entwickelt. Ein innerlich gereifter Menſch kehrt er in die alte Heimath ein. Vorüber iſt die Wanderzeit mit all' den

bunten Bildern und Geſtalten, aber viel iſt ihm geblieben.

Aber warum denn das? Warum haften im Menſchen allein unter allen Weſen, die wir kennen, die Bilder der Welt mit ihrer Luſt und ihrem Leid, die doch vergehen, und ſchaffen neues inneres Leben? Was braucht es der Frage! Weil er, und ſo weit er Geiſt von Gottes Geiſt iſt, weil er dieſen Geiſt gebrauchen kann als eigene freie Kraft im Dienſt des Ewigen und ſo den Willen Gottes thut, der ihn dazu geſchaffen hat. Wo dieſer eigene freie Menſchenwille die volle Harmonie gefunden mit dem Willen Gottes, wo das Fühlen und Denken und Wollen des Menſchengeiſtes im Einklang ſteht mit dem ewigen Schöpferwillen, wie er durch alle Zeiten hin das Werden und Vergehen beſtimmt, da klingt ein Akkord einer unvergänglichen Welt durch ſeine Seele und mitten im Leid der Vergänglichkeit mag er fröhlich ſprechen: Wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Was blickſt du wehmüthig zurück nach entſchwundenen Lebenskreiſen und Verhältniſſen, die dir einſt viel Frohes oder Trauriges, Edles und Gutes geboten haben? Sie mußten vergehen, das iſt des Ewigen Wille. Aber haſt du das Edle und Gute, das ſie dir bieten konnten, wirklich erſtrebt und erfaßt mit treuem und redlichem Sinn, dann haſt du ja das, was ſie dir waren, heute noch, ein bleibendes Gut in deiner Seele, des Vaterhauſes edlen Geiſt und Sitte, der Schulzeit beſte Gaben, der Mannesjahre läuternde und ſtärkende Erfahrungen, und reich im Geiſte geworden durch das Alles, magſt du mit dankbarer Wehmuth der Blüthen gedenken, die in dir einſt ſolche Früchte gereift — klagen um ſie wirſt du nicht mehr!

Ja, ſelbſt die theuren Todten, deren Gedächtniß durch deine Seele zieht in dieſen Tagen des Jahresſchluſſes, du haſt ſie nicht verloren, wenn auch dein leiblich Auge nimmer ihre Geſtalt zu ſchauen vermag. Was ſie dir für deine innere Entwicklung ſein und bedeuten ſollten, du haſt es heute noch, wenn du geiſtig wach und treu in ihrem Umgange geweſen biſt. Die Geduld, die du an ihnen geſchaut, die Treue und der Fleiß, den du an ihnen bewundert, die Lebensweisheit, die ſie dich gelehrt, was freundlich bald mahnend, bald tröſtend und ſtärkend dir aus ihrer Geſtalt entgegentrat, es lebt heute noch in deiner Seele, wenn du nur ſuchen willſt, und eng verbunden mit ihrem Bild und Weſen, wie es noch heute in deinem Gedächtniß haftet, tritt es zu guter Stunde bald mahnend, bald ermunternd und durch des Lebens Kämpfe den Weg dir weiſend in deinem Geiſte. — In

diesem Sinne giebt es auch einen Verkehr der Seele mit unsern Todten; denn wer den Willen Gottes thut, bleibet in Ewigkeit!

So liegt allezeit ein Ewiges im Vergänglichen für den suchenden Geist; und wenn wir uns unglücklich und elend fühlen im Blick auf die flüchtigen Stunden und Tage unseres irdischen Daseins, so ist das nur ein Beweis, daß wir uns gefangen gaben ganz und gar in das, was sinnlich ist; daß wir eben Menschen sind, die nur der Außenwelt leben, dem Augenblick dahingegeben, ohne wahres Bewußtsein unserer selbst, des Bleibenden in uns, des Geistes und dessen, was allein Werth hat für unser geistiges Sein. Ach, wer aus uns hätte nicht solche verlorne Zeiten, Stunden, Tage, Jahre?

Das, meine Freunde, ist nun aber der wahre Grund, warum uns das Gefühl der Vergänglichkeit so trüb und düster stimmt, so oft es über uns kommt. Verschwunden, verloren ohne Segen, vielleicht sogar zum Schaden für die Seele, steht so manche durchlebte Erfahrung vor dem prüfenden Auge am Jahresschlusse. Und doch, wenn wir nur aufrichtig uns prüfen und uns gestehen mögen, du warst ein Thor, dich um Vergängliches so zu härmen, oder gar den Frieden des Herzens, die Ruhe des Gewissens dahin zu geben für eitles Geld, für flüchtigen Ruhm und thörichten Sinnesgenuß; wenn der Jahresschluß auch uns in solchem trüben Licht der Selbsterkenntniß und Reue mancherlei vergangene Thaten zeigt: — Auch sie sind nicht verloren!

Und hast du heut' gefehlet,
O, schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück;
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht:
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!

Ja, auch solche Erfahrungen entfalten neue Kräfte der Besserung und Läuterung in der Tiefe der Seele, sobald über sie nur die Stürme der Buße gehen und der Sonnenschein des Glaubens an den Hirten, der auf hoher Wacht auch des Verirrten denket. Nur wer voll und ganz auch durch solche Stunden der Wiedergeburt gegangen, wird im wahren Sinn ein neuer Mensch nach Christi Gesinnung und Geist. —

So, meine Freunde, gilt es, durch die vergängliche Welt zu gehen, den innern Menschen zu erneuern und zu bereichern Tag für Tag, ob auch der äußere vergehe; dann werden wir nicht ärmer, sondern reicher, wenn wir auch Jahr um Jahr zu

den Todten legen. Wenn wir auch Freude um Freude dieſer Welt, eine irdiſche Hoffnung um die andere begraben müſſen; wir wiſſen immer beſſer, was der Spruch bedeutet, was hülfe es dem Menſchen, wenn er die Welt gewänne und nähme Schaden an ſeiner Seele? Und haben wir von dem großen Meiſter gelernt, die eine Perle zu ſuchen, für die man Alles dahin geben kann, das Zeitliche an das Ewige zu tauſchen und in allen irdiſchen Erfahrungen, Freuden und Leiden eine neue Erkenntniß, neue Kraft und neue Hoffnung für unſern innern Menſchen zu erwerben — dann mag die Flucht der Jahre uns immer deutlicher daran erinnern, daß es auch für unſer eigenes irdiſches Daſein gilt: alles Fleiſch iſt wie Gras, und all' ſeine Herrlichkeit wie des Graſes Blume, das Gras iſt verdorret und die Blume iſt abgefallen! — wir ſprechen glaubensfreudig und hoffnungsfroh: wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit!

Drum wirf, o Herz, dein Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verſcheuch' die dunkeln Schemen,
Die irren deinen Weg!
Du ſollſt im Lichte ſchreiten,
Denn, der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

Amen.

Das Alte Testament.

Betrachtung von Pfarrer Friedrich Meyer-Burkhard in Zürich.

Noch vor hundert Jahren war die schweizerische Alpenwelt selbst für den Bewohner der äußern Kantone ein fast unbekanntes Land; die „schröcklichen Gebürge" wurden von Weitem angestaunt, auf ihre Herrlichkeit wies erst Haller hin. Jetzt durchziehen alljährlich Tausende Berg und Thal, aber wie verschieden sind die Eindrücke, die diese gewaltigen Naturgebilde hervorrufen! Manche durcheilen auf der Eisenstraße oder auf dem Dampfboot die herrlichen Gegenden, nur von ihrem Selbst und ihrer kleinlichen Innenwelt erfüllt; andere tragen einen Gesammteindruck davon: die hochragenden Schneegipfel, die blauen Seen, die schäumenden Wasserfälle, die blühenden und grünenden Alpenwiesen, die reine Luft, der Blick von der Höhe in die verschlungenen Thäler erfüllen sie mit Entzücken, ohne daß sie über das Einzelne sich Rechenschaft geben; noch andere wählen eine bestimmte Stelle zu ihrem vorübergehenden Heim, da bauen sie sich ihre Hütte, und beobachten in Sonnenschein und Ungewitter, in dem Moos, das die nahen Felsen überkleidet, in der Ahorngruppe, deren Schatten ihnen Kühlung giebt, im Gespräche mit dem Hirten, der die Rinder hütet, eine Fülle von Einzelheiten, die Auge und Herz durch ihre Neuheit und ihren Wechsel überraschen. Der Geologe aber sinnt darüber nach, wie die Gesetze des Werdens und Vergehens auch in diesem Theile der Erdenwelt, im Aufbau der Schichten, in ihrer Hebung und Senkung, im Nagen der Jahreszeiten am härtesten Gestein sich offenbaren, er sucht durch Jahrtausende zurück den Gang der Entwicklung zu erforschen, deren jetziges Ergebniß vor seinem Auge liegt. Und der Botaniker sucht in gleicher Weise aus dem bunten Gemisch der alpinen Flora die Lebensbedingungen und die oft weiten Wanderungen der tausendfachen organischen Gebilde zu erkennen, die sein Auge erfreuen. Was aber die Männer der Wissenschaft im Laufe der Jahre an Erkenntniß gewinnen, daran nimmt allmählig auch der Laie nach dem Maß seines Bedürfens und seiner Verhältnisse theil, und seine Freude an der unmittelbaren Erscheinung der Natur erhält dadurch eine tiefere Begründung, die er gerne begrüßt, soweit sie ihm erreichbar ist.

Dürfen wir nicht die Stellung manches Christen der Gegenwart zum Alten Testament eine ähnliche nennen, wie diejenige, die wir zur Alpenwelt einnehmen? Auch das Alte Testament blieb, seit die Reformation dem Volke die Bibel zurückgegeben hat, Vielen weit mehr als das Neue ein unbekanntes Land. Wohl hat schon Herder die Schriftwerke Israels aus dem Wesen des Orients und der Poesie zu deuten gesucht; die Kenntniß der hebräischen Sprache, die Untersuchung aller einzelnen Bücher des Alten Testamentes nach ihrem Inhalt, ihrer Zusammensetzung, ihrer Veranlassung, der Zeit ihrer Abfassung, ist seit mehr als hundert Jahren mächtig gefördert worden; aber dessen ungeachtet geht heute noch mancher Laie mit frommer Scheu oder mit Unbehagen an vielen Theilen dieser alten Sammlung heiliger Schriften vorbei, und weiß dem Spotte, für den oberflächliche Betrachtung reichen Anlaß findet, und blindes, wenn auch wohlgemeintes Vergöttern des Buchstabens stets wieder Gelegenheit giebt, nicht zu begegnen. Ja, er starrt gleichsam die gewaltigen Blöcke an, welche die Vorzeit hier zusammen gehäuft hat; er staunt oder lächelt über die sonderbaren Formen, die seinem Auge sich darbieten, aber er fühlt sich nicht zu ihnen hingezogen, er besitzt den Faden nicht, der in diesem Gewirr den Weg weist, und vielleicht nach wenigen Versuchen sich demselben zu nähern, wendet er sich entweder mißmuthig von den ihm unverständlichen Resten einer fernen Vergangenheit ab, oder begnügt sich höchstens damit, einzelne Blümchen zu pflücken, die aus den seltsamen Trümmern hervorgesproßt sind. Das Ganze zu deuten und zu würdigen vermag er nicht. Versuchen wir es denn an der Hand dessen, was die wissenschaftliche Forschung zu Tage gefördert hat, einen Beitrag zum Verständniß des Alten Testamentes zu geben, indem wir das Werden desselben in seinen Hauptzügen beleuchten, soweit dies in dem engen Rahmen einer Betrachtung möglich ist.

Die semitischen Stämme, die unter Moses Führung aus Aegypten durch das rothe Meer in die Sinaihalbinsel wanderten, und nachdem sie hier allmählich erstarkt waren, das Land Kanaan eroberten, von dem ihnen die Ueberlieferungen der Väter erzählten, brachten keine Bücher mit, und bis zum Beginn der Königsherrschaft um 1100 vor Christi Geburt fanden wohl nur wenige schriftliche Aufzeichnungen statt. In der heiligen Lade, die im Zelt der Anbetung aufgestellt war, lagen die steinernen Tafeln, in denen die 10 Urgebote der israelitischen Religion[1]),

[1]) 2. Mos. 20, 1—17, vgl. mit 5. Mos. 5, 6—21. 2. Mos. 31, 18.

wahrscheinlich nur in den einfachsten Worten, eingegraben waren. Wandern und Ruhen wurde mit Sprüchen begonnen[2]), das Graben eines Brunnens in wasserloser Wüste mit Jubelgesang begrüßt[3]), mächtige Ereignisse, die Israels Gott über sein Volk herbeiführte[4]), Siege, die es in gefährlicher Lage errang[5]), in Heldengedichten verherrlicht; Fabeln wurden erzählt[6]), Räthsel aufgegeben[7]), Sprüchwörter kamen auf[8]), und an ragende Felsen[9]), an ehrwürdige Eichen[10]) knüpften sich Erinnerungen aus uralter Zeit. Aber das Alles erhielt sich lange Zeit nur in mündlicher Ueberlieferung, wurde vom Vater den Söhnen erzählt, bildete den Gegenstand des Gesprächs und Gesangs am Hirtenfeuer in der Sternennacht, das Alles wob sich darum fort wie jede Volksüberlieferung in wechselnder Gestalt, bald in rohen, bald in freundlichen Zügen, nicht ohne daß die Begeisterung für die Helden und geistigen Führer, und anderseits wieder Eifersucht und Haß gegen feindliche Geschlechter und Völker auf den Inhalt und die Fortbildung dieser Ueberlieferung oft in hohem Grade eingewirkt hätten. Gewiß ist auch in Israel das Epos der Anfang der festeren sprachlichen Gebilde gewesen; die älteste Sammlung, von der wir noch Titel und Bruchstücke besitzen, war das Heldenbuch „das Buch der Wackern“[11]), das „Buch der Kriege Jahvehs“[12]), das vielleicht David zusammenstellen ließ, dem er jedenfalls seine Klage um Saul und Jonathan einverleibte.[13])

Der Uebergang des Volkes vom losen Stämmeverband zum Königthum, das nur ein despotisches sein konnte[14]), dem aber im Prophetenthum eine sittlich-religiöse Macht gegenüber stand, wie sie in vorchristlicher Zeit einzig Israel hatte; der hier sich entwickelnde geistige Gegensatz und Kampf, und zugleich der Eintritt des Volkes ins Kulturleben, der schon unter Davids Sohn zur höchsten äußern Blüthe führte[15]); alle diese Momente zusammen mußten auch eine wirkliche Literatur ins Leben rufen, und das Jahrhundert von Samuel und Saul bis zur Theilung des Reiches nach Salomos Tod (975 vor Christus), zeigt uns eine Menge von Keimen, die zu einer reichen Entwicklung führten. Mag auch eine Reihe von Psalmen, die den Namen Davids tragen, einer weit spätern Zeit angehören[16]), er ist doch jeden-

---

[2]) 4. Mos. 10, 35, 36. [3]) 4. Mos. 21, 17, 18.
[4]) 2. Mos. 15, 1—21. [5]) Richt. 5, 1—31. [6]) Richt. 9, 7—15.
[7]) Richt. 14, 14, 18. [8]) 1. Sam. 24, 14. [9]) 1. Mos. 28, 18.
[10]) Jos. 24, 26. [11]) Jos. 10, 13. [12]) 4. Mos. 21, 14.
[13]) 2. Sam. 1, 17—27. [14]) 1. Sam. 8, 11—18. [15]) 1. Kön. 10.
[16]) Ps. 72, 20.

falls der Schöpfer der Lyrik, der liebliche Sänger Israels, an dessen Lieder und Weisen sich zahlreiche Sänger schlossen um Glück[17]) und Leid[18]), Zorn[19]) und Freude[20]) ihres Herzens und ihres Volkes vor ihrem Gotte zu verkündigen. Und wenn nach der Ueberlieferung Salomo 3000 Sprüche redete, und seiner Lieder 1005 waren[21]), so sagt uns zwar das Buch der Sprüche selbst, daß erst 250 Jahre nach dem weisen Könige ein Theil derselben gesammelt wurde[22]), aber den ersten Anstoß zur Aufzeichnung der Spruchweisheit ihm abzusprechen, haben wir ebenso wenig Grund, als die Dichtung von Psalmen durch David zu bezweifeln. Eine nur indirekte, aber überaus liebliche Frucht, die bald nach Salomos Zeit und in der Erinnerung an dieselbe zur Reife kam, ist das einzige kleine Lustspiel, das wir im Alten Testament besitzen, das Hohe Lied. Wohl bieten Sprache und Zusammensetzung des Gedichtes auch jetzt noch dem Verständniß große Schwierigkeiten; aber daß reine bräutliche Liebe eine Gottesflamme ist[23]) und daß auch mit Salomos Gold kein treues Herz gekauft werden kann[24]), daß Liebenden der Frühling allezeit Freund ist[25]) und das Hofleben mit seiner hohlen Pracht sich jämmerlich daneben ausnimmt[26]), hat der unbekannte Dichter des Reiches Israel in einer Weise besungen, die seinem Werke unvergänglichen Werth giebt.

Neben der Blüthe der Poesie beginnt aber auch mit der Königszeit ein reicheres Staats- und Kulturleben. Der Verkehr mit andern Ländern führte zu Reisen, zu Verträgen, zu Handel und Schiffahrt[27]), und die in den Königsbüchern citirten „Chroniken", wörtlich „Tagebücher"[28]), können ganz wohl amtliche Aufzeichnungen gewesen sein. Aber vom Nil und Euphrat kamen nicht bloß Pferde und Kameele, sondern auch Berichte, Sagen, Kunde von religiösen und irdischen Dingen, welche das israelitische Denken nach seiner Weise erfaßte und umbildete. Die Fragen der Entstehung der Welt, der Bildung der Sprache, der Erschaffung der Menschen, des Ursprungs des Bösen, die Sagen von einer großen Fluth, von riesenhaften unvollendeten Bauwerken kommen herüber[29]) und erlangen eine feste Gestalt durch schriftliche Aufzeichnung. Zugleich werden die bisher schwebenden Ueberlieferungen aus der Urzeit des eigenen Volkes ge-

---

[17]) Ps. 23. 103 ꝛc. [18]) Ps. 22. 42 ꝛc. [19]) Ps. 79. 83 ꝛc.
[20]) Ps. 8. 65 ꝛc. [21]) 1. Kön. 4, 32. [22]) Sprüche 25, 1.
[23]) Hohelied Sal. 8, 6. [24]) Hohelied Sal. 8, 7.
[25]) Hohelied Sal. 2, 10—14. [26]) Hohelied Sal. 1, 9. 7, 4.
[27]) 1. Kön. 9, 24—28. 10, 28. 29. [28]) 1. Kön. 11, 41. 14, 29.
[29]) 1. Mos. 1—11.

ſammelt und fixirt, und daran anknüpfend die Ereigniſſe der Folgezeit bis zur Gegenwart des jeweiligen Schriftſtellers herabgeführt. Wie viele ſolcher Schriften in unſern jetzigen erzählenden Büchern des Alten Teſtamentes mit aufgenommen und verarbeitet worden ſind, läßt ſich im Einzelnen nicht genau feſtſtellen. Aber die nun nicht mehr beſtreitbare Verſchiedenartigkeit der benutzten Quellen iſt der Schlüſſel zu ſo vielen Widerſprüchen, welche bei der jetzigen Geſtalt dieſer Bücher dem Leſer auffallen können[30]).

Einen weſentlichen Antheil an der Abfaſſung dieſer geſchichtlichen Schriften hatten ohne Zweifel die Männer, welche ſeit der Begründung des Königthums ſei es als Stütze deſſelben, ſei es als warnende Gottesſtimme ihm gegenüber, auf die ganze Entwicklung des religiöſen Geiſtes eine gewaltige Wirkung übten, und tief in das dieſem Geiſte bald folgende bald widerſtrebende Volksleben eingriffen, die Propheten. Von Samuel an bis nach dem Exil verkündigen ſie die ihnen ſich kundgebende göttliche Wahrheit. Dem Monotheismus (Glauben an einen Gott), der ſeit Moſes im Kampfe mit der ſinnlich gerichteten Heidenwelt oft zurückgedrängt wurde, aber ſtets ſich wieder neu erhob, geben ſie immer ſtärkeren, immer lebendigeren Ausdruck; von dem noch mit naiven Vorſtellungen vermengten oder in ſolchen ſich ausdrückenden Glauben an den beſondern und in Einzelthaten ſich bezeugenden Schutz des Gottes Israels (er fährt herab, er ſpaziert im Garten Eden, er entbrennt im Zorn, es reut ihn ſeine Drohung)[31]), ſteigen ſie empor zur Verkündigung des geiſtigen Urquells aller Dinge: Er allein iſt und außer ihm keiner; er giebt den Frieden und führt das Unheil herbei, er iſt's, der Licht und Finſterniß ſchafft[32]), vor dem Könige und Nationen ſich beugen, weil ihr Werden und Vergehen in ſeinem Willen liegt[33]); er führt durch den Wandel der Geſchicke ſein Volk und durch dasſelbe die Menſchheit zum wahren geiſtigen Bunde mit ihm[34]), ſo daß die wahre Anbetung und die ſittliche That eins ſind, und durch die Gotteserkenntniß Friede wird auf Erden. Den Hunger und Durſt nach Gerechtigkeit, der ihrem Volke von Gott ins Gewiſſen gelegt iſt, und der ſich abquält im Ringen nach der Löſung des Widerſpruches zwiſchen dem Thun des Menſchen und

---

[30]) 1. Moſ. 4, 17. 6, 19 und 7, 2. 2. Moſ. 20, 11 und 5. Moſ. 5, 15. 1. Sam. 16, 22 und 17, 55—58 ꝛc.

[31]) 1. Moſ. 3, 8. 11, 5. 2. Moſ. 32, 9—14. 33, 17—23 ꝛc.

[32]) Jeſ. 45, 5—7. [33]) Jeſ. 10, 5—15. 40, 23. 24.

[34]) Jeſ. 41, 8—10. 42, 1—8. 2, 1—4. 11, 1—10. Jer. 31, 31—34 ꝛc.

ſeinem Schickſal, in der Frage über das Leiden des Frommen[35]) führen ſie hindurch zum Ahnen der Wahrheit, daß der frömmſte Knecht Gottes am meiſten leidet, weil nur ſo ſeine Treue ſich bewährt, nur ſo die Wahrheit zum Siege gelangt, weil aber auch die Hingabe in Leiden und Tod der Weg iſt, auf dem die Irrenden gewonnen, die Widerſtrebenden beſiegt, und die Menſchheit emporgeführt wird zur Verſöhnung mit Gott[36]). Was die großartigſte Dichtung des Alten Teſtaments im Leiden Hiobs darſtellt und zu enträthſeln ſucht, aber noch nicht faſſen kann, ſondern in ſtummer Demuth tragen heißt[37]), das lehrt der babyloniſche Jeſaia (Jeſaia Cap. 40—66) in der Darſtellung der Vatertreue und Mutterliebe Gottes als den ſegensvollſten Weg des Heiligen Israels ahnen und hoffen[38]) und führt ſo ſein Volk nicht nur äußerlich an die Grenze des verlorenen Vaterlandes zurück, ſondern auch innerlich bis an die Schwelle des Vaterhauſes, das der Menſchenſohn den Armen im Geiſte, den Mühſeligen und Beladenen für immer geöffnet hat[39]). Mannigfaltig ſind die Stufen zu dieſer Höhe, auf denen die einzelnen Propheten ſtehen; der gewaltige erſte Jeſaia ohne Menſchenfurcht und unbeſtechlich gegen alle Klaſſen ſeines Volkes[40]), der ausharrende Dulder Jeremia, der den Kelch der Verkennung bis auf den Grund trinkt[41]), ein Hoſea[42]) und Amos[43]) in Israel, ein Micha[44]) in Juda, legen jeder in ſeiner Weiſe Zeugniß ab von ihrer Vaterlandsliebe und ihrem Schmerz um das verirrte Volk. Alle ſind einig im Ringen für ihren Gott, und mag die Hülle der Darſtellungsform, die Menge uns fernliegender Zeitbeziehungen, die fremdartige Sprache uns das Verſtändniß der Ueberreſte dieſer Schriften oft erſchweren, es leuchtet doch überall die innige Sehnſucht durch, in der das warme Herz dieſer Auserwählten zu Gott emporſtrebt und das Selbſterfahrene den Brüdern zur Rettung anzubieten ſucht.

Der Reſt des Volkes kehrt aus dem babyloniſchen Exil zurück ins Vaterland, ein geringes Häuflein, aber ſeinem Gotte

---

[35]) Pſ. 73. Jer. 12, 1. 2. 31, 29. 30. Hab. 1, 2. 3. 2, 1—4. Ez. 33, 10—20.

[36]) Jeſ. 53, 1—7.

[37]) Hiob 3, 20—23. 7, 20. 21. 9, 22—24. 31, 35. 39, 31—35. 42, 1—6.

[38]) Jeſ. 41, 14. 49, 13—15. 63, 15—17.

[39]) Matth. 5, 5—12. 11, 28—30.

[40]) Jeſ. 1, 3. 5, 1—23 ꝛc. [41]) Jer. 20, 1. 2. 7—9. 26. 36—38.

[42]) Hoſ. 6, 4—6. 11, 8. 9. 14, 1—9.

[43]) Amos 5, 10—15. 21—24. [44]) Mich. 6, 1—8.

treu und ängstlich bemüht, das Erbe der Väter, das sie in der Verbannung bewahrt und behütet hatten, unversehrt der Nachwelt zu erhalten. An die Stelle des Propheten, der die von Gott empfangene Offenbarung dem Volke frei verkündigt, tritt der Schriftgelehrte, der die Ueberreste der Schriften der Väter mit Sorgfalt sammelt, abschreibt, behütet und auslegt. Dem ersten, der diesen Namen trägt, Esra[45]) und seiner Zeit wird die Zusammenfassung des Gesetzes und der Ueberlieferungen und Urkunden über die mosaische Zeit in dem Werke, das später den Namen der fünf Bücher Moses erhielt, zu danken sein. Der ängstlichen Bemühung, nichts verloren gehen zu lassen, was aus der Katastrophe vor dem Exil noch Schriftliches vorhanden war, werden wir es zuschreiben müssen, daß überhaupt noch so Vieles uns gerettet blieb. Der Kultus wurde neu geordnet und präcisirt, und in den ruhigen Zeiten, die zwischen der Heimkehr (536 v. Chr.) und dem Freiheitskampf der Makkabäer (von 167 an) lagen, bildete sich die Sitte der Festreisen nach Jerusalem, wie der an die Schriftauslegung sich schließende Gottesdienst der Synagogen aus. Manche Psalmen geben Zeugniß von den Lobgesängen, die die Thaten Gottes in der Vorzeit verherrlichten, und beim Hinaufziehen nach Jerusalem[46]) oder vom Schall der Trompeten und Pauken begleitet[47]), im Tempel selbst angestimmt wurden. Mit dem sorgfältigen Bewahren des Hergebrachten und der ängstlichen Absonderung gegen alles Heidnische und darum Unreine konnte sich leicht Verachtung der ungläubigen Welt und Haß gegen alte und neuere Bedrücker verbinden[48]), aber es fehlte auch nicht an Stimmen, die mit feiner Ironie die Engherzigkeit des eigenen Volkes züchtigten, und an die unverschuldete Unwissenheit und empfängliche Gesinnung der Heiden erinnerten (Büchlein Jona[49]); oder es spricht sich eine pessimistische Resignation aus, welche zwar dem Glauben der Väter nicht entsagt, aber ihn nur noch als Schranke und Beschwichtigung für die trüben Ergebnisse der eigenen Welterfahrung aufstellt (Prediger Salomo[50]). An den zwei letztgenannten, vielleicht erst in die Zeit nach Alexander dem Großen fallenden Schriften, haben wir zugleich Beispiele der in der jüdischen Litteratur nun aufkommenden und tief in die christliche Zeit fortdauernden Sitte, daß man das Erzeugniß der eigenen Zeit und Erfahrung unter den Namen

---

[45]) Esra 7, 6. 11. [46]) Ps. 120—134. [47]) Ps. 135. 146—150.
[48]) Ps. 137. [49]) Jon. 1, 5. 6. 13—16. 3, 5—10. 4, 10. 11.
[50]) Pred. 1, 2. 3. 9. 18. 2, 1. 11. 3, 19—21. 7, 2—5. 11, 9. 10. 12, 13. 14.

eines Mannes der alten Zeiten stellte, um diesen zu ehren, und das eigene Werk als Ausfluß der Gesinnung desselben zu bezeichnen. So wurde Moses der Urheber aller Gesetze, David der Verfasser vieler spät nach ihm liegender Psalmen, Salomo der Prediger der Eitelkeit alles Irdischen, so auch der im Exil lebende Daniel zum Propheten der makkabäischen Zeit. Der Sturm und die Noth der letzteren weckte die frommen Gefühle, den Muth, die Begeisterung des Volkes. Einige Psalmen[51]) zeigen deutlich den Schmerz und die Hoffnung dieser Zeit. Im Buche Daniel sind Blätter eines Mannes gesammelt, der unter dem Bilde eines Nebukadnezar, eines Belsazar und eines Darius den Größenwahn und die Grausamkeit des Antiochus IV Epiphanes[52]) schildert, in der Erscheinung wilder Thiere und phantastischer Gestalten die Folge der heidnischen Weltmächte von Babylon, Persien, Alexander dem Großen, bis auf die Ptolemäer und Seleuciden im Einzelnen beschreibt, und durch Daniel, der dieses Alles vorausfieht, dem geängstigten Volke die Verheißung giebt, nach den reißenden Thieren komme der Menschensohn, nach den Weltreichen das Gottesreich für die Treuen in Israel[53]). Auch bei dieser Schrift ist die Tendenz der Kern, die historische Einkleidung bloß nebensächliche Hülle, in der die Erinnerungen der Vergangenheit frei verwendet werden, steht doch Daniel ebensowohl im dritten Jahre Nebukadnezars (604 vor Chr.) wie unter Darius (von 521 an) zuerst als Glaubenszeuge, dann als Seher dem König der jeweiligen Weltmacht zur Seite.

Bald nachdem Simon der Makkabäer seinem Volke die völlige Unabhängigkeit errungen hatte (142 vor Chr.), scheint die althebräische Sprache ausgestorben und an ihre Stelle die syrische getreten zu sein, die schon in einigen Kapiteln der spätesten Schriften des Alten Testaments erscheint, und zur Zeit Jesu Volkssprache[54]) war. So wurde auch durch die Sprache das Erbe der Väter, die Sammlung ihrer Schriften ein ehrwürdiges Zeugniß der Vergangenheit; und weil der Geist, der in ihnen lebte, vom israelitischen Glauben Zeugniß gab, weil diese Bücher durch Geschichte und Lehre, durch Prosa und Poesie fast ohne Ausnahme die Offenbarung Gottes verkündigten, so wurden auch einzelne Schriften, deren Inhalt diesen Geist vermissen ließ, in die Sammlung der Volkslitteratur hineingenommen[55]); sie waren hebräisch geschrieben, sie waren ein Erbe der Väter, so wurden sie durch die übrigen

---

[51]) Ps. 74. 79 ꝛc. [52]) Dan. 8, 19—25. 11, 2—45.
[53]) Dan. 7, 1—27. [54]) Matth. 27, 46. Röm. 8, 15.
[55]) Hoheslied. Esther.

geheiligt und die spätere Zeit suchte dann durch allegorische Deutung ihnen vollends den religiösen Charakter zu sichern.

Vor der Geburt Christi war das hebräische Alte Testament als geordnete Sammlung so abgeschlossen, wie wir jetzt es besitzen, und die heilige Schrift der Juden wurde auch die der Christen. Die Art, wie für Ereignisse und Gedanken des Urchristenthums, besonders für die einzelnen Züge des Lebens Jesu die Vorahnung und Vorhersagung im Alten Testamente gesucht und gefunden wurde, mag oft eine zu äußerliche und buchstäbliche sein[56]), aber Niemand wird die Wahrheit des Wortes Jesu in Abrede stellen, daß er gekommen ist, „das Gesetz und die Propheten“[57]) (dies auch der Titel des hebräischen Alten Testamentes) zu erfüllen, daß also Gesetz und Propheten Ahnung, Grundlage, Vorbereitung des Evangeliums sind; und Jeder, der die Gedanken des Alten Testaments zu würdigen weiß, wird es mit Paulus einen Zuchtmeister (paedagogos)[58]) heißen, dessen Aufgabe zu Ende ging, als die „Zeit erfüllt“ war. Wenn aber jeder Christ in seinem eigenen Herzen erfährt, wie er immer noch ein ringender ist, der, ob er auch sich freut, von Christo ergriffen zu sein, allezeit weiterringt, daß er das Ziel ergreifen möge, und darum kämpft gegen das Ueberwuchern der Sinnenlust, gegen den Stolz der Selbstgerechtigkeit, darum sich demüthigen muß vor den ewigen Gesetzen Gottes, darum sich sehnt nach dem Troste der ewigen Liebe, so wird auch jeder Christ dieses Ringen, Leiden, Suchen, Hoffen wieder finden und verstehen in der Geschichte des Volkes, dessen treuen Führern von Gott die ewigen Gedanken seines Vaterweges ins Herz gegeben waren, das diese Gedanken nach seinem Können und Vermögen in seiner Sprache und in seinen Schriften der Nachwelt treu bewahrt und so der ihm gegebenen Bestimmung gemäß den andern Völkern den Weg zur ewigen Wahrheit gebahnt hat. Möge darum dem denkenden Christen das Alte Testament nicht nur als seltsames Erbstück einer fremdartigen Vergangenheit, sondern vielmehr als lebendiges Zeugniß des Gott suchenden Herzens sich erweisen, und mögen diese Zeilen einigen als Schlüssel dienen, der ihnen bisher verschlossene Theile des Heiligthums öffnet.

---

[56]) Matth. 2, 15. 18. 3, 3 ꝛc.
[57]) Matth. 5, 17. Luc. 24, 44.
[58]) Gal. 3, 24. 4, 4—7.

Ein neues Jahr!

Neujahrsbetrachtung von Friedrich Meili, Pfarrer in Wiedikon bei Zürich.

Wir grüßen dich, neues Jahr! Festlich geschmückt steigst du herauf, mahnst uns an die schnell hineilende Zeit und daß ein neuer Kreis von Tagen, ein neuer Wechsel von Lust und Leid beginnt. Sollten wir dich lassen, ernste Stunde des Jahresanfangs, nicht dich fragen, wie wir in der Flucht der Zeit ewiges Leben gewinnen? — Siehe wir lassen dich nicht, du segnest uns denn!

Durch keine christliche Heilsthatsache ist der Anfang eines bürgerlichen Jahres abgemarkt. Wir feiern kein Kommen des Weltheilandes in der Nacht, da der Zwölfstundenschlag so eigenen Klang für uns hat, und doch mahnt uns jeder Schlag, Verlornes zu suchen und selig zu machen. Kein Kreuz wird am ersten Jahresmorgen auf einsamer Stätte erhöht, und doch getrauten wir uns in keinem andern Zeichen zu siegen auch im neuen Jahr, das wiederum uns die Frage so nahe legt: Wie gedenkst du's mit Tod und Sünde zu halten? Kein stürmischer Pfingstgeist fährt durch die Herzen, aber es stimmt dich mehr als sonst zur stillen Einkehr und mahnt dich in Aussicht auf die Zukunft dringender als je:

Was du Ird'sches willst beginnen, heb' zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor;
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht.

Der Jahreswechsel soll uns nicht bloß zu einer flüchtigen Erwägung darüber vermögen, daß jetzt wieder einmal die Erde ihren Kreislauf um die Sonne vollendete, und ein bürgerliches Jahr mit seinen 365 Tagen zu Ende ist. Nein! So manchmal das lange Jahr hindurch finden wir uns bewußt oder unbewußt unter dem Eindruck der Vergänglichkeit, und störend greift so oft der Wechsel in unser Dasein hinein, daß wir das Recht nicht bloß, sondern als Christen auch die Pflicht haben, nicht leer vorüberzugehen an der geeignetsten Stunde, in der wir das Woher und das Wohin unsers Lebens und die Gewißheit, wie flüchtig unsere Jahre sind, uns nahe bringen können.

Ob sie flüchtig sind, diese Jahre? Wir scherzten hinweg über die Jugend als die Zeit, die dem Frohsinn gehöre, und werden inne, daß wir sie hätten nutzen sollen; wir kommen ins reife Alter, da es manches zu wirken und vieles zu schaffen gilt, und sehen, daß nun erst das Lernen beginnt; unsere Kräfte gehen zur Neige, und wir werden erst unsers Zieles gewiß. Eh' wir der Freude recht ins Auge geschaut, ist sie dahin; die Zeit, die wir vertändelt, hofften wir umsonst wieder einzubringen, und mußten erfahren, daß sich im Leben nichts wieder einbringen läßt. Und wer vollends sollte, einmal über das jugendliche Alter hinaus, nicht wissen, daß je bestimmter unser Streben ist, um so schneller die Jahre rollen, und die Zeit menschlichen Wirkens häufig dann ihrem Ende sich naht, wenn seine Aufgaben sich zu klären beginnen. „In drei Zeiten", sagt ein Weiser des Alterthums, „theilt sich das Leben: in die, welche ist, welche war und welche sein wird. Davon ist die, in der wir leben, kurz; die wir leben werden, zweifelhaft; die wir gelebt haben, gewiß."

Ist aber die Zeit desjenigen schon flüchtig, dem im Sinne des Psalmwortes das Alter auf 70 und 80 Jahre gedehnt wird, wie vielen wird es überhaupt zu Theil, auf eine solche Reihe von Jahren zurückzublicken? So schuldlos, liebes Kind, spielst du dein Spiel, weißt nichts von Tod und Sterben; siehe, es kommt ein düst'rer Wandersmann des Weges und greift nach dir mit knochiger Hand, wie man die Blume bricht. Du gehst dahin, den Eltern bleibt der Schmerz. Wohin so eilig du Jüngling, in stürmischer Kraft? Ist dir die eigene Brust zu eng und die ganze Welt nicht weit genug, so wirst du bald genug, flügellahm, zum Tode matt, wiederkehren aus der Welt Sturm und Drang. Solltest du aber zu denjenigen gehören, denen ein volles Maß gesunder Jahre beschieden wurde, wirst du das ohne Weiteres selbstverständlich finden? Schau um dich! Wie viele sind mit dir ausgegangen und wie viele gehen noch an deiner Seite? Zähle sie alle, die verloren und verdorben sind in Lust und Leid, die in jähem Tode abschieden oder unter der unendlichen Last des Lebens in langem Siechthum ihre Kraft verzehrten. Erinnere dich an alle, von denen du viel gehofft und nichts mehr gehört, und rechne hinzu jene, die nur noch Schatten gleich umherziehen, den Todeskeim im Herzen. Kommst du dir nicht mitten auf der Wanderung schon vereinsamt vor?

Doch, wendest du ein, ist es recht, das Leben so kurz zu schelten? Es umfaßt ja bei den Meisten so manches Jahr, und das Jahr hat so manchen Tag, der Tag so viele Stunden. Aber mach' die Rechnung genau, wie sichs ziemt bei diesem

köſtlichen Gute, der Zeit. Rechne von deiner Lebensfriſt ab, was der läſſigen Ruhe gehört; zähle hinweg, was du leiblichen Sorgen geopfert, daran der innere Menſch ſich nicht erbaute, was durch Zweifel verzehrt, durch Mißgunſt vorweg genommen und durch Mißmuth von dir ſelbſt verdorben wurde. Nenne nicht gelebt, was geiſttödtende Geſellſchaft, die Sorge um die Etiquette und hohle Formen des Lebens dir verkümmert, und von jener Zeit, die dem Streben gehört, hüte dich, auch das in Selbſtſucht ſich verzehrende Streben Leben zu nennen. Schließ deine Rechnung nur mit Hiobs Klage:

Der weibgebor'ne Menſch, ſo arm an Tagen, reich an Mühſal,
Wie eine Blume blüht er, wird dann abgeſchnitten,
Flieht hin als Schatten und hat nicht Beſtand.

Doch das iſt ja das Große an unſerm Chriſtenglauben, daß er gerade da den Menſchen anfaßt, wo dieſer mit der eignen Weisheit zu Ende und von eigner Kraft ſich verlaſſen fühlt. Wo wir abſchließen müſſen, fängt Gott an, und im Bewußtſein unſerer Schwäche liegt unſere beſte Kraft. Wir ſehen die Verweslichkeit in den Staub ſinken; da ſchauen wir aus nach dem Unverweslichen. Wir zagen, weil alles im ewigen Wechſel kreiſt, und lernen den einen ruhenden Geiſt inmitten alles Wechſels begreifen. Denn ob alles ſich bewegt, Gott ſelbſt treibt nicht dahin im Fluß der Dinge und es drängt uns, unſer unruhiges Weſen zu verſenken in ſeine Ruhe.

Es iſt ſo überaus verkehrt, den Beginn des ewigen Lebens im Menſchen an den Augenblick zu binden, da ſeine Staubnatur, dem Geſetz der Auflöſung folgend, wieder in ſich ſelbſt zuſammenſinkt. Wir gehören der Ewigkeit zu, weil ſie in unſer Herz gelegt iſt ſeit erſter Stunde; ſie iſt unſer eigenſter Beſitz und unſer eigenthümliches Weſen von dem Augenblick an, da wir uns ſelber dem unvergänglichen Gott und Vater zueignen.

„Gebt mir einen großen Gedanken, daß ich davon leben kann!“ Wir Chriſten haben einen ſolchen, den auszudenken ſchwer, deſſen Größe uns ſelber groß zu machen im Stande iſt. Wir denken unſers Gottes, und ſuchen keinen andern Gedanken. Iſt er oft der Erkenntniß ferne, ſo ergreifen wir ihn mit ahnendem Gemüth und ſuchen ihn ganz zu verſtehen, indem wir ihn bewähren.

Streb' in Gott dein Sein zu ſchlichten,
Werde ganz, ſo wirſt du ſtark;
All dein Handeln, Denken, Dichten,
Quell aus einem Lebensmark —

keine würdigere Art, dem flüchtigen Augenblick Dauer und dem Unbedeutenden Bedeutung zu geben, ist denkbar, als indem wir uns ein Leben in Gott zum Ziel setzen. Wir verkaufen dann nicht mehr unsere Stunden an die Gunst des Augenblickes, sondern setzen jeden Augenblick in Beziehung zum Frieden unsers Herzens und der Bestimmung unsers Daseins. Wir wandern nicht mehr ziellos, links und rechts hinaus, planlos, zerfahrenen Sinnes, gerade und krumme Wege, sondern werden dem Wettkämpfer gleich, der Entbehrung und langanstrengende Uebung nicht scheut, weil seinem Lauf ein Ziel und seiner Mühe ein Kranz winkt.

Blicke hinter dich! Nicht das sind deine gesegneten Stunden, die du rasch wechselnden Gelüsten und eigenwilligem Drängen geopfert hast. Verloren mußt du alle die Stunden erachten, da du um die launenhafte Gunst der Menschen dich mühtest, eitel diejenigen, die in nichtsthuender Geschäftigkeit dahingegangen, dunkel vollends jene, da Neid und Verbitterung ihre schwarzen Schatten in deine Seele geworfen. Das neue Jahr schaffe dir andere Gedanken, ein neues Herz und warme Liebe. So manchen sahst du ins Grab steigen, am Anfang des Guten erst, das er gewollt. Sorge, daß wenn es früher oder später für dich an der Zeit ist, du etwas rechtschaffenes gewirkt habest, insofern alle, auch die bescheidenste Pflichterfüllung, mit Gott gethan, einen bleibenden Segen wirkt. Das Leben ist nicht kurz, darin du dir selber angehört, und was du in Gott lebst, hat ewige Art. Da dehnt sich die Minute zur Stunde, und ein einziger Tag kann das Leben werth machen. Sei getrost! 365 Mal im Jahr ruft die Sonne dich zu gutem Beginnen wach. Zu Morgen, Mittag und Abend bieten sich dir die Stunden, in deren einer jeden du dein Heil zu wirken im Stande bist.

„Darum beginne schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht; aber sorge, dich nicht selbst zu verlieren und weine, wenn du dahintreibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen."

Der Morgenglanz des jungen Christenthums.

Predigt von Z. Wirth, Pfarrer in Basel.

Text: **Ap.-Gesch. 3, 1—8. Petrus aber und Johannes gingen mit einander hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, da man pflegte zu beten. Und ein Mann, der lahm war von Mutterleibe, wurde herbeigetragen, den sie täglich hinsetzten an die Thüre des Tempels, die man die schöne nennt, um Almosen zu erbitten von denen, die in den Tempel gingen. Als derselbe nun den Petrus und Johannes sah, wie sie in den Tempel gehen wollten, bat er um ein Almosen. Petrus aber blickte ihn an sammt Johannes und sprach: Siehe uns an! Und er heftete die Augen auf sie, in der Erwartung, etwas von ihnen zu empfangen. Da sprach Petrus: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi, des Nazareners, stehe auf und wandle!“**

Und er ergriff ihn bei der rechten Hand und richtetee ihn auf. Und alsobald wurden seine Füße und Knöchel fest, und er sprang auf, konnte stehen und gehen und ging mit ihnen in den Tempel, wandelte umher und sprang und lobete Gott.

Wer denkt nicht gerne an die Tage seiner Kindheit und Jugend zurück? Wem sind sie nicht in der Erinnerung von freundlichem Lichte umflossen, von zauberischem Glanze verklärt? „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar.“ Warum doch? Der Mann steht ja ohne Zweifel auf einer höheren Lebensstufe, als das Kind; er verhält sich zu ihm wie die Frucht zur Knospe, wie das ausgereifte goldene Aehrenfeld zur grünenden Saat. Das Leben des auf der Höhe der Kraft und Thätigkeit stehenden Menschen ist doch ein viel klareres, bewußteres, inhaltsreicheres und fruchtbareres, als das noch unklare, unreife, in jeder Beziehung unfertige Jugendleben. Eins aber hat die Jugendzeit vor allen andern Lebensperioden voraus: die Unmittelbarkeit der Empfindung, die Frische der Anschauung und Auffassung, die Wärme des Gefühls, die Empfänglichkeit des Gemüthes, den Schwung der Begeisterung, die Intensität und Fülle der Lebensluft und Lebenshoffnung, kurz jenen Morgenglanz und Frühlingszauber, der so reichlich über sie ausgegossen ist.

Es gilt dies nun aber nicht bloß von dem Einzelnen, sondern ebenso sehr auch von den menschlichen Gemeinschaften

und speziell von der christlichen Kirche. Auch das Christenthum hat sich ja freilich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt, äußerlich und innerlich, in Anschauungen und Sitten, in Cultus und Verfassung, in Lehre und Leben. Es ist in's Mannesalter getreten; das kleine Senfkorn ist zum großen, fruchtreichen Baume herangewachsen; aus der verborgenen und verachteten Nazarenersekte sind christliche Kirchen, christliche Staaten und Völker geworden, die an der Spitze der Menschheit stehen und die Träger der Cultur und jeglichen Fortschritts sind. Das Christenthum — wir meinen nicht gerade die Kirche, aber der christliche Geist, die christlichen Gedanken spielen jetzt eine unendlich größere Rolle in der Welt und sind eine ungleich größere Macht, als in den Tagen des Urchristenthums. Was uns aber in allen Erzählungen und Ueberlieferungen jener Zeit so wohlthuend und erfrischend berührt, das ist eben auch *der Morgenglanz und Morgenduft des jungen Christenthums*, der sich namentlich zeigte einerseits in seinem *idealen Schwung* und andererseits in seiner *praktischen Liebeskraft*.

Das ist's, was auch die Erzählung unseres Textes uns in schönem Bilde vor Augen stellt.

I.

„Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi, des Nazareners, stehe auf und wandle!" Wir können das als das Losungswort des jungen Christenthums bezeichnen, und es spiegelt sich darin zuvörderst *ein kühner, großartiger Idealismus*, wie er unserm klugen, verständigen, nüchternen Geschlechte völlig fremd geworden ist.

Die ersten Christen *hatten* nicht nur kein Silber und Gold, sie *suchten* es auch nicht. Andere Interessen bewegten sie, andere Hoffnungen und Ziele erfüllten ihre Brust. Das Reich ihres Herrn und Meisters aufgerichtet zu sehen in voller Kraft und Herrlichkeit, das war der Eine Gedanke, der sie beherrschte und um den sich ihr ganzes geistiges Leben bewegte als um seinen Mittelpunkt. Nun muß allerdings zugestanden werden, daß dieser Idealismus der ersten Christen zum Theil weit über das Ziel hinausschoß, daß sie sowohl mit ihrem Glauben an die baldige Wiederkunft des Herrn als auch mit der versuchten Gütergemeinschaft kein Glück hatten und die Schranken der Möglichkeit und Wirklichkeit noch nicht erkannten. Aber eine gewaltige und durchaus neue Erscheinung war nichts-

deſtoweniger dieſer Idealismus der erſten Chriſten, die in einer Zeit, wo man nichts Höheres kannte, als Macht und Glanz und Sinnengenuß, das „Wort vom Kreuze“, von der ſich ſelbſt aufopfernden Liebe aufpflanzten, „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit“; die in einer Zeit des ſchrankenloſeſten Weltgenuſſes die Predigt der Weltentſagung und Selbſtverleugnung erſchallen ließen und die Botſchaft von einem Himmelreich zu verkündigen wagten, das nicht von dieſer Welt ſei und die Welt überwinden werde. Etwas wunderbar Großartiges und Erhabenes iſt doch immer der Anblick jener Chriſtengemeinden der erſten Jahrhunderte, die zwar „kein Gold und Silber hatten, aber im Namen Jeſu Chriſti“ aus lahmen Bettlern thatenfreudige und leidensmuthige Menſchen machten; die, obſchon meiſt nur aus den ärmſten und niedrigſten Volksſchichten ſich rekrutirend, ſich dennoch reich fühlten, weil ſie den Himmelreichsſchatz in frohem und dankbarem Herzen trugen; die, obgleich eine kleine, nichtsſagende, im weiten römiſchen Reich zerſtreute Sekte, anfangs gering geſchätzt und verachtet, ſpäter gehetzt und verfolgt, in Wäldern und Höhlen ihren Gottesdienſt haltend, vom Zorn der Cäſaren und vom Haß des Volkes getroffen, dennoch, in ungebrochenem Glauben und brüderlicher Liebe verbunden, ihres Herrn warteten und trotz aller Schwachheit und aller Mängel „ein Salz der Erde waren und ein Licht der Welt“. Ja, ja, es war ein kühner, noch unverfälſchter und ungetrübter Idealismus, der über die junge Chriſtenheit ausgebreitet war wie friſcher Morgenthau.

Man iſt ſpäter nüchterner und klüger geworden. Als einſt — es war im 13. Jahrhundert — der fromme und gelehrte Thomas von Aquino bei dem damaligen Papſte Innocenz IV. eine Audienz hatte, brachte eben ein Diener eine große Summe Geldes herein, den Ertrag von Ablaß-, Dispensgeldern u. dergl. Der Papſt ſagte lächelnd zu ſeinem Gaſte: „Nicht wahr, die Zeiten ſind vorbei, wo die Kirche ſagen mußte: Silber und Gold habe ich nicht“? „Das iſt wahr, heiliger Vater“, erwiederte Thomas, „aber die Zeit iſt auch vorbei, da ſie zu dem Lahmen ſagen konnte: Stehe auf und wandle!“ Nun liegen freilich gottlob auch die Zeiten hinter uns, wo dieſes Geſpräch ſtattfand und die Kirche mit Gold und Silber beſſer umzugehen wußte, als mit Wort und Geiſt. Aber wie ſteht es in der Gegenwart? Auch wenn wir nicht in die Klage einſtimmen, daß unſere Zeit eine völlig materialiſtiſche ſei, die in dem Jagen nach Beſitz und Genuß allen Sinn für höhere Güter und Intereſſen verloren habe, — ſo viel iſt gewiß: der religiöſe

Idealismus ist jedenfalls nicht unsere starke Seite; wir sind dafür viel zu verständig geworden. Mit dem Aberglauben und Wunderglauben früherer Zeiten haben Unzählige auch den Gottesglauben selbst bei Seite gelegt. Mit der Einsicht in die lückenlose Kette von Ursache und Wirkung, mit der Erkenntniß, daß Alles in der Welt mit natürlichen Dingen zugehe, ist Vielen das religiöse Bedürfniß und die religiöse Betrachtung der Dinge überhaupt verloren gegangen. Sie erblicken überall natürliche Kräfte und Gesetze, natürliche Ursachen und Wirkungen, aber sie sehen nirgends mehr in denselben und durch sie hindurch das Walten eines heiligen und gerechten, eines weisen und gnädigen Gottes. Und wo ist der zweifellose Glaube an das Kommen des Reiches Gottes, der Glaube, daß der christliche Geist eine Kraft der Erweckung und Heilung sei für alle Lahmen und Gebrochenen, der Glaube:

„Daß, wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt";

„Daß auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
Und wo Tausend weinten Zähren,
Einst Millionen singen Dank?"

Dieser fröhliche, herzhafte, nie verzagende, immer wieder das Haupt erhebende Glaubensidealismus, ach wo ist er hingekommen in unserer verständigen, nüchternen, werktäglichen Zeit?

Wir möchten weder dem Wunderglauben noch den Gebetskuren oder sonstigen religiösen Phantastereien und Schwindeleien, die in unserer Zeit sich so breit machen, irgendwie das Wort reden; aber es dünkt uns, etwas mehr von jenem religiösen Idealismus thäte uns noth. Man hat immer noch nicht die rechte Verbindung gefunden zwischen Aufklärung und Frömmigkeit, zwischen der verständigen und der religiösen Weltbetrachtung, zwischen den Forderungen der Vernunft, die Alles aus natürlichen Ursachen herleitet, und den Bedürfnissen des frommen Gemüthes, das überall die Hand Gottes schauen und in seinem Schooße ruhen will. Diese Verbindung müssen wir lernen, wenn die Frömmigkeit nicht zum Aberglauben und die Aufklärung nicht zum Unglauben führen soll.

II.

Der frische Morgenglanz, der auf dem jungen Christenthum lag, zeigt sich aber nicht nur in seinem noch unge-

brochenen Idealismus, sondern auch in seiner praktischen, thätigen, unmittelbar zugreifenden Liebeskraft.

Das Christenthum der ersten Zeit war durchaus praktischer Natur. Man wußte damals noch nichts von einer komplizirten Glaubenslehre und noch weniger von dogmatischen Streitigkeiten, die erst viel später kamen. „Der Name Jesu Christi von Nazareth" schwebte auf Aller Lippen und lebte in Aller Herzen; aber dieser Name war noch nicht zum Zankapfel der Parteien geworden, er bedeutete nichts Anderes, als die frohe Botschaft des Heils und der Erlösung. Man liebte Christum, man trug sein Bild in der Seele, man glaubte an ihn, wartete auf ihn, blickte sehnsuchtsvoll zu ihm empor; aber man grübelte noch nicht über seine Herkunft und seine Natur. Das Christenthum war noch kein Lehrsystem, keine Summe von Glaubenssätzen; es war „Friede und Freude im heiligen Geiste", es war Hoffnung und Begeisterung, Aufopferung und Bruderliebe, es war der Ruf an alle unbefriedigten Herzen, an alle in der Noth der Sünde und in der Angst der Welt Seufzenden, an Alle, die lahm und elend vor der Tempelthüre lagen: „Silber und Gold habe ich zwar nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi, des Nazareners, stehe auf und wandle!"

Später ist's auch in diesem Stücke anders geworden. Man fing an, über Christus und Christenthum nachzudenken, zu forschen, zu grübeln, zu streiten. Es konnte freilich nicht anders sein; aber je mehr Gewicht auf die Theorie gelegt wurde, desto mehr kam dabei die Praxis zu kurz; je heftiger man um die Lehre stritt, um so mehr verlor man das Leben aus den Augen. O wie viel Unheil hat dieses Uebergewicht der Theorie über die Praxis angerichtet! Wir kranken an diesem Uebel bis auf den heutigen Tag. Unser Christenthum ist noch immer viel zu doktrinär; die religiösen Ansichten und Meinungen werden noch immer viel zu sehr in den Vordergrund gestellt gegenüber dem einfachen Gedanken: „So ihr Solches wisset, selig seid ihr, wenn ihr es auch thut."

Wir müssen es uns immer wieder sagen: das Christenthum ist seinem innersten Wesen nach nicht Theorie, sondern Praxis, nicht eine gewisse Ansicht, sondern eine gewisse Gesinnung, nicht eine Summe von Begriffen und Vorstellungen über Gott und göttliche Dinge, sondern Kraft und Ernst, Zucht und Selbstbeherrschung, Demuth und Liebe, Herzenswärme und Begeisterung für alles Wahre und Gute. „Im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle": das ist des Christenthums Losung. Sie gilt zuerst uns selbst, die wir oft so lahm und matt vor

der Tempelthüre ſitzen, zufrieden mit den dürftigen Almoſen der Vorübergehenden, mit der armſeligen geiſtigen Nahrung, die das Alltagsleben uns bietet, anſtatt hineinzudringen in's Heiligthum der Gottesnähe. „Stehe auf und wandle", d. h. wir ſollten die von Gott uns geſchenkte Kraft mehr gebrauchen, ſollten uns mehr Mühe geben, im Einzelnen die Bande zu zerreißen, die uns gefangen halten, im Einzelnen unſere ſchlimmen Neigungen zu bekämpfen, an unſerer Beſſerung und Vervollkommnung zu arbeiten und das ewige Leben zu ergreifen, zu dem wir berufen ſind. „Im Namen Jeſu Chriſti ſtehe auf und wandle": das muß aber auch immer mehr das Loſungswort der chriſtlichen Gemeinſchaft werden. Nicht nur Almoſen ſpenden zur vorübergehenden Linderung äußerer Noth, ſondern Lebenskraft und Lebensmuth wecken in den leiblich und geiſtig Lahmen und Elenden, die draußen liegen vor der Thüre des Tempels, des Gottesreiches der Liebe und Freude, daß ſie aufſtehen und wandeln und mit eintreten in dieſen Tempel und Gott loben und preiſen lernen: das iſt das wirkliche Chriſtenthum, das Chriſtenthum der erſten Chriſten und hoffentlich auch immer mehr das Chriſtenthum der Zukunft.

„Aus dem todten Schriftbuchſtaben,
Aus der Lehre dumpfer Haft,
Drin der heil'ge Geiſt begraben,
Laß ihn auferſtehn mit Kraft!

Laß ihn über's Rund der Erde
Wieder fluthen froh und frei,
Daß der Glaube Leben werde
Und die That Bekenntniß ſei."

Wie viel dazu gehört, ein Christ zu sein!

Predigt aus der Epiphanienzeit von Emil Zittel, Dekan in Karlsruhe.

Text: Luk. 14, 25—33. Es ging aber viel Volk mit ihm. Und er wandte sich und sprach zu ihnen: So Jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, ja sein eigen Leben, der kann mein Jünger nicht sein.

Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, kann mein Jünger nicht sein.

Wer aber unter euch, der einen Thurm bauen will, sitzt nicht zuerst hin und überschlägt die Kosten, ob er es ausführen könne? Damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann es nicht ausführen, Alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten, und zu sagen: Dieser Mensch fing an zu bauen und kann es nicht ausführen!

Oder, welcher König begiebt sich in einen Kampf mit einem andern König und sitzt nicht zuerst hin und berath, ob er vermöchte mit Zehntausend entgegen zu treten dem, der gegen ihn kommt mit Zwanzigtausend? Wo nicht, so schickt er Botschafter an ihn, so lange Jener noch ferne ist und bittet um Frieden.

Also kann keiner von euch, der nicht absagt Allem, was er hat, mein Jünger sein.*)

Man erzählt von einem alten Schauspieler, er habe ein und denselben Gesangbuchvers so vortragen können, daß er damit alle Zuhörer in ernste Bußstimmung versetzt, dann wieder mit froher Erhebung erquickt, dann zu Thränen gerührt und zuletzt mit der hellsten Lustigkeit erfüllt habe.

Man braucht noch lange nicht ein solcher Meister des Wortes und der Kunst seiner geistigen Beseelung zu sein, um auch die obigen Textesworte so zu lesen, daß sie wie der bitterste Hohn, wie die schneidendste Verachtung der menschlichen Schwäche, Feigheit und Erbärmlichkeit klingen oder auch so, daß aus ihnen ein tiefes Mitgefühl, ein wehmuthvolles Mitleid mit unserer menschlichen Schwachheit uns entgegen tönt.

Ach wie gut hat unser Herr doch die Menschen gekannt! Als er diese Worte redete, „ging viel Volk mit ihm". Er war allmählich doch ein berühmter Mann geworden: Jeder wollte ihn

*) Uebersetzung nach aus meiner „Familienbibel des neuen Testaments." 2 Bände.

gesehen und gehört haben — und was er sagte, das schien ihnen in der That groß und gut, erhaben und heilig zu sein, wenn es auch etwas anders lautete als sie es von den Schriftgelehrten und den Frommen ihrer Zeit, den Pharisäern, gewohnt waren. Mit Begeisterung folgten sie seiner Predigt, mit heiligen Vorsätzen seinem Wege. Er erschien ihnen nun wirklich als ein Prophet, als ein neuer Elias, Jeremias oder gar als der wiedererstandene Täufer Johannes (Luk. 9, 19). Ja manche mochten ernstlich die Frage erwägen, über welche die Zwölfe bereits einig waren: ob er nicht gar der Messias selbst, der „Gesalbte Gottes" (Luk. 9, 20) sei.

Aber Jesus, der die nahende Entscheidung um so gewisser und um so näher herankommen sah, je größer sein Ruhm, je zahlreicher die Schaar seiner „Verehrer" wurde, er der schon jetzt im Geiste hinaufzog nach Jerusalem (Luk. 13, 31—35), wo sich alles erfüllen sollte, was von den Leiden und der Erhöhung des Menschensohns vorhergesagt war (Luk. 18, 31—34), er, der schon sein Angesicht nach Jerusalem gewendet hatte — er wendet dasselbe jetzt noch einmal, wie zum Abschied, rückwärts auf seine freundliche, ruhmreiche Vergangenheit und auf das „viele Volk" das ihm folgte: und da kommt ein tiefes Weh und zugleich ein Gefühl himmlischer Erhabenheit und göttlichen Ernstes über seine Seele. Er möchte bald weinen, bald lächeln über das kindische Selbstvertrauen, über die Flüchtigkeit der Begeisterung, über den Wankelmuth der Herzen dieser oberflächlichen und eiteln Kinder der Zeit, die ihm jetzt nachfolgten ohne jedes Verständniß der hohen Anforderungen, die er an seine wahren Jünger stellen mußte.

Er kannte die Menschen — und er hat nie groß von ihnen gedacht! Er kannte sie, wie sie jeder kennen lernt, der sie führen soll den Weg der Wahrheit und des Lebens zum Friedensland des ewigen Heils. Aber wie gering er auch von ihnen denken mußte: verachtet hat er sie deshalb doch auch nicht, sondern sie geliebt von ganzem Herzen und mit allen Kräften seiner großen Seele, und ihnen jederzeit die helfende Hand gereicht, um sie zu retten aus dem Verderben ihres bösen Herzens und den Irrthümern ihrer bösen Zeit. Aber eines freilich konnte er ihnen dabei nimmermehr ersparen: Ein ernstes Wort der Wahrheit über die Schwäche und Verkehrtheit ihres wankelmüthigen Herzens! Also hat er ihnen, den Eingebildeten und Selbstzuversichtlichen, in den Worten unseres Textes mit aller Härte und Strenge rund herausgesagt, was auch *uns* diese ernsten Worte heute mahnend wiederholen:

Wie viel dazu gehört, ein wahrer Christ zu sein!

Wollt ihr wissen, was dazu alles nöthig ist? Er sagt es in den Worten unseres Textes so klar und einfach, als man überhaupt von so etwas reden kann, indem er uns vorhält, wer ihm folgen wolle, der müsse hassen und müsse leiden, der müsse bauen und streiten lernen! Und was er damit meint, das lasset uns nun miteinander etwas weiter überdenken.

I.

Der Herr wendet sich an die Menge die ihm nachfolgt und von ihm lernen und auf seinen Wegen wandeln will. Dieser großen Menge ist die heutige Christenheit wohl vergleichbar, denn selbst diejenigen unter uns, welche von ihrem Christenthum so zu sagen keinen weiteren Gebrauch machen, mögen es doch nicht leiden, wenn man ihnen sagen wollte, sie seien eigentlich gar keine Christen, und selbst diejenigen, welche sonst von ihren Christenpflichten leider gar nichts wissen wollen, wollen doch mit einem mal „auch Christen" sein, wenn es sich um Christen-Rechte handelt. Ja, meine Lieben: unsere heutige Christenheit zählt gewiß gar viele „Schein- und Auch-Christen" unter sich, aber auch manche volle und echte Jesusjünger und dazwischen finden sich in reichem Wechsel alle jene verschiedenen Stufen der Christusjüngerschaft, des religiösen Eifers und Werthes in reicher Abwechslung, wie sie zwischen diesen beiden Grenzen möglich sind. So ist es damals gewesen, als Jesus der großen Menge voranzog im jüdischen Lande, so war es in allen Jahrhunderten der Christenheit, so wird's in alle Zukunft sein!

Aber eben deßhalb wird auch das Wort, das Jesus an jene Menge gerichtet hat, ein Wort an die Christenheit aller Zeiten bleiben, ein ewig geltendes Gotteswort, wie alles, was er in seiner Zeit für alle Ewigkeit geredet und von dem er selbst gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen (Matth. 24, 35)."

Aber wie viel fremder, wie viel sonderbarer als uns mußten doch die ernsten Worte unseres Textes seinen damaligen Zuhörern vorkommen, denen sie völlig neu waren, während wir sie eben schon von Jugend auf kennen und deßhalb als etwas längst Gewohntes hinnehmen, ohne an ihrer auffälligen Form, an ihrem weittragendem Inhalt besonderen Anstoß zu nehmen. Als Kinder haben wir sie gedankenlos unserem Ohre eingeprägt, und als Erwachsene uns wohl auch nicht viel Gedanken darüber gemacht! Aber überlegt es doch einmal: Mußte es nicht höchst auffallend

und ganz seltsam erscheinen, wenn der Herr, der sonst stets die Liebe als „des Gesetzes Erfüllung“ gepredigt hatte, nun der Menge den Haß als Mittel des Heils verkündet, indem er ihnen zurief: „So Jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, ja sein eigen Leben, der kann mein Jünger nicht sein“?

Der Herr hat oft „auffallend“ geredet; er wollte Leute wirklich „stutzig“ machen, er wollte ihnen wohl zuweilen Räthsel aufgeben, um so ihr Nachdenken, unter Umständen ihren voreiligen Widerspruch erwecken. Solche Worte aber muß man dann eben in den weiten und großen Zusammenhang seiner übrigen Reden stellen: dann wird man jedesmal bald den eigentlichen Sinn seiner zuweilen absichtlich seltsamen Ausdrucksweise verstehen.

Hier nun, in unserem heutigen Texte, sieht er eine Menge, die ihm begeistert folgt — und von der er doch voraussieht, sie werde bald mit dem Heer seiner Gegner das „Kreuzige ihn!“ rufen, oder doch feig und ängstlich auseinanderlaufen und verschwinden. Es war damals freilich schwer, ihm in Treue nachzufolgen, denn mancher strenge Vater, manche fromme Mutter sah in dem neuen Christenglauben den heil- und pietät-losesten Abfall vom altehrwürdigen, heiligen Glauben der Väter, eine für Zeit und Ewigkeit verderbliche Verirrung, ein leichtsinniges Wagniß, umgeben von drohenden Gefahren jeglicher Art. Wie manches Weib mochte damals wohl den Gatten unter Thränen und Jammer beschwören, nicht Amt und Verdienst, Freundschaft und Gunst der Mächtigen und Angesehenen des Volkes durch seine offenkundige Zustimmung zu dem seltsamen Propheten auf's Spiel zu setzen, einem Schwärmer, dem ja augenscheinlich kein besseres Loos zu Theil werden würde, als dem Täufer, der erst vor Kurzem seine ebenso gewagten Reden und Thaten mit dem Leben gebüßt hatte! Wie mancher auch mochte selbst an „Weib und Kinder“ denken und sich ängstlich zurückziehen, wenn die Sache bedenklicher wurde, und wie mancher scheute es, sich mit Bruder und Schwester, mit Schwägerin und Anverwandten zu verfeinden, mit denen er doch einmal gemeinsam leben, arbeiten und erwerben müsse! Ja, wenn es einmal zu ernster Entscheidung drängt, an wie manchen treten dann die Seinen heran, wie einst Petrus zu seinem Meister trat, mit dem Warnungsruf auf den Lippen, mit der Bitte in den liebevollen Augen: „das verhüte Gott! Solches widerfahre dir nicht (Matth. 16, 22)!“

Aber wie damals der Herr seinen „Felsenapostel“ Petrus einen „Satan“ schalt, der ihn versuchen wolle, und von sich

wies: wie er ihn in diesem Augenblicke als einen Verführer „haßte“ und schalt, so sollten auch seine Jünger, wo es gilt selbst das Liebste opfern, auch die warnende Liebe ihrer Theuersten zurückweisen und sie als ihre Verführer, als ein verderbenbringendes Hemmniß der Erlangung des wahren und ewigen Heiles von sich stoßen, so sollten auch sie lernen die Welt hassen und das Himmelreich über Alles lieben! Ja wie er jetzt bereit war, sein Leben hinzugeben in heiliger Pflichterfüllung, so sollten auch sie sich in den Augen derer, denen das Leben der Güter höchstes ist, als solche offenbaren, die „ihr eigen Leben hassen“, die sich augenscheinlich selbst zu Grunde richten in ihrem sonderbaren, schwärmerischen Glaubenswahn!

Ja meine Freunde: damals handelte es sich, wie es sich bald an Jesu Schicksal zeigte, wirklich um Tod und Leben und daß nicht schon damals Viele mit unserem Herrn der Wuth der Feinde zum Opfer fielen, war nur durch den Verzicht des Herrn auf jegliche Art der Nothwehr (Matth. 26, 52) so gekommen. Aber Jesus sah es voraus und der Evangelist, als er diese Worte niederschrieb, hatte es bereits mit eigenen Augen gesehen, wie Viele trotzdem bald um ihres Glaubens willen das Opfer alles Familienglückes, aller gewohnten Lebensbeziehungen und Lebensfreuden, ja das Opfer ihres Lebens würden bringen müssen, so daß die Kinder der Welt freilich diese „neue Sekte“ für „ein Verderben der Welt,“ für eine Schaar von Unsinnigen halten mußten, die ihr eigenes Leben haßten und sich selbst in blindem Wahnsinn zu Grunde richteten!

Das Alles ist heut zu Tage freilich ganz anders geworden. Das Bekenntniß zu Christus ist keine Schmach mehr, und es giebt Länder und Städte genug, in welchen selbst der hohle Heuchelschein eifrigen Christenthums ein sicheres Mittel ist, zu Ehre und Macht, Reichthum und Ansehen zu kommen. Wie vergnügt sind dann die Elternherzen, daß es der Sohn so weit gebracht und die Traditionen der Familie so treu bewahrt hat, wie stolz wandelt dann das Weib am Arm des „hochangesehenen“ Mannes dahin, wie freuen sich die Geschwister, Schwäger und Schwägerinnen der „einflußreichen Verwandtschaft.“ Aber laßt ihn nur einmal wirklich und ernstlich den „Weg der Wahrheit und des Lebens“ gehen, laßt ihn nur einmal fest und unentwegt in lauterer Wahrheitsliebe ohne politische Winkelzüge, ohne Rücksicht auf die Interessen der Partei, lediglich der allen heilsamen Wahrheit dienen und mit seiner Liebe alle Menschen, Gläubige und Ungläubige, Juden und Christen umfassen — und sieh! er wird bald mit all' den Seinen leben wie im Kriege!

Sie werden an seine Liebe appelliren und ihn fragen, ob er denn gar keine Rücksichten, gar keine Pflicht gegen Weib und Kind, Familie und Verwandtschaft mehr kenne, ob er denn sich selbst zu Grunde richten wolle, wie einer der sein eigenes Leben hasse?

Oder seht auf die Hunderte und Tausende, die so im Parteigeist der Zeit befangen sind, daß es für sie kein Ziel mehr giebt, als den Sieg und die persönliche Herrschaft ihrer Parteigenossen, keine Wahrheit, als die von den Führern ausgegebene Parteiparole, keine Aufgabe, als die Vertheidigung der augenblicklichen vorübergehenden äußeren Interessen eben dieser Parteiverbrüderung. Muß da nicht der, welcher höhere Ziele ins Auge und Herz zu fassen beginnt und den Lehren, dem Vorbild unseres Meisters sein Herz öffnet, in die schwersten inneren Kämpfe gerathen, sich schließlich mit Allen verfeinden und zuletzt als ein Narr gelten, mit dem nichts anzufangen ist und der es nie zu zu etwas bringen wird, weil er ohne Lebensklugheit und ohne jede Rücksichtnahme auf seine Umgebung und sein eigenes Wohlergehen, unpraktischen Idealen nachjage, durch die er sich selbst zu Grunde richte?

O die Rücksichten! Ja meine Freunde: Wenn ihr die nicht hassen lernt, die euch aus lauter elenden und erbärmlichen Rücksichten auf irdische, nichtige Dingen abhalten wollen, dem König der Wahrheit (Joh. 18, 37) treulich und in voller Ehrlichkeit und Gewissensreinheit nachzufolgen — dann könnt ihr Vieles, könnt ihr alles Mögliche werden in dieser Welt — aber Nachfolger und Jünger Jesu werdet ihr nicht sein und auch euch wird sein Wort gelten: „So Jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, ja sein eigen Leben, der kann mein Jünger nicht sein."

II.

Aber ein Christ muß auch leiden lernen! „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, kann mein Jünger nicht sein," so lautet die zweite Abweisung, die zweite Forderung des Herrn in unserem Texte.

Leiden und dulden lernt freilich jeder Mensch, denn Keinem wird des Lebens Leidensschule erspart. Aber nicht ein Jeder lernt etwas in dieser Schule. Das Leid und die Sorgen, die Noth und die Mühsal des Lebens mit Geduld und Ergebung zu tragen, hat zu allen Zeiten als das sicherste Zeichen eines weisen Menschen gegolten und wer diesen Uebeln nichts entgegenzusetzen weiß als Jammern und Klagen, Schelten nnd Murren,

verbissenen Ingrimm oder bittere Verzweiflung — der wird wahrlich nie für weise, nie für glücklich gelten können.

Aber davon ist hier nicht die Rede, daß jeder Mensch, wie er Anderen Leid bereitet, so auch Leid erfahren und die natürlichen und gerechten Folgen seiner bösen und thörichten Thaten geduldig tragen muß. Das ist eine in der Gesetzmäßigkeit der Gotteswelt, in der wir leben, wohlbegründete und vollkommen gerechte Erscheinung, und als eine unverdiente Gnade Gottes haben wir es anzusehen, wenn wir, wie es uns ja wahrlich oft genug begegnet — gesteht das euch nur alle ein, denn ich nehme Keinen aus — wenn wir die böse Suppe nicht auseffen müssen, die wir uns selbst in frevelndem Leichtsinn eingebrockt haben.

Aber hier handelt es sich um etwas anderes. Wie es damals Sitte war, daß der Verurtheilte sein Kreuz, an dem er sterben sollte, selbst hinaustragen mußte auf den Richtplatz, eine Sitte, der sich ja auch unser Erlöser unterwerfen mußte, so war es schon vor dessen Kreuzestod eine sprüchwörtliche Rede, daß ein Mensch sein Kreuz, d. h. die verdiente Strafe seiner Thaten tragen müsse.

Aber das war doch ein unfreiwillig Büßen. Jesus aber redet hier davon, daß wer ihm nachfolgen wolle, sein Kreuz selbst auf sich nehmen, dasselbe also freiwillig über sich nehmen müsse, und aus seinen sonstigen Reden wissen wir ja wohl, wie er das gemeint hat. Er hat sein Kreuz, d. h. sein Todesleiden selbst auf sich genommen, indem er das, was ihn dahin führte, nicht unterlassen wollte, obwohl die ganze Welt, in der er lebte, seinem Unterfangen abmahnend, drohend und verdammend entgegentrat. Ja: eine Welt voll Lug und Trug, voll Heuchelei und Herrschsucht, voll Selbst- und Weltbetrug überall mit dem hellen Lichte der Wahrheit beleuchten, das ist freilich ein Unternehmen, das der Menschen Furcht, Mißtrauen, Feindschaft und Haß erwecken muß.

Und was an ihm in ewig vorbildlich großer und erschütternder Weise geschah, muß sich an einem jeden seiner echten Jünger in ähnlicher, wenn auch viel bescheidener Weise wiederholen! Es ist ein wahres Wort, wenn Paulus (2. Tim. 3, 12) schreibt, daß alle, die als wahre Christen gottselig leben wollen, Verfolgung leiden müssen. Tausend und aber tausend Beispiele dazu bietet die Geschichte aller Völker und aller Zeiten. Aber auch Ihr wißt es wohl, Geliebte, aus euerem kleinen Leben, wie viel Mißliches, Peinliches und schließlich recht Bitteres es zur Folge hat, wenn wir unsererseits allzeit fest und unentwegt auf dem Wege unbeugsamer Wahrheitsliebe und heiligen Ernstes

nach dem Ziele ringen, als solche erfunden zu werden, welche die Tugenden dessen durch ihr eigen Thun verkündigen, der uns berufen hat, von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht (1. Petr. 2, 9).

Das aber will nun unserem natürlichen Sinn am wenigsten einleuchten, daß wir „um unserer Gerechtigkeit willen leiden", um unserer Wahrhaftigkeit willen gehaßt, um unserer Liebe willen verfolgt werden sollen. Und doch hat schon David gesungen: „der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus allem dem (Psalm 34, 20)!" Es ist wahr, wer die Bedeutung des Kreuzes Christi noch nicht erfaßt hat, d. h. wer noch nicht verstanden hat, daß wir „durch viele Trübsal müssen in das Reich Gottes kommen (Apostelg. 14, 22)", der mag das, daß er ungerechterweise leiden muß, als eine besondere Bitterkeit des Lebens betrachten. Der Christ aber hat gelernt, daß überhaupt alle „unsere Trübsal, die ja immerhin nur eine zeitliche und in sofern eine leichte" ist, dazu dienen kann und soll, uns eine „ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit zu verschaffen"; uns, die wir nicht nur auf die sichtbare Welt, sondern auf die unsichtbaren heiligen Gesetze schauen, nach denen sie regiert wird (2. Kor 4, 17). Nein, meine Freunde, gerade solche Trübsal, die wir mit vollem Wissen und reinem Gewissen voraussehen und doch über uns nehmen, ist dem Kreuze Christi ähnlich und darf uns ein Ruhm und eine Ehre, ein Zeugniß unserer Glaubenstreue sein und wir können dann mit vollem Recht mit dem Apostel sagen: „Wir rühmen uns auch der Trübsal (Röm. 5, 3)!" Wer das aber nicht kann, wer fromm und gut, wer ein Jünger Jesu sein und doch den ernsten Folgen heiligen Wahrheitsstrebens sorglich ausweichen will, und gar meint, er könne reinen Gewissens bleiben und doch alle Anstöße und alle Feindschaft der Welt vermeiden und sich ungeschlagen durch das Leben drücken: dem gilt noch heute das Wort des Herrn: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann mein Jünger nicht sein!"

III.

Aber der Herr fordert noch mehr! Wenn wir seine rechten Jünger werden wollen, müssen wir wohl die Welt, ja unser eigen Leben hassen und müssen auch leiden und unser Kreuz tragen lernen. Aber das alles ist doch nur die eine Seite der Sache, die noch wichtigere ist, daß wir nach Ueberwindung dieser beiden Hindernisse an eine schaffende Arbeit gehen. Denn: was hülfe es Hindernisse zu überwinden, wenn wir dann nicht an die Sache selbst, an die Arbeit im Reiche Gottes gehen würden.

Deßhalb sind die beiden anderen Forderungen unseres Textes noch wichtiger als die bereits besprochenen. Diese zwei anderen Forderungen aber sind die, daß wir auch müssen bauen und daß wir müssen streiten lernen.

Ich habe schon im Anfang unserer Betrachtung auf die eigenthümliche Härte und Schärfe in den Worten des Herrn aufmerksam gemacht, mit welcher er der Menge, die ihm nachfolgt, deutlich zu verstehen giebt, daß er keineswegs groß denke von ihrer Begeisterung und Entschiedenheit, die sich ja auch später klein genug herausgestellt hat. Aber er sagt das ja freilich nicht, um sie zu verhöhnen oder abzuschrecken, sondern er will ihnen die Augen öffnen über das, was unerläßlich sei, wenn man ihm nachfolgen wolle und daß das eben etwas so Ernstes, Großes und Schweres sei, daß sie sich die Sache doch von vornherein etwas ernster und sorgfältiger überlegen möchten als sie es wohl bisher gethan hätten.

Er sucht ihnen das mit einem oder vielmehr mit zwei jener Gleichnisse deutlich zu machen, die er stets aus den bekanntesten und Jedem verständlichen Vorgängen des täglichen Lebens und aus der sichtbaren Naturwelt nahm, nicht etwa um seine Reden mit eitelm Bilderschmuck zu zieren, sondern um das Unsichtbare und Geistige an einem wohlbekannten sichtbaren Vorgang der leiblichen Welt erkennbarer und deutlicher zu machen.

Er hatte früher schon einmal gesagt, wer seine Rede höre und darnach thue, der gleiche einem Manne, der sein Haus auf einen Felsen baue; wer sie aber nur höre und nicht darnach thue, der habe freilich nur auf Sand gebaut (Matth. 7, 24 f.). Ihr wißt ja, wie er dort am Schluß der Bergpredigt jenes Gleichniß so anschaulich ausführte. Auch hier vergleicht er nun das Unternehmen, ihm nachzufolgen, ein Christ sein zu wollen, dem großen und schwierigen Unternehmen der Aufführung eines Gebäudes, eines „Thurmes," wie er sagt, weil er vielleicht dabei an jenen babylonischen Thurm dachte, dessen Bau der Hochmuth der Menschen unternommen und der ein so klägliches und trauriges Ende genommen hatte.

Ueberlegt und überschlagt es wohl, will er sagen, was ihr thun wollt! Denn sehet: „Wer unter euch, der einen Thurm bauen will, sitzt nicht zuerst hin und überschlägt die Kosten, ob er es auch ausführen könne? damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann es nicht ausführen, Alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten und zu sagen: Dieser Mensch fing an zu bauen und kann es nicht ausführen!"

So sollen wir uns vor Allem auch hinsetzen, und zwar vor die heilige Schrift wie vor die Kirchenkanzel, um uns recht klar zu machen und wohl zu überschlagen, welche hohen und umfangreichen und tiefgreifenden Anforderungen das Christenthum an uns stellt. Denn darüber dürfen wir uns durchaus nicht täuschen, daß wir kein Recht dazu haben, wenn wir etwa nur einem kleinen Theil seiner Forderungen nachkommen, uns dennoch unseres Christennamens zu rühmen.

Dann aber, wenn wir dies hohe Ziel vollkommen erkannt haben, dann gilt es weiter nachzusehen, ob wir auch die Mittel der Ausführung besitzen. Ja, der Aufbau eines rechten Christenlebens kostet viel, meine Lieben: viel Mühe und Arbeit, Umsicht und Ausdauer, gar viel müssen wir's uns kosten lassen und manches Opfer müssen wir bringen und Tag und Nacht bei der Sache sein, wie ein kluger Bauherr das auch muß, wenn sein Werk gelingen soll.

Aber es ist auch etwas gar Festes, Hohes und Erhabenes um so ein rechtes Christengemüth, und wie hohe feste Thürme stehen jene großen Zeugen des Glaubens in der Weltgeschichte, nach denen die weiterschreitende Menschheit noch immer dankbar zurückschaut und die am fernen Horizont der allmählig unserem Gesichtskreis entschwindenden Vergangenheit noch wie helle Punkte leuchten, die uns von unserer Vergangenheit und Herkunft erzählen. Indem aber diese Glaubenshelden der Vergangenheit die Christen allesammt, die mit uns allen den gemeinsamen theuern Glauben überkommen haben (2. Petr. 1, 1) an ihre treue Nachfolge Christi und an den reichen Segen ihres Werkes erinnern, erfüllen sie nun in Wahrheit, was jener babylonische Thurm der ersten Menschen bezwecken sollte und doch nicht erfüllte (1. Mos. 11, 4): daß wir nicht zerstreut werden in alle Länder, als solche, die sich nicht mehr verstehen, sondern einen Namen haben, der nie vergeht, einen großen Namen, der im Himmel geschrieben ist (Luk. 10, 20).

Wie unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes (1. Kor. 6, 19) und die ganze Christenheit ein heiliger Bau werden soll, auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist (Ephes. 2, 20), so muß auch unser ganzes Christenwesen und Christenleben ein wohlgeordneter Aufbau sein, wie die Schrift sagt: „Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf euerem allerheiligsten Glauben durch den heiligen Geist und betet und behaltet euch in der Liebe Gottes und wartet auf die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben (Jud. 20)." Und das gilt jedem von uns für seine Person, wie für die Gesammt-

heit der Christengemeinde, in der er nur ein einzelner Baustein eines großen gemeinsamen Gottestempels ist (Ephes. 2, 22).

Und bei alle dem wissen wir wohl, daß wir dabei auch dort hinübersehen müssen, wo die vielen Spötter sitzen (Psalm 1, 1) und sorgen, daß sie nicht „anfangen zu spotten und sprechen: dieser Mensch fing an zu bauen und kann es nicht ausführen." Es giebt ja Menschen genug, die das Evangelium Jesu für eine unpraktische Schwärmerei halten, für eine enthusiastische Selbsttäuschung, für einen eiteln Betrug, den ein träumerischer Sinn kurzsichtigen Menschen, thörichten Idealisten spiele, denen man im Ernst und Spott zeigen müsse, daß ein Leben in der treuen Nachfolge Jesu das Allerverkehrteste sei, was ein Mensch in der Welt, wie sie nun einmal thatsächlich sei, beginnen könne. Und wenn dann einer doch, wie sie sagen, in eitelm Hochmuth sich vermesse, besser und heiliger sein zu wollen als die Andern, dann geschehe es ihm eben auch nur recht, wenn er plötzlich rathlos dastehe und endlich erkenne, daß er etwas unternommen habe, was er nicht durchführen könne und nun, da er den Schaden habe, auch für den Spott nicht mehr zu sorgen brauche!

So ist es gar ein schweres Ding, ein Christ zu sein, ein Werk für das wir alles andere müssen hingeben und opfern können, wie der Kaufmann, der köstliche Perlen suchte (Matth. 13, 46) und das von uns eine ernste und ununterbrochene Lebensarbeit voll Hingebung und treuer Sorgfalt fordert; und der Herr Jesus selbst hält uns diese große Schwierigkeit fast in abschreckender Weise vor: Aber das thut er, weil er will, daß wir zum Voraus wissen, was wir unternehmen. Aber wir wagen es doch mit seiner Hülfe, „denn: die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens (1. Tim. 4, 8)."

IV.

Und endlich: Als Christen müssen wir auch streiten lernen! Zum Schlusse sagt ja der Herr in unserem Texte: „Welcher König begiebt sich in einen Kampf mit einem andern König und sitzt nicht zuerst hin und beräth, ob er möchte mit zehntausend entgegentreten dem, der gegen ihn kommt mit zwanzigtausend? Wo nicht, so schickt er Botschaft an ihn, so lange Jener noch ferne ist und bittet um Frieden."

Als Jesus, wie unser Text erzählt, gefolgt von einer großen Menge, den Weg nach Jerusalem hinzog, da mochte er sich wohl vorkommen wie ein König, der einem noch viel mächtigeren Feinde

entgegenzieht und sein eigen Heer prüfend überschaut, ob er es gleichwohl mit ihm gegen ein viel zahlreicheres wagen möchte. Und da mochte er wohl jenes alten Helden Gideon gedenken, der einst vom Heere Jerubbaals 22000 zurücksandte und mit 10000 auszog, dem aber der Herr dann sagte: „Des Volk's ist noch zu viel, führe sie hinab an's Wasser, daselbst will ich sie dir prüfen, und von welchen ich dir sagen werde, daß er mit dir ziehen soll, der soll mit dir ziehen" (Richter 7, 4), und der dann mit 300 Auserwählten sein Siegeswerk vollbrachte: So mochte er wohl auch denken, daß wenn es zum ernsten Kampfe käme, wenige Getreue ihm und sich selbst mehr werth seien, als viele mit unentschiedenem Herzen und mangelndem Muth und Kraft und daß es für diese Letzteren auch besser sei, wenn sie bei Zeiten umkehrten, da sie den Sieg doch nicht erlangen, noch mit erkämpfen würden.

Und das wendet er nun auch auf die Einzelnen an. Wahrlich — wer damals sich entschloß ihm zu folgen, dem hatte er schon gesagt: Er sei gekommen ein Feuer anzuzünden, von dem er wollte es finge schon zu brennen an. Er sei nicht gekommen Frieden zu bringen sondern Zwietracht (Luk. 12, 49. 51). Jetzt aber sagt er ihnen gerade heraus, daß es sich um einen großen und schweren Kampf mit einer großen Uebermacht handle, den jeder Einzelne mit aufnehmen und bestehen, dessen Tragweite er aber auch vorher reiflich überlegen müsse. Die „kleine Herde" seiner Jünger sollte den Kampf aufnehmen gegen das immer fanatischer auftretende Judenthum der Obersten des Volkes und gegen den stolzen Hochmuth des griechisch-römischen Weltgeistes jener Tage, der allen ernsten Glaubensfragen mit der spöttischen Pilatusfrage antwortete: „Was ist Wahrheit (Joh. 18, 38)?" und in der Antwort gipfelte: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt (1 Kor. 15, 32)."

Aber auch heute steht der Christ vor einem eben übermächtigen und über zahllose Schaaren gebietenden Heere des Aberglaubens und des Unglaubens unserer modernen Welt. Wie dort die kleine aber mächtige Schaar der Pharisäer und Schriftgelehrten innerhalb des auserwählten Volkes Gottes „die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufhielten" (Röm. 1, 18), so sind ja auch heute die in der Christenheit noch immer zu finden, die „nicht bleiben bei den gesunden Worten unseres Herrn Jesus Christus, und bei der Lehre von der Gottseligkeit, sondern sind verdüstert und wissen nichts, sondern kranken an Grübeleien und Wortgefechten, daraus nur Neid und Hader, Lästerung und böser Argwohn kommt, und Schulgezänke solcher Menschen, die zerrütteten Sinnes

sind und der Wahrheit beraubt, die da meinen die Gottseligkeit sei ein Gewerbe (1 Tim. 6, 3—5)." Ja, wie damals sind auch heute noch viele mit großem Eifer geschäftig, daß „die Religion dem Volke erhalten werde" und beladen die Gewissen mit unerträglichen Lasten, die sie selbst mit keinem Finger anrühren (Luk. 10, 46) und sind wie die verdeckten Todtengräber, darüber die Leute laufen und kennen sie nicht (Luk. 10, 44). Auch heute noch gehört fester Muth und stolze Entsagung dazu, mit vollem Ernst ein Christ und doch nicht überall dabei zu sein, wo unter dem Namen des Christenthums die roheste Herrschsucht, der krasseste Eigennutz, die fahle Angst der Bevorzugten und Mächtigen vor dem Umschwung oder gar dem Umsturz der bestehenden für sie vortheilhaften Zustände zu einer so gemeinen und innerlichen frivolen Protektion angeblich aller Religion, in Wahrheit aber alles Aberglaubens und aller Menschenbethörung führt, sobald diese nur im Namen der Kirche sich geltend macht, daß die harten Worte, die der Herr wider die Pharisäer und Schriftgelehrten seiner Tage geredet hat, eine neue ernste und traurige Anwendung auf seine eigene Kirche gewinnen. Ja so viel Widerliches und Verächtliches begegnet uns heute unter diesem zur Schau getragenen Christennamen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich viele unserer weniger unterrichteten Mitchristen erst besinnen, ob sie sich nicht lieber von diesen selbstsüchtigen Propheten, und der von ihnen gerühmten Kirche ganz und gar abwenden und „außerhalb des Schattens der Kirche leben" wollen.

Aber ebenso schwierig ist die Stellung des Christen der falschen Weisheit und Bildung unserer Tage gegenüber. Wir leben in einer Zeit, in welcher die Wissenschaft fort und fort außerordentliche Triumphe feiert und die allgemeine Geistesbildung in so weite Volkskreise sich ausgebreitet hat, wie noch nie. Aber Wissenschaft und Bildung sind ebenso wenig wie geistige Begabung und Leistungsfähigkeit an und für sich sittliche Güter: sondern sie können ebenso von dem selbstsüchtigen Betrüger, dem ehrgeizigen und goldgierigen Egoisten erreicht und verwerthet werden, als von dem nach Wahrheit ringenden und Liebe übenden Christen. So weiß, um in dem alten Bild und Gleichniß zu reden, der Satan jederzeit allen Fortschritt der Zeiten auch zu seinem Nutzen anzuwenden und der Geist der Finsterniß weiß sich nicht nur in die Gewänder der Engel des Lichtes, sondern auch in das Gewand der Kunst und Wissenschaft, der Kultur und Bildung zu verhüllen.

Ja meine Lieben: in dem Geist der „allgemeinen Bildung", der „Cultur der modernen Zeit" sehen wir eine gewaltige Macht,

die ebenso gegen den Geist des Evangeliums als für denselben verwendet werden kann und thatsächlich verwendet wird. Und da der ganze Materialismus, die begehrliche Genußsucht, die ruhmsüchtige Herrschsucht in unseren Tagen ebenfalls bei ihr seine geistigen Waffen zu holen gelernt hat, so steht die Sache leider gar nicht so, daß wenigstens die Gebildeten unter uns in den Fußtapfen Christi wandeln und nur die Ungebildeten die dunkeln Wege der Gottlosigkeit und des Aberglaubens gehen: sondern wir haben auch gegen die Macht der Sünde und der Finsterniß zu kämpfen, wo dieselbe unter der Fahne der „modernen Bildung" dem Evangelium förmlich oder doch thatsächlich den Krieg erklärt. Und leider ist das eine so gewaltige Macht, daß wir es uns wohl überlegen müssen, wie wir gegen sie den Krieg beginnen.

Da ist es denn freilich mit dem guten Willen allein nimmermehr gethan, noch mit dem bloßen Jammern oder Schelten. Da gilt es denn vor allem, daß wir als die kleine Heerde, als das Heer der zehntausend, die gegen zwanzigtausend stehen, nicht mit schlechteren Waffen ausziehen als jene zu brauchen wissen. Da müssen auch wir die Uebung des Geistes, die Zucht des Willens, die Beherrschung des Gemüthes uns erwerben und uns ausrüsten mit den Kenntnissen der Zeit und den Waffen des Geistes, um gegen eine falsche Bildung zu kämpfen für die echte, nämlich für die durch den Geist der Gottesfurcht und Menschenliebe gereinigte Geistes-, Charakter- und Herzens-Bildung, um so den Beweis des Geistes und der Kraft in tapferen Kampf zu führen.

Wie der Prophet Jesajas von dem Herrn sagt: „Er hilft sich selbst mit seinem Arm, denn er zieht Gerechtigkeit an wie einen Panzer und setzt einen Helm des Heils auf sein Haupt und zieht sich an zur Rache und kleidet sich in Eifer wie in ein Gewand, um seinen Widersachern zu vergelten (Jes. 59, 17)" so sollen wir auch als tapfere Kämpfer handeln nach dem Wort des Apostels, der uns zuruft: „Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um deßwillen ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr in bösen Tagen Widerstand thun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So stehet denn, die Lenden umgürtet mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit und an den Beinen gestiefelt als die da bereit sind zu treiben das Evangelium des Friedens. Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr aus-

löschen könnt alle feurigen Pfeile des Böſewichts, und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes (Epheſ. 6, 11—17)."

Dieſen Kampf muß der Jünger Jeſu aufnehmen! Wenn er das nicht wagt, wenn ihm dazu Kraft und Willen fehlt, dann iſt es freilich beſſer, er tritt gleich zurück und läßt es gar nicht zum Streite kommen, ſondern ſucht mit der Welt in Frieden zu leben, durchzukommen wie viele Andere, ſich zu vertragen nnd in die Zeit zu ſchicken und wie das Sprichwort ſagt Gott einen guten Mann ſein laſſen. Wer es verſucht ein Kind Gottes und zugleich ein Kind der Welt zu ſein und ſo von beidem Vortheil zu ziehen — die rechnet der Herr zu den Verräthern, die ihn wie Judas verkaufen, zu denen, die „ſo lange der Feind noch ferne iſt, ſchon Boten abſchicken und um Frieden bitten" und ſich unterwerfen, um nur ja nicht in den Kampf der Tugend und des Glaubens verwickelt zu werden.

Solchen aber gilt das unbeugſame Wort des Herrn: „Niemand kann zweien Herren dienen, entweder er wird einen haſſen und den anderen lieben, oder er wird einem anhangen und den anderen verachten (Matth. 6, 24)!"

Jeſus ſah von jener Menge, die ihm damals in hellem Eifer nachfolgte, gar bald viele zurückweichen. Und wie der Herr ein andermal ſagte: „Niemand kann zu mir kommen, es ſei ihm denn von meinem Vater gegeben" (Joh. 6, 65) und darauf „viele ſeiner Jünger hinter ſich gingen und nicht mehr mit ihm wandelten" und er dann zu den Zwölfen ſagte: „Wollet ihr auch weggehen?" ſo wollen wir wenigſtens mit Simon Petrus ihm ernſt und freudig aufs Neue treue Nachfolge geloben, es koſte was es wolle. Ja er ſagt wohl: „Alſo kann keiner von euch, der nicht abſagt Allem, was er hat, mein Jünger ſein." Ja es koſtet wohl viel ein Chriſt zu ſein, aber wir wiſſen, es wird uns auch an geiſtigen Gaben und himmliſchen Gütern tauſendfach vergolten in Zeit und Ewigkeit! Darum wollen wir bleiben im Bekenntniß des Petrus und auch heute dem Herrn mit ihm die Antwort geben: „Herr wohin ſollten wir gehen? du haſt Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt der Heilige Gottes (Joh. 6, 68)!" Wir wollen dir folgen!

Amen.

Johannesgestalten.

Predigt von Otto Haggenmacher, Pfarrer am St. Peter in Zürich.

Text: Matth. 3, 1—4. In denselben Tagen kommt Johannes der Täufer und predigt in der Wüste von Judäa, und spricht: Thut Buße, denn das Reich der Himmel ist genahet. Denn dieser ist's, von dem geredet ist durch Jesaias den Propheten, der da spricht: „Eine Stimme eines Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn und machet seine Pfade eben!“ Es hatte aber Johannes ein Kleid von Kameelhaaren, und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; und seine Speise war Heuschrecken und wilder Honig.

Geliebte Zuhörer!

Gott redet auf mancherlei Weise zu den Menschen. O daß sie nur immer Ohren hätten, zu hören! Der himmlische Vater ist ein weiser Lehrer und Erzieher an seinen Kindern. O daß sie ihn auch immer verstehen wollten! Es gibt kein Mittel des Unterrichtes, das er in der Schule des Lebens nicht anwendete, damit seine Kinder ihn erkennen und erfassen möchten. Aber auch so merken sie oft nicht auf, und die einfachsten Wahrheiten bleiben ihnen unbegriffen und verborgen. Nur seine Geduld übertrifft noch ihre Lässigkeit.

Aller Unterricht beginnt, wie ihr wißt, am besten mit der Anschauung, mit dem Bilde. An diesen erfüllt sich das Denken mit Inhalt, an ihnen entwickelt sich das geistige Leben. Wie lieb waren uns doch in unseren Kindheitstagen die Bilderbücher, die uns so manche Stunde fesselten und in unserm Geiste eine ganze Welt von Vorstellungen weckten. Fällt uns später zufällig einmal wieder eines dieser Bücher in die Hand, so berührt uns sein Inhalt gar mächtig. Viele liebliche und schöne Erinnerungen tauchen in uns auf, und auch ein bischen Wehmuth beschleicht das Herz. Denn wir gedenken dessen, wie wenig es damals bedurfte, und wie Einfaches nur, um unser Sinnen anzuregen und zu befriedigen. Und hernach? Und jetzt?

Der himmlische Vater hat auch seine Bilderbücher, und er läßt sie jedes seiner Kinder schauen, und wer da will, kann Vieles daraus lernen, ob seine Wangen noch jugendlich glühen, oder ob der Schnee des Alters auf sein Haupt gefallen. Ist

denn dieſe Welt, die Schöpfung nicht ein wunderſames Bilderbuch? Wer daraus nichts zu leſen vermag von einer Allmacht, Allweisheit, Allgüte, der iſt nicht werth, daß es ihm aufgeſchlagen worden iſt. Und welch ein Reichthum von Bildern entfaltet ſich in dem großen Buche des Lebens der Menſchen; große, erhebende, ſchöne und liebliche, aber auch furchtbare, dunkle, grauenhafte und abſchreckende ſtehen da in bunter Folge nebeneinander. Und durch alle will der Herr des Lebens etwas Bedeutſames zu uns ſagen.

Doch ſehen wir für diesmal von Welt und Leben um uns ab. Ein anderes Buch ſchlagen wir auf, das ſo ganz beſonders ein Gottesbuch genannt werden kann, die Bibel. An ſie knüpft ja vor allem die religiöſe Betrachtung im Gotteshauſe an, und zwar mit vollem Rechte. Denn wüßtet ihr ein anderes Buch alter und neuer Zeit zu nennen, das ſo durch und durch von religiöſem Geiſte getragen und durchweht iſt, das eine ſolche unerſchöpfliche Fundgrube unvergänglicher Wahrheiten bildete? Und kennt ihr ein anderes, das reicher wäre an tiefſinnigen Bildern und Geſtalten? Ja, Geſtalten voll Kraft und Leben und wie aus einem Guſſe, von Abraham an im erſten Buche Moſis bis auf den Chriſtus-Weltrichter der Offenbarung im letzten Buche des Neuen Teſtamentes. Wie gerne weilt unſere Betrachtung immer wieder auf dem Geſetzgeber des alten Bundes, auf den feurigen wahrheitsmuthigen Propheten und königlichen Helden, auf unſerm Herrn und Meiſter und ſeinen Jüngern und Apoſteln, zumal dem geiſtesmächtigen Paulus. Und blind und taub iſt an des Geiſtes Auge und Ohr, wer nicht merkt, daß Gott aus dieſen Geſtalten zu ihm ſpricht und ihm dies und das an's Herz legen will. Für diesmal ſollen Johannesgeſtalten unſere Betrachtung auf ſich ziehen: Der Täufer, der Donnerſohn und der Jünger, den der Herr lieb hatte.

Lernen wir an ihnen, uns zum Frommen und Gott und unſern Mitmenſchen zur Freude.

I.

Eine ungewöhnliche Erſcheinung war dieſer Täufer am Jordan, eine kraftvolle Natur, aus echtem Prophetenholze geſchnitten und darum auch dem Prophetenloſe verfallen. Da ſtand er, umgeben von bewundernden und haßerfüllten Zuhörern, ein Bild der Weltentſagung in ſeinem rauhen Mantel von Kameelhaaren, ein Mahner zur Bedürfnißloſigkeit mit ſeiner einfachen Nahrung, ein Pfadbereiter für eine beſſere Zukunft mit ſeinem Rufe: „Thut Buße, denn das Himmelreich iſt genahet!“ Johannes war ein Charakter, ein religiöſer Charakter edelſter

Art. Sein Herz erfüllte eine heilige Begeisterung für die Sache Gottes und seines Volkes. Er wünschte Israel das Heil mit voller Glut der Seele. Aber er verschwieg auch nicht, daß dieses Heil nur kommen werde aus einer gründlichen Umkehr der Herzen und der Gesinnung, oben und unten, in aufrichtiger Buße. So hielt er denn Hoch und Niedrig den Spiegel der Verkehrtheit vor; voll unerschrockenen Wahrheitsmuthes kannte er keine Menschenfurcht. Fürst und Fürstin auf dem Thron traf der Strahl seiner Wahrhaftigkeit, aber auch die Menge, das Volk, obschon er wußte, daß es gleich gefährlich und undankbar ist, vor Gekrönten wie vor der Masse die Wahrheit rücksichtslos zu sagen. Gegen Dünkel, Wahn, falsches Vertrauen und Heuchelei, wie sie im Schriftgelehrtenthum und Pharisäismus sich geltend machte, führte er die wuchtigsten Streiche. Er redete da von Otterzüchte und faulen Bäumen und einem kommenden strengen Gerichte. Aber bei aller Schärfe des berechtigten Tadels über das sittlich-religiöse Unheil verliert er die Hoffnung, den hohen beglückenden Glauben an die bessere Zukunft nicht, vertrauend den Verheißungen der Propheten und der siegreichen Macht des Gottesgeistes in dem bald erscheinenden Messias, vor dem er demüthig zum voraus sich beugte als vor dem weit Größeren, dem er nicht werth sei die Schuhriemen aufzulösen.

Fürwahr, unser Meister fragte mit allem Grunde seine Zeitgenossen, sie an Johannes erinnernd: „Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu schauen? Ein Rohr, das vom Winde bewegt wird?“ Nein, da ist nichts Schwankendes und Schwächliches. In dem Täufer steht ein religiöser Charakter voll Ueberzeugungstreue, voll Glaubens, voll Wahrheitsmuthes vor unsern Blicken.

Stellen wir seine Gestalt in Gedanken mitten in die christliche Gegenwart hinein. Ob sie dabei unserm Geschlechte nicht vielfach zum Ankläger wird? Menschen vom Schlage des Täufers, Charaktere seiner Art gab es freilich in seinen Tagen auch nicht zu viele; doch möchte ich die Behauptung nicht wagen, daß sie heutzutage besonders zahlreich wären. Und doch stünden ihrer mehr der christlichen Gemeinschaft recht wohl an. Darf das etwa nicht gesagt werden? Ihr wißt, liebe Zuhörer, es darf schon gesagt werden, aber man hört es nicht überall gerne. Wo denn nicht? Dort wo man es mit Niemandem verderben will, dort, wo die konventionelle gesellschaftliche Lüge grassirt, über die ihr euch doch gewiß als gute Christen auch schon empört habet, dort, wo jene moralische oder richtiger unmoralische Verlogenheit herrscht, die für die Gebrechen und Sünden oben und

unten immer einen Schminketopf bereit hält, um damit die häßlichen Runzeln und Flecken sanft zu verstreichen, dort, wo man über die Schuld der Kleinen zu Gerichte sitzt und vor derjenigen der Großen milde die Augen zudrückt, dort, wo man Mücken seiht und Kameele verschluckt, dort, wo man das Laster als etwas Preiswürdiges feiert und auf die Ehrlichkeit und Tugend als einen philisterhaften überwundenen Standpunkt lächelnd hinabsieht, dort, wo man für das Heilige nur Spottt hat und auch den edelsten religiösen Glauben als Aberglauben beschimpft, dafür aber den Erfolg, den Genuß und den Erwerb als oberste Götzen um so eifriger anbetet. Seht euch nur das Leben und Treiben in Großstädten näher an. Ein Johannesauge müßte darob vor Zorn flammen. Aber auch in stillen abgelegenen Winkeln dürfte wohl etwa seine Gestalt wie ein eindringlicher Ankläger erscheinen. Und Heil einem Jeden von uns, wenn sie ihm nicht bei ernster Selbstschau auch zum Richter wird, wenn er nicht kleinlaut werden muß bei den Fragen: Wie steht es um deine Ueberzeugungstreue, deinen Wahrheitsmuth, deinen Glauben an Gott, dein Hoffen auf die Zukunft?

Johannes der Täufer trug aber auch wieder seine Beschränkung an sich. Und die lag sowohl in seiner eigensten Natur als auch in den Verhältnissen jener Tage begründet. Eine gewisse starre Einseitigkeit an seiner Gestalt und Erscheinung läßt sich nicht leugnen. Seine Weltflucht kann nicht vorbildlich sein. Wer die Welt überwinden will, muß in ihr und mit ihr leben. Der Weg zum Himmelreiche, dessen Nähe der Täufer verkündete, führt nur mitten durch die Welt hindurch. Sehet, m. Z., darum hat denn auch Jesus bei seinem Wirken sich nicht in die Einöde zurückgezogen. Wiewohl auch er nicht mehr sein eigen nannte, als seinen Prophetenmantel, und oft nicht hatte, worauf er sein Haupt legte, so ging er weise dem Leben in der Welt doch nicht aus dem Wege. In seinem Evangelium anempfiehlt er nicht die Weltverachtung, sondern jenen nüchternen, wenn auch nicht freudelosen Gebrauch der Welt, dabei das Herz nicht von der Sünde gefangen genommen wird. So hat unser Meister auch gelebt mit den Lebenden, kein Todter für diese Zeitlichkeit. Und damit hat er Welt und Leben durchgeistigt und geweiht und dem Himmelreiche auf Erden einen sichern und festen Boden verliehen. Groß war Johannes in seiner Weltentsagung, aber Jesus größer in seiner Weltüberwindung. Du aber als Jünger Jesu, strebe hierin diesem nach. Von der Johannesgestalt laß laß dich warnen vor Weltüberschätzung, aber von dem Meister dich anleiten zum weihevollen Weltgebrauche.

Und Johannes der Täufer vermochte es noch nicht, das volle Heil vor Allem in das Gebiet des geistigen Lebens zu verlegen. Auch an seine Gedanken über den Messias knüpften sich noch die Vorstellungen von einem herrlichen Sprossen aus dem königlichen Hause Davids. „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?“ Mit dieser Zweifelsfrage aus der Trübsal des Kerkers schickte er zu Jesus, da dieser sich, obwohl auch nur in irdische Niedrigkeit gekleidet, doch als den Messias, als den Menschensohn und Gottessohn erklärte. Auch dem Täufer genügte es nicht an den Wunderthaten des Geistes am Geiste und leiblichen Leben so Vieler, die zu Jesus gekommen und die Erlösung aus dem Banne ihres Elendes und Leides gefunden. Dem gefangenen Propheten fehlte an Jesus das äußere Zeichen, und darin lag eben wieder eine Schranke seiner Erkenntniß der Geheimnisse des Gottesreiches. Ihr kennet die Antwort, die Jesus dem Täufer gegeben und die mit den Worten schließt: „Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert“. Und gerade, weil sie an diesen Ausgezeichneten gerichtet ist, dient sie uns Geringeren um so mehr zur Mahnung, in unserm eigenen religiösen Denken und Hoffen die Schranke zu überwinden, an welche dasjenige des Täufers noch gebunden erscheint.

Wie Vielen aber auch noch unter den Christen der Jetztzeit fällt es so schwer, von dem wahren Messiasthum Jesu die sinnlich beschränkende Hülle abzustreifen. Wie Manchen genügen auch heutzutage die stillen heilsamen und wunderbaren Wirkungen des Geistes Gottes und Christi an Menschenseelen und Menschenleben überhaupt nicht. Wie verstehen sie nicht, daß geistiges Blindsein, geistige Taubheit und Lahmheit, geistigen Tod zu heilen und zu überwinden noch weit größer ist als ein sinnenfällig leiblich Wunder. Das Zeichen, das äußere Abzeichen mangelt ihnen, und darum erfüllen sie auch die Gegenwart so gerne und so laut mit der Zweifelsklage: „Ach, der Herr ist nicht mehr unter uns. Die Welt versinkt in Gottlosigkeit und der Satan gewinnt den Sieg.“ Johannes' Augen waren trübe geworden im Elende des Kerkers. Wir sehen bei hellem Lichte; Jesus hat uns klar sehen gelehrt. Warum denn so trübe blicken wie der schmerzerfüllte Täufer? Hoffen auf die bessere Zukunft wie er, aber dazu die Hoffnung auch bewahren: Hierzu ermuntere uns der Aufblick auf seine hohe Gestalt.

II.

Und nun vom Bußprediger am Jordan zum „Donnersohn“ Johannes. In unserm Texte, m. Z., steht freilich nichts von

ihm. Aber warum sollte uns jene erste Johannesgestalt nicht zu der Frage veranlassen, ob das Bilderbuch des neuen Testamentes nicht auch noch andere mit anders gearteten Zügen aufzeige? Willst du alsbald eine zweite schauen, so lies die drei ersten Evangelien und lies das Buch der Offenbarung. Da begegnest du dem Fischer vom See Genesareth, dem Bruder des Jakobus, Zebedäus' Sohn. Schon bald zu Anfang seines Wirkens hatte ihn Jesus zu seinem Jünger berufen, und wohl nicht, ohne daß er zuvor seinen brennenden Eifer für das kommende Messiasreich erkannt hatte. Aber dieser Eifer vergaß zuweilen des edeln Maaßes und der ruhigen Besonnenheit, die so herrlich an dem Meister leuchten. Wie bezeichnend für diesen Johannes ist doch jene Erzählung von Jesu Aufenthalt in Samaria. Da die Bewohner der samaritanischen Stadt dem Menschensohne die Herberge verweigerten, da begehrte in Gemeinschaft mit seinem Bruder der Eiferer von dem Meister, daß dieser in einem donnernden Strafgerichte Feuer auf die widerspenstige Stadt fallen lasse, ihre Bewohner zu vertilgen. Und weht uns nicht aus der Offenbarung derselbe verzehrende Eifergeist entgegen? Rollen dort nicht gewaltig und erbarmungslos die Donner eines qualvollen Weltgerichtes des wiederkommenden Christus über alle Menschen nicht nur, die Christus feindselig von sich stoßen, sondern auch über alle, die ihn nicht so glauben und so anbeten, wie der noch fest am jüdischen Gesetz hangende Jünger? Und verzehrt dort das Herz des Jüngers nicht eine ungeduldige Sehnsucht nach dem baldigen entsetzlichen, vernichtenden Strafgerichte? Ergebungsvolle Treue an Christus ziert diese Johannesgestalt, aber der vom Meister selbst als „Donnersohn" Gezeichnete vergaß des göttlich großen Wortes: „Des Menschensohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu erretten." Ein glühendes Herz, aber ein zu enger Geist! Ja, er wußte noch nicht, weß Geistes Kind ein wahrer Jünger des wahren Christus sein sollte, sonst hätte er auch nicht gleich seinem Bruder begehrt, im Reiche der messianischen und schon beim Einzuge in Jerusalem erwarteten Herrlichkeit nach dem Herrn der Erste zu sein. Ein ganzes und volles Kind seines Volkes und seiner Zeit verstand er den Ausspruch Jesu nicht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Auch er war ein Charakter, voll glühender Begeisterung für Gottes und des Meisters Sache in dieser Welt, aber schroff und hart und ohne die weitherzige Milde Jesu. An dem Golde seiner Treue an Christus hingen noch Schlacken beschränkter Einseitigkeit, leidenschaftlicher Ungeduld.

Lieber Christ, mich bedünkt, dieser Johannes sei noch lange, lange Jahrhunderte in der christlichen Gemeinschaft umgegangen und gehe immer und immer noch viel zu sehr unter uns um. Ich will davon schweigen, wie viele Mordbeile und Schwerter gezückt worden, wie viele verzehrende Feuer aufgelodert sind zum Verderben solcher, welche engherziger Wahn und unverständiger Eifer als Feinde Christi ausgab. Schlagen wir alle an unsere eigene Brust. Ob da drinnen nicht auch noch allerhand Sauerteig veralteten äußerlichen Wesens sich findet, das zum Geiste Christi sich nicht schicken will? Ob da nicht auch noch etwa jener Starrsinn waltet, der da meint, um jeden Preis den neuen Wein in alte Schläuche gießen zu müssen? Ob da immer jene Weitherzigkeit herrscht, die weiß, daß der hohe heilige Christenglaube sich in mancherlei Form und Gefäß umgestalten und bethätigen kann?

Wichtiger aber noch als das erscheint die aufrichtige Selbsterkenntniß hinsichtlich der verzehrenden Ungeduld. Wenn wir uns doch immer rühmen könnten, wir rechten und habern nie mit dem Weltenlenker darüber, daß es mit der Verwirklichung seines Reiches auf dieser Erde so langsam, langsam vorwärts gehe. Es kommen ja Stunden, wo uns auch ein ingrimmiger Unmuth befällt ähnlich wie den Zebedaiden darüber, daß nicht schon alle Kniee sich beugen vor dem Einen, der Anführer und Vollender unseres Glaubens ist; darüber, daß so viele Verachtung des Evangeliums in dieser Welt scheinbar ungestraft sich laut und breit machen darf; darüber, daß manche Herzen kalt, gleichgültig, stumpf bleiben gegenüber der Erlösung im Evangelium Christi. Als ob die Sache Gottes in dieser Welt mit einem Schlage, von einem Tage auf den anderen sich vollenden müßte, als ob das höchste Gut, das Heil, nicht gewaltiger Zeiträume zu seiner Verwirklichung bedürfte. Wie weise hat doch unser Meister in seinen Gleichnissen darüber gesprochen, und wir verstehen ihn nicht! Und Ungeduld ist oft unsere Schuld nicht nur in den großen Angelegenheiten des Gottesreiches, sondern auch in den kleineren unseres persönlichen Lebens. Unsere Allernächsten, Gatten, Kinder, Eltern, Geschwister, Freunde und Mitbürger wüßten wohl davon zu erzählen, ob wir es nun zugestehen wollten oder nicht. Aber besser ist doch, wir gestehen es uns aufrichtig, daß uns der ungeduldige Eifer des Donnersohnes auch etwa übernimmt, und gestehen uns das Weitere, daß der Eifer weder uns noch den Unserigen gefrommt hat, und daß wir oft vergessen, weß Geistes Kinder wir sein sollten. Johannestreue, wie sie der Donnersohn bewährte, ist ein köstlicher Ruhm jeglichem

Christen; aber hüte sich jeder, daß er nicht in verzehrenden, harten, ungeduldigen Johanneseifer verfalle, der nie beseligt, aber oft viel verdirbt.

III.

Was erfordert denn, m. Z., die vollkommene Jüngerschaft Christi? Außer dem starken Glauben und der unwandelbaren Treue auch die leidenschaftslose Liebe. Und noch tritt im Bilderbuche des Neuen Testamentes eine neue Johannesgestalt vor unsere Blicke, deren Schmuck diese Liebe ist. Der Griffel des vierten Evangelisten hat sie gezeichnet und vieler Frommen Augen haben von jeher gerne auf ihr geruht. Es ist der Jünger, der an der Brust Jesu gelegen, und den der Herr lieb hatte. Es ist der Johannes, der unter dem Kreuze stand, der ausharrte bei dem sterbenden Meister, indessen die übrigen Jünger von Entsetzen und Furcht ergriffen geflohen waren; der Johannes, dem der Herr ein so herrliches Vertrauen erzeigte, da er vom Kreuze herab ihm die Sorge für Maria an's Herz legte mit den Worten: „Sohn, siehe deine Mutter"; der Johannes, den er für würdig hielt, an seine eigene Stelle im Leben und Herzen der Mutter zu treten, also an die Stelle dessen, der sich des Menschensohn und Gottessohn nannte. Ja, der ist an der Brust des Herrn gelegen. Was will denn das heißen? Nichts Geringeres als das, daß er dem innersten Wesen des Erlösers nach Geist und Herz, mit seinem Denken und Fühlen am nächsten trat, näher als irgend ein Anderer unter den Jüngern. Er hörte den Schlag des Herzens Jesu und spürte heraus, wie derselbe bestimmt und belebt war von der Wahrheit, Freiheit und Liebe. Aus dem Geiste Jesu selbst heraus hat er darum als Meisterworte in sein Evangelium geschrieben: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist zu nichts nütze." „Wenn ihr in meinem Worte bleibet, so werdet ihr meine Jünger sein, und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen." „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe habet untereinander."

Je aufmerksamer wir die Gestalt dieses Jüngers betrachten, desto mehr erfreut und erbaut sie uns. Das Herbe, Rauhe, Harte in den Zügen des Täufers und des Donnersohnes ist entschwunden, und an seiner Stelle leuchtet gleichsam wie ein Abglanz von des Meisters Wesen selbst eine heilige milde Liebe, die aber immer noch gepaart ist mit dem unerbittlichen Ernste der Wahrheit, mit dem vollen Abscheu vor allem Gottwidrigen und Gemeinen. Die kirchliche Kunst späterer Zeiten und eine gewisse

fromme Ueberſchwenglichkeit hat nicht recht gethan, wenn ſie das Bild des Jüngers, den der Herr lieb hatte, mit dem Firniß ſüßlicher gefühlsſchwelgeriſcher Sentimentalität überzog. Die Liebe Chriſti war nicht weichlich, ſondern kraftvoll ernſt, wenn auch ohne Leidenſchaft, und ſo auch die des Evangeliſten Johannes, und ſo ſoll alle echte Liebe ſein.

Aber, ſagt ihr vielleicht, ſo wären denn zwei Jünger Johannes geweſen, zwei verſchiedenartige Geſtalten, die nie zuſammen paſſen? Warum denn nicht? Eben weil im Fiſcher vom See Geneſaret die vollkommene Jüngerſchaft Chriſti noch nicht zur Darſtellung gelangt war, ſchuf der Evangeliſt jene edlere idealere Johannesgeſtalt, zu welcher offenbar auch der größte Apoſtel, Paulus, mit ſeiner Freiheit und Geiſtestiefe manchen Zug geliefert hat.

Und ſollte etwa dieſer Jünger, den der Herr lieb hatte vor allen Andern, nicht eine Wahrheit und Wirklichkeit ſein? Von dieſem Jünger, heißt es tiefſinnig genug am Ende des Evangeliums Johannes, ging die Rede aus, daß er nicht ſterben werde. Der Fiſcher vom See Geneſaret iſt wohl geſtorben, in furchtbarem Martyrium, wie Berichte aus der altchriſtlichen Zeit ſagen. Aber traurig wäre es, wenn der Jünger, der an des Meiſters Bruſt liegt, und den der Herr lieb hatte, auch nicht mehr lebte.

Doch nein, er lebt ja noch, wie er denn je und je ſich noch als lebendig bewährte. Soll ich ihn, z. B., euch zeigen? Unter euch, ja wie ich hoffe auch in euch wohnt und waltet er; an allen Orten könnt ihr ihn ſchauen, wo ein Geiſt andächtig in die Tiefen Gottes und Chriſti ſich verſenkt, wo ein Herz in Liebe zu dem himmliſchen Vater und den Mitmenſchen glüht, wo hohe Begeiſterung für das Heil des Gottesreiches unter den Erdgeborenen das Gemüth adelt und erhebt; allüberall, wo Menſchen durch die Wahrheit frei zu werden ſtreben, wo in echter Selbſterniedrigung vor Gott und den Menſchen die eigene Unvollkommenheit erkannt und eingeſtanden und das beſſere Ziel geſucht wird, wo man fröhlich ſein kann mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden, wo das Mitleid und die Barmherzigkeit an's Krankenlager und zu den Mühſeligen und Beladenen, zu Wittwen und Waiſen geht, ſie zu tröſten, aufzurichten, zu ſtärken, wo auch das eigene Leid und Kreuz mit Geduld getragen wird und das durch die Heimſuchung des Schickſals oder durch die Verkehrtheit und Bosheit der Menſchen verwundete Herz die Wallungen leidenſchaftlichen Unmuthes beſiegt, wo endlich in Selbſtüberwindung die Sünde immer und allezeit für

eine Schmach und Schande angesehen und gemieden wird. Genug. Wir würden eine Unwahrheit begehen, wollten wir in Abrede stellen, daß es nicht immer noch Jünger und Jüngerinnen Jesu gebe, die das Bild vom Liegen an der Brust des Meisters zur Wahrheit machen. Es ist ja richtig, vom Täufer und vom Donnersohn nach ihrem vorbildlichen Wesen wie nach ihrer Beschränkung und Unvollkommenheit findet sich viel an uns und unter uns; aber auch die Züge der edelsten Johannesgestalt sind noch nicht verwischt und leben immer wieder auf wie in vergangenen Tagen so jetzt, so gewiß auch in alle Zukunft. Du aber, der du dich mit dem Ehrennamen eines Jüngers Christi schmückest, bedenke, daß du ihn nicht verdienst, du gestaltest denn den Meister in Denken und Leben in dir aus gleich jenem Johannes, den der Herr lieb hatte.

Und damit schließen wir für heute das Bilderbuch, das Gott in den Schriften uns geschenkt hat, damit wir immer und immer wieder darin lesen und schauen. Drei bedeutsame und erhabene Gestalten sind an unsern Blicken vorübergegangen. Möchte, was der himmlische Vater durch sie zu uns sagen will, empfängliche Herzen gefunden haben. Alle drei Bilder aber weisen auf den Einen hin, dessen Gestalt in unerreichter Größe in der Weltgeschichte dasteht, damit wir ihm vor Allem die Ehre geben; denn nicht umsonst steht von ihm geschrieben: „Christus gestern, heute und in alle Ewigkeit derselbe!“

Amen.

Confirmations-Rede

von C. Bickel, Pfarrer in Wiesbaden.

Text: Sprüche Sal. 23, 26. Gieb mir, mein Kind, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.

Liebe Confirmanden! Ihr stehet heute an einem entscheidenden Wendepunkte eures Lebens. Die sorglosen Jahre der Kindheit mit ihrer Lust und ihrem Spiel sind für euch unwiederbringlich dahin, eure Eltern und Erzieher, die bisher ihre schützende Hand noch über euch gehalten, können fortan euch nicht mehr auf Schritt und Tritt nachgehen, denn ihr sollt ja selbstständig werden und für euch selbst verantwortlich, mündige, vollberechtigte Glieder der Gemeinde, die da wissen, was sie sollen, und wollen, was sie wissen. Vor euch thun sich heute zwei Wege auf, der breite und verlockende Weg der Sünde und des Lasters, der in's Verderben führt und der schmale und beschwerliche Weg der Tugend, von dem es heißt: „Der Tugend Pfad ist anfangs steil, läßt nichts als Mühe blicken, doch weiterhin führt er zum Heil und endlich zum Entzücken." Auch an euch ergeht heute das Wort: „Siehe, ich lege euch heute vor den Segen und den Fluch. Den Segen, so ihr gehorchet den Geboten des Herrn, eures Gottes, den Fluch, so ihr nicht gehorchen werdet den Geboten des Herrn, eures Gottes und abtretet von dem Wege, den ich euch heute gebiete" (5. Mos. 11, 26—28).

Welche Entscheidung wollt ihr treffen? welchen Weg wollt ihr gehen? Ach, wenn ich daran denke, wie so viele, viele schon vor euch in frommer Rührung am Altare ihrem Gott und Heiland Treue gelobt für's Leben und doch gar bald in ihrem Herzen die Treue gebrochen und der Stimme der Verführung gefolgt sind, dann kann ich euch nicht dringend genug bitten und ermahnen: lasset es heute bei einer flüchtigen Rührung nicht bewenden, sondern sorgt dafür, daß ihr einst ohne Vorwürfe und Beschämung auf diesen lichten Maitag eures Lebens zurückblicken und mit dem Apostel bekennen dürfet: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten" (2. Tim. 4, 7). Wenn ich euch darum in dieser

weihevollen Stunde noch ein Wort aus dem Buche des Lebens für's Leben mitgeben soll, dann sei es das verlesene Wort der Weisheit, das der festlichen Stimmung wie der hohen Bedeutung dieses Tages einen so schönen Ausdruck giebt:

Gieb mir, mein Kind, dein Herz!

Gieb mir, o Kind, dein Herz
Vor allen andern Gaben!
So sprichst du, Herr zu mir?
Mein Herz, du sollst es haben.
O mache du es rein,
O mache du es neu,
O mach' es dir zur Ehr'
Bis an den Tod getreu!

Das verlesene Schriftwort gehört zu denjenigen Worten der Bibel, die man so leicht nicht wieder vergißt, wenn man sich einmal ihren Sinn recht klar gemacht hat. Auch euch, meine lieben Confirmanden, ist dieser Spruch nicht fremd. Aber es ist nicht genug, daß ihr ihn auswendig gelernt und eurem Gedächtniß eingeprägt habt, ihr müßt ihn auch inwendig mit eurem Gemüthe erfaßt haben und euch zum unverlierbaren Eigenthum eures Lebens machen, wenn ihr seine ganze beseligende Kraft und Wahrheit an euch erfahren wollt.

Ihr wißt, wer der ist, der heute zu einem jeden von euch spricht: Gieb mir, mein Kind, dein Herz! Kein anderer als der, welcher vor allen ein Recht dazu hat, der ewige Gott, der euch dies Herz gegeben und in dasselbe die Ewigkeit hinein gelegt hat, jenen tief geheimnißvollen Zug, von dem Augustin so schön sagt: „Du, Gott, hast uns geschaffen zu dir hin und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir." Gewiß haben auch eure lieben Eltern und die, welche bis dahin Elternstelle an euch vertraten, ein heiliges Anrecht auf eure Liebe und Dankbarkeit und wehe euch! wenn ihr jemals vergessen könntet, was sie an euch gethan, wenn ihr nicht heute zugleich euch auf's neue geloben wolltet: Je älter und verständiger ich werde, desto mehr will ich auch meinen Eltern Freude zu machen suchen und sie in Ehren halten mein Leben lang! Aber wie Vieles ihr auch euren lieben Eltern zu danken habt, höher noch als der Eltern Liebe stehet doch Gottes Liebe, welcher der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Er, der sich auch euch nicht unbezeugt gelassen, dessen Gnade auch auf eure Jugend wie eine freundliche Frühlings-

sonne geschienen, er, der euch erschaffen, der euch ausgerüstet mit allen Gaben des Leibes und der Seele und bis hierher väterlich erhalten und versorgt, dem ihr schon in der heiligen Taufe geweiht worden, der euch je und je geliebt und euch zu sich gezogen aus lauter Güte, der hat auch diesen Tag euch bereitet, da er zu euch spricht: Gieb mir, mein Sohn, meine Tochter, dein Herz!

O und beachtet es wohl: euer Herz will Gott haben. Das Herz! Es ist ein gar räthselhaftes Wesen dieses Herz, in sich fassend die größten Gegensätze und schroffsten Widersprüche, „bald himmelhoch jauchzend, bald bis zum Tode betrübt", „ein trotzig und verzagtes Ding", sagt der Prophet, „wer kann es ergründen"? (Jer. 17, 9). Es ist natürlich hier nicht gemeint das Herz in der Menschenbrust, welches durch seinen kräftigen Schlag das Blut durch die Adern treibt, sondern es ist hier die Rede von dem Herzen im hehren, geistigen Sinne. Allein dieselbe Bedeutung, welche das Herz im leiblichen Sinne für das leibliche Leben hat, kommt auch dem Herzen im geistigen Sinne für das geistige Leben zu. Wie jenes der lebendige Mittelpunkt des Leibes oder des äußeren Menschen ist, so dieses der eigentliche Quell- und Mittelpunkt unseres Geisteslebens oder des inneren Menschen, der, wenn der äußere sich verzehrt, von Tag zu Tag erneuert werden soll (2. Cor. 4, 16). Von diesem Herzen, welches uns sonach das innerste Wesen unserer Gott verwandten Menschennatur offenbart, in welchem wir gleichsam den Pulsschlag jenes höheren Lebens fühlen, das nicht besteht in Essen und Trinken, sondern in dem Leben der Seele in Gott, von diesem Herzen, welches der Herd aller edleren Menschengefühle und die Heimath aller jener göttlichen Gedanken ist, die den Menschen über den Staub der Erde nach oben weisen zu dem Vater des Lichtes, ist in unserm Text die Rede. Dieses Herz, welches allen Kräften der Seele ihre Hauptrichtung und Stimmung giebt und sonach das Vornehmste und Wichtigste am Menschen, ja recht eigentlich der ganze Mensch ist, will Gott von uns allen, will er insonderheit auch von euch haben, meine lieben Confirmanden. Ja, euer Herz, das Beste, was ihr habt und geben könnt, was das eigenthümliche Wesen und den Charakter eueres inneren Menschen ausmacht, fordert Gott von euch! Nicht eueren Kopf, nicht „das Opfer der Vernunft", nicht den Glauben an allerlei unglaubliche Dinge, an irgend welche unbegreifliche Geschichten und unverständliche Sätze, wie sie so oft zum Kennzeichen der rechten Frömmigkeit gemacht werden, ohne zu bedenken, daß man recht gläubig, orthodox sein und doch nicht gläubig, und umgekehrt von einzelnen kirchlichen Lehrbestimmungen abweichen

und doch den rechten Glauben haben kann; auch nicht blos euern Mund, oder irgend welche sogenannte gute Werke oder religiöse Ceremonien und fromme Geberden verlangt Gott, ihr kennt ja das Wort, welches der Erlöser den Pharisäern aller Zeiten entgegengehalten: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir, vergeblich dienen sie mir“ (Matth. 15, 8 f.): nein an euer Herz appellirt er, euer Herz will er, darum „gieb mir, mein Kind, dein Herz!“ „Gieb“, sagt er, d. i. gieb mir es gerne und freudig! Keine erzwungene Liebe, keine widerstrebende Herzen will Gott, sondern solche, die in voller Freiheit und Freudigkeit, die aus innerem Drange sich ihm hingeben, denen die Gemeinschaft mit ihm tiefstes Lebensbedürfniß und höchste Seligkeit ist. Und das ganze Herz fordert Gott, wie dies unser Luther so schön in seiner Erklärung zum 1. Gebot ausdrückt, wenn er sagt: „Dein Herz will Gott haben, nicht halb, nicht gebröckelt, nicht gestückelt, sondern — ganz.“. Ja, das ganze Herz, von ganzem Herzen sollst du ihn lieben, von ganzem Herzen ihn suchen und anrufen; nur dann bist du fromm und ihm angenehm, nur dann ein rechter Christ. Denn das wahre Christenthum ist Herzens-Christenthum, ist die Religion der frommen Gesinnung und der Gotteskindschaft und findet seinen kürzesten und schönsten Ausdruck in dem: Gieb mir, mein Kind, dein Herz! So einfach, so wenig dogmatisch, so dem innersten Bedürfniß und Wesen der Menschennatur entsprechend und darum unzerstörbar ist die wahre Religion und Religiosität.

Und doch wie viele verstehen das nicht! Wie viele Götzen richtet die Welt sich auf neben dem einigen Gott! Wie viele Götzen schon in Gedanken, wenn man an die Stelle des lebendigen Gottes das unerbittliche Schicksal, oder den blinden Zufall, oder den weiten unermeßlichen Himmel, oder die unbewußt schaffende Natur setzt. Und wie viele Götzen des Herzens erst! Mit Recht sagt ein altes Wort: Woran einer sein Herz hängt, das ist sein Gott! O und wie groß ist die Zahl dieser Götzendiener in unserer Zeit! Da sind Unzählige, für sie ist das Geld der Inbegriff alles Glückes, das Ziel alles Sinnens und Strebens und Sorgens und Arbeitens. Diesem Götzen opfern sie alles, ihr Bestes, ihrer Seele Heil und Frieden, Wahrheit und Ehre, Gewissen und Recht. Und doch, glaubt mir, es sind arme beklagenswerthe Menschen, die ihr Lebensglück auf irdische Güter stellen und zu ihrem Gelde sprechen: „Du bist mein Trost.“ Nimmt man ihnen ihr Geld und Gut,

ſo behalten ſie nichts, ſie ſind arm in ſich, arm in Gott, in jedem Augenblick in Gefahr, daß ein fürchterliches: „Du Narr — dieſe Nacht noch!“ ihrem unnützen Leben ein Ende mache. „Ein goldener Schlüſſel ſchließt alle Thüren auf, nur — die Himmelsthür nicht.“

Andere ſind: ihr Götze heißt Genuß. Laßt uns das Leben genießen und uns amüſiren, ſo lange es geht. Man lebt doch nur einmal in der Welt, mit dem Tode iſt's aus, lautet ihre Loſung. Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit uns kleiden und die Zeit vertreiben? iſt darum ihre wichtigſte Lebensfrage, das Haſchen und Jagen nach immer neuen Genüſſen und Zerſtreuungen ihre vornehmſte Sorge. Widerwärtiges Bild eines Menſchen, der ſich nur amüſiren und nicht arbeiten will! O hütet euch davor, hütet euch vor dieſer Genußſucht, welche die Schoßſünde unſerer Zeit iſt und gleich einer böſen, anſteckenden Krankheit alle Stände und Lebensalter ergriffen und ſelbſt die unreife Jugend ſchon mit ihrem giftigen Hauche berührt. Mag ſie gröber oder feiner, anſtößiger oder anſtändiger auftreten, ſie untergräbt die ſittliche Grundlage des Volks- und Familienlebens und verflacht den Menſchen, ſtumpft die jugendliche Friſche und Geiſteskraft ab und macht das Herz kalt. Ihre Folgen ſind allemal innere Leere und Troſtloſigkeit, und nicht ſelten Lebensüberdruß und Verzweiflung und „ihr Ende — die Verdammniß.“

Und ſoll ich euch noch zu anderen Götzenbildern führen? Soll ich euch zeigen, wie auch das beſte und edelſte Streben, die reinſten menſchlichen Empfindungen, wie ſelbſt unſere Liebe zu denen, welche Gott uns an die Seite geſtellt hat, zum Götzendienſt ausarten kann, wenn wir unſer Herz an ſie ketten, und blind gegen ihre Fehler und Schwächen ſind? „Es iſt ſchlimm“, ſagt der Volksmund, „wenn ein Menſch des andern Teufel iſt, aber ebenſo ſchlimm, wenn einer des andern Herrgott iſt“. Oder ſoll ich euch hinweiſen auf jene, die das eigene Ich zu ihrem Götzen machen, dem ſie ihre Altäre bauen und Weihrauch ſtreuen, die ihr ganzes Lebensglück in der Befriedigung ihres Ehrgeizes ſuchen und ſich ſelbſt wegwerfen und kriechen und ſchmeicheln und heucheln, um den Beifall der Welt zu gewinnen, um Carrière zu machen, um einen Titel, eine Stellung, eine Auszeichnung zu erlangen?

O, meine Kinder, hütet euch vor ſolchem entwürdigenden Götzendienſt. Freuet euch eures Lebens und auch der Güter, „die das Leben vergänglich zieren“, aber hänget euer Herz nicht daran. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der

Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, denn alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust. Wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." (1. Joh. 2, 15—17.)

Ein Christ ist in der Welt, jedoch nicht von der Welt;
Ob er sich drin gefällt, er doch nicht dran sich hält.

Hütet euch eben so sehr vor jenem unglückseligen Lavieren und Hinken auf beiden Seiten, vor jenem halben, schwindsüchtigen Christenthume, das halb Gott im Herzen, halb die Welt, bald schön thut mit der Frömmigkeit, bald liebäugelt mit der Sünde und jeder scharfen Entscheidung Für oder Wider schlaff und feige aus dem Wege geht. Von solchen getheilten Herzen und zwiespältigen Seelen, die sich wohl Christen nennen, aber nicht frisch und frei zu Christo und seiner Kirche bekennen, gilt noch heute das Wort der Offenbarung (3, 15 f.): „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt und warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Nein, ganze, ungetheilte Herzen, entschiedene, charaktervolle Seelen verlangt Gott! Nicht das Strohfeuer einer rasch auflodernden und bald wieder erloschenen Begeisterung, sondern jenen unverwüstlichen Idealismus, jene stille, heilige Liebesgluth, die Christus auf Erden entzündet, da man fühlt: „lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt", da man sich sagt: „sollten wir dem, der uns unser Herz gegeben, ja noch mehr, der uns sein Herz in Christo geschenkt hat, nicht unser Herz wiedergeben?", da man in seinem Herzen jubelt und singt:

Dich, dich will ich erheben,
So gut ich Schwacher kann,
Mein Herz will ich dir geben:
Ach, nimm es gnädig an!

Ja, „nimm es gnädig an!" Denn, was ist's für ein Herz, liebe Kinder, das ihr heute eurem Gott und Heiland anbieten könnt? Ist's ein reines Herz, auf dem sein heiliges Auge mit innigem Wohlgefallen ruhen kann? Ist's ein frommes Herz, das würdig ist vor seinen Altar hinzutreten? Ist's ein dankbares Herz, das nimmer vergißt, was er Großes an ihm gethan? Ist's ein gehorsames Herz, das gerne seine Gebote hält? Ist's ein festes und starkes Herz, das ihm unwandelbar treu bleibt

bis in den Tod? O nicht wahr, liebe Kinder, ich brauche nur solche Fragen aufzuwerfen, und euer Confirmationsgelübde wird unwillkürlich zu dem brünstigen Gebet: „Schaff in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist!“ (Ps. 51, 12.) Und Heil euch, wenn diese demüthige Bitte des königlichen Sängers an diesem festlichen Morgen aus den Tiefen eurer Seele emporsteigt! Denn das ist ein liebliches Morgenopfer dem Herrn und erst die rechte Confirmation, wenn ihr heute vor ihn hintretet und sprechet:

Hier ist mein Herz, o Herr, mach du es rein,
Und schaff es völlig neu,
Weih' es dir selbst zum heil'gen Tempel ein,
Mach es zum Guten treu;
Hilf, daß es stets nach dir verlange,
Dich fürchte, lieb und an dir hange,
Ein treues Herz!

Und seht, wenn ihr so der Forderung unseres Textes nachkommt, dann wird euch auch die Aufgabe nicht allzu schwer werden, welche der Herr euch stellt, wenn es weiter heißt: „Und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.“ Ein Gott geweihtes und Gott erfülltes Herz ist ja eine den ganzen Menschen stählende und verklärende Macht. Hat Gott euer Herz und lebt seine Liebe in eurer Seele, dann könnt auch ihr allewege mit dem frommen Dichter sprechen:

Sing', bet' und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu.
Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Aber merket wohl auf das: „Verricht' das Deine nur getreu!“ Ihr werdet damit hingewiesen auf die Religion im gewöhnlichen alltäglichen Leben, auf die Bewährung eurer christlichen Frömmigkeit in der treuen gewissenhaften Erfüllung eurer Pflichten und Aufgaben in dem muthigen Kampfe wider alles Niedrige, Gemeine und Schlechte.

Ich habe es euch ja wiederholt gesagt, daß die Religion nur da lebendig, wo das Leben religiös ist. Soll also euer Glaube, soll das was ihr heute vor der Gemeinde bekennt und gelobt, keine bloße Schwärmerei, keine leere Form und bloße Redensart bleiben, dann müßt ihr auch die Wege gerne gehen,

die Gott euch gehen heißt und Christo nachfolgen, den der Vater uns selber als Urbild und Vorbild der rechten Gotteskindschaft hingestellt hat, dann dürft ihr „nicht länger mehr unmündige Kinder sein wollen, die sich wägen und wiegen lassen von jedem Winde der Lehre durch Trug und Arglist der Menschen" (Eph. 4, 14), sondern müßt stark werden an dem inwendigen Menschen, stark gegenüber den verführerischen Mächten der Welt wie des eigenen Herzens, und in allen Schickungen und Führungen eures Lebens die Hand der nämlichen Liebe demüthig verehren, aus der Alles kommt, Glück und Unglück, Armuth und Reichthum, Leben und Tod.

Ohne Kampf und Streit, ohne Opfer und Schmerzen mancherlei Art geht's dabei freilich nicht ab. „Ich bin ein Mensch gewesen" — sagt der Dichter — „Und das heißt ein Kämpfer sein". Und wir Aelteren wissen, welche dämonische Macht die Versuchung besonders über das junge unerfahrene Gemüth hat und wie wenig dieses oft fähig ist, derselben Widerstand zu leisten. Wie manche, die einst vielversprechend hinausgezogen in den Ringkampf des Lebens, haben im Getümmel der Welt, im Sturm und Drang der Leidenschaften sich selbst und ihre Ideale verloren und am Ende sich nur noch genährt vonTräbern! Und sind nicht auch die, welche heute die Gefängnisse füllen oder in öffentlicher Schande leben, einst andächtig und bewegt zum Confirmationsaltar geschritten, ohne zu ahnen, daß sie von der Höhe dieses Tages so tief, so tief fallen würden? O lasset euch d'rum warnen, liebe Söhne und Töchter! Betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, womit ihr heute versiegelt werden sollt. Fliehet die Sünden der Jugend! Verliert euer besseres Selbst nicht in dem Schmutz der Sinne; werft die edeln Kräfte eures Geistes nicht weg in verzehrenden Lüsten. Bleibet fromm, haltet euch wacker und brav, sucht nur solche Genossen, von denen ihr sicher sein dürft, daß sie euch nicht verführen, daß sie von einem jugendfrischen Sinn und edlem Streben erfüllt sind, dem alles Rohe und Gemeine zuwider ist. Denkt an das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist".

Auch euch werden sie nicht ausbleiben die Zeiten im Leben, von denen es heißt: „sie gefallen uns nicht", schwere, prüfungsvolle Tage, dunkle Stunden, da eure Seele betrübt ist bis in den Tod, da ihr den vollen Ernst des Wortes verstehen lernt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege; sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, sind meine Wege höher denn eure Wege und

meine Gedanken denn eure Gedanken" (Jes. 55, 8 f.). Wohl euch, wenn ihr in solchen Stunden euch an das Herz des himmlischen Vaters flüchten und in stiller Ergebung vertrauen könnt:

Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn;
Der wird auch Wege finden,
Die mein Fuß gehen kann.

Auch ihr werdet es dann immer wieder erfahren, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen" (Röm. 8, 28) und werdet auch in der tiefsten Noth und im bittersten Weh etwas davon spüren, daß „Gott Gedanken des Friedens über uns hat und nicht des Leids" (Jes. 29, 11) und daß alles, was Gott uns schickt, auch alles Kreuz und Leid nur dazu dienen soll, unseren inneren Menschen zu wecken, unseren Charakter zu bilden und zu stählen, uns aufwärts zu ziehen zum Licht, zum Heil, zum Frieden, zum wahren Leben und es durch alle Räthsel und Dunkelheiten des Lebens, durch alle Stunden des Kleinmuths und der Bangigkeit doch immer wieder versöhnend hindurch tönt: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm". (1. Joh. 4, 16.)

Und nun noch ein Wort an euch, ihr Knaben! Nehmet es ernst mit dem Leben! Bedenkt, „wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht, wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht". Unsere Zeit braucht Männer von klaren religiösen Ueberzeugungen und festen sittlichen Grundsätzen, Männer, die ein warmes Herz und ein lebendiges Verständniß für die Heiligthümer unseres Volkes haben und die dabei tüchtig sind für alle irdischen Aufgaben, welche das Leben ihnen stellt. Werdet solche Männer! „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!" (1. Cor. 16, 13.)

Und was soll ich euch noch sagen, liebe Mädchen, die ihr dazu berufen seid, des Hauses Heiligthümer einst zu schützen, die Flamme der Religion zu nähren und dem Reiche Gottes zu dienen mit stillem und sanftmüthigem Geiste? O gedenket des schönen Wortes: „Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" (Math. 5, 8) und der apostolischen Mahnung: „Euer Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Anlegen goldenen Geschmeides und Kleider anziehen, sondern der verborgene Mensch des Herzens mit dem unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes, der köstlich ist vor Gott". (1 Petr. 3, 3 f.) Lasset darum eure Seele nicht veröden in den eitlen

Genüssen und Zerstreuungen der Welt, in dem Putz und Flittter der Kleider und leerem Geschwätz. Verbindet mit dem geschäftigen Sinn der Martha den frommen, empfänglichen Sinn der Maria, der sich verständnißvoll öffnet allen Tiefen des geistigen Lebens und das Wort der Wahrheit bewegt in einem feinen und guten Herzen.

Nun, wohlan denn, liebe Söhne und Töchter, „heute, so ihr Gottes Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“ (Ps. 95, 7.) Haltet fest die Eindrücke dieses Tages und traget durch alle Wandlungen eueres Lebens unentwegt das Wort, das heute der Herr zu einem jeden von euch spricht: „Gieb mir, mein Kind, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.“ Gebt ihm euer Herz, laßt ihm euer Herz, und der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen (Phil. 1, 6), daß ihr von Jahr zu Jahr fester werdet im Glauben, reicher an Liebe, fröhlicher in Hoffnung.

Und so schließe ich mit dem alten apostolischen Wunsche: „Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre euere Herzen und Sinne in Christo Jesu zum ewigen Leben!“ (Phil. 4, 7.)

Amen.

Confirmationsrede

von Otto Herold, Pfarrer in Winterthur, Kanton Zürich.

Text: Joh. 16, 33. In der Welt werdet ihr Angst haben, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Meine geliebten Söhne und Töchter! Ein feierlicher, ernster Augenblick ist für euch gekommen. Ihr wollet ein heiliges Gelübde ablegen, ein Gelübde der Treue gegen Gott, zugleich der Treue gegen das Beste, was in euren Herzen sich regt. Ihr wollet das Versprechen erneuern und auf euch selber nehmen, welches Andere für euch bei der Taufe abgelegt haben, das Versprechen, lebendige Glieder jener großen Gemeinschaft zu sein, deren Haupt Jesus Christus ist, deren oberstes Gesetz die Liebe gegen Gott, gegen den Nächsten und sich selbst, und deren Ziel und Zweck die Weihe des Menschenherzens zum Tempel des heiligen Geistes.

Auf euch ruhen die Blicke euerer Eltern und Angehörigen, aus deren tiefſtem Herzen heiße Wünſche für euer Wohlergehen zum Himmel emporſteigen. Ihr ſeid ja ihr beſter Schatz, ihr koſtbarſter Beſitz; euer Glück iſt ihr Glück, euer Leid iſt ihr Leid. Mit euch ſtehen hier euere Lehrer, welche beſtrebt waren, euch den Weg des Lebens zu weiſen. Keinen beſſeren Lohn wünſchen ſie für ihre Arbeit als den, daß der Same, den ſie in euer Herz geſtreut, aufgehe und Frucht bringe. Und auch die ganze Gemeinde will Zeugin eueres Gelübdes ſein. Denn ſie ſieht ja in euch die Träger der Zukunft und hofft, daß ihr euch als feſte und zuverläſſige Steine in ihren Bau einfügen werdet. Sie freut ſich, euch als ihre erwachſenen Glieder zu begrüßen, und begleitet euch mit ihren Glück- und Segenswünſchen.

In dieſer Weiheſtunde möchte ich euch erinnern an das Wort des Herrn: In der Welt werdet ihr Angſt haben, aber ſeid getroſt; ich habe die Welt überwunden.

I.

In der Welt werdet ihr Angſt haben. Freilich jetzt iſt euch nicht ängſtlich zu Muthe, ſondern mit Freude und Zuverſicht ſchauet ihr der Zukunft entgegen. Der heutige Tag bedeutet ja einen Schritt vorwärts auf eurer Lebensbahn. Freiheit und Selbſtändigkeit ſind die beiden Ziele, denen er euch näher bringt. Als ein großer, herrlicher Luſtgarten liegt die Welt, von der Sonne der Jugend beſchienen, vor eueren Blicken, und es treibt euch, in demſelben euch zu ergehen; aber auch als ein weites Arbeitsfeld zeigt ſie ſich euch, und ich hoffe, ihr fühlet in euch den edeln Drang, auch euern Platz auf demſelben einzunehmen und darin zu wirken und zu ſchaffen. Ihr fühlet, wie mit jedem Jahre eure Kräfte wachſen, euer Blick ſich erweitert, euer Wille ſich befeſtigt. Die wachſende Kraft aber giebt Selbſtgefühl und Zuverſicht. Sie ſind's darum, die euch beſeelen und euch das Bild einer ſchönen, reichen, thatenfrohen Zukunft vor Augen malen.

Wohl euch, wenn alſo edles Selbſtgefühl und frohe Zuverſicht in euch leben, dieſe ſchönen Vorrechte der aufblühenden Jugend. Bald genug wird des Lebens Ernſt ſie auf die Probe ſtellen. Bald genug werdet auch ihr erfahren, daß das Leben ein Kampf iſt, daß „ein Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein". Ihr freuet euch der anbrechenden Freiheit; aber das Leben wird euch lehren, daß der, welcher ſie beſitzen will, ſie immer auf's Neue ſich erringen muß. Auch an euer Ohr wird die Stimme der Verſuchung klingen, welche euch zu Knechten des Genuſſes,

des Geldes, äußerlicher Ehre, der Leidenschaften und Begierden machen möchte. Nicht immer wird sie euch wie ein brüllender Löwe nahen, sondern viel öfters mit lieblichen, schmeichelnden Worten und Bildern eure Sinne zu bethören suchen. Und ihr werdet der Aufbietung eurer ganzen sittlichen Kraft und Wachsamkeit bedürfen, um ihr zu widerstehen und euch nicht von ihr auf den abschüssigen Weg der Sünde und des Verderbens locken zu lassen. Auch euch werden die bangen Stunden schwerer Entscheidung nicht erspart bleiben, wo ihr, am Scheidewege stehend, nicht zu erkennen vermöget, ob nach rechts oder links der Weg zum Glücke führt; und die noch viel schwereren Stunden der Reue, da ihr Alles darum gäbet, wenn ihr wieder ungeschehen machen könntet, was ihr gethan. — Auch ihr werdet den Ernst der Pflicht kennen lernen, die von euch manches Opfer und manche Selbstverleugnung fordert. Und manche Aufgaben wird euch das Leben stellen, so große und schwere, daß ihr ängstlich eure Kraft damit vergleichet; mancher Mißerfolg wird auch euch treffen, der euch zu entmuthigen und euer frohes Streben zu lähmen droht. Und auch die bittere Erfahrung wird euch nicht erspart bleiben, daß euch die Menschen nicht überall freundlich zur Seite stehen, sondern daß sie euch auch feindlich in den Weg treten, und daß vielleicht gerade die, welchen ihr die größte Liebe entgegengebracht, euer Vertrauen täuschen. — Und wenn auch jetzt noch, unter dem Schutze liebender Eltern, die Meisten von euch auf ebenem, leichtem Lebenspfade wandeln, wie bald kann doch auch für euch die Zeit kommen, da ihr durch das Dorngestrüpp der Sorgen euch hindurchwinden, da ihr an den steilen und steinigen Abhängen der Noth und der Entbehrung euch mühen oder in dem Ungewitter schwerer Leiden euch werdet nach Schutz und Rettung umsehen müssen. So wird das Leben auch an euch das Wort wahr machen: In der Welt werdet ihr Angst haben. —

Allein, meine lieben Söhne und Töchter, nicht um euch zu erschrecken, zeige ich euch dieses Bild des menschlichen Daseins, sondern um euch den Ernst des Lebens zum Bewußtsein zu bringen; nicht um euch Muth und Vertrauen zu rauben, sondern damit ihr mit dem rechten sittlichen Muthe euch wappnet, damit ihr gerüstet seid auf das, was das Leben bringen wird. Fern sei von euch jener Leichtsinn, der mit dem Leben spielen will, der sich selbst blind macht gegen dessen wichtige Forderungen und ernste Aufgaben, um den, der ihm huldigt, ins Verderben zu stürzen; fern sei von euch jener Uebermuth, der in thörichter Ueberschätzung der eigenen Kraft und Bedeutung für seine

Wünsche und Anmaßungen keine Schranke kennt. Aber fern sei von euch auch jene ängstliche Zaghaftigkeit, welcher im Anblick der vielen wirklichen und vermeintlichen Schwierigkeiten der Muth des Handelns und des Lebens entfällt. Schreibet euch vielmehr ins Herz das Wort: Seid getrost!

II,

Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Der uns dieses zuruft, ist kein anderer als Jesus Christus, der Größte, der je auf Erden gewandelt, der, welchen wir um der Reinheit seines Wesens, um der Kraft und Fülle seiner Liebe, um seiner innigen Gemeinschaft mit Gott willen als den Sohn Gottes bezeichnen. Ihr habet sein Bild kennen gelernt; was er gethan und was er geredet, das ist ja der Mittelpunkt des Unterrichts gewesen, welchen ihr empfangen habet. Und ihr wisset, wie er die Welt überwunden hat. Hat er nicht die Freude des irdischen Lebens also überwunden, daß er sie mit herzlichem Danke zu genießen vermochte, daß er ihr aber auch entsagen konnte, wo höhere Pflichten ihn riefen? Hat er nicht die Macht, welche sonst Reichthum und irdisches Glück über den Menschen ausüben, dadurch überwunden, daß er höhere und bessere Schätze in sich trug, so daß ihn jene weder zu blenden noch zu locken vermochten? Hat er nicht die Versuchung des Lebens dadurch überwunden, daß für ihn das eine ein unverletzliches Gebot war: Du sollst Gott anbeten und ihm allein dienen? Hat er nicht die Leiden, welche die Welt über ihn häufte, überwunden durch jene Liebe, welche das Schwerste zu verzeihen, das Theuerste dahinzugeben bereit ist? So hat er die Welt überwunden, daß sie keine Macht mehr über ihn hatte, daß sein Glück, auf einen andern Grund gebaut, von ihren Launen und Lockungen unabhängig war, und daß auch ihre Gefahren ihn nicht zu schrecken vermochten. So kann er denn auch uns zurufen: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden! und so sollen auch wir Alle, so sollt auch ihr die Welt überwinden in der Kraft, in der er selbst es gethan.

Das ist vor allem die Kraft des unerschütterlichen Glaubens an die Wahrheit und Wirklichkeit derjenigen Dinge, welche nicht von dieser Welt sind, der heiligen Güter des Geistes.

Wohl werdet ihr, meine Lieben, oftmals das Wort hören müssen, daß das höchste Gut des Menschen der Reichthum und sein höchstes Glück der sinnliche Genuß sei, und daß Alles, was über das Sichtbare hinausliege, nichts sei als eitle Einbildung. Aber lasset euch nicht bethören. Noch gilt das Wort:

Das Himmelreich ist inwendig in euch; noch finden wir unsere besten Schätze nicht in Gold und Edelsteinen, sondern in der Lauterkeit des Charakters, in der Reinheit des Herzens, im Reichthum des Gemüthes. Noch ist die höchste Freude nicht die sinnliche Lust, sondern die Freude eines edeln Strebens, die Lust uneigennützigen Wirkens. Was kann dem Menschen wahren Werth verleihen, was ihn wahrhaft glücklich machen als dieses? Keiner hat Großes ausgerichtet, der nicht also gesinnt war. Ja, meine lieben Söhne und Töchter, schauet auf die, welche also denken und also leben, auf jene großen und bekannten Menschen, von denen uns die Geschichte erzählt, auf jene Andern, welche noch unter uns sind. Ja, diese Männer, denen das Gewissen über den Gewinn, die Pflicht über den Genuß, Recht und Wahrheit über den Vortheil geht, sie sind das wahre Salz der Erde; und solche sollet ihr werden, ihr Jünglinge! Ja, diese Frauen, deren schönster Schmuck Liebe und Treue, deren höchste Zier ein lauteres Herz ist, die mit dem Guten, das in ihnen lebt, auch Alles rings um sich verklären, sie sind ein Licht der Welt, das mit seinem milden Glanze in manche Seelen hineinleuchtet: und ihr sollt solche werden, ihr Jungfrauen! —

O lasset in eueren Herzen nicht erkalten diese edle Begeisterung; lasset sie in euch glühen als ein belebendes Feuer. Werdet so durch euer Denken und Leben rechte Jünger und Verkündiger des Himmelreichs, das ihr in euch traget! In dieser Gesinnung liegt der Schutz auch gegen die Versuchungen des Lebens; ihr gegenüber werden sie ihre Macht verlieren.

Dann aber wird euch auch das zweite nicht fehlen, was euch die Welt überwinden hilft, nämlich die Liebe, welche nicht das Ihre sucht, sondern das, so des andern ist. Möchtet ihr wohl, meine Lieben, elende Knechte des Eigennutzes und der Selbstsucht werden, die die ganze Welt zu gewinnen trachten, um mit Leib und Seele sich unter ihre Sklaverei zu fügen? Das sei ferne von euch! Auch ihr möchtet wohl erfüllt sein von jener Liebe, von der der Apostel sagt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle," und „die Liebe verträgt Alles, glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles". Gehegt und beglückt durch die Liebe der Eltern seid ihr herangewachsen; zahlet ihnen diese Liebesschuld mit reichen Zinsen wieder zurück! Unter Freunden und Freundinnen habt ihr manche frohe Stunde verlebt; bewahret ihnen die Liebe, welche eben so bereit ist, ihnen ein Opfer zu bringen, als ihnen aufrichtig die Wahrheit zu sagen. Bewahret euch ein warmes und theilnehmendes Herz

für Leid und Freud euerer Mitmenschen und seid bereit, mit Rath und That ihnen zur Seite zu stehen. Und wenn ihr dereinst als Väter und Mütter an der Spitze einer eigenen Familie stehen werdet, so lasset den Geist der Liebe euch regieren, damit euer Haus durch sie zum Tempel des Friedens geweiht werde, eine Hütte Gottes sei unter den Menschen. — Und vergesset nie, daß der der Größte unter Allen ist, welcher durch seine Liebe aller andern Diener wird, der der Reichste, welcher durch ihre Kraft anderer Glück begründet, der der Glücklichste, welcher am meisten wohlzuthun, zu beglücken, zu segnen vermag. —

So mögen Glauben und Liebe zusammen in euch befestigen jene Pflichttreue im Großen wie im Kleinen, welche das feste Knochengerüst im Leibe eures Daseins bilden soll. Verschieden sind die Aufgaben, welche ihr euch erwählt, oder welche das Leben euch stellt. Den einen ist's vergönnt, mit allen Mitteln, welche unsere Zeit besitzt, ihre Gaben und Kräfte auszubilden, in die Schachte des Wissens hinabzusteigen und die hohe Freude zu genießen, welche die Vertiefung in die Welt des Geistes dem Menschen gewährt. Und was sie so geworden und gelernt, das wollen sie später in den Dienst Gottes und ihrer Mitmenschen stellen, sei es als Lehrer in Kirche und Schule, sei es als Helfer für die Leiden und Gebrechen des Leibes, sei es als Schützer und Schirmer des Rechts, sei es als Lenker und Berather von Gemeinde oder Staat. Mögen diese sich dessen erinnern, daß wem viel gegeben ist, von dem auch viel gefordert wird; mögen sie nicht vergessen, daß auch für sie bei allem Reichthum der Begabung ohne stete Pflichttreue kein dauernder Erfolg und keine wahre Befriedigung sich ergiebt, und daß die höchste Ausbildung des Geistes erst dann ihren wahren Werth erhält, wenn sie gepaart ist mit Ehrenhaftigkeit und Biederkeit der Gesinnung.

Vielen andern von euch ist das bescheidene Loos bestimmt, in der stillen Verborgenheit der großen Menge euer Leben zu führen und durch eurer Hände Arbeit euch zu ernähren. Aber möget ihr dessen eingedenk sein, daß jede treue Arbeit den Menschen adelt, erhebt und beglückt, daß auch euer Werk ein Dienst vor Gott ist, und daß ein jeder von Gott nicht gewerthet wird nach der Stellung, die er einnimmt, oder nach den Kräften, die er empfangen hat, sondern nach der Gewissenhaftigkeit, mit der er jene ausfüllt, nach der Treue, mit welcher er diese verwerthet.

Dann aber dürfet ihr auch in den Schwierigkeiten und Gefahren, in den Leiden und Stürmen des Lebens euch stützen auf den festen Stab des Gottvertrauens. Dem Redlichen läßt es der Herr gelingen, und niemals fehlt der Segen des Himmels

demjenigen, welcher seiner würdig ist. Dieses Gottvertrauen erfülle euch mit Bescheidenheit im Glück und mit Muth im Unglück; es stärke euch in den Stunden der Anfechtung und halte euch aufrecht in den Tagen des Leidens. So werdet ihr reich werden auch in der Armuth, glücklich auch im Unglück, froh auch unter Schmerzen, hoch auch in äußerer Niedrigkeit, stark auch in Schwachheit. So werdet ihr getrost sein können auch in der Angst der Welt, weil ihr die Welt überwunden habt.

Aber vergesset nicht, daß dieses heilige Feuer auch genährt sein will. Versäumet nicht, immer wieder zu trinken an den Quellen der Wahrheit und des geistigen Lebens. Unterlasset es nicht, hier im Gotteshause mit der versammelten Gemeinde neue Kraft und Lust zum Guten euch zu holen. Und wenn ihr in wenigen Tagen zum ersten Mal, und später noch oft, das heilige Abendmahl feiern werdet, so sei es für euch nicht nur äußere Form, sondern innere Erhebung. Es bekräftige euch in dem Streben, zu wandeln in den Fußtapfen dessen, der uns Allen ein so erhabenes Vorbild gelassen hat.

So tretet denn hinaus in das Leben. Unsere innigsten Wünsche begleiten euch. Was die Geschicke euch bringen werden, das wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß wenn ihr also erfüllet seid von Glauben und Liebe, von Pflichttreue und Gottvertrauen, ihr dem Hause gleicht, das auf den Felsen gebaut ist; Stürme und Wasserfluthen vermögen es nicht zu erschüttern. Mit Zuversicht und freudigem Muthe dürfet ihr dann das Kommende erwarten, eingedenk des Wortes: In der Welt werdet ihr Angst haben, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Amen.

Die Salbung Jesu in Bethanien.

Predigt gehalten von C. W. Kambli, Pfarrer zu St. Laurenzen, St. Gallen.

Text: Marc. 14, 1—11. Es war aber nach zwei Tagen der Ueberschritt und das Fest der ungesäuerten Brote und die Hohenpriester und Schriftgelehrten suchten, wie sie ihn mit List tödteten. Sie sprachen aber: nur nicht auf das Fest, damit nicht ein Aufruhr unter dem Volke werde.

Und da er zu Bethanien im Hause Simons des Aussätzigen war und zu Tische saß, kam ein Weib mit einer alabasternen Flasche voll Salbe, flüssiger, köstlicher Narde, zerbrach die alabasterne Flasche und goß sie auf sein Haupt.

Es wurden aber Etliche bei sich selbst darüber entrüstet und sprachen: Wozu ist die Verschwendung der Salbe geschehen? Denn man hätte sie um mehr als dreihundert Pfennige verkaufen und den Armen geben können. Und sie murrten wider sie. Aber Jesus sprach: Lasset sie! Was machet ihr dem Weibe Mühe? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Denn die Armen habet ihr allezeit bei euch, und wann ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habet ihr nicht allezeit. Was sie konnte, das that sie; sie salbte zum voraus meinen Leib zum Begräbnisse. Wahrlich ich sage euch, wo immer dieses Evangelium wird gepredigt werden in der ganzen Welt, da wird man auch das, was sie gethan hat, zu ihrem Gedächtnisse melden. Und Judas der Iskarioth, einer der Zwölfe, ging hin zu den Hohenpriestern, daß er Jesum ihnen überlieferte.

Andächtige Geliebte! Wir stehen vor der Passionszeit, vor jenen Wochen, da die Kirche nach altem, ehrwürdigem Gebrauche sich der Betrachtung der Leiden Jesu zuwendet. Ist es wohlgethan, möchtet ihr vielleicht fragen, auch in den Stunden, da das Christenherz den Alltagssorgen, dem Unfrieden, dem Kampf und der Noth des Alltagslebens zu entfliehen sich in's Gotteshaus flüchtet, um im Aufblick zu einer höhern Welt Kraft und Trost und neuen Muth zu gewinnen, seine Blicke auch wieder auf die Sünde der Welt zu richten und das ganze Elend dieser Sünde vor ihm zu entfalten, statt in den Himmel des Seelenfriedens in die Hölle der Leidenschaften, des Schuldbewußtseins, der Verdammniß es hineinschauen zu lassen? Erschütternder

können wir euch allerdings die Verworfenheit der Menschen, das Elend der Sünde und ihren Fluch nicht vor Augen stellen, als indem wir die schrecklichen, herzzerreißenden Bilder des Leidens und Sterbens Jesu vor euch aufrollen. Wenn nun innerer und äußerer Untergang der Menschheit und darum ein Wort der Verdammniß über den Sünder das Letzte wäre, was wir als Boten Jesu Christi euch zu zeigen und zu verkündigen hätten, dann könnte vielleicht die Kirche nichts Schlimmeres thun als den ganzen Abgrund der Sünde und ihres Elendes vor euch aufzudecken, dann wäre es eine Wohlthat das Herz am Schmerz, den wir zu lindern, an der Schuld, die wir zu sühnen nicht vermöchten, gelind vorüber zu führen, über all' die grausen Thaten der menschlichen Sünde den Schleier der Vergessenheit auszubreiten. Aber so machtlos und so trostlos stehen wir Gottlob als Christen der Sünde und ihrem Elend nicht gegenüber, wir glauben an eine Versöhnung und Erlösung, wir glauben, daß alles Elend der Welt, selbst unsere Sünde, durch Gottes Gnade zum Guten, der Welt und unser einem Jeden zum Heil und Segen gewendet werde. Getragen von diesem Glauben, der weder die eigene, noch eine andere Seele je verloren giebt, wagen wir es, in die dunkelsten Tiefen der Menschennatur hinabzuschauen, wir dürfen, ja wir müssen das volle Bewußtsein des Sündenelendes in uns und in den Brüdern wecken, den tiefsten Schmerz des Menschenherzens kennen lernen, das Verderben und die Sünde der Welt als eine Schuld, die auch auf uns lastet, erkennen und durchfühlen, ohne darum von Verzweiflung ergriffen zu werden; finden wir doch in Christus den Weg, der aus dieser tiefsten Tiefe uns wieder zu Gott, zur Seligkeit empor führt. Darum kehren wir immer wieder zurück zu diesen erschütternden und doch so trostreichen Passionsbetrachtungen, welche uns die Sünde gerichtet, aber in Jesus auch den Sieger über die Sünde und damit den Erlöser zeigen. Freude und Leid fließen bei diesen Betrachtungen in wunderbarer Weise ineinander.

Schon am Eingangsthor der Passion welch schmerzlicher und zugleich lieblicher Anblick die Salbung Jesu in Bethanien. Als dunkler Hintergrund der zum Mordplan reifende Haß der Feinde Jesu und der schwarze Entschluß des Judas den Meister zu verrathen, aber als leuchtender, farbenreicher Regenbogen ausgespannt über diese trübe Wolkennacht die reine Liebesthat einer Jüngerin, die kein höher Streben kennt als das, ihrem Herzen durch ein überschwänglich Zeichen ihrer Dankbarkeit ein Genüge zu thun. Verweilen wir bei der Betrachtung dieses lichten Bildes, es stellt uns

Die Salbung Jesu in Bethanien

in ergreifender Weise vor Augen

das Wesen und den Segen der Liebe, die nicht rechnet.

I.

Wahre Liebe giebt ihr Wesen kund im ganzen Leben und Benehmen, nicht bloß in einzelnen Worten oder Thaten, aber es kommen doch auch Stunden, wo es dem Herzen Bedürfniß ist, seine Liebe auch in Worten oder noch lieber in sinnbildlichen Handlungen zu offenbaren. Das sind voraus die Stunden, da es gilt von unsern Lieben zu scheiden, sei es, daß das Leben oder der Tod uns auseinander reiße. Solche Stunden waren für Jesus gekommen. Er und die Seinigen fühlten, daß seine Geschicke sich vollenden, daß es bald mit ihm zum Tode gehe. Es waren schwere Tage, bange Stunden, aber in ihnen erst wurden so viele der Seinen ihrer Liebe zu dem Herrn und Meister ganz und voll bewußt; nun erst, da sie in Gefahr stunden ihn zu verlieren, fühlten und erkannten sie, was sie an ihm hatten und je die treuesten Seelen trieb es, ihm das auch zu zeigen. Wie lange mochte es auf und ab gewogt haben in der Seele jener Jüngerin, ob's sie's wagen dürfe mit ihrem Nardenöl dem Herrn zu nahen und durch eine sinnbildliche Handlung ihm ihre Verehrung, ihre Liebe und Dankbarkeit, all die heiligen und seligen Gefühle, von denen ihre Lippen nicht zu reden wagten, zu bekennen. Jetzt, da sie ihn reden hört von seinem nahen Ende, da der Schmerzverklärung lichter Schein auf des geliebten Meisters Zügen liegt, thut sie, was sie nicht mehr lassen kann, sie tritt herzu, gießt die köstliche Salbe aus auf sein Haupt und zerbricht die alabasterne Flasche, damit sie nicht mehr zu geringerem Zwecke diene. Was sie lange als ein seliges Geheimniß sich selbst kaum gestand, bricht nun überwältigend hervor — ihre selbstvergessene Liebe zu Jesus, ihre Verehrung und Dankbarkeit gegen ihn. Indem sie das Köstlichste, was sie besitzt, für Jesus hingiebt in überschwänglicher Weise, vollbringt sie eine sinnbildliche Handlung, mit der sie nichts, auch gar nichts Anderes bezweckt als Jesus zu zeigen, wie sie Alles, ja sich selbst ihm zum Opfer bringen möchte. Mit Absicht thut sie etwas, das keinen äußeren Nutzen schafft, das allein ihrer Liebe zum Ausdruck dienen soll.

Solch eine That des Geistes, solch ein Werk der Liebe, das keinem irdischen Nebenzwecke dient, sondern seinen Werth und

Zweck in sich selber trägt, erscheint den praktischen Leuten als Thorheit, Jesus aber nennt es ein gutes Werk und hat Freude und Wohlgefallen daran; und Gott sei Dank noch immer fehlt es nicht an solchen Werken in der Welt. Mögen auch die Alltagsmenschen all ihr Sinnen und Denken, ihr Schaffen und Streben ausschließlich dem Nützlichen zuwenden, edlere Naturen treibt es zu allen Zeiten zu Geisteswerken und zu Liebesthaten, die einzig und allein ihrer Begeisterung für's Göttliche, ihrer Liebe zu allem Wahren, Schönen und Guten zum Ausdruck dienen sollen, und gerade solchen Werken kommt ewige Bedeutung zu.

Schauen wir uns um in den Sprachschätzen und Schriftwerken der Völker, und fragen wir, welche Geistesserzeugnisse wurden zuerst schriftlich aufgezeichnet, so überzeugen wir uns, das sind nicht nüchterne Aufzeichnungen von Begebenheiten, es sind nicht Beobachtungen über Vorgänge in der Natur, es sind auch nicht Regeln der Lebensklugheit, nein es sind edle, einfache Lieder, es sind tiefsinnige Sagen, es sind fromme Gebete. Solche Geistesschöpfungen, die in keiner Weise für Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse als nützlich sich erweisen, haben von jeher zum Volksgeist und Volksgemüth sich Bahn gebrochen, solche Worte schlagen durch und leben im ganzen Volke, ja in allen Völkern. So hat denn auch in der Fluth von Schriften die Bibel, das Religionsbuch, als das Buch der Bücher, ja als das Buch der Völker sich bewährt.

Nicht anders ist es mit den Werken der bildenden Kunst. Fragen wir nach den Anfängen der Baukunst als wahrer, freier Kunst, so treffen wir nicht auf Nutzbauten, sondern auf jene Pyramiden und Tempel, in denen bald dunkel geahnte religiöse Gefühle, bald klar erkannte fromme Gedanken zum Ausdruck gelangten. Erst nach Jahrhunderten ist die Baukunst auch dem alltäglichen Bedürfniß, der Bequemlichkeit und Eleganz dienstbar geworden und wie Schönes und Großes sie darin schafft, das Großartigste und Herrlichste sind und bleiben doch jene gewaltigen Dome und Münster, die aus dem religiösen Volksgeiste heraus geboren sind. Auch unter den Werken, die der Meißel des Bildhauers und der Pinsel des Malers erschaffen hat, bleiben bis zur Stunde die ergreifendsten die religiösen Bilder. Ein Bild allein kennen alle christlichen Völker ohne Namen und Unterschrift, das Christusbild.

Daß im Reich der Töne es sich nicht um das Nützliche handeln kann, brauchen wir wohl nicht erst auszusprechen, wohl aber dürfen wir auch hier darauf hinweisen, daß nicht jene

Weisen und Melodien, die am stärksten die Nerven aufregen und der Sinnlichkeit schmeicheln, sondern jene Tonwerke, die aus der Tiefe des religiösen Geistes stammen, als die gewaltigsten, die alle Geschlechter begeistern, sich erwiesen haben. Ein machtvoll einherfluthender Choral, die frommen Melodien der Orgel, sie reißen alle Herzen mit sich fort.

So finden wir Religion und Kunst zu allen Zeiten und an jedem Ort im innigsten Bunde. Es will und kann das Menschenherz des Sinnbilds nicht entbehren, die bloße Religion des Rechtthuns genügt ihm nicht, es ringt nach einem Zeichen, einem Ausdruck für das Unendliche, das Göttliche, das in ihm lebt. Drum sehen wir nicht nur überall Feste gefeiert, die oft in fast bedenklicher Weise die Arbeit unterbrechen und große, fast übergroße Opfer fordern, wir sehen nicht nur ungeheure Summen dran wenden um einem allgeliebten großen Todten ein Grabmal zu stiften, das Zeugniß geben soll von der Dankbarkeit, die ihm in den Herzen der Ueberlebenden geblieben ist, von der Treue, die sie ihm halten über's Grab hinaus; wir sehen, daß auch die religiöse, die kirchliche Gemeinschaft der sinnbildlichen Handlungen, der Sacramente nicht entbehren kann. Und nicht nur das: durch unser ganzes Leben hindurch ziehen sich solche sinnbildliche Handlungen. Wie viel sagt uns ein Druck der Hand, die freundliche Verneigung beim Gruß; wer möchte sich's versagen im reinern, bessern Gewand zum Gottesdienst, im Trauerkleide zum Leichenbegängniß zu erscheinen? Und wenn ein Kindlein geboren ward und nun in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wird, wird nicht im ärmsten Hause ein weißes Linnen für den Tauftag bereit gehalten; muß nicht bei jedem häuslichen Feste nicht bloß besseres Essen und Trinken, sondern auch der Blumenstrauß auf dem Tische von der Freude der Herzen Zeugniß geben; darf ein Myrthenzweiglein fehlen im Schmucke der Braut oder ein grüner Kranz auf dem Sarge eines unserer Lieben? Wo auch in der Hütte der Armuth solch ein Zeichen der Liebe, das nichts nützt, dargebracht wird, siehe da geht wie einst in Bethanien ein Geruch des Nardenöls durch die niedrige Stube.

II.

Doch ich höre im Geiste laut und immer lauter jene Frage sich erheben, welche als schwerer Vorwurf schon jener Jüngerin Jesu in Bethanien entgegen geschleudert wurde: wozu solche Verschwendung? wäre es nicht besser, liebevoller, christlicher in einer Zeit, da noch so grelle Nothstände um Abhülfe zum

himmel ſchreien, jene ungeheuren Summen, die jetzt im Dienſte der Kunſt, der Religion und der reinen Wiſſenſchaft geopfert werden, den Armen zuzuwenden, ſie zu Befriedigung der dringendſten leiblichen Bedürfniſſe des Volkes zu verwenden? Wir ſind weit davon entfernt, meine Freunde, die alſo fragen, einer niedrigen Geſinnung oder auch nur des Mangels an idealem Sinn, an reiner Liebe zu beſchuldigen. Wer könnte leugnen: es giebt viele Verſchwendung und gerade bei der Pflege der Kunſt liegt die Gefahr der Verſchwendung ſehr nahe, ja es kann und ſoll nicht geleugnet werden, daß jene Unſummen, die manchmal für Befriedigung einer künſtleriſchen Liebhaberei verwendet werden, eben doch dem Dienſte der Wohlthätigkeit, der rettenden und erbarmenden Liebe entzogen ſind, denn reich genug für Alles iſt kein Sterblicher. Vergeſſen wir nur nicht: der Menſch lebt nicht allein von Brot, aber ohne Brot kann er auch nicht leben. Sorgen wir darum allezeit für die Befriedigung beider, der geiſtigen und der leiblichen Bedürfniſſe; aber geben wir getroſt den geiſtigen den Vorrang. Lernen wir die großen Worte verſtehen, womit Jeſus die Jüngerin, die ihn geſalbt hat, gegen den Vorwurf der Verſchwendung in Schutz nimmt: „Laſſet ſie! was machet ihr dem Weibe Mühe? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan; denn die Armen habet ihr allezeit bei euch, und wann ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun, mich aber habet ihr nicht allezeit. Was dieſe konnte, das hat ſie gethan; ſie hat zum voraus meinen Leib zum Begräbniſſe geſalbet. Wahrlich ich ſage euch: wo immer dieſes Evangelium wird gepredigt werden in der ganzen Welt, da wird auch das, was dieſe gethan hat, geſagt werden zu ihrem Gedächtniſſe.“ Wie herrlich bezeugt Jeſus mit dieſen Worten: *Jedes Werk des Geiſtes und der Liebe, ob es auch äußerlich gar keinen Nutzen ſtifte, hat ewigen Werth für den, der es vollbringt und für den, dem es gewidmet wird, ja für die ganze Nachwelt.* Was wir wirklich aus Liebe thun, das iſt ſtets ſich ſelber Zweck, es trägt ſeinen Werth in ſich ſelber, wir vollbringen es ja ohne alle weitere Berechnung, einzig und allein um dem Triebe unſers eigenen Herzens Genüge zu thun, wir thun eben, was wir nicht laſſen können. Vom Geſange, da laſſet ihr es gelten, man ſinge nicht um Geld und Gut, das Lied, das aus dem Herzen dringe, ſei Lohn, der reichlich lohne; aber iſt es denn nicht ebenſo mit jedem Werk des Geiſtes und der Liebe? Und wenn auch nie eines andern Menſchen Auge es erblicken ſollte, der Künſtler, in deſſen Geiſt ein neues Bild aufgeſtiegen, er müßte es doch auf's Papier

oder auf die Leinwand oder selbst an eines Kerkers öde Wände hinzeichnen; und wenn keines Menschen Ohr es vernähme, der Tondichter, dem eine neue Melodie durch die Seele geht, er müßte dennoch sie in die Welt hinaussingen, und so dringt auch des Dichters Lied mit unwiderstehlicher Gewalt wie ein Quell aus verborgenen Tiefen und er danket Gott, der, wenn ein Anderer in seiner Qual verstummt, ihm gnädig gab zu sagen, was er leide und von welcher Wonne sein Herz voll sei. Sollte es anders sein bei den eigentlichen Werken der Liebe? Kann und darf je das Herz die Freude des Gebens, das seliger ist, als das Empfangen, sich rauben lassen? bricht nicht auch das Kind wenigstens eine Blume für der Mutter Geburtstag? Selbst die Wohlthat, die ihr dem Armen erweist, würde ihm zur drückenden Plage, wenn ihr niemals ihm die Freude gönnen wolltet, euch auch wieder unentgeltlich einen Dienst zu thun, oder eine kleine Gabe als Zeichen seiner Dankbarkeit euch darzubringen. Nehmt vom Kinde freundlich eine kleine Arbeit an, mit der es euch erfreuen will, auch wenn sie euch nichts nützt.

Wo ein Herz wirklich nur den Einen heiligen Zweck im Auge hat, einem geliebten Wesen seine Dankbarkeit und Verehrung an den Tag zu legen, da wird es immer noch handeln wie jene Jüngerin in Bethanien. Ein feiner Takt, ein gewisses Zartgefühl hält uns da zurück, etwas bloß Nützliches, das nur dem leiblichen Bedürfniß dient, das nur nach seinem Geldwerth wiegt, zum Geschenk zu wählen. Am liebsten geben wir drum etwas Schönes oder vollbringen eine sinnbildliche Handlung, weil darin am reinsten und unzweideutigsten unsers Herzens innerste Meinung offenbar wird. Das Herz, das wir lieben, zu erfreuen durch den Ausdruck unserer Liebe, das ist ja der einzige Zweck, den wir bei solchem Thun verfolgen, drum geben wir auch noch da, wo von helfen, heilen, retten schon längst keine Rede mehr sein kann. Auch läßt unsere Liebe bei solchen Gaben kein Maß sich vorschreiben.

Und wahrlich nicht bloß für unser eigen Herz, auch für unsere Nebenmenschen sind die Werke des Geistes und jener Liebe, die nicht rechnet, das Größte und Beste, was wir ihnen thun können. Ist es nicht ein großes Wort, wenn Jesus von jener Jüngerin, die ihn salbte, bezeugt: „Sie hat ein gutes Werk an mir gethan; sie hat meinen Leib zum Voraus zum Begräbniß gesalbt," d. h. sie hat durch diese That der Liebe mir die Todesweihe gegeben. Nun, da ich weiß, daß ich nicht vergessen werde, daß solche Liebe zu mir in

meinem Herzen lebt, gehe ich getroſt den dunkeln Leidensweg, der nur für den Leib im Grabe endet.

Meine Freunde, habt ihr niemals noch ein Aehnliches erfahren? Sind es wirklich nur Stunden heller Freude und lauten Jubels, an die ihr zurückdenket, wenn ihr euch erfriſchen wollt durch eueres Lebens heiligſte Erinnerungen; ſind es nicht gerade Tage ſchwerſten Leidens, herbe Abſchiedsſtunden, in denen euch menſchliche Liebe und Treue in überwältigendſter, ſegensreichſter Weiſe offenbar geworden ſind? Was uns am meiſten Troſt verleiht für die Kämpfe des Lebens und für's Leiden und Sterben, iſt es etwa das Geld, das unſere Lieben uns hinterließen, das Geſchäft, das ſie für uns gegründet, die klugen Räthe, die ſie uns gegeben haben? O nein; was uns als Schutzgeiſt durch's Leben begleitet, was uns bewahrt in der Stunde der Verſuchung vor Verleugnung, am Tage des Unglücks vor Verzweiflung, das iſt die Erinnerung an ein Wort oder eine That treueſter Liebe, uns geboten in ſchmerzlicher Stunde, vielleicht im Augenblick der Trennung, es iſt ein unbedeutend Andenken, werthlos vor der Welt, aber unendlich theuer unſerm Herzen, vielleicht ein ſchmaler goldener Reif am Finger, der einſt der Geliebten Hand geſchmückt, oder eine Locke von des verſtorbenen Vaters, der ſeligen Mutter Haupt, oder ein Bild des Freundes oder der Freundin, das ihre lieben Züge uns vor Augen ſtellt, oder eine Blume, ſchon längſt verdorrt, die einſt ihre Hand für uns gebrochen, oder ein Band, eine Schleife, die ſie getragen, ein Buch, das ſie uns hinterlaſſen, oder ein dürrer Todtenkranz, der einſt auf dem Grabe eines geliebten Sohnes, einer frühverſtorbenen Tochter lag. O haltet ſie heilig dieſe theuren Liebeszeichen und Alles, was unmittelbar aus dem Geiſte, aus der Liebe ſtammt. Sie tröſten euch auch dann noch, wenn jeder andere Troſt verſagt. Haltet heilig jene edeln Denkmäler der Kunſt, aus denen der ſinnige, fromme Geiſt vergangener Geſchlechter zu euch ſpricht. Suchet Troſt in ſchwerſter Stunde bei ſolchen Liebes- und Geiſtesworten, bei ſolchen Gottesworten. Der wahre Troſt kommt vom Geiſte.

Wohl manches edle Labſal quillt
Aus Blumen, Kraut und Stein,
Doch wunder Herzen Leiden ſtillt
Das fromme Lied allein.

Werden wir darob der rettenden und helfenden Liebe, die wir den Armen ſchuldig ſind, vergeſſen? O gewiß nicht. Die kalten Herzen, die nur für's Nützliche Sinn haben, denen jede reine That der Liebe, jedes Opfer für ein

Werk der Kunst als Verschwendung erscheint, sie sind auch hart und unbarmherzig gegen die Armen, wo aber in einer Seele heilige Begeisterung lebt für alles, was schön und wahr ist, was Ideale im Geiste weckt und nährt, da findet sich auch Opferwilligkeit für Werke des Erbarmens. Jene Menschen, die stets nur rechnen und rechnen, geben für's Schöne freilich nichts aus, aber den Armen geben sie auch nichts, das dünkte sie erst recht Verschwendung. Und eines bedenke, mein Freund: Wahrlich nicht bloß, was die leibliche Noth stillt, auch was das Herz erfreut, ist eine Wohlthat. Zum Wohlthun an den Armen findest du immer Gelegenheit, aber die, denen du Dank schuldest, sterben hinweg:

Drum lieb', so lang du lieben kannst,
Drum lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

„Machet dem Weibe keine Mühe," sagt Jesus, „sie hat ein gutes Werk an mir gethan", ja er legt dieser reinen Liebesthat ewigen Werth bei und giebt ihr die große Verheißung, wo immer sein Evangelium verkündigt werde in der ganzen Welt, da werde auch dessen gedacht werden, was sie gethan zu ihrem Gedächtnisse. Diese Verheißung hat in der heutigen Stunde auf's neue sich erfüllt. Wohlan, machen auch wir denen keine Mühe, die Werke reiner Liebe vollbringen und lassen wir selbst in solchen guten Werken uns nicht irre machen. Wählen wir zu unserm Wahlspruch: Das Eine thun und das Andere nicht lassen, der Armen uns erbarmen, aber in allererster Linie unserm Herzen, unserer Dankbarkeit und Verehrung ein Genüge thun. Der Eine aber, den wir in Allem suchen und dem wir Alles weihen, sei Christus, und Liebe unser Leben!

Amen.

Bist du Gottes Sohn, so steig' herab vom Kreuze!

Charfreitags-Predigt von Carl Eduard Mayer selig, gehalten zu St. Laurenzen, St. Gallen.

Text: Matth. 27, 39—43. Die aber vorübergingen, lästerten ihn und schüttelten ihre Köpfe und sprachen: Der du den Tempel Gottes zerbrichst und baueſt ihn in dreien Tagen, hilf dir selber. Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz. Desgleichen auch die hohen Priester spotteten seiner sammt den Schriftgelehrten und Aeltesten und sprachen: Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen.

Ist er König Israels, so steige er nun vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben. Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, wenn es ihn gelüstet, denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn.

Die Worte, welche wir soeben vernommen, werfen wohl den dunkelsten Schatten über das ohnehin so düstere Charfreitagsbild. Durchrast vom furchtbarsten Todesschmerze hängt das unschuldige Opfer der wilden Glaubenswuth und des feigen Unglaubens am Kreuz im heißen Sonnenbrand und kämpft den letzten schweren Kampf in tiefem Schweigen. Doch nicht schweigt der blinde Haß! In dieses gemarterte Herz dringt nun auch noch der Giftpfeil des bittersten Spottes der triumphirenden Feinde: „Bist du Gottessohn, so steig' herab vom Kreuz." Ja wahrlich, das war der furchtbarste Tropfen im bittern Todeskelch! —

Wenn wir aber unsern Blick auf diese Feinde werfen, das Volk und seine Führer, mit dem Spottruf auf den Lippen, auf dem Richtplatz, wo doch sonst auch dem größten Verbrecher gegenüber jeder Haß dem Mitleid weicht — dann wissen wir, wo der dunkelste Schatten über dem Angesicht des Menschengeschlechts lagert.

Und doch, wie Alles, was mit diesem wunderbaren Kreuze in Berührung kommt, wieder einen Strahl des Lichtes zurückwirft, das von jenem ausgeht, so auch diese Worte schwärzesten Hohns. Der Spott, der in ihnen liegt, ist eben darum so furchtbar bitter, weil eine große Wahrheit sich in ihm verbirgt, und eben um dieser schneidigen Wahrheit willen mögen sie uns in dieser ernsten Stunde dazu dienen, uns Licht vom Kreuz zu bringen, an dem die Unschuld leidend hängt. So laßt uns denn erstlich sehen, wie die Wahrheit, die in ihm liegt, diesen Spott-

ruf so furchtbar bitter macht; und zweitens erkennen, wie er um seiner Wahrheit willen in einen Siegesruf sich verwandelt; damit er drittens endlich ein Gebetswort für uns werde, mit dem wir heute Abendmahl feiern unter'm Kreuz von Golgatha.

O Tag, so schwarz und trübe, wie düst're Mitternacht,
O Tag, so warm von Liebe, wie's keine Sonne macht!
Dich schwärzen finst're Thaten, du brüteſt schweres Leid,
Du zeigst den Herrn verrathen, den Herrn der Herrlichkeit!
Und Liebe ohne Ende aus Gottes Vaterhaus,
Sie breitet hier die Hände am Kreuze segnend aus.
O Tag, so schwarz und trübe, du zeugst von meiner Nacht;
O Tag, so warm von Liebe, ich seh' der Gnade Macht!

I.

Es ist ein Spottruf voll erschütternder Wahrheit, der das Schweigen des Dulders am Kreuze unterbricht. Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, wenn es ihn gelüstet. Denn er hat ja gesagt: „ich bin Gottes Sohn."

Ja, das hat er gesagt! — Wie der Morgenruf eines großen neuen Welttages klang dies Wort vom Gottessohne einst drunten am See Genezareth von seinen Lippen. In ihm hat er das neue Gottesleben zusammengefaßt, das in seiner Brust erwachte, mit ihm hat er das in Buchstabenknechtschaft und eitlen Werkedienst versunkene Geschlecht seiner Zeit zu neuem religiösem Leben geweckt. In Kraft dieses Wortes löste er den Bann des Fluches vom geängsteten Sünderherzen und lehrte es beten: vergieb uns unsere Schuld, o Vater, wie wir den Schuldigen verzeihen, und baute den Tempel geistiger Gottesgemeinschaft im Herzen auf, vor dem der sinnliche Tempel sammt Sühnalter und Opferduft und Priesterspruch in Nichts verging. In dieses Wortes Kraft hat er seine Jünger gelehrt, Söhne Gottes zu werden und ihnen das höchste Ziel sittlichen Strebens ins Herz geschrieben: ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel ist. In Kraft dieses Wortes lehrte er sie in jeglichem Menschen das Gotteskind und den Bruder lieben und träumte so hell und klar mit ihnen den seligen Traum vom Himmelreich der Liebe und des Friedens unter den Menschenkindern auf Erden.

Und nun? — am Kreuze mag er vom Traume erwachen! „Er hat ja Gott vertraut, der erlöse ihn nun." Was half dieser reinen Seele nun ihr Gottvertrauen? In armseliger Ohnmacht zuckt der festgenagelte Leib in martervoller Todesnoth am Kreuzesstamm. Was hat diese aufopferungsvolle Menschenliebe, die Alles, was dies Erdenleben freundlich macht, verlassen und dahin gegeben hat, um die Verlornen zu retten, was hat sie ge-

fruchtet, was hat sie nun für Lohn? Mißkannt, gehaßt, verhöhnt, von Allen verlassen, hängt sie am Kreuz und als letzter Dank schallt ihr der Spott entgegen: Andern hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen. Das ist das schreckliche Ende des Traums vom Gottesreich, von Menschenwürde, Seelenadel, von einer höhern Bestimmung des Menschengeschlechts, daß der, der seine Brüder zu solch' hohem Streben rief, von ihnen geschlachtet am Holze hängt in tiefer Schmach! Gewiß auch in den Jüngerherzen muß im Anblick dieser furchtbaren Gegensätze das Gefühl entstehen: wärest du der Gottessohn, dich müßte dein Gott nun lösen vom Kreuzesstamm. Und auch wir mögen vor dieser Dulbergestalt wohl fragen: Giebt es eine allwaltende Gerechtigkeit und einen allmächtigen Gott? Denn ach, dies Kreuz, an dem die Tugend leidet, und vor dem die Bosheit triumphirt, hat seine Nachbilder tausendfach auf allen Blättern der Weltgeschichte.

Bist du der Gottessohn, so steig herab vom Kreuz! So kann nun siegestrunken Aberglaube und priesterliche Herrschsucht zum kühnen Neuerer sprechen, der seine Lehre von der Gotteskindschaft mit dem Leben bezahlt. Das ruft in eisigem Spotte die brutale Staatsmacht, die an keinen Gott und kein Gewissen mehr glaubt, dem Rebellen zu, der ohnmächtig an den Fesseln gerüttelt, in welchen er ja geboren war. So spricht nun höhnend der Materialismus des Weltmenschen, der Gewissensangst und ideales Streben Träume schilt, dessen Weisheit es ist, den Augenblick so fröhlich als möglich zu nützen und dessen Wahrspruch heißt: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Was hast du nun von diesem flüchtigen Leben gehabt, du armer Schwärmer? Was allen edeln Schwärmern wird, den frühen Tod, das Kreuz der Schmach und die Dornenkrone. Was hilft dein felsenfester Glaube an die Gotteskindschaft der Menschennatur? Bist du Gottessohn, so steig nur herab vom Kreuz. *Ja es ist eine furchtbare Wahrheit in diesem Spotte, und das ist's, was ihn so bitter macht.*

II.

Doch laßt uns nun zusehen, wie die geheimnißvolle Kraft des Kreuzes von Golgatha der Wahrheit, die in diesem Spottruf liegt, zum Durchbruch hilft, und ihn zum *Siegesruf* verwandelt für alle Folgezeit.

Bist du der Gottessohn, so steig herab vom Kreuz. Das ist ja in Erfüllung gegangen und wahr geworden, und wir sind deß Zeugen und Alle, die heute mit uns an diesem großen Erinnerungstage seines Todesleidens im Geiste vor dem Kreuze des

Sterbenden und doch ewig Lebenden, des Angenagelten und doch durch alle Räume und Zeiten Schreitenden stehen. Dieser Mund der Wahrheit, dessen Lippen erblassen im letzten Todeskampf, er bricht bald sein starres Schweigen, diese Arme, die in Liebe das ganze Menschengeschlecht umfaßten, sie breiten sich ewig auf's Neue aus, es zu segnen; diese brechenden Augen des Wahrheitszeugen, sie leuchten euch bald verhundertfacht auf's Neue entgegen, ihr spottenden Pharisäer! Diese edle Gestalt des Gotteskindes, von der kalten Hand des Todes erfaßt, sie steht wieder lebendig vor euch in dem muthigen Petrus, in Saulus, eurem eifrigsten Jünger, der heute noch zu Gamaliels Füßen sitzt und morgen es ausrufen wird: nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Bald kennt er keinen andern Ruhm mehr als dies Kreuz Christi, durch welches ihm die Welt gekreuzigt ist und er der Welt. Es steigt herab vom Kreuz der Gottessohn und wandelt vorüber an den Trümmern, in die im still waltenden Gange der göttlichen Gerechtigkeit euer Aberglaube und Sinnendienst die alte Tempelherrlichkeit gestürzt, hinaus in die große weite Römerwelt, steigt auf den Kaiserthron und stürzt die Tempel und Altäre der alten Götter; und Völker und Nationen, deren Name ihr nie gekannt, kommen und huldigen dem Gekreuzigten. Es geht buchstäblich in Erfüllung, was dort die spottenden Priester verlangen und was unser Glaube ängstlich ersehnt: *gerade so weit und insofern er Gottessohn war, stieg in jenen Charfreitagsstunden vom Kreuz der duldende Menschensohn.*

Allerdings der *irdische* Leib erstarrt, dies edle Angesicht erblaßt, dies schmerzumflorte Auge wird sich bald für immer schließen, der Sohn des Zimmermanns von Nazareth steigt nicht vom Kreuz herab und kommt auch nicht mehr aus dem Grab hervor. Verderben wir uns nicht den wahren Segen des Charfreitags durch solch' sinnlichen Osterglauben! Es ist kein unsterblicher Gott, der hier am Kreuze duldet, was ein Gott ja gar nicht dulden könnte, sondern ein ganzer und wahrer sterblicher Mensch.

Aber in jenen Stunden, da er im schwersten Kampfe, der dem Menschen beschieden ist, seinen *Gotteskindschaftsglauben bewährte*, da brach er geistig siegreich den Bann des Todes und der Schmach, um fortan als das unvergängliche Urbild aller Gotteskinder, als der verklärte, ewige Gottessohn durch alle Zeiten und Geschlechter der Erde zu wallen. In der That, das große Wunder ist geschehen: Es stieg vom Kreuz der geistige Gottessohn in Jesu von Nazareth!

Diese starre Gestalt des angenagelten Dulders, der in seinem Glauben unerschüttert noch im letzten Todesrufe seine

Seele in die Hand des Vaters legt, steht von jener Stunde an unabtreibbar und allgegenwärtig vor dem Geistesauge des duldenden und kämpfenden Menschengeschlechts und führt es durch die Nacht zum Licht. Dies blutende, geschändete Antlitz mit der Dornenkrone, das unser sinnliches Auge immer mehr erblassen sieht in seiner Todesqual, wird von Stunde zu Stunde mehr durchgeistet von der inneren Hoheit der Gesinnung des Gotteskindes, und fortan wird es unsterblich leuchten jedem Märtyrer, der unter der Kreuzesfahne stirbt, und jeder Seele, die an seinen Namen glaubt, tröstend erscheinen in der letzten Noth. Diese durchbohrten Hände mit ihren Nägelmalen, sie hängen nicht mehr todt am Kreuzesholz auf Golgatha, die Liebe, die bis in den Tod geliebt, durchdringt und verklärt sie zu neuem Leben, sie breiten sich segnend aus über spätgeborene Geschlechter und schaffen und wecken von nun an eine wunderbare Liebeskraft der Selbsthingabe und Aufopferung in den Nationen des Abendlandes, wie die alte Welt sie nie geahnt.

So steigt aus der gebrochenen Hülle des Gekreuzigten ganz und unvergänglich der Gotteskindschaft innere Herrlichkeit „die Treue die kein Schmerz besiegt, die Sanftmuth, die alle Bosheit überstrahlt, die Großmuth, die für ihre Mörder betet, die Liebe, die bis ans Ende beharrt, der Glaube, der den Tod überwindet, auf daß von nun an durch alle Zeiten hin der Tiefserniedrigte König sei im Reich der Geister und sein Kreuz die Quelle des Lebens; und wo die spätgeborne Christenheit den Todestag des großen Meisters feiert, da verwandelt sich in frohen Siegesruf der alte Phariſäerſpott: Gottesſohn, ſteig herab vom Kreuzesſtamm!

III.

Und so wird es nun auch drittens noch zum Gebetswort der Christengemeinde, die sich am Charfreitag unter seinem Kreuz versammelt. Was anders könnte dieser Ruf: steig herab vom Kreuz, nach Allem, was wir bisher besprochen, für uns nur bedeuten, als den Wunsch des Herzens, daß dies Bild des großen Todten auch in uns Leben und Gestalt gewinne.

In dieser Zeit des Materialismus, die nur das kennt, was die Sinne fassen und vom Glauben nichts mehr wissen will, da mögen wir wohl hinauf rufen zum großen Glaubenshelden: steig herab vom Kreuz und lehr' uns glauben.

Immer rascher zerfallen und zerbröckeln die alten Kirchenformen unter dem scharfen Hauch des forschenden und denkenden

Geiſtes, der durch unſere Gegenwart zieht. Was ſchadet's, wenn die morſch gewordenen Formen fallen; aber mit ihnen ſtürzt für ſo viel Tauſende auch die Religion ſelbſt in Trümmer, die einſt für eine allerdings entſchwundene Zeit dieſe Kirchenformen geſchaffen hat. Unſer an den Früchten der Gewerbsthätigkeit und der Naturerkenntniß reich gewordenes Geſchlecht, das Tag für Tag neue Entdeckungen macht und neue Schätze ſich holt, aus den verborgenſten Kammern der Erde; auf dem Gebiete des ſittlichen und idealen Lebens zehrt es ſchon lange von dem Erbgut der Väter, und immer kälter und immer leerer wird's in den höchſten, wie in den unterſten Schichten der Geſellſchaft an Glauben und Liebe. Die Wiſſenſchaft unſerer Tage, die ſo hoch ſich rühmt, nur das zu kennen, was man hören und ſchauen, meſſen und rechnen kann, treibt ihre ſcharfen Nägel unerbittlich und oft genug mit lautem Hohn in's innerſte Mark des Gottesglaubens und mit ſtolzem Selbſtbewußtſein deutet die aller Religion entfremdete Kultur unſerer Tage auf den gewaltigen materiellen Fortſchritt, die großartige Umwandlung aller Lebensverhältniſſe, die ſie hervorgebracht. Will's wirklich Abend werden mit der Macht des Geiſtes und des Glaubens und iſt die Herrſchaft des Sinnlichen das letzte Ziel menſchlicher Entwicklung? *Das war einſt auch die Meinung der großen Römerwelt, als ſie am Ziel ihrer Tage ſtand.* Sie rühmen ſich ihrer Erfolge, die Männer der modernen Kulturentwicklung! Wer wollte die Größe dieſes materiellen Fortſchrittes verkennen? Obwohl uns oft mag bange werden über die überhandnehmende Sinnlichkeit, die ihn begleitet. Aber was iſt die Umwandlung, die der Materialismus unſerer Tage hervorgerufen, gegen die, welche von Golgatha ausging! Blicken wir noch einmal hinauf zum Kreuz! *Dort hebt ein äußerlich ſo armer und ohnmächtiger Menſchenſohn mit der Kraft ſeines Gottesglaubens und ſeiner Gottesliebe die Weltordnung der alten Zeit aus ihren Angeln und weist dem Menſchengeſchlecht für Jahrtauſende die Bahn, auf der ſeine Entwicklung wandeln muß.*

Wahrlich, es giebt keine großartigere Thatſache von der durchſchlagenden Gewalt lebendiger Glaubenskraft als dieſer vom Kreuze ſteigende Gottesſohn, der ſterbend die Welt überwunden.

Herr, in dieſer Zeit Gewog',
Da die Stürme raſtlos ſchnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog!

Daß, wo troſtlos, unbeſchränkt,
Blinde Willkür ſcheint zu ſpielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt!

Steig herab vom Kreuz und lehr uns lieben. Die hingebende opferfreudige Liebe iſt das Schwert geweſen, mit dem der ſterbende König des Himmelreichs die Herzen der Menſchheit bezwungen, und ewig ſtark und jung bleibt durch alle Zeiten hin der opferwilligen Liebe Macht. Der Glaube iſt todt und lahm, der nicht in hingebender That und ſelbſtüberwindender Liebe ſich bewähren kann. Es thut unſern zu Staatsanſtalten verknöcherten Kirchen wahrlich noth, daß dieſer von ihnen zum Gott verklärte, in den Himmel entrückte Menſchenſohn wieder Leben gewinne, herabſteige von dem zum unverſtandenen Zaubermittel der Sündenvergebung gemachten Kreuz und ſie lehre, was er ſo herrlich in ſeinem Tode bewieſen, daß der, der da will der Größte ſein, Aller Diener werden muß. Laßt uns Alle dies lernen. In dieſer Zeit, die zwar raſtlos Großes ſchafft aber auch meint mit Geld Alles erreichen und Alles bezahlen zu können, da iſt die ſich ſelbſt hingebende Nächſtenliebe von doppelter Bedeutung, durch ſie erſt wird das Haus geſegnet und alle Werke des Gemeinſinns, alle Anſtalten und Einrichtungen und Vereine zur Bekämpfung der Noth des Lebens, zur Förderung des Gemeinwohls, ſie erhalten erſt dann ihren vollen Segen und entfalten ihren ganzen Werth, wenn die perſönliche opferwillige Liebe, die am Kreuz ihr Urbild hat, ſie durchdringt und belebt.

Steig herab vom Kreuz und lehr' uns dulden und hoffen. Dies Bild der Schmerzen und der Todesnoth, das am Charfreitag vor uns ſteht, iſt ja von Alters her der tröſtende Begleiter und Freund aller Leidtragenden und Bekümmerten, aller Kranken und Sterbenden geweſen. Aber dann erſt wird es ſeinen vollen Segen uns ſpenden, wenn es für uns und in uns lebendig wird; wenn auch in uns die feſte Zuverſicht auf den Sieg des Guten und Wahren lebt, die noch aus ſeinen brechenden Augen leuchtet, die fromme Ergebung in des Vaters Liebeswillen, die auf ſeinem Antlitz ruht und ſeinen Schmerz verklärt. Auch unſere Seele hält und ſtärkt in den Stunden heißen Kampfes und tiefer Trübſal allein das Bewußtſein, daß wir Kinder Gottes ſind; das allein lehrt uns auch ein unverſtandenes, räthſelvolles Geſchick ergeben hinnehmen, als geordnet von der Hand der ewigen Liebe, und ſtille dulden, was ſie uns ſchickt; das allein lehrt uns auch dann noch hoffen, wenn das ſinnliche Auge keinen Hoffnungsſtern mehr ſchaut, ſondern

nichts als schwarze Nacht; das allein läßt uns den ganzen Werth des verborgenen Menschen des Herzens erfassen, der erst dann recht erneuert wird, wenn der äußere Mensch vergeht. Das ist's aber gerade, was vom Kreuze uns in aller Fülle entgegenleuchtet, so oft diese Gestalt des duldenden Gottessohnes für uns lebendig wird. Darum, so oft in schweren Trauerstunden das Kreuz von Golgatha vor unsere Seele tritt, laßt uns an ihm das verborgene Gottesleben suchen, das auch in uns das schlummernde Leben treu ausharrender, stille duldender, gläubig hoffender Gotteskindschaft weckt.

Und so werde es nun auch das Gebetswort, das uns am Tische des Abendmahles die Pfänder und Zeichen seines Todes lebendig macht. Steig herab vom Kreuze, Gottessohn und mache Wohnung in uns! Möget ihr ihn vor Allem als den geistig Nahen und Lebendigen erfahren, die ihr zum ersten Mal diese heilige Feier begeht, in der schon so viel Tausende neue Lebenskraft, Trost und Muth empfangen, durch alle Jahrhunderte hin. Er, der Gekreuzigte und um seines Kreuzestodes willen ewig Lebende, der euch an diesem Tische grüßt, ruft heute euch vor Allen zu: Siehe, das that ich auch für dich und dir zu Gute! So werde es nun auch eures Herzens feierliches Gelöbniß: Alles fortan für ihn zu thun, auf daß im heiligen Bundesmahle auch in euch lebendig werde und neues, höheres Leben wecke der vom Kreuz gestiegene Gottessohn!

Amen.

Der Gang auf den Opferberg.

Worte an meine Gemeinde nach dem Tode meines einzigen Töchterleins gesprochen den 7. September 1884 in der deutsch-evangelischen Kirche Windsor Road, Denmark Hill, London, S.E., von

Alex. Phil. Wysard.

Text: 1. Mose 22, 1—18. Nach diesen Geschichten versuchte Gott den Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Siehe hier bin ich. Und er sprach: Nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du lieb hast, den Isaak und gehe in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. Da stand Abraham am Morgen frühe auf und sattelte seinen Esel, und nahm mit sich seine zwei Knaben und seinen Sohn Isaak und spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf und ging hin an den Ort, davon ihm Gott gesagt hatte. Am dritten Tage hob Abraham seine Augen auf und sah den Ort von Ferne. Da sprach Abraham zu seinen Knaben: Bleibet ihr hier mit dem Esel, aber ich und der Knabe wollen dorthin gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und Abraham nahm das Holz zum Brandopfer und legte es auf seinen Sohn Isaak. Er aber nahm das Feuer und Messer in seine Hand und sie beide gingen miteinander. Da sprach Isaak zu seinem Vater Abraham und sagte: Mein Vater! Abraham antwortete: Siehe, hier bin ich, mein Sohn! Und er sprach: Siehe hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lämmlein zum Brandopfer? Und Abraham antwortete: Mein Sohn! Gott wird sich ein Lämmlein zum Brandopfer ersehen. Und sie Beide gingen mit einander. Und als sie an den Ort kamen, den Gott ihm sagte, bauete Abraham daselbst einen Altar und legte das Holz ordentlich darauf und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz. Da streckte Abraham seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachte. Darauf rief ihm der Engel des Herrn vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Und er antwortete: Siehe hier bin ich. Da sprach er: Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts, denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deines eigenen Sohnes nicht verschont um meinetwillen. Da hob Abraham seine Augen auf und sah hinter sich einen Widder mit seinen Hörnern in den Hecken verwickelt. Da ging Abraham hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer anstatt seines Sohnes. Und Abraham nannte den Ort: Der Herr wird sehen. Daher man noch auf den heutigen Tag sagt: Auf dem Berge des Herrn wird gesehen (Fürsorge gethan)! Und der Engel des Herrn rief

dem Abraham abermal vom Himmel und ſprach: Ich habe bei mir ſelbſt geſchworen, ſpricht der Herr, weil du ſolches gethan und deines einzigen Sohnes nicht verſchonet haſt, daß ich dich gewiß ſegnen und deinen Samen mächtig mehren will wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Geſtade des Meeres, und dein Same ſoll die Thore ſeiner Feinde beſitzen, und in deinem Samen werden alle Völker der Erde geſegnet werden, weil du meiner Stimme gefolget biſt.

Liebe Freunde! Ihr wißt welch' ſchwere Trübſalswolke ſeit Neujahr über meinem Hauſe ſich lagert, ihr wißt wie ein ſchrecklicher Zufall — um in der Sprache der Welt zu reden — dem Leben meines einzigen, innigſtgeliebten Töchterleins im Alter von 10½ Jahren ein jähes und furchtbares Ende bereitet hat. Es ſpielten am 27. Auguſt mehrere Kinder unſerer Gemeinde „Schneewittchen," durch Loos war meiner lieben Kleinen die Titelrolle zugefallen. Ihr Kleid fing Feuer. Die Flammen ſchlugen über ihrem Haupt zuſammen. Nachdem Gott ihr gegeben, trotz Brandwunden an Geſicht, Hals, Armen, Händen und Beinen den ganzen Zauberduft ihres Gemüths zu enthüllen und uns die Herrlichkeit des Wortes Jeſu (Matth. 18, 10): „Ihre Engel ſchauen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel" zu offenbaren; hat er ihr den 31. Auguſt, Sonntags früh 3¼ Uhr, unerwartet und gegen die ausgeſprochene Hoffnung des Arztes auf volle Geneſung, — plötzlich und ſchmerzlos die treuen Augen zugedrückt.

Eine entſetzliche Prüfung! Ihr habt ſie ja, liebe Freunde, nicht nur gekannt, ihr habt ſie geliebt, wie nicht bloß die 70 reichen Kränze und Kreuze, die ihr auf ihr Grab gelegt, bezeugen, ſondern vor allem die köſtlichen Troſtworte, welche uns von allen Seiten — zugleich Zeugniſſe wie tief manche dem lieben Kinde in's Auge geſchaut — zu Theil geworden ſind. Ja, ſie war, wie mein Nachbar, der Baptiſten-Prediger, der trotz dogmatiſcher Differenzen in herzlichem Mitgefühl ſeine Gemeinde für uns Schwerheimgeſuchte beten ließ, ſagte: „Ein Diamant, deſſen Aechtheit der erſte Aufblick ihrer leuchtenden Augen verkündete."

Meine Freunde! Ihr wißt, ich glaube nicht an den Gott „Zufall," aber auch nicht an einen Gott „des Zufalls," der Willkür, der uns zu Liebe die ewigen Ordnungen mittelſt deren er nach dem unerbittlichen Geſetz von Urſache und Wirkung das All regiert, durchbricht; ſondern an einen Gott, der ſeine allerdings wunderbare, weil für uns unfaßbare, Herrlichkeit offenbart, nicht durch Durchbrechung ſeiner ſelbſtgewollten Weltordnung, wohl

aber in der das Kleinste (Matth. 10, 29, 30) wie das Größte, das Sonnenstäubchen wie den Sonnenball, das Einzel- wie das gesammte Menschheits-Leben umfassenden und allbeherrschenden Gesetzmäßigkeit; an einen Gott der sein ewiges Wesen — Allmacht, Vernunft, Heiligkeit — enthüllt in immer höher steigenden Entwicklungsstufen vom Unorganischen zum Organischen, vom Physischen zum Geistigen und Sittlichen, bis er auf höchster Stufe im Geiste, Gemüth und Herzen des Menschen, vor allem im großen Gottesherzen Jesu uns sich schauen läßt als ewige Liebe, Gnade und Barmherzigkeit. Ja wohl, der Gott, an den ich glaube, schaut mit ehernen Zügen unerbittlicher Gesetzmäßigkeit aus der Unverbrüchlichkeit seiner Naturordnung; — giebt sich uns aber als ewige Liebe zu erfahren in Christo Jesu und in dem von ihm ausgegangenen, die Menschenheit zum Reiche Gottes verklärenden Geist der christlichen Gemeinschaft.

Meine Freunde! Seit mehr als sieben Jahren predige ich euch das Evangelium Jesu Christi. Drum habt ihr ein Recht und namentlich ihr, die ihr meine Ehrlichkeit und Offenheit schätzt, ohne meinen Standpunkt zu theilen, habt ein Recht mich zu fragen, ob dieser Glaube Stand hält in den Tagen tiefsten Leidens und Entsagens. Denn ein Glaube, der sich nicht bewährt in der Trübsal und Heimsuchung, ist keine Gotteskraft, sondern ein Wahn und verdient mit Füßen getreten zu werden.

Meine Freunde! Wenn ich während der schrecklichen Heimsuchungen, die dieses Jahr über mich und mein Haus gekommen sind, mein irdisch Lebensglück zertrümmernd, wenn ich in dem, was ich euch bis heute offen und freudig gepredigt habe, keinen Halt, keinen Trost gefunden: so hätt' ich den sittlichen Muth und das Pflichtgefühl, diese meine Weltanschauung Lügen zu strafen und euch zuzurufen: „Wendet euch von ihr ab, sie ist eitel Dunst und Selbstbetrug." Aber auch in dieser Fassung hat sich das Evangelium Jesu Christi an mir erwiesen als eine Kraft Gottes selig und stark zu machen den, der daran glaubt.

Darum wollen wir heute mit einander wandeln hinan

Den Opferberg Moriah,

I. Mit Abraham dem Anfänger,
II. Mit Jesus Christ, dem Vollender unseres Glaubens.

I.

Mit Abraham: „Nimm Isaak deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und opfre ihn mir zum Brandopfer auf dem Berg Moriah." Ihr wißt, Abra-

ham ist nach der alt-testamentlichen Darstellung der große religiöse Bahnbrecher, der von der Anbetung von Sonne, Mond und Sterne, Baal, Moloch, Astarte, von der Anbetung der Geschöpfe durchdrang zur Erkenntniß und Anbetung des Schöpfers, den er den „Allmächtigen" nannte. Lange hat der fromme Scheik der Wüste des Glücks eines Sohnes und Erben entbehrt. Siehe! Da wird wieder alles Erwarten und Hoffen dem schon hoch Betagten ein Sohn geboren; fröhlich wächst er auf, des Hauses Lust und Sonnenschein, des Vaters und der Nachwelt Hoffnung. Ist er nicht der Erbe und Vererber des neuen Gottesgedankens, nicht der Auserwählte, durch den als Verpflanzer der wahren Gotteserkenntniß alle Geschlechter auf Erden sollen gesegnet werden? Aber siehe, Abrahams Väter, Abrahams Stammgenossen, alle Anbeter des schrecklichen Molochs, haben die Gewohnheit und die Selbstverleugnung, ihrem furchtbaren Gott die Erstgeborenen als sühnendes Opfer in die feurigen Arme zu legen. Und er, der Bahnbrecher, sollte seinem neuen, viel herrlicheren Gott gegenüber weniger Selbstverleugnung, weniger Treue und Liebe besitzen als die, welche noch im Schatten des Irrthums wandeln. „Opfere mir deinen Sohn als Brandopfer," tönt's durch seine Seele. Freilich ein dunkles Räthsel, ein unfaßbarer Befehl, nicht nur den einzigen Sohn, die Hoffnung seines Alters, sondern auch den Träger so köstlicher Verheißungen zu opfern. Doch sich selbst zum Beweis, daß sein Glaube nicht laxer, nicht bequemer als der seiner Väter, macht er sich auf. „Was Gott gebeut das muß geschehen." Schon ist er mit zwei Sklaven und dem Sohne zwei Tagereisen gewandert, da sieht er den Opferberg Moriah ragen, von dem herab einst der Tempel Zions die Pilger grüßen sollte. Er läßt die begleitenden Sklaven am Fuße des Berges zurück. Das schreckliche Opfer will er ohne Zeugen seinem Gotte bringen. Im Morgengrauen des dritten Tages erklimmen Vater und Sohn den Opferberg. Welch ein Gang! Mit der Arg- und Ahnungslosigkeit des Kindes schreitet der Knabe an der Seite des tiefbekümmerten Greises, der sich in seinem Gewissen gedrängt fühlt, sein Liebstes und Köstlichstes, ihn den so unbefangen, vertrauensvoll, neben ihm schreitenden Sohn, seinem Gott zu opfern. Plötzlich schlägt der Knabe seine leuchtenden Augen auf und frägt verwundert, auf das Bündel weisend, das er trägt: „Vater, ist hier Feuer und Holz, aber wo das Opferlamm?" Welch schrecklicher Augenblick für den armen Vater! Was muß durch seine bange kaum gefaßte Seele gegangen sein! Doch er nimmt sich zusammen. „Was Gott gebeut, das muß geschehen." Gelassen spricht er: „Mein Sohn,

Gott selbst wird sich ersehn ein Opferlamm!" Und weiter ziehen Vater und Sohn still und schweigend durch den dämmernden Morgen.

Manch schweren Gang hat er gethan,
Doch keiner kam so schwer ihm an.
Doch will er auch noch diesen gehn,
Was Gott gebeut das muß geschehn. (Gerok.)

Und jetzt haben sie den Berg erklommen. Abraham errichtet einen Altar aus umliegenden Steinen, schichtet Holz darüber, bindet das Opfer und legt auf den Altar — Isaak seinen Sohn. Schrecklicher Moment, wo der mit seinem Geist längst zu beff'rer Erkenntniß durchgedrungene Vater noch einmal sich im Herzen windet unter der Macht der entsetzlichen, durch Jahrtausende geheiligten Verwirrung des Gewissens. Schon zuckt er das Messer — den Opferstahl. Da tönt auf einmal eines Engels Stimme: „Abraham! Abraham! Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts; denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest. Du hast dein eigen Selbst geopfert, indem du deines einzigen Sohns nicht verschonen wolltest um meinetwillen."

Meine Freunde! Diese Engelstimme ist nichts anderes als Gottes Stimme in Abrahams Brust. Das Aufblitzen des neuen religiös-sittlichen Bewußtseins, das sich endlich für immer von einem schrecklichen Wahn der Väter, ja der zeitgenössischen Menschheit, losgerungen hat. Es ist der weltgeschichtliche Moment, wo zur neuen Gotteserkenntniß die Erkenntniß des Wesens wahren Gottesdienstes trat, wo die ringende Menschenseele zur Wahrheit durchdrang: „Gehorsam ist besser denn Opfer." Freilich, ihr wißt, wie es noch Jahrhundert-langer Kämpfe der besten in Israel — der Propheten — kostete, bis das Volk allmählig vom Menschen- zum Thier- und Pflanz-Opfer emporsteigend, wirklich zu der Höhe sittlicher Erkenntniß gelangte: „Gehorsam ist besser denn Opfer," ja wie es erst der selbst verläugnenden, sich selbst opfernden That des Menschensohnes bedurfte, ehe die Menschheit wirklich vom Opfer ließ und die Wahrheit sie durchdrang: „Opfer, die Gott wohlgefallen, sind ein geängstigter Geist und ein zerschlagenes Herz, (Psalm 51, 19) ist „Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst" (Marc. 12, 33) ist Hingabe des ganzen Menschen in den Dienst der Menschheit (Röm, 12, 1).

Doch noch mehr! In jenem großen weltgeschichtlichen Augenblick ist Abraham auch der Vorläufer aller derer, von denen

Gott in dunkler Stunde das schwerste Opfer verlangt, es ihnen aber zuletzt doch wieder erläßt.

Es wallen ja zum gleichen Ziel,
Zum Opferberg der Pilger viel!

Du, der Du in schwerer Zeit nicht bloß um Hab und Gut, sondern um die Ehre deines Hauses gezittert! Du, der Du Dein liebes Weib, die Mutter Deiner Kindlein, am Morgen zum Abschied küßtest, und am Nachmittag mit zertrümmertem Schädel hoffnungslos unter den Händen der Aerzte wiederfandest. Ihr alle, die ihr Tage und Nächte gewacht am Bett eines lieben Kranken, die ihr die Pulsschläge gezählt, das Steigen und Fallen der Fieberguth mit Zittern und Zagen beobachtet, wissend ein Gradtheilchen mehr und der Tod ist unvermeidlich, ihr die ihr in furchtbarer Aufregung auf den Entschluß eines andern gewartet, der für alle Zukunft über euer Herz, Laufbahn, Leben entscheiden sollte: — ihr alle seid mit Abraham den Opferberg emporgestiegen. Auch ich habe meine liebe Kleine drei Mal hinaufgetragen, selbst damals schon, eh sie den Tag gegrüßt und beinah ihre Mutter ins frühe Grab gerissen hätte, als ich verzweifelnd zum Arzte sprach: „Rette die Mutter."

Aber, meine Freunde, wir durften wie Abraham mit getröstetem Herzen und freudeleuchtenden Augen vom Opferberge wieder hinuntersteigen, das wiedergeschenkte Opfer selig schließend in die Arme, an's Herz.

Der Anfang war so trüb und schwer
So fröhlich war die Wiederkehr!
Der Morgen graut in Sorg und Noth —
So selig glüht das Abendroth!

Doch, meine glücklichen Freunde, seid ihr auch innerlich gesegnet wie Abraham vom Opferberg gestiegen? Oder habt ihr nur die wiedergewonnene Gabe ans wonnezitternde Herz gedrückt, nicht aber die segnende Hand erfaßt und festgehalten, dankbar und selig durch's ganze Leben? O dann seid ihr nicht gesegnet, nicht reich am Herzen herunter gestiegen. Sieh, nach der seligen Stunde auf Moriah konnte keine Glaubens- und Lebens-Prüfung Abraham mehr irre machen an seinem neu erkannten und nun schon altbewährten Gotte. Sein Gott war nicht mehr ein Gegenstand bloß der Erkenntniß, sondern der Erfahrung, sein Erkennen war gegangen durch den Blut-Tiegel bitterer aber festmachender Prüfung, war geläutert zum köstlichen Golde, das nimmer mehr vom Rost des Zweifels und Wahnes

angefreſſen werden konnte. Ja, meine Freunde, wer in ſolcher Trübſalsſtunde nicht nur das Verlorene wiedergefunden, ſondern die ſegnende Hand Gottes geſchaut und erfaßt, der wird auch dann an ſeinem Gott nicht irre werden, wenn er nun wirklich das Opfer verlangt, wie er's von mir gefordert, nachdem er mich des ſtillen Glanzes und Sonnenſcheins des ſo oft aufgegebenen und immer wiedergeſchenkten Kleinods hat 10 volle Jahre genießen laſſen. Denn, meine Freunde, die Stunde kommt, die Stunde kommt für jeden, wo Gott, Rechenſchaft verlangend, zurückfordert jedes Gut, das er ihm geliehen und zwar meiſtens gerade dann, wenn das Kleinod uns doppelt theuer, wenn das theure Leben mit allen Faſern unſeres Daſeins verwachſen iſt. Und dann könnt ihr das Opfer nur bringen, wirklich aus tiefſtem Herzen ſprechend: „Dein Wille geſchehe," wenn ihr den Opferberg erklimmt mit

II.

Jeſu Chriſto dem Vollender unſeres Glaubens.

Denſelben Weg zum Opferberg hinan machte Jahrtauſende nach Abraham ein anderer, der uns erſt ganz und gar gezeigt, wie das Menſchenkind, wenn auch zitternden und zagenden Herzens, doch aufgerichteten Hauptes und gottverklärten Angeſichts den Opferberg erklimmt. Es iſt der, welchen wir *Gottesſohn* nennen, weil weder der Kampf mit der Sünde, noch mit dem Geſchick, ja nicht einmal die Todesnoth am Kreuz, das ſelige Gefühl ſeiner Gottesgemeinſchaft und Gotteskindſchaft je hat trüben können. Römer 8, 14, 15. Eben hat ihm Petrus am Fuß des Hermon im Namen ſeiner Mitapoſtel zugerufen: „Du biſt Chriſtus, der Sohn des Lebendigen." Jeſus wußte, daß, was nun auch kommen möge, ſeine Jünger reif ſeien, an ſeine Statt zu treten. Da ſprach der, den er nicht bloß wie Abraham als den Allmächtigen, nicht bloß wie Moſes als den Ewigheiligen, nicht bloß wie die Propheten als den Gerechtſtrafenden und Gnädigverzeihenden, ſondern ſeinem innerſten Weſen nach als die *ewige Liebe*, die nicht nur über den Sternen, ſondern vor allem im Menſchenherzen thront und Wohnung macht, als *den Vater aller* Gnade und alles Erbarmens, erkannt und verkündet hatte. Der ſprach zu ihm: „Mache dich auf nach dem Opferberg Moriah, nach Jeruſalem, und opfere dich ſelbſt auf dem Altar deines Volkes und der Menſchheit." Und ſiehe, er zieht dahin nach der heiligen Stadt, nach der Burg des alten Väterglaubens und des ſataniſchen Unglaubens für die neue frohe Botſchaft vom Reiche Gottes. „Wir ziehen hinauf nach Jeruſalem. Denn

des Menſchenſohn muß überantwortet werden den Heiden und ſie werden ihn geißeln und kreuzigen.“ „Dies wiederfahre dir ja nicht“ ruft im Entſetzen der Liebe der erſchütterte Petrus. Ach ſie hatten ja gehofft, er ſollte Iſrael erlöſen und nun ſprach er von Tod und Kreuz, dem Ende des Verbrechers. Jeſus, die furchtbare Verſuchung, die in jeder Bitte der Liebe liegt, raſch von ſich weiſend, ſpricht zu dem, den er eben als Felſen ſeiner Kirche erklärt: „Satan, weiche von mir; denn du willſt nicht was göttlich, ſondern was menſchlich.“ Und ſie ziehen weiter bis ſie ſtehn auf Moriah, dem heiligen Tempelberg. Und nun, als es gilt das Opfer zu bringen, als die Hand ſich nach ihm ſtreckt, die ihn auf das Todesholz liefern ſollte, da überkommt auch ihn noch einmal im Garten Gethſemane-menſchliches Zagen. Er iſt betrübt bis in den Tod. Er bittet: „Iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber.“ Aber ſein Vater antwortet ihm: „Es muß ſein.“ Das Samenkorn bringt nicht Frucht, es ſterbe denn. Du mußt fallen ein Opfer des Gehorſams zur Krönung deiner Gerechtigkeit, fallen ein Opfer der Lüge, des geiſtlichen Hochmuths, der heuchleriſchen Herrſch- und Habſucht, daß in deinem Tod die Menſchheit zur Erkenntniß, zur Verdammung der Sünde komme und in Buße ſich ſelbſt kreuzige. Du mußt ſterben zur Beſiegelung der frohen Botſchaft von der Gnade Gottes und der Vergebung der Sünde, damit in deiner bis in den Tod treuen Liebe und Vergebungskraft die Menſchheit ein Unterpfand habe von einer unendlichen Liebe, die Alles vergeben kann, ſobald nur bereut iſt. Du mußt fallen ein Opfer des Meſſiastraumes dieſes Volkes, daß der Glaube an den Welterlöſer und Verſöhner ſich Bahn breche und die alte Verheißung, gegeben auf Moriah, endlich Ja und Amen werde: „In deinen Namen ſollen geſegnet werden alle Geſchlechter der Erde.“ Und ſiehe, nachdem er ſich im Gebet ſelbſt beſiegt, ſpricht er opferbereit: „Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe“ und läßt ſich gefaßt, ohne Murren ſeine Feinde ſegnend, an's Holz ſchlagen, das große Erlöſungs- und Verſöhnungsopfer der Menſchheit auf Moriah, dem alten Opferberg.

Meine Freunde, das iſt der Höhepunkt der wunderloſen Religion. Ihr Segen liegt nicht darin, daß Gott dem Rade des Geſchicks in die Speichen fällt, nicht darin, daß er uns das einmal verhängte, weil für die Sache des Reiches Gottes nöthige und uns daher heilſame Kreuz abnimmt, ſondern darin, daß er es verklärend uns tragen hilft und in tiefſter Noth uns ſeiner ſtärkenden, beſeligenden Vaternähe verſichert. Wo und wann war der Heilige

heiliger, der Selbſtverleugnende ſelbſtverleugnender, der Liebende liebender, der Gottſelige gottſeliger? Wo wandelte ſich je Erniedrigung widerſpruchsloſer in Erhöhung, Schmach in Verklärung? Wo leuchtete ſein Bewußtſein Gottes, als ſeines Vaters, ſtrahlender als aus der Nacht am Kreuz? Wann verkündete der Vater aller Welt lauter: „Dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe," als aus der Todestreue am Kreuz, die da betet: „Vater vergieb; Mutter ſieh deinen Sohn; Vater in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt."

Meine Freunde, Jeſus Chriſtus lehrt durch ſein ſeliges, beſeligendes, erhabenes Ende am Kreuz, daß demjenigen, welcher ſein Liebſtes und damit ſich ſelbſt Gott opfert, es tauſendfach vergolten wird, innerlich, an ſeinem innern Menſchen, wo Gott, ſich einen Sitz und Tempel ſchaffend, vor Allem als die ewige Liebe thront.

Meine Freunde! Wie viele von euch ſind ſchon denſelben Weg gegangen und haben nach dem Maß ihres Chriſtenthums, ihres unbedingten Vertrauens auf Gott, ihrer Beugung unter ſeinen Willen dieſelbe ſelige Erfahrung gemacht. Du, der du fern von Weib und Kindern den Pflichten deines Berufes folgend, kaum der hohen See entſtiegen, vernehmen mußteſt, daß der Tod dir die Gattin und deinen Kindlein die Mutter geraubt. Du, der du angeſichts des ſichern Hafens — an Geld und Gut Schiffbruch gelitten und wieder anfangen mußteſt zu ſäen, gerade wo du, durch Alter berechtigt, ernten wollteſt. Du, der du, wie ich, dein liebliches Töchterlein, ihr euren hoffnungsvollen Sohn, die Stütze eures Alters, auf Moriah geopfert; wir, die den Freund begruben, der unſrer Seele theuer war, wie Jonathan dem David, du, die am toddrohenden Krankenbett der alten eignen Mutter, die erſchütternde Nachricht vom plötzlichen Tode deines allgeliebten Gatten erhielteſt; ihr alle habt es, wie unſer Herr und Meiſter, erfahren: der Segen der Selbſtverläugnung und der Beugung unter Gottes Willen — ſind nicht Zeichen und Wunder, nein, Gott nahm das Opfer hin; ſondern ſeine tröſtende, ſeine ſtärkende, ſeine aufrichtende Nähe, er ſelbſt, wie er euch nahe trat aus dem Mund liebender mittragender Seelen in ſeinem ſelig machenden und ſtärkenden Wort, in ſeinem Geiſt, mit dem er eure Seele füllte.

Der Jünger iſt nicht über ſeinem Meiſter und hat er, der Meiſter, in den Tagen ſeines Fleiſches mit ſtarkem Geſchrei und Thränen — Gebet und Flehen geopfert dem, der ihm allein konnte aushelfen vom Tode, hat er, der Heilige, an dem, was er litt, Gehorſam lernen müſſen, ohne daß ſein Vater ihm aushalf

mit Zeichen und Wundern; — warum ſollten wir, wenn das Rad des Geſchickes über unſere Bruſt, tief durch unſer Herz geht, Zeichen und Wunder erwarten?

So hat er auch meinem armen Kinde, als es in Flammen, nicht mit einem Rettungswunder ausgeholfen und hat ihr und uns doch über alle Maßen wunderbar durchgeholfen. Iſt es nicht Gottes Barmherzigkeit, daß er mitten in der entſetzlichen Heimſuchung des Kindes Empfindungsnerven durch den urplötzlichen Schrecken für Schmerz unempfindlich machte und ſie den ganzen herrlichen Duft ihres Gemüths noch in den letzten Tagen ihres Daſeins aushauchen ließ? Iſt es nicht Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der unſere Arbeit an und unſere Gebete über unſeren Kindern ſegnet, daß er dem ſchuldloſen Kinde, kaum den Flammen entriſſen, das kindliche, ſeiner ſelbſt vergeſſende, Wort auf die armen verbrannten Lippen gab: „Vergebt, daß ich meiner Freundin Kleid verbrannt," daß, als ſie mich armen erſchütterten Vater ſah, ſie ausrief: „Vater, ich will dir Alles ſagen; aber küß' mich, Gott hat mich gerettet;" und dann mit einem langen thränen-umflorten Blick: „Schreib' der Mutter nicht, ſonſt wird ſie wieder krank." Iſt es nicht Gnade und Barmherzigkeit, wie er mich auf der höchſten Höhe der Hoffnung das Kind bald und unentſtellt wieder hergeſtellt zu ſehen, an der Hand nahm und in's tiefe Thal des Schreckens führte, um mich zum ſchwerſten Opfer willig zu machen? Am Abend vor dem Ende nämlich, als nach dreimal vierundzwanzig Stunden die Wandlung zum Tode eintrat, ließ er in mir und der treuen Pflegerin den ſchrecklichen Gedanken aufblitzen: „Weh, wenn wir das liebe Kind durchbrächten, aber entdeckten, daß die Leiblich-Geheilte im Geiſt verfinſtert, der goldne Sonnenſchein ihres Gemüthes verdunkelt wäre." Von dieſem Gedanken erſchüttert, beteten wir beide: „Herr, dann nimm ſie hin; lieber wollen wir ſie ohne Murren auf deinen Altar legen, als daß es Nacht in dieſer reinen, hellen Sonnenſeele würde, ſo daß, als ſie nach wenigen Stunden unter unſeren Händen die treuen Augen ſchloß, ihr Tod uns nicht mehr als ein Opfer, ſondern als eine Erlöſung, als Erhörung unſres Gebets erſchien und wir ſchon damals, wenn auch mit Weinen, doch gefaßt und ergeben, ſprechen konnten: „Der Herr hat ſie gegeben, der Herr hat ſie genommen — der Name des Herrn ſei gelobt."

So erweist ſich unſer Gott auch heute noch, wie an ſeinem Sohne Jeſu Chriſto, ſo an allen, die ihm gehorchen, unbedingt, weil im Vertrauen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, auch die ſchrecklichſten, zum Beſte dienen müſſen; — ſo erweist er

ſich auch an ihnen noch heute nicht durch äußere Zeichen und Wunder, wohl aber durch die herrlichen Wunderoffenbarungen im Geiſt und Gemüth als Vater und Allerbarmer in jeder Noth.

Aber noch mehr! Wer von euch iſt je vom Opferberg herniedergeſtiegen und hat da ſein Liebſtes auf dem Altar des Gehorſams gegen Gott geopfert ohne innerlich reicher geworden zu ſein an ſelbſtverläugnender Liebe, gewiſſenhafter Treue gegen die, welche ihm Gott noch gelaſſen. Jedes Kindlein, das wir opfern, der Gatte, die Gattin, die Gott uns vom Herzen reißt, ruft wie der ſterbende, ſich ſelbſt opfernde Erlöſer vom Kreuz, uns zu: „Mutter, ſieh deinen Sohn, deine Tochter; Bruder ſieh deine Schweſter; Sohn deine vereinſamte Mutter; Tochter deinen trauernden wie vom Blitz getroffenen Vater!“ Schließet die Reihen, die ſich lichten; zahlt tauſendfach an den Ueberlebenden die Schuld ab, die ihr dem Vorangegangenen ſchuldig geblieben und nicht abtragen könnt! Ja du trauernder Vater, Mutter, Bruder, Sohn, Tochter!

O lieb', ſo lang du lieben kannſt,
O lieb', ſo lang du lieben magſt,
Es kommt die Stund', es kommt die Stund',
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Aber noch reicheren Segen läßt Gott ſproſſen aus den Opfern, die wir auf Moriah gefaßt und ergeben, wenn auch mit Weinen bringen.

Schon unzählige Male hab' ich es euch von dieſer Kanzel verkündet: der Chriſt, das heißt, der Menſch, der mit Chriſtus den Opferberg von Golgatha erklimmend, in Buße der Sünde abgeſtorben und im Glauben, in herzlichem Vertrauen und Hingebung an die Gnade Gottes in ihm, zu einem neuen Geiſtesleben auferſtanden iſt; — fürchtet ſich vor dem Tode nicht. Er hat von Chriſtus beten gelernt; „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt.“ Denn was auch die dunkle Todespforte bergen mag, eines weiß er gewiß, der Tod iſt nur ein Heimgang; hinter wie vor der Todespforte erwartet ihn derſelbe Gott der Barmherzigkeit und Liebe. Aber, meine Freunde, dieſes chriſtliche Siegesbewußtſein dem Tode gegenüber ſteigt und fällt je nach der religiös-ſittlichen Höhe unſeres inneren Menſchen. Und ſeit es Mode geworden iſt, die Ewigkeit für ein Ammenmärchen zu erklären, gut für Kinder, ſchwache Weiber und Thoren; während das geiſtreiche Volk der Welt, die Athener, dieſe Hoffnung als ein Privilegium der geiſtig Auserwählten, unter dem Siegel eidlichen Geheimniſſes den geprüften und bewährten

Söhnen ihres Stamms offenbarten — sind Tausende irre
worden an diesem seligen Glauben.

Wo wir nun aber ein geliebtes Wesen, nicht nur F
von unserm Fleisch, sondern Geist von unserm Geist, gehe
durch den allverklärenden Geist von Oben, auf dem Altar
Gehorsams opfern müssen, da erweist sich wieder, daß die Li
stärker denn der Tod. Da werden alle Zweifel begr
in dem tiefen Abgrund der Sehnsucht nach dem verlorenen
liebten Wesen und was alle Weltweisheit nicht vermocht, ver
der Liebe Allmacht. Sie hat Jesum von den Todten erw
sie erweckt unsere Todten aus dem Grabe, daß wir sie wie He
der Ewigkeit verklärt stehen sehen auf den Zinnen der ew
Stadt, sprechend: „Vater, Mutter, Geschwister was weinet
Ich bin durch Schmerz und Tod eingegangen in die ewige K
lichkeit, ich bin daheim bei Gott, steigt herauf, folgt mir na

So läßt Gott dem wahrhaft Christgläubigen Leben spr
aus dem Tode, so wandelt er Nacht in Licht und die Tri
in ewige Hoffnung.

Aber nur unter einer Bedingung. Gehorche der Sti
deines Gottes! Glaube!

„Was Gott gebeut' das muß geschehen,
Das and're wird der Herr versehen.
Drum bringe du dein Opfer still
Und füge dich wie Gott es will.
Drum trage nur und frage nicht,
Drum wage nur und zage nicht."

Ja frage nicht und zage nicht! Jene thörichten „Warum's",
die der Glaube an einen Gott der Willkür so oft selbst aus auf-
richtig-frommen Herzen auf die Lippen drängt, sind die Fang-
schlingen des Zweifels und des Wahnsinns, der Wurm, der nicht
stirbt, das Feuer, das nicht löscht. Unbedingt gehorchen, wenn
Gott durch die Stimme des Schicksals gesprochen hat; blind,
schauend weder rechts noch links, aber aufrecht, mit auf Gott ge-
richtetem Haupte, den edlen Dulder und Sieger am Kreuz vor
Augen — den steilen Opferberg hinanklimmen; — das heißt
glauben, das heißt sich selbst und das Geschick überwinden, das
heißt Himmel und Erde erstürmen. Nicht jenes ängstliche Fürwahr-
halten des Bibelbuchstabens, oder vergilbter Glaubensbekenntnisse,
Denkmäler vergangener Glaubens-Phasen, ist Glaube. Der Buch-
staben-Glaube ohne Geistesglaube ist so gut wie eine oberflächliche
philosophische Weltanschauung ohne religiös-sittliches Fundament,
ein Rohrstab, der nicht nur in der Hand, die darauf sich stützt,
gerade zur Zeit der Noth zerbricht, sondern die Hand noch schnöd

verwundet, die vertrauend darauf sich lehnt. Ja nur der Glaube, orthodox oder modern, der unbedingtes Gottesvertrauen, unbedingte Beugung unter Gottes Willen, heiliges Streben ist, sich seinen ewigen Anordnungen einzuordnen, statt stürmisch zu verlangen, daß Gott seine Ordnungen um unsertwillen durchbreche, nur dieser Glaube, der das wahrhaftige Leben der Seele in Gott, das Kindschaftsbewußtsein ist, das sich nicht mehr fürchtet, sondern in jeder Lage und Noth betet: Abba lieber Vater! — Dieser Glaube allein ist Christenthum, ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Mag daher kommen was da will; liebe Freunde, lasset uns allezeit uns demüthigen unter die gewaltige Hand Gottes, so wird er uns erhöhen zu seiner Zeit, so wird er uns auch in der dunkelsten Stunde, der unseres Todes, schauen lassen sein Gnadenangesicht und hören lassen seine Gnadenstimme: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; geh' ein zu den verklärten Deinen! Geh' ein zu deines Herrn Freude."

Amen.

Das Heil ist in keinem Andern als in Christus.

Predigt von August Grob, Dekan, Pfarrer am Linsebühl, St. Gallen.

Text: Apostelg. 4, 12. Es ist in keinem Andern das Heil, es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem wir selig werden sollen.

J. H. G.! Wir leben in einer Zeit, wo Alles in Frage gestellt wird. Kein Glaube ist so heilig, keine Ueberlieferung so altehrwürdig, keine bürgerliche und staatliche Einrichtung so in sich selbst vernünftig, daß sie nicht von den Mächten der Gegenwart angezweifelt oder thätlich angegriffen würden. Selbst die letzten Grundlagen eines sittlichen Menschendaseins, der Gottesglaube und die gesellschaftliche Ordnung, werden heftig bekämpft.

Viele sind erschrocken ob dieser Erscheinungen; sie fürchten Schlimmes, sie glauben, wir steuern mit vollen Segeln dem sittlichen und gesellschaftlichen Untergang entgegen; religiöse

Schwärmer prophezeien das Weltende in naher Frist. Wir sehen nicht so trübe. Wir können uns diese Zeichen der Zeit erklären und darum schwindet die Furcht. Die Welt steht am Uebergang in eine neue Zeit. Wissenschaft und Technik mit ihren unverhältnißmäßigen, ungeahnten Erfolgen weisen der Menschheit neue Bahnen an. Altes und Neues gährt in flüssiger Masse durcheinander, es raucht und dampft wohl auch, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget, aber das Gebilde wird sich erst noch gestalten. Die menschliche Einsicht ist in ihrem Jünglingsalter angelangt, sie hat eine Probe ihrer Kraft gesehen, nun ist sie etwas übermüthig geworden, reißt muthwillig alle Schranken ein, wie Knaben die Zaunhääge und entzieht sich der Zucht jeglicher Autorität. Aber alles hat seine Zeit und seine Schranke. Auf die schäumende Jugendlust wird folgen die ruhigere Vernunft des Mannesalters. Dann werden die Schlacken weggeworfen und das echte Gold, das immer Gold ist, bleibt.

Inzwischen thut so eine Uebergangszeit immer viel Gutes und viel Böses zugleich, so recht wie ein talent- und geistsprudelnder junger Brausekopf. Wie viel gesunde Aufklärung, Volksbildung, Licht und Wahrheit verdanken wir der Neuzeit auf der einen Seite, aber auf der anderen wieder wie viel Versündigung durch Irremachen und Verführung der ungebildeten und halbgebildeten Massen, durch Aergerniß der Kleinen und Schwachen im Reiche Gottes, durch eine falsche Weisheit, die Thorheit ist vor Gott.

Wie sehr man nun auch allezeit beruhigt sein mag, daß Wahrheit und Vernunft sich schon den endlichen Sieg erringen werden, es ist doch in so bewegten Zeiten doppelte Pflicht aller Fest- und Gutgesinnten, unbekümmert um Menschenlob oder Tadel einzustehen für das, von dem sie für sich überzeugt sind, daß es allem Volk zu seinem Heil und zu seiner Wohlfahrt nöthig ist, damit die Entscheidungszeit abgekürzt und der Schaden verringert werde. Die göttliche Wahrheit und Vernunft wirkt nur durch ihre irdischen Werkzeuge und die sind eben wir, die Menschen.

Unter Anderem muß auch unser Herr Jesus Christus viel leiden in dieser Zeit durch verächtliche Geringschätzung. Es wird nicht bloß die christliche Kirche und Kirchenlehre angetastet, (was immerhin im Interesse der Wahrheit geschehen mag, soweit christliche Kirche und Lehre einerseits und der Geist Jesu Christi anderseits zweierlei Dinge sein können); es wird vielmehr offen der eigenste Geist, die eigenste Lehre Jesu selbst angegriffen, als nicht mehr in unsere Weltanschauung hinein taugend. Der

Standpunkt der materialistisch ungläubigen Weltanschauung will Christum selbst bei Seite legen (vielleicht mit einem gewissen Ehrenrest von Achtung); die Losung lautet: das Christenthum hat sich ausgelebt, das Alte ist vergangen, wir pflügen ein Neues.

Dem gegenüber sagen wir mit den Worten unseres Textes in freudigem Glauben: „Es ist in keinem Andern das Heil, es ist kein andrer Name den Menschen gegeben, darin sie selig werden können, als der Name Jesu Christi."

Die Wahrheit dieses unseres Glaubens wollen wir nachweisen zur Wegleitung für die Zweifelnden und zur Befestigung für die Glaubenden. Wir sagen:

Das Heil ist in keinem Andern als in Christus.

I. Das Heil ist in keinem Andern.

II. Als in Christo.

I.

„In Christo allein das Heil!" Wenn wir einen Satz von dieser fundamentalen Bedeutung aufstellen, der so vieles in sich schließt und noch mehr ausschließt, der wie ein Fels im brandenden Meere der Gegenwart unerschütterlich fest stehen soll, so müssen wir zum voraus genau wissen, was jegliches Wort in demselben bedeuten will. Schärfe des Begriffs, Klarheit des Denkens thut der Theologie noth und hätte sie das allezeit bedacht, die Verwirrung der Geister wäre nie so weit gediehen, wie es seit längerer Zeit thatsächlich der Fall ist.

Was verstehen wir unter dem Heil? Es ist nicht etwas bloß Eingebildetes, sondern etwas Wirkliches, Wesenhaftes, nicht etwas bloß Ersehntes und Gesuchtes, sondern etwas erreichbar Mögliches, es ist nicht etwas Zukünftiges in einer anderen Welt, sondern etwas Gegenwärtiges, das hinieden in diesem Erdenleben uns zu eigen werden soll; das Heil ist etwas Gutes, etwas Begehrungswürdiges, das fühlen wir Alle. Es ist aber nicht bloß ein Gut neben anderen Gütern, so viel oder so wenig werth wie manches Andere, es ist vielmehr das Gut aller Güter, das sie alle in sich schließt und jedes einzelne weit hinter sich läßt, das höchste Gut, das Gut schlechthin. Das Heil ist das, was die innerste und letzte Sehnsucht jeder Menschenbrust sucht als bleibend Beglückendes im wirren flüchtigen Treiben dieser Zeit; das was vor 1865 Jahren, als Jesus auf Erden wandelte,

die Fischer Simon und Andreas, Jakobus und Johannes vermochte, auf den Ruf des Meisters ihre Netze liegen zu lassen und dem Unbekannten nachzufolgen, der sie mit geheimnißvoller Gewalt an sich zog; das was den reichen Jüngling trieb von seinen Gütern hinweg Jesum zu fragen: Meister was muß ich thun, damit ich das ewige Leben erlange?

Das Heil ist das innere Wohl, das unabhängig ist von den äußeren Schicksalen in der Welt, das fest ist und unverrückbar, wie die Sterne am Himmel über Wolken und Gewitternacht; es ist der Gottesfriede des Herzens, den jeder Erdgeborne bewußt oder unbewußt sucht, wie die Blume das Licht, da jede Klage schweigt und jede Thräne versiegt; es ist jenes ewige Leben, das tief verborgen im Menschengemüthe reift in den Erfahrungen und Stürmen des zeitlichen Lebens, wie die Perle im Meeresgrunde, es ist die Seligkeit des inwendigen Menschen, wo die Anker unseres Glaubens und unsers Hoffens ruhen in Gott und seiner Liebe Unendlichkeit.

Kann es ein höheres Gut geben als dieses? Nein. Es ist das höchste und heißt darum unser Heil; der es uns bringt, wer immer es sei, — der Heiland.

Wer ist nun dieser Heiland? Unser Schriftwort sagt: Es ist in keinem Andern das Heil, es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchem wir selig werden sollen. Prüfen wir unbefangen, ob Vernunft und Erfahrung ihm recht geben. Prüfen wir: Wer ist je mit dem Anspruch aufgetreten, den Menschen diesen Frieden, diese Seligkeit zu geben und haben sie ihre Verheißung erfüllt? Da ist der Reichthum, der alte Bethörer der Menschen, der Fürst Mammon, der uns gleißendes Gold vor den Augen spiegelt und lockend spricht: Kommet in mein prächtiges Haus, und dienet mir, ich will euch Frieden geben und Heil. Viele glauben ihm und folgen ihm, viele, sehr viele halten es in unsern Tagen für das eine Hauptziel des Daseins, zu erwerben, für das große Geheimniß, rasch reich zu werden. Wir wollen gerecht sein. Das Streben nach Erwerb ist nicht von vorn herein verwerflicher Mammonsdienst, es ist für Unzählige die zunächst nothwendige, treibende Sorge fürs Dasein, und daß nicht Reichthümer sich anhäufen in jedem Haus, dafür ist gesorgt. Aber Tausende überschreiten die Linie des Nothwendigen und Erlaubten und machen den Reichthum zum eigentlichen Götzen, dem sie im Nothfall selbst Charakter und Gewissen zum Opfer bringen. Das böse Beispiel der Großen und Angesehenen reizt auch die unteren Klassen, daß auch sie sich unglücklich fühlen bei ihrem

Wenigen. Ohne Grund, der Reichthum als solcher macht niemals glücklich. Das hat schon Krösus erfahren, den seine Schätze nicht vor dem Scheiterhaufen erretteten. Ja, auch der Reiche hat Sorgen und Qual, sind es nicht Nahrungssorgen, so sind es andere. In manchem Palaste, den der Arme neidisch anschaut von Außen, liegt in seidenem Pfühl der Hausherr, blaß und krank seit Jahren und gäbe Tausende, wenn er Gottes Sonne schauen und in Gesundheit des Leibes arbeiten könnte, wie der Arme thut. Auch in vornehmen Häusern schleicht der düstere Gram über die Marmorstufen in die glänzenden Säle und manchmal ist gerade der Reichthum selbst der Fluch des Hauses. Nein wahrhaftig, der Reichthum ist das Heil nicht; oder wer erklärte uns denn das Räthsel, daß gerade unsere gegenwärtige Zeit, die Reichthümer, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten kennt und genießt, wie keine andere vorher, unzufriedener ist als irgend eine?

Oder ist lustig leben und viel genießen der Weg zum Frieden? Thörichter Wahn! Oberflächliche Weisheit! Einmal sitzen wir nur selten am Tisch der Freude; dieses Glück ließe also große Lücken. Wie viele spinnen freudlos am Webstuhl harter Pflicht den Faden ihres Daseins ab! Aber wenn wir auch die Weltlust alle Tage in vollen Zügen zu genießen hätten, wer weiß nicht aus Erfahrung, daß man von ihr noch recht bald genug hat? Nach lauten Festen sind wir erst nicht so froh, wie nach mühvollem Arbeitstag. Freude muß uns die sparsame Würze des Lebens sein, nie der Inhalt des Lebens selbst.

Familienleben, Freundschaftspflege sind werthvolle Güter. Ist nicht ein rechtschaffener Hausvater glücklich beim lieben Weibe, im Kreise gesunder, rothbackiger, braver Kinder? Wohl; aber das Beste im Familienleben und in der Freundschaft ist eben schon Geist aus Christi Geist, die Liebe, die sich hingiebt für Andere.

Noch größere, wahrhaft große und edle Geister haben Befriedigung gesucht in der Wissenschaft. Kann sie das Heil uns geben? Sie ist ein Tempel Gottes, gewiß, ein hehrer Dom, der in den Himmel reicht. Aber — von den halbgebildeten, den aufgeblähten und unfrommen Wissenden gar nicht zu reden, — die Wissenschaft hat, weil end- und schrankenlos, gerade für ihre besten Söhne Alles, nur keine Ruhe, keine volle Befriedigung. Sie ist ein ewig ruh- und friedloses Suchen, ein Schiffen auf uferlosem Ocean, den Schwachen zu viel, den Starken zu wenig. Mancher hat's schon erfahren, daß sie gefährlich ist für die Ruhe der Seele. Sokrates, der weise Grieche, hat es mit allem Wissen zu der Enderkenntniß gebracht, daß er Nichts wisse, und

Göthe, der deutsche Dichterkönig, starb mit den Worten auf seinen Lippen: Mehr Licht!

Oder die Kunst endlich? Auch sie führt uns Sterbliche dem Himmel entgegen, wie die Wissenschaft, und noch mehr; im Schaffen und im Genießen edler Kunstwerke wird der Stoff uns Geist, die Seele hebt sich dem Lichte von Oben zu, das Höchste ahnend. Aber diese Kunst ist selbstgenugsam, freut sich der eignen Schönheit, ohne Antriebe zur Menschenliebe. Sie ist aristokratisch, der Masse des Volkes verschlossen. Sie ist, für wenige Bevorzugte nur, eine Vorhalle des Heiligthums.

Wir erkennen: weder Reichthum noch Genuß, weder Familienleben noch Freundschaftspflege, weder Wissenschaft noch Kunst giebt uns den Frieden. Es ist in keinem von Ihnen das Heil, es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, in dem sie selig werden können, als allein der Name Jesu Christi.

II.

In Christo ist uns das Heil gegeben. Er spricht zu uns — und sein Mund redet wahr: — „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch Ruhe geben. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir ꝛc." Welch' ein Selbstbewußtsein, meine Andächtigen, einer Welt gegenüber, die fried- und ruhelos von einer Täuschung zur andern irrt, das Wort zu sprechen: „Kommet zu mir; ich will euch Ruhe geben!" Jesus hat das Wort gesprochen im vollen Gefühl seiner Verantwortung; aber was er verheißen, hat er erfüllt. Was die Wissenschaft sucht, was die Kunst ahnt, das hat er gefunden, erhalten und bewährt und das finden und besitzen auch wir durch ihn in der Religion, in der vollendeten Geistesreligion, die in Gott den Vater, in den Menschen seine Kinder, Brüder und Schwestern weiß. In der vollkommenen ungetrübten Herzens- und Sinnesgemeinschaft mit Gott hat Jesus das Heil unmittelbar ergriffen und auch uns es gebracht. Er lebte ganz in Gott und Gott in ihm: und dieses Leben in Gott war keineswegs ein unfruchtbar beschauliches Träumen, es hat vielmehr seine herrliche Seele wunderbar gegründet und vertieft und erfüllt mit aller Fülle der Gottheit selbst, mit einer Kraft der Weltentsagung die uns übermenschlich gemahnt, mit einer Wahrheit und Klarheit im Geiste ohne gleichen, mit einer Gluth der Liebe zu seinen Mitmenschen, die ihn zum höchsten und letzten Opfer trieb; mit einer Ausdauer in schwerem Kampf und einer Festigkeit in den schwersten Versuchungen und un-

säglichen Leiden, welche die größten Helden der Weltgeschichte weit in den Schatten stellt; die volle Lebensgemeinschaft mit Gott hat ihn mit einem Worte zu dessen vollkommenem Ebenbilde gemacht, und nicht, daß die Welt den Göttlichen zum Gotte selbst erhoben, darf uns befremden, wir müßten uns wundern, wenn sie es nicht gethan hätte. Wir schauen sein geliebtes Bild in den Evangelien. Ist es auch da bereits eingerahmt von den grünen Ranken und Kränzen der fromm dichtenden Liebe, durch sie hindurch erkennt und grüßt ihn unsere Seele, wie er war: rein und gut, mild und stark, menschlich und göttlich, unvergleichlich erhaben, alles vermöge seiner einzigartigen religiösen Ursprünglichkeit und Kräftigkeit.

Und hätten wir kein geschriebenes Wort über ihn, er müßte uns sozusagen erkennbar werden bis in's Einzelne durch Rückschluß aus der Frucht seines Lebens, aus den Wirkungen, die von ihm ausgingen in der Kirche. Diese Kirche mit dem ungeheuer reichen Geistesinhalte von Christi Tagen bis auf unsere Zeit, die, ob sie gleich den himmlischen Schatz in irdenem Gefäß trägt, doch nur von eben so unwissenden als leichtsinnigen Menschen bespöttelt werden kann, sie ist das großartige Denkmal nicht nur der zeugenden Kraft, sondern auch der höheren Weihe ihres Stifters. Welch' leuchtende Beispiele von Selbstverläugnung, Weltverläugnung und Wahrheitsmuth im Namen und in der Nachfolge Jesu hält sie uns vor! Ein Paulus setzt seinen Leib und sein Leben in unermüdlichen, unablässigen Reisen über Länder und Meere fast dreißig Jahre lang in unvergleichlichem Feuereifer an das Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen, bis auch ihn der tödtliche Schwertstreich erreicht. Die Märtyrer von Nero bis Diokletian gehen schaarenweise im Glauben an Christus und sein Heil, Gott lobpreisend, in den furchtbaren Tod. Könige und Fürsten legen Kronen und Purpur ab und sind arm mit den Armen, um das Himmelreich zu finden. Zwingli und Luther stehen auf wieder eine ganze Welt, auf ihr Gewissen und Jesu Gotteswort allein bauend, und siegen sterbend und untergehend wie ihr Meister. Pestalozzi, von Christi Geist gezogen, gründet Schulen und wieder Schulen für's arme, unwissende Volk aus baarem Mitleid, und giebt sein Vermögen und seine Gesundheit dran; er eilt auf den Schauplatz der Kriegsgräuel und wird Waisenkindern Vater und Mutter und Magd zugleich. Hunderte von Beispielen wären noch beizufügen. Sie thaten Alle, was sie thaten, kraft des Geistes aus Christus Jesus. Nun ist aber der Herr mehr als der Diener, wie groß, wie herrlich, wie göttlich muß er gewesen sein! Wer

kann sich noch begeistern für Ideale und bleibt kalt, gefühllos gegenüber solcher Größe!

Jesus Christus ist das Heil. Er hat es gefunden, er hat es besessen, er hat es bereitet allen denen, die an ihn glauben; er schenkt es heute noch dir und mir, uns Allen. Wer religiös ist und Gott liebt über Alles, findet jetzt noch seinen Frieden in der innigen, ungetheilten Lebensgemeinschaft mit ihm, in der frommen Verehrung und Nachfolge unsers Heilandes und Erlösers. In der Stille des Gebetes und religiöser Sammlung, in steter Richtung unseres Geisteslebens auf ihn haben wir thatsächlich die Seelenruhe, die wir ohne ihn umsonst suchen. Und durch dieses Gottesleben und einzig dadurch werden auch wir gereinigt und geheiligt und erweckt zu dem, was unserer Zeit Noth thut, will sie anders die ihr gestellten Aufgaben lösen, zu reiner selbstloser Begeisterung fürs Gute, zum furchtlosen Wahrheitsmuth nach der Rechten und nach der Linken, zur aufopfernden That für den leidenden Bruder. Was immer wir menschlich Schönes und Edles vollbringen, das thun wir bewußt oder unbewußt auch in Jesu Namen und in Jesu Kraft.

Wir beklagen tief diejenigen, die, von falscher Weisheit verführt, Christum verlassen und vergessen. Wenn seine Verächter ihn recht kennten, wie er ist, auch sie müßten ihn lieben, auch ihnen gäbe er das Heil. Mögen auch sie durch Gottes Gnade noch einmal ihm, dem guten Hirten seiner Schafe, zugeführt werden. Wir für uns freuen uns seiner Herrlichkeit und lassen ihm seine Krone und dienen ihm gerne. — Wir sprechen, beseligt durch unsern Glauben, mit Frohlocken: „Es ist in keinem Andern das Heil. Es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in welchen wir selig werden können, als der Name Jesu Christi."

Amen.

Die, welche dem Herrn nahe stehen, glauben oft nicht an ihn.

Predigt von Ph. Decker, Pfarrer in Göllheim in der Pfalz.

Text: Joh. 7, 1—5. Und Jesus zog nach diesem umher in Galiläa; denn er wollte nicht in Judäa umherziehen, weil die Juden ihn zu tödten suchten. Es war das Laubhüttenfest der Juden nahe. Da sagten seine Brüder zu ihm: Ziehe von dannen und gehe hin nach Judäa, auf daß auch deine Jünger deine Werke sehen, die du thust; denn Niemand thut etwas im Verborgenen und sucht doch öffentlich bekannt zu werden. Wenn du solche Dinge thust, so offenbare dich selbst der Welt. Denn auch seine Brüder glaubten nicht an ihn.

Geliebte in dem Herrn! Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding! so sagt die Schrift. Er ist etwas wie eine Kunst. Nicht jeder hat die Anlage zu einer solchen, den Beruf zum Künstler. Es leben doch Leute genug auf Erden, die nicht imstande sind, ein nur einigermaßen ähnliches Menschenantlitz zu zeichnen, trotzdem sie täglich solche Antlitze sehen. Und wiederum andere begegnen uns, die mit aller Anstrengung keinen richtigen Ton zu singen vermögen, trotzdem ihnen ein Sangesmeister, wer weiß zum wievieltenmal, das Rechte vorsingt. So ist's auch beim Glauben. Er ist eine schwere Kunst. Wer sie recht lernen will, braucht tüchtige Anlagen. Allein das soll bei Leibe keine Entschuldigung für die Ungläubigen sein. Ein berühmter Maler kann nicht jeder werden. Aber das Verständnis für das, was ein schönes Gemälde sei, bringt Einer mit auf die Welt. Zum wirklichen Sänger kann von Tausenden nur Einer herangebildet werden. Aber was ein falscher, was ein richtiger Ton sei, das kann durch Aufmerksamkeit und Uebung allmählich ein Jeder lernen. Nur wenige Leute bringen es zum Glauben, der Berge versetzen kann. Aber ein Jeder von uns ist imstande den Glauben zu seinem Wanderstab zu machen, der ihn auf dem Wege durch das dunkle Thal stützt.

Leider thun das nicht einmal Alle. Es ist noch nicht lange her, daß wir hörten, wie nicht einmal die Bewohner von Nazareth an Jesus Christus glaubten. Und heute wird uns von Johannes noch etwas Wunderbareres berichtet: „Auch Jesu Brüder glaubten nicht an ihn." Jesu Brüder sind zu allen Zeiten diejenigen

gewesen, welche in irgend einer geistigen Gemeinschaft mit ihm standen. Und gerade bei denen ist's oft erlebt worden, daß sie nicht zum wirklichen Glauben, zur unbedingten Hingabe an ihn gelangten. Wir verbringen diese Stunde nicht unwürdig ihrer Bestimmung, wenn wir heute über diese befremdende und doch erklärliche Erscheinung reden. Also:

Die, welche dem Herrn nahe stehen, glauben oft nicht an ihn.

Wir betrachten:

I. Die Thatsache selbst.
II. Das Befremdende dieser Thatsache.
III. Das Erklärliche dieser Thatsache.

I.

Meine Freunde! Die Brüder Jesu glaubten nicht an ihn! Das ist eine Thatsache. Aber ehe ich dieselbe begründe, stelle ich zuerst eine andere Thatsache fest, die nämlich, daß Jesus Brüder und Schwestern, wirkliche leibliche Geschwister hatte. Die katholische Kirche leugnet das. Die Gottesgebärerin Maria soll keinem andern Kinde das Leben gegeben haben als dem einzigen, vor welchem sich selbst die Engel anbetend neigen. Zwar erwähnen die Evangelien vier Brüder Jesu und ohne Zählung einige Schwestern. Aber die Einen erklären, das seien Stiefgeschwister des Herrn gewesen aus einer ersten Ehe Josefs, die Anderen, es seien Vettern und Basen Jesu gewesen. Wir jedoch sagen: Es waren Vollgeschwister des Herrn. Es zeigt sich bei jeder Gelegenheit, daß sie in der engsten Blutsgemeinschaft mit ihm standen. Freilich die Geistesgemeinschaft pflegten sie nicht, wenigstens nicht am Anfang der Laufbahn des Bruders. Schlossen sie sich ihm auch später an, trug ihm Einer oder der Andere das Kreuz auch nach, für den Anfang galt es doch: „Seine Brüder glaubten nicht an ihn."

Diese Thatsache allein wäre kaum so wichtig, daß sich eine eigene religiöse Betrachtung derselben rechtfertigte. Aber sie wiederholt sich, sie hat sich schon tausendmal wiederholt bis zu dieser Stunde. Denn wer sind zu allen Zeiten Jesu Brüder und Schwestern? Die Frage hat der Herr selbst einmal (Matth. 12, 50) aufgeworfen und auf dieselbe die bezeichnende Antwort gegeben: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter." Und so wandeln doch viele Leute über die Erde, die den Willen Gottes wenigstens redlich thun wollen. Vielleicht heißen sie das, was sie zu thun

begehren, nicht einmal den Willen Gottes. Vielleicht nennen sie ihr Leben ein Leben nach den Forderungen des Gewissens. Vielleicht richten sie ihr Handeln nach dem oft ausgesprochenen Grundsatze ein: Thue recht und scheue Niemand! Aber einerlei, ob sie ihr Verhalten so oder anders begründen — für uns Christen steht es fest: auch solche Leute suchen den Willen Gottes zu thun. Denn nach den Forderungen seines Gewissens handeln heißt doch nichts Andres als der Stimme von oben gehorchen. Und recht thun! Woher weiß denn der Mensch, was recht ist, als von dem allgemeinen Sittengesetz, das wie ein heiliger Strom vom Throne des Höchsten ausgeht, dessen Rauschen es auch dem Wilden in's Herz hineintönt: Du sollst nicht tödten! Du sollst in der Stunde der Gefahr der bedrohten Heimath deinen Arm leihen! Aber eben so fest steht es uns: viele von denen, welche die Pfade des Rechtes zu wandeln suchen, glauben nicht an Jesus. Sie geben sich ihm nicht mit Bewußtsein hin. Sie thun das Gute nicht mit dem Gedanken und mit der Freude, daß sie dadurch dem Heiligen nachfolgen, der gekommen ist, Gesetz und Propheten zu erfüllen. Sie würden vielleicht sogar dagegen Widerspruch erheben, wenn sie Jemand in die Zahl der Jünger und Jüngerinnen Jesu einreihen wollte. Sie würden es nicht einmal groß danken, wenn zu ihnen gesagt würde: Ihr seid nicht fern vom Reiche Gottes! Es ist ein unbewußtes Christenthum, dem diese Leute huldigen. Wir wollen sie deshalb nicht loben, denn in der Stunde der Versuchung wird aus dem unbewußten Christenthum gar leicht ein bewußtes Unchristenthum, der offene Abfall von der Wahrheit. Aber ein Zeichen von der weltüberwindenden Macht des Evangeliums ist es doch, daß seine Grundsätze auch diejenigen regieren, welche ihre Herkunft nicht anerkennen, daß auch diejenigen in irgend einer Verbindung mit dem Herrn stehen, welche sich gegen eine solche Verbindung sträuben. Es sind nicht allein die Räuber, die Ungerechten, die Ehebrecher, welche nicht an Jesus glauben. Es sind häufig genug die von seinem Geiste in irgend einer Weise Ergriffenen, welche ihn in ihren Worten verläugnen. Die Anhängerschaft des Herrn geht weiter, als das Herr, Herr sagen geht. Die Thatsache steht fest: die, welche dem Herrn nahe stehen, glauben oft nicht an ihn.

II.

So war's bei Jesu leiblichen Brüdern, so ist's bei vielen seiner Geistesverwandten bis auf den heutigen Tag. Aber wo immer es so ist, da ruft es unser Befremden hervor. Auch der Evangelist giebt diesem Befremden mit einem kurzen Worte

Ausdruck. Er berichtet: „Auch seine Brüder glaubten nicht an ihn.“ Er will sagen: Sogar seine allernächsten Verwandten, worüber man sich am meisten wundern muß, weigerten ihm das Vertrauen, das er verdiente, die Anerkennung, deren er so würdig war. Wir theilen die Verwunderung des Evangelisten über diese Thatsache. Schon das oberflächliche Denken fragt: Woher kam dieser Unglaube der Brüder Jesu? Wußten sie nichts von seiner übernatürlichen Herkunft, nichts von seinen wunderbaren Thaten? Dachten sie nicht daran, daß ein Theil der dem Bruder erwiesenen Ehre auch ihnen als den nächsten Verwandten zu gut kommen werde? Hörten sie nichts von dem Murren, das sich ringsum wider ihren Bruder erhob? Hatten sie gar keine Ahnung von der Gefahr, welcher er entgegen ging, kein Verständniß für ihre Pflicht, dem treu zur Seite zu stehen, welchen ihre Mutter doch auch unter dem Herzen getragen hatte?

Und wie gegenüber den Brüdern Jesu, so können wir auch gegenüber den Geistesverwandten des Herrn unser Befremden nicht unterdrücken, wenn sie die Verbindung mit ihm läugnen und ihn nicht kennen wollen. Gewöhnlich zieht doch Gleiches Gleiches an. Wer mit der größten Sicherheit auf dem rechten Wege zu sein dahin schreitet, freut sich doch, sobald er einen Reisegefährten findet, der diesen Weg auch kennt und dem nämlichen Ziel zustrebt. Müßten die, welche den Willen Gottes thun wollen, sich nicht auch freuen, sobald sie hören: Was wir im Wesentlichen für diesen Willen halten, das hat vor achtzehnhundert Jahren schon ein Anderer als den Willen Gottes angesehen? Auch er hat dafür gehalten, daß aller äußerer Gottesdienst eitel ist ohne das Opfer des Herzens, ohne die Heiligung der Gesinnung. Auch er hat's laut verkündigt, daß der Mensch Gott lieben müsse und daß er die Gottesliebe am besten beweise in der Liebe zum Nächsten. Er hat für die Richtigkeit dieser Lehre gelitten und ist für dieselbe am Kreuze gestorben. Aber er lebt noch. Sein Geist hat eine Gemeinde gegründet einzig zu dem Zwecke, ihn zu bekennen und nach seiner Vorschrift den Vater anzubeten im Geist und in der Wahrheit. Bei Gott! es muß Befremden erregen, wenn sich nicht allein die Schlechten von dieser Gemeinschaft fern halten, wenn auch die, welche wenigstens vorgeben in ihren Zielen mit Jesus Christus einig zu sein, sich kalt absondern von der gläubigen Gemeinde! Und mehr als Befremden! Es giebt Aergerniß, wenn Leute, die ein gutes Gerücht haben, deren Wandel tüchtig ist, sich von allem Christlichen so fern halten, als sei dasselbe unrein, als ziehe es sie in ihren Bestrebungen hinab, statt sie empor zu heben. Das Aergerniß

wächst, wenn wir bedenken, daß solche Leute im Geistigen Jesu Brot essen, daß sie ohne die Lehre und den reinen Wandel Jesu nicht das geworden wären, was sie sind. Früher galten die Leute, welche unter der Fahne Jesu sich sammelten, als eine ehrliche Gesellschaft und die Aufnahme in dieselbe als der Beweis eines besondern Vertrauens in die sittliche Tüchtigkeit, in das reine Wollen dessen, der aufgenommen wurde. Wurde Jemand irgend eines Vergehens wegen aus der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, so stellte er sich nach einiger Zeit im Büßerhemd des Sonntags an die Kirchenthür und bat flehentlich, daß er wieder angenommen würde. Nun die Gemeinschaft der Christen ist seit jenen frühen Tagen wahrlich nicht unehrlich geworden. Sie hat gegen den Widerstand der Gewalt der Finsterniß für das Kommen des Reiches Gottes auf Erden wacker gewirkt. Sie hat das Banner des Evangeliums in Sturm und Streit hoch gehalten. Darum muß es Befremden erregen, wenn dieses Banner oft selbst diejenigen nicht anerkennen wollen, welche auch nach dem Rechten streben, welche nach ihrer eigenen Versicherung für das Gute glühen. Mit Kopfschütteln müssen wir es aufnehmen, wenn sich solche Leute nicht an die Bekenner Jesu anschließen, sondern vorziehen ihre eignen Wege zu gehen. Sie könnten wahrlich mehr wirken, wenn sie ihre eigne Kraft mit fremder Kraft vereinten.

III.

Allein erklärlich wird's bei einigem Nachdenken doch, warum weder Jesu Brüder noch viele spätere Geistesverwandte des Herrn an ihn glauben. Die Brüder Jesu geben den hauptsächlichsten Grund ihres Unglaubens selbst an. Sie verübeln es dem Herrn, weil er nicht auf das Laubhüttenfest nach Jerusalem ziehen will. Sie spornen ihn deswegen auch: „Mache dich auf von dannen und gehe nach Judäa, auf daß auch deine Jünger sehen die Werke, die du thust. Niemand thut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein. Thust du Solches, so offenbare dich vor der Welt.“ Diese Brüder waren also wie die übrigen Juden auch. Es müßte uns wundern, wenn sie anders gewesen wären. Es war vielleicht bei ihnen kein Unglaube an die Thaten, die Größe, die Grundsätze Jesu; wohl aber die Unzufriedenheit, daß er zu lange zögere, bis er sich als den verheißenen Messias erkläre, die ihre Herzen wenigstens für den Anfang von ihm abwendig machte. Es war gewiß noch etwas Anderes, was ihm diese Herzen entfremdete. Die Brüder waren nämlich wie er selbst in der strengen Frömmigkeit des

jüdiſchen Hauſes aufgezogen. Und nun trat er auf und wurde dieſer Erziehung völlig untreu. Er verachtete die Satzung, dieſe Waſchungen und Reinigungen, dieſe Speiſegebote und Opfervorſchriften. Es galt ihnen als ein Beweis der Treue gegen die erhaltene Erziehung, daß ſie ihm auf dieſem Wege nicht folgten.

Bei vielen Leuten, welche heute noch an Jeſus nicht glauben, erklärt ſich das aus ähnlichen Urſachen. Das Chriſtenthum tritt ihnen nicht pomphaft genug auf, es macht nicht ſo viel von ſich reden. Darum ſuchen Viele, die den äußern Glanz lieben, das Evangelium am liebſten dort, wo dieſer Glanz entfaltet wird. Unſere Gegenwart iſt überhaupt recht äußerlich angelegt. Sie hat ſo große Dinge auf dem weltlichen Gebiete erlebt, daß ſie auch auf dem geiſtigen nur Zeichen und Wunder ſehen will. Für die ſtille Arbeit des Chriſtenthums an den einzelnen Seelen, für den Segen, welchen der chriſtliche Geiſt im engſten Kreiſe der Familie ſchafft, haben ſonſt ganz tüchtige Menſchen manchmal kein Auge. Sie thun, als wäre er nicht vorhanden. Es liegt auch hier wie bei Jeſu Brüdern vielfach an der Erziehung. Nicht alle Eltern weiſen ihre Kinder auf dieſen Segen hin. Sie erinnern ſie nicht einmal am Weihnachtsfeſte daran, daß es keinen Chriſtbaum gäbe ohne Chriſtkind, keine Chriſtgeſchenke ohne Gottes größte Gabe, den Heiland der Welt. Es iſt eine rechte Unart unter uns, daß wir alles Gute auf Erden nur dem unperſönlichen und ungreifbaren Fortſchritt verdanken wollen, nicht den Perſonen, welche den Fortſchritt gemacht, welche je und je ſeine berufenſten Träger geweſen ſind. Tritt ein Menſch mit ſolchen Gedanken in die Welt, dann geht er natürlich an der Perſon Jeſu Chriſti achtlos vorüber. Iſt ein ſolcher Menſch gar zum Hochmuth angelegt, ſo ſteht ihm dieſe Perſon im Wege; denn ſie muthet ihm zu noch Andern als ſich ſelbſt etwas zu verdanken; ſie fordert von ihm Demuth. Wir irren nicht, gerade dieſe Forderung iſt es, welche Vielen den Glauben an den Herrn verwehrt.

Wie ſchlimm, wenn's bei uns ſo wäre, liebe Freunde! Denn wer Jeſus nicht geſehen hat, der hat nicht gelebt. Aber beim rechten Chriſten iſt es auch nicht ſo. Sein Glaube iſt zarter Natur, er fragt nichts nach äußerm Pomp, er huldigt voll und ganz der Perſon und dem Lebensworte des Sohnes Gottes. Was ſollen wir auch lang nach äußern Erfolgen des Chriſtenthums fragen? Uns hat der Herr ſehend gemacht; das genügt doch, daß wir an ihn glauben. Uns macht er deſto ſeliger, je williger wir ihm folgen. Das giebt uns doch ein Recht, daß wir uns ihm hingeben. Wohl beugt er uns durch ſein Wort und

demüthigt allen falschen Stolz. Aber er richtet uns immer wieder auf, er zeigt uns das Ziel der christlichen Vollkommenheit von fern, damit wir demselben um so eifriger nachjagen. Wenn wir in seiner Nachfolge schwach werden, so werden wir stark. Die Welt beugt auch, aber sie richtet nicht wieder auf. Laßt es darum befremdend, aber erklärlich sein, daß leibliche und Geistesverwandte Jesu ihm nicht glaubten! Wie befremdend, aber unerklärlich wäre es, wenn wir, die durch ihn zum neuen Leben Erwachten, ihn verläugneten! Aber wir thun's nicht. Wenn alle untreu würden, wir blieben ihm doch treu.

Amen.

Verrechnet.

Charfreitagspredigt von Jakob Wißmann,
Pfarrer in Meilen am Zürichsee.

Text: Matth. 21, 42. Jesus spricht zu ihnen: Habet ihr noch nie in den Schriften gelesen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden. Vom Herrn ist es geschehen, und es ist wunderbar in unsern Augen?" (Psalm 118, 22 u. 23.)

Festfeiernde Gemeinde! Das Leben ist so reich an Täuschungen. Wer wüßte das nicht? Wer von Euch hätte nie solche erfahren? Selten sind sie erwünscht; dann etwa, wenn das, was wir fürchteten, nicht eintritt. Meist sind sie bitter, wenn einer der vielen Wünsche, eine der mancherlei Hoffnungen, die wir hegen, nicht in Erfüllung gehet. Gerade in unsern Tagen hört man viel über solche Täuschungen klagen und mancher jammert, sich verrechnet zu haben. Und das Gleiche kommt im Völkerleben, in der Weltgeschichte vor. Im zweiten Psalm steht geschrieben: „Die Könige der Welt stehen auf und die Fürsten rathschlagen mit einander wider den Herrn und wider seinen Gesalbten. Aber der im Himmel wohnet, lachet, der Herr spottet ihrer." Eine alte und immer neue Geschichte. Im Großen wie im Kleinen gilt's: Der Mensch nimmt sich in seinem Herzen einen Weg vor, aber der Herr leitet seinen Gang. Der Mensch denkt — Gott lenkt. Hie und da hat's der Mensch gut im Sinn, aber es kommt schlimm heraus. Ebenso häufig aber geschieht das

Gegentheil: „Ihr zwar gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es zum Guten gewendet," wie Joseph zu seinen Brüdern sagt. Viel weiß die Geschichte zu erzählen von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Am meisten der heutige Tag. Wie manche Täuschung trug er in seinem dunkeln Schooße! Wie viele haben sich dort auf Golgatha verrechnet! Aber durch die Nacht des Irrthums, der Verblendung, der Täuschung strahlt siegreich der Eine, der das Licht ist der Welt, der gekreuzigte Erlöser, der sich nicht getäuscht und verrechnet hat, an dem das alte Psalmwort, wie er selbst zum Voraus den Jüngern es angekündet, in Erfüllung ging: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden." Wo die Nacht am trübsten, scheint das Licht am hellsten! wo die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten! Verrechnet hat sich Alles dort, — Gottlob! nur Einer nicht, der am Kreuz. Dem lasset uns nachdenken.

O Gott, du Heiliger und Unfehlbarer, erleuchte unsere Gedanken und läutere unsere Herzen, daß wir erkennen und erfahren die Weisheit deiner Wege und die Fülle deiner Liebe, die du durch den Gekreuzigten uns offenbarst! Du hast ihn zum Eckstein deines Reiches gemacht. Auf ihn laß uns bauen als auf den Felsengrund, der unbeweglich steht, wenn alles Andre untergeht! Herr, hilf deinem Volk und segne dein Erbe! Amen.

I.

1) Welch' grausam bittere Täuschung war das Kreuz auf Golgatha für die Jünger Jesu! Welch' ein Strich durch ihre Rechnung! Mit der Bangigkeit, mit welcher auch starke Naturen großen Entscheidungen entgegengehen, doch mehr frohe Hoffnung als Furcht im Herzen, waren sie dem Meister aus Galiläa nach Jerusalem gefolgt. Dort, meinten sie, wird er das Reich aufrichten. Kampf mag es kosten, darauf waren sie gefaßt, aber der Sieg ist ihm gewiß und an diesem hofften sie glorreichen Antheil zu nehmen. Unterwegs zanken sie um die Sitze zur Rechten und zur Linken seines Thrones. Mit Jauchzen führen sie den Messias in die Hauptstadt ein; mit Bewunderung lauschen sie den kühnen Reden, die er dort noch hält. Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel traf sie Jesu Gefangennehmung. Ganz betäubt stoben sie im ersten Schrecken auseinander und flohen. Einer folgt ihm von ferne, aber ach! um seinen Meister zu verläugnen. Wohl hatte der Herr lange vorher und in den letzten Tagen immer häufiger und eindringlicher zu den Jüngern

vom Kreuze gesprochen, im Abendmahl eine Gedächtnißfeier seines Leidens und Sterbens zum Voraus angeordnet, aber er predigte tauben Ohren und unverständigen Herzen. Das Kreuz wollten nun einmal die Jünger nicht einsetzen in ihre Rechnung. Darum haben sie sich so arg verrechnet. Wie trefflich hat uns Lukas ihre Täuschung geschildert, wenn er den einen der nach Emaus Wandernden klagen läßt: „Jesus von Nazareth, ein Prophet, mächtig in That und Wort vor Gott und allem Volke, — den haben unsere Hohepriester und Obersten zum Todesurtheil überantwortet und gekreuzigt; wir aber hofften, er wäre der, der Israel erlösen sollte."

Ach wie viele unserer Täuschungen haben den gleichen Grund. Was man hofft, das glaubt man gern. Aber die Hoffnung ist oft eine thörichte, eine von denen, von welchen es heißt: Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Was angenehm und leicht, das wünschen, hoffen, glauben wir. Von Kampf und Kreuz, von Selbstverläugnung und Opfer wollen wir nichts wissen. Um's liebe Ich, sein Gelüsten und Behagen dreht sich uns Alles; wir sinnen nur, was menschlich, nicht, was göttlich ist, und da heißt es denn oft: Verrechnet! Gottes Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht seine Wege! Da werden dann auch wir leicht irre an Gott, an unserm Heil, an unserm Glauben, an unsern Grundsätzen, an Religion und Christenthum, werden flüchtig, schwach und untreu. Ach, daß unsere Verirrung, wie die der ersten Jünger, nur eine vorübergehende wäre, Glaube und Liebe sich von jedem Schlage erholten und uns zurecht leiteten, aus der Täuschung nicht die Verzweiflung hervorginge, aus der Verrechnung nicht der völlige Bankerott des innern Lebens!

2) In solchen sehen wir leider einen der Jünger, den Judas, gerathen. Wie hat er sich am Charfreitag verrechnet, man mag seine That erklären wie man will. Hat ihn das Geld gereizt, wie hat er sich dann getäuscht! Der Sündenlohn brennt ihn, — er wirft ihn hin. Eher aber war es der Haß, der ihn verleitete, der Haß, in welchen die frühere Liebe zu Jesu umgeschlagen, weil er meinte, von diesem betrogen und getäuscht zu sein. Aber wenn er von süßer Rache träumte, wie betrog er sich selbst! Der Blick, das Wort, die Sanftmuth des Verrathenen entwaffnen ihn. Er eilt, seine Unthat gut zu machen: „Ich habe unschuldiges Blut verrathen." Doch ist's zu spät. Oder wollte Judas den Herrn vielleicht nur drängen zur entscheidenden That? Hatte er am Ende einen guten Zweck und war nur verwerflich in der Wahl seiner Mittel? und als diese

fehlschlugen, da blieb ihm nur die Verzweiflung? Auf jeden Fall hat sich Keiner entsetzlicher verrechnet als er, — ihm bleibt nur ein trauriges Nichts — die Selbstvernichtung.

Trotz diesem warnenden Beispiel, wie viele solcher Verrechnungen kommen alltäglich vor und enden oft mit dem gleichen, kläglichen Resultat: Gott verloren, Alles verloren! Zum mindesten haben sie stets ein bedenkliches Defizit an sittlichem Werth zur Folge. Da rennen die Menschen irgend einer Leidenschaft nach, dem Geld, dem Ruhme, dem Genuß, der Befriedigung ihrer Rache, und bieten Alles auf, das erträumte Glück, das gewünschte Ziel zu erjagen, geben dafür auch Alles preis, verpfänden ihre Treue und verkaufen ihre Religion, opfern den Frieden des Herzens und Hauses, — und wenn sie ihr Ziel erreicht haben, so geht es ihnen, wie der Volksglaube von denen erzählt, die ihre Seele dem Satan verschrieben haben: Das so theuer erkaufte Gold wird über Nacht zu werthlosem Laub. Sie nehmen ein Ende mit Schrecken. Andere mögen vermeintlich gute Zwecke haben, aber sie sind unlauter, unehrlich in den Mitteln und gehen verwerfliche Wege, — wie täuschen sie sich! Ein fauler Baum bringt nicht gute Früchte, ein verunreinigter Quell spendet kein lauteres Wasser, ja selbst ein reiner Quell wird durch die schlechte Leitung trübe. Was muß man über das Dasein dieser verirrten Brüder schreiben? Verlorne Mühe, eitles Streben! Unfriede, Ueberdruß, Verzweiflung ist ihr traurig Loos.

3) Aber nicht nur bei den armen Jüngern, auch bei dem hohen und weltklugen Landpfleger Pilatus finden wir solche Täuschung. Gegen besseres Wissen giebt er Jesus preis, den Juden zu liebe. Sie werden dann schweigen, so denkt er, zu seiner schlechten Verwaltung. Aber nicht lange nachher ward er doch bei seinem Vorgesetzten, Vitellius, verklagt und vom Kaiser Tiberius abberufen. In der Verbannung soll er gestorben sein. Jedenfalls ist er in Ungnade gefallen. Seht, es ist nie und nimmer gerathen, etwas gegen das Gewissen zu thun. Ehrlich währt am längsten und Untreue schlägt den eigenen Herrn. Mit welch' vornehmer Verachtung schaut der stolze Römer auf den armen Galiläer herunter! Wie gering schätzt er sein Leben, wenn dessen Vernichtung dem eigenen Vortheil dient. „Einer mehr oder weniger!" wird Pilatus gedacht haben; wie wenig zieht dieses Eine Leben, wenn auf der andern Waagschale die Gunst so Vieler liegt! Aber vor diesem Einen, der verspottet ward, dessen Kleider Roms Söldner unter dem Kreuze theilten, beugte sich bald der römische Kaiserthron. Wahrlich, er hinter-

ließ nicht nur einige Lappen, sondern einen Glauben, eine Liebe, einen Heldengeist, welcher nach blutigem Kampfe die alte Welt eroberte, umgestaltete, rettete. „Was ist Wahrheit?“ hatte den König der Wahrheit mit spöttischem Mitleid Pilatus gefragt, der sich in Gesinnung und Wandel an das alte lateinische Sprüchwort hielt: „Die Welt will betrogen sein, also betrüge man sie!“ Aber war diese Rechnung richtig? Du weißt es, o Christ, und du solltest immer noch bauen auf Lug und Trug, statt auf die Macht der Wahrheit? Du solltest gering achten, was arm und unscheinbar in die Welt tritt, die Menschen schätzen nach ihrem Aussehen, nach ihrer augenblicklichen Machtstellung, nach ihrem Geld, und wenn einer davon wenig hat, vielmehr ein Geplagter ist, verächtlich sprechen: Sieh, welch ein Mensch? Lerne doch endlich vom Charfreitag, wie man sich verrechnen kann!

4) Laß dir das endlich von den Juden, ihren Obersten und dem blinden Volke zeigen! Die Feinde wollen Jesus aus dem Wege räumen. So wird er stumm werden, dessen Mund ihnen so bittere Wahrheiten gesagt. An's Kreuz mit ihm! so wird er nicht nur getödtet, sondern durch diese Todesart auch für immer geschändet werden. Auch moralisch wollen sie ihn umbringen sammt seinem Werke. Keiner wird es wagen, sich je zu einem Gekreuzigten zu bekennen, — so rechnen sie. Fein ausgerechnet und doch verrechnet!

Trotz euch, hölliſche Gewalten! Hättet ihn wohl gern behalten,
Der euch in den Abgrund zwang! Mochtet ihr das Leben binden?
Aus des Todes düſtern Gründen bringt hinan ſein ew'ger Gang.

Wenige Tage verstreichen und es heißt, er lebe. Wieder kommt ein Fest und Tausende schon bekennen sich zu dem Gekreuzigten. Ein Schriftgelehrter reist bald hernach hinaus in die weite Welt, zu predigen das Kreuz, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, den Gläubigen Gotteskraft und seligmachende Wahrheit. Viele fallen ab vom Gesetze der Väter und bezeugen, diesem Jesus sei ein Name gegeben über alle Namen, auch über Moses und die Propheten. Verrechnet, ihr Priester und Pharisäer! Und das verblendete, irregeleitete Volk ruft sein „Kreuzige!“ und bittet Barabbas los. Von Jesus aber ruft es: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Sie riefen's mit leichtem Herzen, aber es wurde bitterer Ernst. Während das arme Volk der Erfüllung seiner Träume immer näher zu kommen wähnte, erscholl ein Menschenalter später die heilige Stadt vom Wehegeschrei der Fliehenden, Verwundeten, Sterbenden! Verrechnet! Gewogen und zu leicht erfunden!

Der Weinberg Gottes werde andern Weingärtnern verliehen, die ihm die Früchte geben werden zu ihrer Zeit! (Matth. 21, 41.) So lautete der Spruch der ewigen Gerechtigkeit. Die Freunde Jesu aber triumphirten: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Vom Herrn ist es geschehen und es ist wunderbar in unsern Augen."

Willst du, o Volk, einen andern Grund legen, auf einen andern Eckstein bauen? Man will dir ja auch heutzutage Christi Namen anschwärzen und verleiden. Er könne, sagen sie, dir doch nicht helfen. Für den Himmel möchte er noch passen, aber einen Himmel gebe es ja nicht, und für die Erde brauche man ein anderes Evangelium, als das vom Kreuz und von der erlösenden Liebe. Jeder sei sich selbst der Nächste und die Selbstsucht, etwas artiger Selbsterhaltungstrieb genannt, sei der richtige Eckstein aller Moral. „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden! Bis unsre Hand in Asche stirbt, soll sie vom Schwert nicht lassen, wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen!" Mit solchen Trompetenstößen blasen die neuesten Weltverbesserer zum Kriege gegen alle bestehende Ordnung. Nur über den Trümmern derselben, auf den Ruinen der Ehe, der Familie, des Eigenthums, des Staates, der Kirche, jeglichen Gesetzes lasse sich eine neue glückliche Menschenwelt erbauen, durch gewaltsamen Umsturz komme das neue Reich, in welchem der Mensch sein eigener und einziger Herr sei. So ziemlich dasselbe, was jenes Judenvolk erwartete, als es Barabbas losbat und seinen besten Freund von sich stieß. Gott behüte uns vor solchen Experimenten, an deren Ende es abermals hieße: Verrechnet! Deren Ergebniß nicht die Glückseligkeit Aller, wohl aber das allgemeine Elend wäre. Einer ist und bleibt der Helfer und Erlöser und Seligmacher, der dich durch Wahrheit und Liebe, durch Versöhnung mit Gott und den Menschen, durch innere Erneuerung, durch den einzig erlaubten Kampf gegen die Sünde retten und selig machen will, — Einer, der Eine, der sich am Charfreitag nicht verrechnet hat.

II.

1) Wer anders ist es, als er, in dem sich Alle täuschten, an welchem sogar seine Treuesten vorübergehend irre wurden. Der Gekreuzigte selbst, der darum auch für Alle betet: „Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Er hat sein Ende nicht nur vorausgesehen, sondern vorausgesagt. Er hat sich alle mögliche Mühe gegeben, die Jünger ihrer Verblendung zu entreißen. Er hat das Kreuz nicht nur als ein unvermeid-

liches Schickſal, ſondern als den Vaterwillen Gottes, nicht bloß als nothwendig, ſondern als gut erkannt und ſich gläubig und willig darein ergeben. Sollte ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater beut? Gott will den von den Bauleuten verworfenen Stein zum Eckſtein erwählen; ſein Wille geſchehe! Das Weizenkorn muß in die Erde gelegt werden und ſterben, ſonſt bringt es keine Frucht. Es iſt euch gut, ſpricht er drum zu den Jüngern beim Abſchied, es iſt gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hinginge, ſo käme der Geiſt nicht zu euch. Und bis zum letzten Athemzuge bleibt er feſt dabei: Gott will es! Durch Kreuz zur Krone! Jetzt iſt's vollbracht, das Werk des Herrn. Klar blickend und ohne ſich zu täuſchen ging Jeſus in den Tod. Auch daß ſeine Jünger ſich an ihm ärgern werden, war ihm nicht fremd. Aber hat er ſich vielleicht in den Folgen und Früchten ſeines Todes getäuſcht? Kam etwa der Geiſt nicht, den er verheißen? Ging das Samenkorn nicht auf, das auf Golgatha geſäet ward? War die Bluttaufe, die der Herr ſeinem Werke angedeihen ließ, umſonſt? O wir wiſſen, daß dem Charfreitag ein Oſtern und Pfingſten folgte, und ſagen: Der Eine am Kreuz hat ſich nicht verrechnet. Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg. Gott ſei Dank, der ihm den Sieg gegeben und auch uns den Sieg giebt durch Chriſtus! Ja der Stein, den die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein geworden. Vom Herrn iſt es geſchehen und wunderbar in unſern Augen.

2) Nun wirſt du auch wiſſen, feſtfeiernde Gemeinde, wer, ob er auch in kleinen und unbedeutenden Dingen und in dem, was das äußere Leben angeht, noch ſo oft irren mag, ſich doch nicht täuſcht in dem Einen, was noth thut, ſich nicht verrechnet in dem, was ſeine Glückſeligkeit ausmacht, und darum ſein Heil nicht verſcherzt. Das iſt der Jünger Chriſti, der in der Nachfolge des Gekreuzigten das will, was Gott will, der auf den Eckſtein baut, welchen Gott erwählt hat, und auf keinen anderen Grund, der Jünger in welchem *Glauben* und *Liebe* des Gekreuzigten lebendig ſind. Sollten wir trotz der gewaltigen Predigt der *Thatſachen*, die uns der Charfreitag hält, auf einen andern Grund bauen, als auf den, welcher von Gott gelegt iſt, Jeſus Chriſtus, oder eines Andern warten, der uns helfe? Und haben wir bisher nur allzuoft auf Sand gebaut, auf wechſelnde Meinungen und Zeitſtrömungen, auf die flüchtige Gunſt der Welt, auf Geld und Gut, auf unſer bischen Wiſſen und Können, iſt es nicht genug an den bittern Erfahrungen, die wir damit gemacht? Wie manchen Charfreitag brauchen wir noch, bis wir von Herzen einſtimmen in des frommen Dichters Worte:

Ich weiß woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht,
Wenn Alles hier im Staube wie Rauch und Sand verweht.
Ich weiß, wer ewig bleibet, wo Alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet und Trug die Klugen hält:
Das ist das Licht der Höhe, das ist mein Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe, der unzerstörbar ist,
Der nimmermehr kann wanken, der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken, die leuchtet hier und dort.

Ja zweifelt immerhin, ihr Namenchristen, an der Wahrheit und Macht des Christenglaubens, verrathet ihn an das böse Gelüsten oder an das Vertrauen auf fleischliche Mittel, ihr Judasnaturen, verachtet ihn, die ihr dem Pilatus gleichet, hasset ihn, die ihr verblendet und verstockt seid — wir wollen dabei bleiben: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet! Die kleine Welt der Sünde in uns und die große Welt der Gottvergessenheit um uns her. Und der Christenglaube hat sich noch nie verrechnet; denn er hält sich an den, deß Werk Niemand kann hindern, deß Arbeit nicht darf ruhn, wenn er, was seinen Kindern ersprießlich ist, will thun. Dieser Glaube ist unser Trost und unser Licht in den Anfechtungen unsers persönlichen Lebens wie in den Stürmen und Nächten des Völkerlebens; in ihm gewurzelt und erbaut gehen wir der dunkeln und drohenden Zukunft entgegen mit der Zuversicht: Alle Reiche der Welt und alle kommenden Tage sind des Herrn und dessen, den er uns zum Heile gesendet hat.

Aber auch die Liebe des Gekreuzigten wollen wir als seine wahren Jünger uns zu eigen machen, die Liebe, die auf die schwersten Proben gestellt, als unüberwindliche Gotteskraft sich bewähret hat und darum auch eine grenzenlose Wirkung ausübt auf die liebebedürftige Menschheit, die Liebe, welche die Besten unseres Geschlechtes immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt unter's Kreuz zieht und von dort herab so herzergreifend spricht: Das that ich für dich, was thust du für mich? Die Liebe, um derentwillen die ersten Christen ihre Heldenopfer brachten, bezeugend: „Die Liebe Christi dränget uns!“ — und welche noch immer unter allen Mächten der Welt die königliche, einzigartige Großmacht ist. Spottet ihrer nur, ihr modernen Pilatusseelen in eurem schnöden Eigennutz, verlachet sie immerhin, ihr Nachfolger derer, die einst an's Kreuz hinaufriefen: „Andern hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen!“ Lästert sie nur, ihr Verblendeten unserer Tage, die ihr vielleicht wenig Liebe von Kindheit an erfahren und nun anstimmet das Lied: „Die Liebe kann erlösen nicht, die Liebe nicht erretten, halt du, o Haß, dein jüngst Gericht, brich du, o Haß die Ketten!“ —

Dennoch stirbt die Liebe nicht, und wenn man gleich sie wieder an's Kreuz schlagen wird; sie duldet alles und hält alles aus und wird wieder Liebe wecken; dennoch wird die Menschheit ewig diejenigen als ihre größten und besten Helden preisen, die ihr Leben aus Liebe gelassen haben. Sie ist nie vergeblich. Sie, nicht die rohe Gewalt, bemeistert die Welt und entwaffnet das Böse. Sie bekommt schließlich Recht und behält das letzte Wort. Es ist, wie ein Dichter unter dem Kreuze gesungen: „Die treu'ste Liebe sieget, am Ende fühlt man sie, weint bitterlich und schmieget sich dankbar an dein Knie.“ O daß sie heute hell aufloderte in Herz und Haus, in Volk und Menschenwelt!

Wohlan, das sei der Festgewinn, den wir nach Hause tragen wollen und wohl behüten im Schreine der Herzen, das sei die Seelenspeise, mit der wir uns an diesem Tische sättigen wollen, die Versöhnung mit dem göttlichen Willen, Glauben und Liebe, wie sie in dem Gekreuzigten lebten und triumphirten. Sie täuschen und trügen nie. Das sei besonders auch euer Verlangen und euer Festsegen, liebe junge Christen, die ihr zum ersten Male mit uns am Tische des Herrn erscheinet. Ginget ihr dieß erste Mal schon weg ohne solchen innern Gewinn, welch' verhängnißvolle Täuschung wäre dann diese Feier für euch! Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Erinnert euch heute des kürzlich euch an's Herz gelegten Wortes: Der feste Grund Gottes besteht und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen! und: es weiche von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet!

Ihr Alle, wohin wollt ihr euch stellen? Zu den Vielen, die dort auf Golgatha sich so kläglich verrechnet haben, oder zu dem Einen, der Recht behielt mit seiner Zuversicht: Ist Gott für uns, wer mag wieder uns sein? Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, o Gott, meines Herzens Trost und Theil in Ewigkeit! O daß wir Alle uns für ein und allemal dahin entschieden: Der am Kreuz ist unsre Liebe! In diesem Zeichen siegen wir. Er trog sich nicht und täuscht uns nicht. Er hält auch uns, was er verspricht. Er bleibe unsere Zuversicht!

Amen.

Es ist vollbracht!

Charfreitagspredigt von Jakob Bär, Pfarrer in Richtersweil am Zürichsee.

Text: Joh. 19, 30. Als nun Jesus den Essig genommen, sprach er: Es ist vollbracht! neigte sein Haupt und gab den Geist auf.

Festfeiernde Gemeinde! Es giebt wohl kaum ein zweites Wort der Schrift, in welchem das, was Charakter, Wesen und Bedeutung des heutigen Tages ausmacht, so klar und bestimmt und zutreffend zum Ausdruck käme, wie in unserm vorgelesenen Texteswort. „Es ist vollbracht", so steht's unauslöschlich für Zeit und Ewigkeit geschrieben über dem Eingangsthor des Charfreitags, dieses Tages, den die Christenheit dem stillen Gedenken ihres größten Todten weiht. Ja wohl, es ist vollbracht — es ist ein Tag der Vollendung des höchsten und herrlichsten Werkes, das die Erde gesehen, des Werkes der Erlösung und Befreiung der Menschheit von den Banden des Sündenfluches, der drückend auf ihr lag seit ehedem, vollbracht durch die freie heilige Opferthat der himmlischen Liebe, die sich hingegeben in den Kreuzestod, damit alle, die sich gläubig hingeben in diese That, erlöset würden und selbst lebendige Zeugen dieser Erlösung werden möchten in That und Leben. Aber allerdings jene Worte bezeichnen das Wesen und den Charakter des Charfreitags auch noch nach einer andern tiefschmerzlichen Seite hin. Vollbracht ist mit dem Charfreitag nicht bloß das heiligste Liebeswerk des Reinen und Schuldlosen, nein, vollbracht ist mit diesem Tage auch der Menschheit Schuld und der Sünde Verderben, — der Charfreitag bezeichnet in der Geschichte der Menschheit nicht bloß die Offenbarung der höchsten und heiligsten Geistesmächte — sondern auch die Vollendung der unheilvollen und verhängnißvollen Macht des Bösen im Menschenherzen und in der Menschenwelt und wenn der Dichter von diesem Tag mit voller Berechtigung hat singen können: „O Tag, so warm von Liebe, wie's keine Sonne macht", so hat er mit nicht geringerer Berechtigung ihn auch genannt: einen Tag so schwarz und trübe, wie dunkle Mitternacht — wie er zeiget: Eine Liebe ohne Ende, aus Gottes Vaterhaus, die

segnend ihre Hände am Kreuze breitet aus, so schwärzen ihn auch finstre Thaten, er brütet schweres Leid, er zeigt den Herrn verrathen, den Herrn der Herrlichkeit.

Nach beiden Seiten ist der Charfreitag ein Tag der Vollendung und es gilt von ihm in That und Wahrheit:

Es ist vollbracht.

Nach beiden Seiten laßt uns denn auch die Bedeutung des Tages mit andächtigem Ernst ermessen, indem wir näher ausführen:

Es ist vollbracht des kalten Zweifels Hohn und Spott!
Doch auch des Glaubens Macht in bitt'rer Todesnoth.

Es ist vollbracht, was blinder Feindeshaß ersonnen,
Doch auch was Liebe groß und rein begonnen.

Es ist vollbracht, was Schwachheit feige hat gefehlet,
Doch auch wozu die Treu den Herrn beseelet.

Es ist vollbracht, was je der Sünde frevelhaftem Thun gelang,
Doch auch die himmlische Erlösungsthat deß, der die Sünde und den Tod bezwang.

I.

„Es ist vollbracht", so tönt's ernst und frohlockend zugleich aus des sterbenden Erlösers Munde und in doppeltem Sinn und nach zwei Seiten möchten auch wir es deuten und verstehen. Es ist vollbracht einmal des kalten Zweifels Hohn und Spott, doch auch des Glaubens Macht in bitterer Todesnoth.

Es ist das zu allen Zeiten das Geschick der idealen Begeisterung des Glaubens und der Hingabe an unvergängliche Güter in dieser Welt und diesem Leben gewesen, daß sie zuerst dem Spott anheimfielen — die Propheten gelten nichts oder wenig in ihrem Vaterlande, in ihrer Zeit, sie ernten für ihre Bestrebungen nebst Mißkennung und Verfolgung so oft auch den lachenden Hohn ihrer Zeitgenossen. Immer hat es solche gegeben, die nur an das Sinnliche, Niedrige, Vergängliche sich hielten und jeden, der noch etwas anderes suchte hienieden, als einen unpraktischen Menschen verlachten. — Immer sind in den Augen der Weltmenschen, die nur die sichtbaren und greifbaren Güter und Schätze der Welt kennen, diejenigen thörichte Idealisten, einfältige Schwärmer gewesen, die verspottet wurden, welche noch nach etwas Höherem dürsteten und es tief innerlich fühlten und bezeugten: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele — oder was könnte ein Mensch zum Gegenwerthe seiner Seele geben? Von

den Jüngern am Pfingstmorgen witzelte der Unglaube, sie sind voll süßen Weines; zu Paulus, der begeistert vor Festus Agrippa von seinem Heiland und Erlöser sprach — sagte der kalte Römer, der solche Begeisterung für göttliche Dinge nicht zu verstehen vermochte: „du rasest, Paulus", mit einem gewissen Recht hat der Dichter das schmerzvolle Wort gesprochen:

Ja wo noch in Kindesweise fromm ein Herz am Vater hängt
Und vom Staub zum Sternenkreise ahnungsvoll die Blicke lenkt,
Immer höhnt die Welt, die blinde, denn sie faßt es nimmermehr,
Spottet ob dem Gotteskinde — seht da kommt der Träumer her! —

Aber, meine Freunde, so roh und gemein und lieblos hat des Zweifels Spott und des Unglaubens Hohn doch noch nie sein Spiel getrieben, wie dort unter'm Kreuz. An der Stätte, die laut das Mitleid und Erbarmen in jeder Menschenbrust heraus forderte, an der Stätte, wo ein Mensch in den letzten bangen Todesqualen liegt, da, sollte man doch meinen, würde jeder Spott verstummen, da müßte jedem Hohn die Waffe stumpf werden — da suchen wir Worte der Theilnahme und des Mitgefühls — oder es herrscht doch zum mindesten ernstes Schweigen. Aber siehe in Jesu Tod hat die Sünde auch diese Schranke durchbrochen, unter seinem Kreuz muß des Menschenherzens ganze Bosheit sich offenbaren, gerade wie seine göttlichste Kraft zur Erscheinung und Vollendung kommt — auch an der doch sonst durch das Unglück geheiligten und geweihten Stätte öffnet sich der Mund der Spötter: „andern hat er geholfen, sich selber kann er nicht helfen — da sieht und erfährt er es nun, was ihm sein Glaube und sein Gottvertrauen nützt, da wird's wieder einmal offenbar, daß jeder ein Thor ist, der für andere sich hingiebt und auf etwas anderes baut und vertraut, als was er selber ist und hat und kann." Wo so der gemeine Unglaube und der kalte Zweifel mit seinem Hohn und Spott das Heiligthum des Todes selbst entweiht — da ist doch gewiß das Maß des Bösen voll geworden — da steht das Wort am rechten Ort, „es ist vollbracht." — Aber es hat das Bild auch seine strahlenvolle Kehrseite und zeigt uns des Glaubens herrlichste Offenbarung und Vollendung auch in bitterer Todesnoth. Mögen sie spotten und höhnen die Zweifler, die nur glauben, was sie sehen — mögen sie scheinbar Recht haben die Kinder des Unglaubens, die Anbeter des Erfolges, die jedes Werk nur beurtheilen nach der kurzen Elle seines augenblicklichen und vorübergehenden Gelingens oder Mißlingens, der Kindesglaube des Herrn hält fest an seinen Idealen — hält fest an Gott und seinem Reich — hält fest an

der Hoffnung auf den Sieg seiner Sache (mag im Sinn der Spötter der Ruf des Herrn „es ist vollbracht" bedeuten: er ist vorbei der kurze Messiastraum, vorbei für immer), schwingt sich über allen scheinbaren Mißerfolg, über alle bittere Todesnoth zu jener Siegesgewißheit und Zuversicht, die das Zukünftige und Kommende schon als ein Gegenwärtiges erfaßt, die mitten im Untergange und Zusammenbruch seines Werkes vor der Welt seine glorreiche Auferstehung und Vollendung in Gott und mit Gott sieht und weiß. Wohl hat auch seiner Seele der Glaubensmuth einen Augenbick entschwinden wollen, wohl schien auch er im Uebermaß der Schmerzen die Hand des Vaters zu verlieren, die ihn bis jetzt über den Wassern der Verzweiflung gehalten und bang stöhnt er auf: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Aber das war nur ein Augenbick und wie hell und klar die Sonne nach vorübergehender Verdunkelung hinter den Wolken hervortritt — so tritt hehr und rein und ungetrübt nach ernstem Seelenkampf sein Glaube hervor und steiget auf mit kühner Schwinge über alle irdischen Hemmnisse und Kämpfe und Schmerzen und ergreifet triumphirend die Rechte des Allmächtigen, die alles kann und und auch seine Sache herrlich hinausführen wird und ruft, von Weitem schauend, was kein Auge noch geschaut, kein Ohr gehört und in keines Herz gedrungen, was aber Gott ihm bereitet, der ihn liebte und ihm glaubte wie keiner je: Es ist vollbracht. — Welch ein Glaube, welch eine Kindeszuversicht, die sich nicht beirren läßt in ihrer innersten heiligsten Ueberzeugung durch den Spott der Spötter, den scheinbar so berechtigten Hohn des Unglaubens, die nicht wankt und bebt in ihrem Vertrauen, wenn Alles wankt und fällt, die wo alles verloren scheint, Alles gewonnen weiß und siegesgewiß sagen kann: es ist vollbracht, die Rechte des Herrn behält den Sieg — welch ein Trost für jeden Gottesstreiter im einsamen Kampf, welch eine Ermuthigung für jeden unrecht Leidenden, für jede verstoßene Unschuld, jeden verspotteten Kindesglauben. Welch' eine Kraft und Stärkung für jedes fromme Gemüth — wenn die Welt höhnet, wenn der Erfolg ausbleibt, wenn die gute Sache leiden muß und scheinbar untergeht — ja welch ein Trost, eine Ermunterung ist dann des Herrn Wort: Es ist vollbracht — welch ein Zuruf voll heiliger Kraft für alle bekümmerten Seelen:

Auf, auf gieb deinen Schmerzen
Und Sorgen gute Nacht,
Laß fahren, was im Herzen
Dich trüb und traurig macht,

Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll,
Gott ſitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

II.

Und weiter auch ſagt uns der Ruf: Es iſt vollbracht, was blinder Feindeshaß erſonnen, doch auch was Liebe rein und groß begonnen. Viel Böſes hat der Haß ſchon gethan und ausgeführt im Leben ſeit jenem erſten Brudermord, zu dem ſeine unheilvolle Leidenſchaft den Kain angetrieben; wo er in einem Herzen wohnet, da iſt's mit den guten Gedanken vorbei — da brennt ein düſteres, unheimliches Feuer in der Seele, das alle beſſeren Regungen verzehrt, alle unreinen Geiſter entfeſſelt und alle böſen Gedanken nährt — wie ein böſer Dämon plagt er den Menſchen und reißt ihn blindlings mit fort in die Sünde und in's Verderben und ſagt, meine Freunde, wo hat er je blinder und verſtockter gemacht als dort in Jeruſalem das Herz der jüdiſchen Oberen. Wie muß er doch ſchrankenlos die Herzen ergriffen und jedes Urtheil, jede Beſinnung, jedes Gerechtigkeitsgefühl ausgetrieben und alle Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böſe verwirrt haben — wenn man den Reinen als unrein, den Wohlthäter als Uebelthäter, den Frommen und Gotterleuchteten als vom Teufel Beſeſſenen, das treueſte Gotteskind als frechen Gottesläſterer verdächtigt, verläumdet und ſchließlich verurtheilt. Und das Alles war geſchehen dort in Jeruſalem gegen Jeſum Seitens ſeiner Gegner. Wo er hinabſtieg zu den Gefallenen und Verirrten, in heiligem Erlöſererbarmen ihre Seelen zu retten, da verdächtigte der Haß: ſehet welch ein gemeiner Menſch, der Sünder und Zöllner Geſelle, wo er Thaten der rettenden Liebe that an jenen Aermſten aller Armen, jenen nach dem damaligen Volksaberglauben vom Teufel Beſeſſenen, wo er ſie befreite vom Wahn und erlöst der menſchlichen Geſellſchaft zurückgab, da griff der Haß zur Verläumdung und ſprach: Er treibt die Teufel aus im Namen des oberſten der Teufel — wo er im Vollbewußtſein ſeiner Gotteskindſchaft muthig und unerſchrocken ſich Gotteskind, Gottesſohn nennt, da ſchmiedet der Haß aus dieſem herrlichen Zeugniß ſeines kindlich religiöſen Sinnes die Todesanklage auf Gottesläſterung gegen ihn. Steht da das Wort nicht mit aller Berechtigung am Kreuz: Es iſt vollbracht — was blinder Haß erſonnen — doch auch, was Liebe groß und rein begonnen? Es iſt ja unzweifelhaft das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen des Chriſtenthums vor allen anderen Religionen, das weiß Euch jedes Kind zu ſagen, die Liebe. Wohl

mag es ja in jeder Religion Worte der Liebe und Menſchenfreundlichkeit geben — aber ſo ganz und unbedingt im Mittelpunkt des ganzen Sinnens und Denkens und Lebens wie im Chriſtenthum ſteht die Liebe nirgends — ſo allbeherrſchend als das geradezu einzige, königliche Gebot findet ſich das Gebot der Liebe nur in Jeſu Lehre. Sie, die Liebe, iſt die Centralſonne, von der alle andern einzelnen Beſtimmungen der Lehre Jeſu ausgehen und was ſein Mund geſprochen, das führt mit ſeinen letzten Fäden allüberall zurück zum eigentlichen Quell ſeiner Religion, zur Liebe. — Aber was wären Jeſu größte und herrlichſte Liebesworte ohne ſein heiliges, reines, göttliches Liebesleben! Hier erſt tritt ſein Wort in Fleiſch und Blut verwandelt vor uns hin, hier erſt ergreift uns ſeine Lehre unwiderſtehlich — wo ſie als rettende That, als heiliges Erbarmen, als aufopfernde Hingebung ſeines Herzens und Lebens uns vorangeht und ſein königlich Gebot der Liebe auf Schritt und Tritt veranſchaulicht. Und dieſem Liebesleben, meine Freunde, fehlte ihm nicht die Krone und das höchſte Diadem ohne jenen Liebestod am Kreuz? Ja, wie groß und mächtig des Herrn Liebe ſich auch bekundet in Wort und Werk ſeines Lebens, am Kreuz erſt, wo ſie ihr Leben freiwillig darbringt in den Tod für die Wahrheit und fürs Gottesreich, wo ſie ſelbſt vollbringt, was ſie einſt als höchſte Probe von andern gefordert: Liebet eure Feinde, am Kreuz wo Jeſus ſein Leben gelaſſen für ſeine Brüder und gebetet für ſeine Feinde, da iſt die Liebe vollendet und vollbracht — da ſinken wir betend nieder dem Herrn zu Füßen und flehen: du biſt die Liebe, die getragen der ſündigen Menſchheit Schuld und Noth, die Liebe, die an's Kreuz geſchlagen mit Freuden ſtarb den Opfertod, du Liebesfürſt, ich bitte dich, zu deiner Lieb entflamm auch mich!

III,

Und ferner noch am Kreuze iſt vollbracht, was Schwachheit feige hat gefehlet, doch auch wozu die Treu den Herrn beſeelet. Ach ja, es iſt ja das Kreuz auf Golgatha nicht bloß ein Zeichen des Aergerniſſes deßhalb und weil der Unglaube und der Haß dort ihre Vollendung gefunden, ſondern auch weil am Kreuz die Schwachheit auch der Freunde Jeſu ſich geoffenbart und zu Fall gekommen. Auch dieſe Schattenſeite des Menſchenherzens, die Schwachheit und Feigheit und Treuloſigkeit hat noch keine ergreifendere und beſchämendere Illuſtration gefunden im Buch der Geſchichte, als wie ſie Gethſemane und Golgatha uns zeigt. Oder wo, meine Freunde, wäre Treue und Liebe ſchmählicher noch verrathen worden, als mit jener ſchwarzen Judasthat, wo hätte

Feigheit und Furcht, Angst und Selbstsucht der Menschennatur in so erbärmlichem Lichte, so ganz in traurigster Blöße sich kund gegeben — wie in jenem Bild der Jünger bei der Gefangennahme, wo jeder nur an sich denkend und für sich sorgend — alle erfahrene Liebe, alle gemachten Treuversicherungen rein vergessend — davonflieht nur bangend für das eigene Leben — wo ist dem Hochmuth, der Selbstüberschätzung die Strafe je so demüthigend und beschämend auf dem Fuße gefolgt und wo hat das Wort: es ist ein elend und jammerselig Ding um das Menschenherz, wer mag sich darauf verlassen? wo hat dieß Wort eine deutlichere Bestätigung je gefunden als dort im Hofe des hohenpriesterlichen Hauses in Petrus, der vor wenigen Stunden noch hochmüthig und eitel geprahlt: „Und wenn ich mit dir sterben müßte," und jetzt, wo die Gefahr da ist — so namenlos feige und ehr- und treulos sagt: „ich kenne diesen Menschen nicht?" Ja, meine Freunde, es mag schon oft ein Freund dem Freund das Wort und die Treue gebrochen haben, und schwache treulose Herzen hat die Welt schon viele gesehen — aber am Kreuz da ist doch gewiß mehr geschehen auch nach dieser Seite hin denn je, da ist vollbracht, was Schwachheit feige je gefehlet. —

Doch auch, so fügen wir frohlockend und lobpreisend hinzu — doch auch wozu die Treu den Herrn so hoch und hehr beseelet. Die gleichen Stätten, welche die tiefste menschliche Schwachheit, die erbärmlichste Treulosigkeit und die elendeste Feigheit gesehen — sie sind auch Zeugen jener wundersamen himmlischen Kindestreue, jenes Gehorsams, jener Standhaftigkeit bis zum Tod am Kreuz gewesen — wie die Welt alle diese Gottesmächte so voll und rein, so groß und herrlich eben nur einmal geschaut. O, meine Freunde, welch eine vollendete Treue Gott gegenüber hat Christus bewiesen; er der einst gesprochen: Meine Speise ist daß ich thue den Willen dessen, der mich gesandt hat und sein Werk vollbringe — wie hat er dieses Wort mit der That bekräftigt nicht bloß damals, als dieser Wille ihn durch die freundlichen Lebensauen der Anerkennung und der Erfolge führte — sondern wie hat er es eingelöst im heißen Seelenkampf von Gethsemane, wo er seinen Willen demüthig ergeben dem des Vaters unterordnete, auch wo derselbe Kreuz und Tod, Schmach und Schande ihm vorzeichnete. — Und welch eine Treue auch den Menschen gegenüber, die ihn so treulos verlassen, verrathen und verleugnet — welche Heilandstreue in jenem Wort an den Verräther: „Judas, verräthst du deinen Meister mit einem Kusse?" und welch eine Liebestreue mag in jenem wehmüthigen Blick sich ausgesprochen

haben. der in Petrus Seele fiel wie ein zweischneidig Schwert und ihn die ganze Schwere seiner Schuld fühlen und in bitteren heißen Bußethränen bereuen ließ. Und welch eine Treue sich selbst und seinem Erlöserberuf gegenüber, welch eine Mannestreue in seiner Hingabe in den Tod für das, was er als wahr erkannt, als seine Pflicht und Aufgabe so tief und warm empfunden. O wie muß sie stärken jeden Dulder im schweren Kampf, jede treulos verlassene Seele im Elend der Verkennung — jede verrathene Liebe im bittern Schmerz erfahrener Täuschung, und wie muß sie strafen unser Herz, so oft auch wir schwach gewesen und in Wort und That ihn den Herrn und seine Wahrheit und sein Reich vergessen und verleugnet haben aus feiger Angst oder Menschenfurcht oder Selbstsucht und wie muß es unser Herz wieder aufrichten dieses Kreuzesbild der Heldentreue bis in den Tod und in uns den festen Glauben und die siegesgewisse Hoffnung wecken, daß dieses Bild am Ende doch die Menschheit ganz und voll gewinnen wird und nicht Ruhe werden kann, bis dieser Kreis der Erden zu Jesu Füßen liegt überwunden und versöhnt mit Gott — wie muß es uns drängen unter'm Kreuz zu bekennen:

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei,
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treu'ste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

IV.

Und endlich: es ist vollbracht am Kreuz, was je der Sünde frevelhaftem Thun gelang, doch auch das heilige Erlösungswerk deß, der die Sünde und den Tod bezwang. — Ja es ist vollbracht am Kreuz der Menschheit Sünde, was nur an Bosheit und Leidenschaft, an Schwachheit und Verworfenheit je im Menschenherz gewohnt — das wirkt dort zusammen in jener furchtbaren Sturmfluth der Sünde, die sich über das Haupt des schuldlosen Erlösers ergossen und ihn unter ihren Wogen begraben hat — aber, meine Freunde, was dabei wohl von jedem aufrichtigen Christenherzen am schmerzlichsten empfunden wird, ist das, daß diese Sündenfluth ja nicht bloß einmal in der Weltgeschichte dort am Kreuz auf Golgatha so schweres Unrecht und Unheil gestiftet hat — sondern fort und fort braust durch die Geschichte der Menschheit und immer wieder auf's Neue Kreuze

aufrichtet und immer wieder auf's Neue die Menschen treibt, die Wahrheit und die Liebe zu verläugnen, zu verrathen, zu verstoßen und zu tödten — was unser Herz am tiefsten beugen muß am Kreuz, das ist, daß wir uns selbst anklagen müssen, daß die ganz gleichen Sünden, die seinen Tod verursacht, noch heute mächtig sind in unserm Herzen und daß wir bekennen müssen mit dem Dichter:

O Herr, was du erduldet,
Ist Alles meine Last,
Ich, ich hab' es verschuldet
Was du getragen hast.

Aber, Gott sei Dank, wie unter'm Kreuz der Menschheit Riesenschuld gehäufet ist, so quillt aus dem Kreuzesgrund für alle Welt und durch alle Zeiten der heilige Strom der Erlösung von Sündes- und von Todesnacht für jedes Herz, das diesem Strom sein Innerstes öffnet, daß er heiligend, läuternd, sühnend, rettend dasselbe ergreife und mit emporziehe zum Gnadenthron der Versöhnung. O wohl hat auch das Leben Jesu erlösende Kraft für jeden, der dieses große heilige Liebes- und Glaubensleben von Nazareth bis nach Jerusalem auf sich wirken läßt — für jeden, der diesem Leben nicht aus dem Wege geht, sondern es aufnimmt in seine Brust zum Leitstern und zum Führer, zum Weg, zur Wahrheit und zum Leben — aber im Leiden und Tod Jesu da ist, was Jesu, im Leben und Wirken gelehrt und gepredigt begonnen und angefangen, zur göttlich hohen Vollendung gekommen, da ist der Glaube, die Liebe, die Treue, die Hingebung, die Ueberwindung aller Sünde und alles Bösen durch die Himmelsmacht des Guten vollbracht, da schauen wir in ewig einzigartiger Vollkommenheit das große heilige Werk der Erlösung von Sünde, Welt und Tod, da fließen für uns wie für die Vergangenheit und für alle kommenden Geschlechter allein die Gottesquellen der Befreiung von allem Bösen, der Versöhnung mit Gott,

Da wird das Räthsel offenbar, warum so hoch die Christenheit gestiegen,
Was ihre Völker Großes schufen;
Das Alles hörst du hier mit tausend Stimmen rufen:
Nur unter'm Kreuze kann man siegen. —

Es ist vollbracht — nur unter'm Kreuze kann man siegen, das gilt heute vor Allem auch dir, liebe Confirmandenschaar — o mög es forttönen dies heilige Kreuzeswort durch Euer Leben als ein Himmelsklang, der es emporzieht aus der Erde dunklem Treiben zu den Höhen der Freiheit und des Lichtes und der Er-

löſung in Gott — mög' Euch das erſte Abendmahl werden zu einem Mahl der unauflöslichen Herzens- und Lebensgemeinſchaft mit ihm, der auch für Euch ſein Erlöſungswerk vollbracht und dem Ihr erfüllt von heiliger Gegenliebe das ſchöne Bekenntniß und Gelübde entgegenbringt:

Dir will ich danken bis zum Grabe,
So lang ich athme, leb' und bin,
Für deine theuerwerthe Gabe,
Daß ich durch dich erlöſet bin,
Daß du, Herr, biſt für mich geſtorben
Und mir den Himmel haſt erworben.

Amen.

Jeſus lebt, mit ihm auch ich!

Oſterpredigt gehalten von Konr. Wilhelm Kambli, Pfarrer zu St. Laurenzen in St. Gallen.

Text: Joh. 14, 18 u. 19. Ich will euch nicht verwaiſet laſſen; ich komme zu euch. Noch ein Kleines und die Welt ſiehet mich nicht mehr; ihr aber werdet mich ſehen, denn ich lebe und auch ihr werdet leben.

Andächtige, im Herrn Geliebte! „Der Herr iſt auferſtanden, er iſt wahrhaftig auferſtanden! Der Herr lebt und wir ſollen mit ihm leben!" Dieſer Jubelruf dringt heut durch alle Lande. Laut und feierlich tragen ihn die Oſterglocken über Berg und Thal, über Land und See, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt durch die ganze chriſtliche Welt. In allen Gotteshäuſern verkünden die freudigen Klänge der Orgel, die hell aufjubelnden Oſterlieder, die Dankgebete der Gemeinde und die aus vollem Herzen hervorquellenden Worte der Prediger dieſe frohe Botſchaft, und ſie findet ein tauſendſtimmig Echo in den gläubigen Herzen. In vollem Chore habt ja auch ihr, chr. Fr., freudig eingeſtimmt in den Lobgeſang: „Jeſus lebt, mit ihm auch ich!" Es iſt das Feſt des Lebens, das wir heute feiern, das freudigſte, zu dem die Kirche uns einladet. Wie es dem Auge unbeſchreiblich wohl thut, nach den langen Winter-

monaten, da nur falbe Fluren oder Schnee und Eis ihm entgegenstarrten, wieder auf dem frischen Grün des jungen Grases auszuruhen und aus dürrem Zweig, der nur noch scharfe Dornen zeigte, silbergrüne Knospen und helle Blüthen hervorbrechen zu sehen, so unendlich wohlthuend ist es für unser Gemüth nach den düstern Leidensbildern der Passionszeit und des Charfreitags, dem Geistesfrühling, den uns Ostern verheißt und zeigt, uns zuzuwenden. Was uns heut hochfestlich stimmt, das ist ja nicht bloß ein Blick auf das in schöpferischer Frühlingslust wieder erwachende Leben der Natur, wiewohl auch das schon uns so freudig bewegt; nein, wir feiern heut den Sieg des ewigen, unvergänglichen Geisteslebens über die Sinnenwelt, die dem Tode geweiht ist, wir feiern den Sieg des Gottesgeistes, der von Anfang an in der Welt war und wirkte, der aber erst in Jesus Christus in einem Menschengeiste zum klaren, vollen Bewußtsein durchbrach, der in ihm die dunkle Macht der Sünde und des Todes völlig überwand und durch ihn auch uns den Sieg verleiht über alles, was noch unser Leben hemmt. Was wir heut am Osterfeste feiern, das ist nicht bloß eine Hoffnung, die uns winkt aus einem fernen Jenseits, es ist die große weltgeschichtliche Thatsache:

Jesus lebt, mit ihm auch ich!

Es ist die Erfüllung der Verheißung Jesu: Ich will euch nicht verwaiset lassen, ich komme zu euch. Ich lebe und auch ihr werdet leben.

I.

„Jesus lebt!“ Was dieß Wort bedeutete im Munde der ersten Jünger und Jüngerinnen Jesu, das wissen wir. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel hat der Kreuzestod Jesu sie niedergeschmettert. Sie konnten und wollten nicht glauben, daß es mit dem Messias diesen Ausgang nehme. Ihr Glaube war erschüttert, ja gebrochen, aber ihre Liebe zum Herrn ist noch die gleiche geblieben. Sie fliehen von Jerusalem, aber das Heimweh nach dem unvergeßlichen Herrn und Meister nehmen sie mit sich, wo sie gehen und stehen gedenken sie sein, Alles, Alles erinnert sie an ihn, der Vogel des Himmels und die Lilie des Feldes, das wogende Saatfeld und der Weinstock, das Säen des Landmanns und das Arbeiten des Winzers im Weinberg, das Leben der Natur und das alltägliche Thun und Treiben der Menschen, denn beides hat ja sein Wort ihnen zu einem Bild

und Gleichniß des Gottesreiches gestaltet. Wo sie geh'n und steh'n, da ist Jesus, ohne daß sie es wissen und es sich gestehen, im Geiste bei ihnen, wo auch nur Zwei von ihnen des Weges ziehen, da ist er ihr Gespräch, ist in ihrem Bunde der Dritte. Vergessen können sie seiner nicht. Ein Prophet mächtig in Wort und That vor Gott und allem Volke, das ist er ihnen noch; aber traurig klagen sie: wir hofften, daß er der wäre, der Israel erlösen würde, doch bei alledem ist es schon der dritte Tag, daß er im Grabe liegt. Wenn er wirklich der Messias wäre, den die Propheten schildern als siegreichen König, als Stifter des Gottesreiches auf Erden, wie hätte dann Gott ihn also im Stiche lassen können? Oder sollten vielleicht doch schon die Propheten geahnt und darauf hingedeutet haben, daß der Messias in leidender Gestalt erscheine? Mit dem Bilde des Gekreuzigten im Herzen forschen sie noch einmal in den Schriften, und was sie suchen, das finden sie. Als sie im babylonischen Jesaja jene Stellen vom leidenden Knecht Gottes lesen, die, obwohl nicht von Jesus gemeint, doch Zug um Zug auf sein Schicksal sich anwenden lassen, da brennen ihnen die Herzen in der Brust und es wird ihnen zur seligen Gewißheit, Christus mußte solches leiden, um in seine Herrlichkeit einzugehen; er ist doch der Erlöser, nicht trotz seines Kreuzestodes, sondern gerade durch denselben. Dann können ihn aber auch die Bande des Todes nicht halten. Er, an dem alles Geist und Leben war, und zwar Geist aus Gottes Geist und Leben aus Gott, kann nicht todt sein, seine Liebe, die gerade im Sterben am herrlichsten aufleuchtete, kann unmöglich mit dem Stocken seines Herzschlags in ewige Todesnacht versunken sein. An der Liebe zu Jesus richtet sich der Glaube seiner Jünger und Jüngerinnen an ihn wieder auf; aber immer noch: welche Kluft zwischen dem halb gläubigen und halb zweifelnden: „Jesus kann nicht todt sein, und dem siegesgewissen Jubelrufe: „Jesus lebt, der Herr ist auferstanden! er ist wahrhaftig auferstanden!“ Zum Durchbruch kommt ihr Glaube erst in dem Augenblicke, zunächst wohl bei der Feier des heiligen Abendmahls, da sie mit voller Gluth und Innigkeit sich Jesu Person wieder vergegenwärtigen und im Geiste wieder ganz eins mit ihm werden; da — im Augenblick der höchsten, seligsten Erregung taucht in ihrem Herzen die Gestalt Jesu so lebendig auf, daß sie seine Züge wieder schauen, seine liebe Stimme wieder vernehmen, ja das Gefühl haben, daß sie wieder ihn anrühren, und so übermächtig sind diese Erscheinungen, die aus der Tiefe ihrer wieder gläubig gewordenen Herzen aufsteigen, daß sie dieselben von äußern Vorgängen nicht mehr unter-

ſcheiden können; doch haben wahrlich nicht dieſe Erſcheinungen ihren Glauben, ſondern ihr neu aufwachender Glaube hat dieſe Erſcheinungen erzeugt. Sie gingen vorüber dieſe Erſcheinungen, denn auch für Jeſu erſte Jünger und Jüngerinnen galt wie für uns das Wort: „Selig ſind, die nicht ſchauen, und doch glauben", auch ſie ſollten dazu kommen, Jeſus nicht mehr dem Fleiſche, ſondern dem Geiſte nach zu kennen; aber durch ſie hat Jeſus ſeine Auferſtehung gefeiert in ihren Herzen, und nun lebt er in ihnen ſo herrlich, ſo gewaltig fort, daß ihr ganzes altes Leben und Weſen von ſeinem Geiſte umgeſtaltet wird, daß weder Tod noch Leben ſie von ſeiner Liebe zu trennen vermögen. Wie rührend und wie großartig iſt es, wenn wir einen Paulus bezeugen hören: „Ich begehre nichts Anderes mehr unter euch zu wiſſen, als allein Jeſus Chriſtus und zwar den Gekreuzigten und den Auferſtandenen," wenn er's wagt zu ſagen: „Ich bin mit Chriſtus geſtorben, gekreuziget worden, ich lebe aber, doch nicht mehr ich, ſondern Chriſtus lebt in mir, was ich aber jetzt im Fleiſche lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet und ſich ſelbſt für mich dahingegeben hat", — und hinwiederum: „Chriſtus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn." Können wir da auch nur einen Augenblick daran zweifeln: Jeſus lebt in den Herzen der Seinen? Und nun, meine Freunde, ſollte wirklich unſere Oſterfreude keine vollkommene, keine beſeligende, alle Todesfurcht überwindende ſein darum, weil ſie nicht auf dem Glauben an die Wiederbelebung ſeines Leichnams beruht, ſondern auf der Gewißheit der Auferſtehung ſeines Geiſtes in den Herzen ſeiner Jünger und Apoſtel?

Doch ihr ſagt vielleicht: jene Jünger und Apoſtel, die noch den unmittelbaren Eindruck der Perſönlichkeit Jeſu in ſich trugen, ſind ja längſt geſtorben, kann da auch noch von einem Fortleben Jeſu in den Herzen derer, die ihn nicht perſönlich gekannt haben, die Rede ſein? müſſen wir Spätgeborene nicht damit uns begnügen, daß ſeine Lehre unter uns fortlebt und Einiges, aber leider ſo wenig Zuverläſſiges von ſeiner Lebens- und Leidensgeſchichte? Nein, meine Freunde, ſo ſteht's in Wahrheit nicht. Jeſus ſelber, ſein Geiſt, ſeine Perſönlichkeit in ihrer ganzen, ſcharf ausgeprägten, einzigartigen Beſtimmtheit lebt fort in ſeinen eigenen Worten und in dem Wenigen, das wir mit voller Sicherheit wiſſen von ſeinem Leben und von ſeinem Sterben. Ihr wißt, die Art, wie der Menſch redet, iſt er ſelbſt, und ihr kennt die Worte Jeſu, die ganz unzweifelhaft aus ſeinem Munde

stammen, die Bergpredigt, die Gleichnisse, das Unservater, sein Gebet in Gethsemane, seine Worte am Kreuz. Stehet nicht schon in diesen Worten Jesus lebendig vor uns, in einer Charakterbestimmtheit, in einer Einfalt und Größe, daß wir mit keinem andern Sterblichen ihn je verwechseln, ja auch nur zusammenstellen können. *Jesus ist und bleibt die lebendigste, die größte Gestalt der Weltgeschichte.* Nicht nur seine Lehre, er selber lebt und wirkt fort in alle Ewigkeit, gestern und heut derselbe und in Ewigkeit. Jesus Christus läßt sich nicht todt reden, weder durch seine Gegner, ob sie auch die giftigsten Worte des Hasses, ein Uebermaß der Verläumdung über ihn ausgießen mögen, noch durch seine falschen Freunde, ob sie auch immer und immer wieder seinen Geist in den tödtenden Buchstaben einer Lehrmeinung über ihn zu knechten suchen; er sprengt die Grabeshöhle des Buchstabens, aus der Lehr' erstarrter Haft bricht er immer wieder hervor als Geist; er läßt sich auch nicht todt schweigen, wie unsere Zeit es versucht hat; mögen die Lehren über ihn immerhin der Vergessenheit anheimfallen, er selbst, sein persönliches Leben, wirkt fort, wie in der Vergangenheit, so auch in der Gegenwart und in alle Zukunft stets wieder neues persönliches Glaubensleben und Liebesleben im Menschenherzen entzündend.

Jesus lebt fort in den Seinen, in seiner Kirche, in der christlichen Welt, die Gott sei Dank noch größer ist als seine Kirche, die so weit reicht als die Luft der christlichen Sitte wehet. Was in diesen Festestagen bei den feierlichen gemeinsamen Gottesdiensten und in mancher stillen Weihestunde tausend und abertausend Herzen mit neuer, mächtiger Gewalt ergreifet, das ist nicht bloß eine Wirkung vom Wehen der Frühlingsluft, nein, *es ist das Wehen des Geistes Jesu Christi*, es ist das Anklopfen dessen, der fortlebt nicht bloß im Jenseits, wo er für uns nicht vorhanden wäre, der da lebt auch in seiner Gemeinde hienieden, der Leben gewinnen will auch in deinem und in meinem Herzen. Nicht bloß seine Lehre, seine volle, geistige Persönlichkeit, die größer ist als unser Herz, die so unerschöpflich reich ist, daß sie immer neue Seiten der Betrachtung uns darbietet, immer neue Kräfte in uns weckt, lebt fort, sie wird in uns selber zu einem frischen Brunnquell, aus dem stets neue Ströme lebendigen Wassers aufquellen.

Und mehr noch als das: *Leben heißt sich fortentwickeln und so wächst denn auch Jesu Geist fort in alle Ewigkeit.* Als ein Sauerteig wird er immer auf's neue in die Masse der Weltverhältnisse hineingemengt, als ein

Samenkorn wird er nicht einfach zu Mehl vermahlen und genossen, sondern dem Boden einer jeden Zeit auf's neue eingepflanzt, um zu neuem, eigenartigem Leben sich zu entwickeln. Als Geist der Wahrheit leitet er uns in alle Wahrheit. Das sind die Heilsthatsachen, die wir zu Ostern verkündigen mit dem Bekenntniß: der Herr ist auferstanden! er ist wahrhaftig auferstanden! Jesus lebt!

II.

In unsern Textesworten folgt der Versicherung Jesu: „ich lebe" die Verheißung: „und auch ihr werdet leben." Vollkommen ist unsere Osterfreude erst dann, wenn wir die Erfüllung dieser Verheißung nicht erst von der Zukunft nach dem Tode, vom Jenseits erwarten, sondern hier schon sie erleben. Schon in dieser Zeit sollen und können wir mit Christus zu einem neuen Leben auferstehen und auch in einem neuen Leben wandeln.

Leben, üppiges, sinnliches, kraftstrotzendes Leben zeigt freilich auch der Weltmensch, wie sprüht sein Auge von der düsteren, blitzenden Gluth der Leidenschaft, welch schwellendes Leben läßt die Sinnenlust durch seine Glieder zucken, wie heiß entbrennen Haß und Rache in ihm; aber dies Leben bewährt sich als eine verzehrende Gluth, die das Herz ausbrennt und nichts als kalte, starre Schlacken zurück läßt; es ist ein Leben in dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen, ein welkes Dasein, bei dem der innere Mensch todt bleibt. Wie Viele aber leider auch von denen, die sich Christen nennen, haben den Namen, daß sie leben und siehe, sie sind todt. Der Mittelpunkt und das Ziel all ihrer Gedanken und Bestrebungen ist ihr eigenes armseliges Ich; ihr Thun und Treiben, ja ihr ganzes Dasein ist nicht viel anders als das Leben der Pflanze und des Thiers. Können diese Menschen mit rechter Herzensfreude, mit voller Wahrheit sagen: ich lebe? müssen sie nicht in jedem Augenblick erbeben vor dem Gedanken an den Tod, der ja dieser Art von Leben für immer ein Ende macht? Im wahren, vollen, im menschlichen Sinn des Wortes können wir erst dann sagen: „wir leben," wenn wir mit Christus und durch ihn leben, wenn sein Geist in uns erwacht und uns beseelt. Erst durch das geistige, das sittliche und das religiöse Leben, das Jesus in uns entfacht, erwachen in uns große, ewige Gedanken, heilige Freuden und heilige Sorgen, die Wonnen und die Leiden und Schmerzen einer Liebe, die sich nie erschöpft, das Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, das niemals wähnt, am Ziel der Heiligung schon angelangt zu sein; erst von diesem Leben durchströmt erglühen unf're Wangen roth und röther von jenem Feu'r das früher oder später den Wider-

ſtand der ſtumpfen Welt beſiegt. Durch Jeſu Geiſt gewinnt auch unſer perſönliches Leben, ob es noch ſo armſelig verlaufen mag, wahren Werth, einen bleibenden, feſten Kern, ewigen Gehalt, unendliche Bedeutung. *Leben im höchſten Sinn des Wortes heißt lieben, alle wahre Liebe aber bleibet immerdar.* Durch Jeſus nun lernen wir erſt recht lieben, und damit hier ſchon im Ewigen leben, hier ſchon uns ewig unſterblich fühlen in jedem Augenblick der Zeit:

Das Jenſeits liegt in uns verborgen,
Es lebt in jedem Herzensſchlag,
Im eignen Geiſte glüht ſein Morgen,
Im eignen Geiſte ſtrahlt ſein Tag.
Wie in dem Himmel ſoll auf Erden
Des Vaters Wille ja geſcheh'n,
Wie ſoll dieß Wort erfüllet werden,
Wenn wir nicht hier im Ew'gen ſtehn?

Leben heißt wirken; durchgreifende, nachhaltige, wahrhaft ſegensreiche Wirkſamkeit aber gelingt uns nur, wenn wir ganz und gar an Jeſu Geiſt uns hingeben, von ihm, von der Liebe Chriſti uns dringen und ziehen laſſen, nicht wohin wir wollen, ſondern wohin das Sturmeswehen ſeines Geiſtes mit uns fahren will. Nicht als ob nun dabei auch der äußere, ſichtbare Erfolg uns geſichert wäre; aber am Ende entweichet ja von unſerer That doch nur der Schein. Mehr kann die Zeit uns nicht nehmen. Freuen wir uns, daß ſie das uns nimmt. Was aus dem Fleiſch geboren iſt, das iſt und bleibt eben Fleiſch, und hat das Schickſal alles Fleiſches; was aber aus dem Geiſte und voraus, was aus Jeſu Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt, das bleibet ewig und wirkt in ſiegreicher Kraft. Alle Thaten und Werke, ſelbſt alle Heldenthaten und alle Rieſenwerke, die nur aus der Selbſtſucht, und kühlen Verſtandesberechnung, aus Geldgier, aus Ehrgeiz oder Herrſchſucht ſtammen, ſinken wieder in ihr nichts zuſammen, was aber aus der Wahrheit, aus dem Glauben, aus der Liebe ſtammt, an dem bewährt ſich das Wort: Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben. Das Wort: „Ich lebe, und auch ihr werdet leben", verheißt uns aber allerdings nicht nur ein Leben im Ewigen hier in dieſer Zeit und Kraft und Erfolg im Handeln, Muth und Troſt im Leiden, ſondern auch *ein Leben und Wirken unſers Geiſtes über Tod und Grab hinaus.*

Wollt ihr euch davon überzeugen, daß es ein ſolches Fortleben und Fortwirken gebe, ſchaut auf die, welche vor euch von Gottes Geiſt erfüllt gelebt und gewirkt haben. Daß Jeſus lebt, das haben wir gezeigt; aber gehört denn etwa ein Moſes zu den

Todten, so lange noch seine Gesetze für Millionen Menschen den Prüfstein und die Richtschnur für ihr Gewissen bilden? Gehören ein Homer oder Sokrates oder Plato zu den Todten, so lange noch unsere Jugend mit immer neuer Begeisterung ihren Liedern und den Worten ihrer Weisheit lauscht? Gehört ein Paulus zu den Todten, so lange noch seine Briefe so manches Sünderherz aufschrecken, zur Buße treiben und versöhnen? Sind ein Zwingli, ein Luther, ein Pestalozzi todt, so lange noch Tausende der Edelsten und Besten es sich zur Ehre anrechnen, in ihre Fußtapfen zu treten? Nicht alle sind todt, die begraben sind. Sie ruhen vielleicht schon lange im Grabe, deine Eltern; aber wenn in dem Augenblick der Versuchung das Bild deines braven, rechtschaffenen Vaters vor deine Seele tritt und du glaubst den ernsten warnenden Ton seiner lieben Stimme zu hören und du überwindest; wenn im Augenblick, da wilde Leidenschaft in dir aufflammen will, der seligen Mutter Bild gleichsam dir in den Weg tritt und ein stummer Blick ihrer milden, sanften Augen dich bittet: Sohn, Tochter, beherrsche dich selbst! vergieb und dulde! und du siegst über dein trotziges und verzagtes Herz; — hörst du dann nicht im Geist von ihren Lippen das freudige Wort ertönen: „Wir leben.“ Lebt nicht des frühvollendeten Gatten, deiner unvergeßlichen Gattin Geist in deinen Kindern fort, schaut dir aus ihren Augen nicht das Verstorbene immer noch in's Auge? „Ich lebe“ so bezeugt dir auch dein Kind, das längstverstorbene, aber unvergessene, wenn du um seinetwillen eines armen, verlassenen Kindleins dich erbarmst mit Vater- oder mit Mutterliebe, wenn du einen Jüngling oder eine Jungfrau in ihrem Vorwärtsstreben förderst, um sie zu ehren. „Ich lebe,“ spricht freudig zu dir dein Freund und Mitarbeiter, der im Tode dir vorangegangen, wenn du mit tiefem Verständniß für's Höchste und Beste, was er wollte, sein Werk aufnimmst, und es in seinem Namen fortführst.

Nun wohlan, wenn deine lieben Todten in dir fortleben, warum sollte nicht auch dein Geist in den Deinen fortleben?

Meine Lieben, was Jesus Christus einst vor dem verschlossenen Grabe des Lazarus zu Martha gesprochen; das spricht er noch viel eindringlicher vor seinem eigenen gesprengten Grabe am Osterfest zu uns: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, ob er schon stirbt, wird doch leben, und Jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben! Glaubest du das?“ Wohl mir, daß ich freudig antworten darf: „Ja Herr, ich glaube es; ich weiß, du lebst und ich werde mit dir leben!“ Amen.

Osterpredigt

von Johannes Brüllmann, Pfarrer in Egelshofen, Kanton Thurgau.

Text: Matth. 28, 20. Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Geliebte Gemeinde! Was waren das für Wundertage, die Ostertage der Jünger Jesu und des ganzen Freundeskreises! Eine Wandlung ohne Gleichen hatte sich in ihnen in kurzer Zeit vollzogen: Ihr Messiasglaube, der während der Verurtheilung und des Todes Jesu gesunken war, richtete sich plötzlich wieder auf und brach gewaltig hervor gleich dem Quell, der aus verborgenen Tiefen hervorbricht. Wir kennen die Gründe dieser Wandlung: der Glaube der Jünger war anfangs noch gebannt gewesen in jene ungeistige Schranke des Judenthums, in der sie hofften, Jesus werde den irdischen Thron besteigen und ein irdisches Reich gründen. Mit der Vernichtung dieser Hoffnung schien der Glaube vernichtet. Schien! In Wirklichkeit konnte er nicht vernichtet werden bei denen, die an Jesu Seite gewandelt waren, den Pulsschlägen seines innern Lebens gelauscht und mit ahnungsvollen Blicken in die Tiefen seiner gotterfüllten Seele geschaut hatten. Er war nur für einen Augenblick niedergehalten. Da brach er neu hervor, in vermehrter Kraft, in jener jugendlichen, überschäumenden, wie Meereswogen hochgehenden Begeisterung, in welcher wir den Jüngerkreis über Ostern und Pfingsten finden, und wobei die Ergriffenen, dem spätern Apostel Paulus gleich, nicht wußten, ob sie im Geiste oder im Leibe waren. Allerdings fragen sich die christlichen Theologen immer noch, ob die leiblichen Erscheinungen des Auferstandenen das Ursprüngliche gewesen seien und ob erst sie den gesunkenen Glauben wieder aufgerichtet und die Osterbegeisterung hervorgerufen haben, oder ob das für den Augenblick zwar gepreßt gewesene, aber des unüberwindlichen Glaubens volle und begeisterte Herz das Erste war, und das Schauen des Auferstandenen mit leiblichen Augen nur das Spiegelbild des innern Lebens. Erklärt Euch die Osterthatsache wir ihr wollt; Eines steht doch fest: Christus, nachdem er gestorben war, lebte in seinen Jüngern neu auf in Erweisung höherer Kraft.

Es giebt denn auch kaum ein christliches Gotteshaus, in welchem am Auferstehungsfeste des Herrn die Gedanken der Gemeinde nicht in irgend welcher Weise hinübergelenkt würden auf die geistige Auferstehung und das geistige Fortleben Jesu in seinen Jüngern und der gesammten Christenheit. Ein Klang geht heute durch alle christlichen Gotteshäuser, und Ein Gedanke lebt in allen Christenherzen: „Jesus Christus hat sich nach seinem Tode erwiesen als Leben und Auferstehung," und der Dichter hat wahr gesungen:

Ich sag' es Jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Mögest du, christliche Gemeinde, diese Osterthatsache fortgesetzt erfahren, und möge auch dir gelten das heutige Bibelwort: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende." — Du, Jesus Christus, bleibe bei uns als das Licht, das uns durch's Leben leuchtet, als die Kraft, die uns durch's Leben trägt!

I.

Als das Licht, das uns leuchtet! Ja sei uns der innere Leitstern, nach dem das geistige Auge ausschaut, und der unserem Sinnen und Denken, Dichten und Trachten, Leben und Streben die Richtung angiebt!

Ich weiß wohl, daß es sogenannte starke Geister, selbständige Naturen giebt, die denken: „Ich bedarf des fremden Lichtes, das von Jesu ausgeht, nicht; ich selbst bin von Natur aus erleuchtet; ich weiß aus mir, was recht und unrecht ist; ich habe in mir die Stimme des Gewissens und der Vernunft; diese sind Gottes Stimme und göttliches Licht; ihnen vertrau ich mich an, und so kann ich dessen entbehren, den Andere sprechen lassen: „Ich bin das Licht, ich leucht' Euch für mit heil'gem Tugendstreben!" — Ja solche Selbständigkeit wäre schon recht. Gott hat uns in der That sein Licht in's Herz gegeben. Wenn wir's aber nur uns auch immer so hell leuchten und von ihm uns so sicher leiten ließen, daß wir keiner fremden Nachhülfe bedürften! Doch wo sind jene sittlich starken, in sich festen und deshalb in Gott gewurzelten, prophetischen Naturen, deren ganze Seele dem hingegeben ist, welches sich in uns als göttliche Satzung offenbart? Für uns Alltagsmenschen vom Mittelschlag giebt's zur Genüge Fälle, in denen das Gewissen die Schärfe des Salzes verliert, Lebenslagen, in

denen die eigne Unvernunft ihre dunkeln Schatten wirft in die in uns sich offenbarende göttliche Vernunft, tausend kleinliche Rücksichten, in die wir uns wie in einen Zauberkreis bannen lassen und zuletzt nicht mehr genau unterscheiden, was wir thun und lassen, suchen und meiden sollen. In solchen Stunden schauen wir aus nach einem höheren Geist, zu dem wir mit Bewunderung emporblicken können, den wir in eigener Unentschlossenheit vertrauensvoll berathen dürfen, an dessen Licht wir das eigne mattgewordene oder ausgelöschte Licht der Erkenntniß des Guten und des Bösen wieder anzünden können. Da möchten Vater und Mutter vorzügliche Vorbilder sein, aber sie sind fehlende Menschen, und als solche leben sie bei aller Verehrung, die wir ihnen zollen, in unserm Gedächtnisse fort. Tugendreiche Lehrer und Freunde mögen uns im Geiste wie schützende Engel umschweben, aber sie sind's nur in dem oder jenem Stück. Große Männer der Weltgeschichte haben Großes geleistet, aber noch Keiner außer Einem konnte durch Jahrtausende hindurch Aug' und Ohr und Herz von Millionen von Menschen fesseln und durch Jung und Alt, Reich und Arm, Gelehrt und Ungelehrt den Strom eines neuen geistigen *Gesammtlebens* ergießen. Was jene nicht konnten, hat Jesus Christus gethan. Unser Glaube schaut ihn als den Vollkommenen, in jeglicher Tugend Vollendeten, mit Gott Geeinigten — sagt meinetwegen: „als den Menschen, *wie er sein soll*," oder wie die Gelehrten sagen: „als *Idealmensch*." — Ja heiliges, reines Urbild der strebenden Menschheit, unser Herz trägt Dich in seinen Tiefen als das Licht, das helle leuchtet! Bleibe allezeit bei uns! Sei jeder sittlich ringenden Seele der Leitstern, der nie untergeht!

Wie vielen Tausenden schon war der im Geiste Fortlebende ein Führer durch's Leben! Möge er es bleiben für Tausende und Millionen! Wenn wir Eltern die Kinder von unserer Seite entlassen, so ist's eine der ersten und heiligsten Elternsorgen und Elternfragen: Was wird aus ihnen werden? Giebt's brauchbare, tüchtige, edle Menschen aus ihnen? Werden sie gewappnet sein gegen alles Böse und stark in Glück und Unglück, reich an jenen Tugenden, womit sie ihr Haus beglücken, und den ganzen Lebenskreis, der ihnen als Wirkungsfeld angewiesen ist? Wie bekümmert sind wir um sie, wenn sie nicht mehr unter unserer persönlichen Obhut stehen! Wie ängstlich sind wir, wenn sie der Schule entlassen und den Lehrern entzogen sind! Wie bange ist uns, wenn sie confirmirt sind und mehr und mehr jene Luft der Freiheit einathmen, da man ihrem eignen sittlichen Urtheil, ihrem Takt und ihrer sittlichen Kraft mehr zutraut! Wie erleichtert aber ist unsere

Seele, wenn wir uns bewußt sind, dem Kinde das hohe Lebensbild dessen eingeprägt zu haben, der in der Angst der Welt und im Kampf mit ihr die Welt überwand und mit dem Einen großen, kühnen Wort: „Weich' von mir, Satan!" für immer einen Markstein setzte zwischen sich und dem Bösen! O daß doch dies hohe Lebensbild alle jungen Christen erfüllte und nicht bloß ein todter Schatz ihres Gedächtnisses, sondern des Herzens lebendigste Liebe wäre! So hätten sie Antwort auf jene Frage: „Was soll ich thun, daß ich edel und gut, vollkommen und glücklich werde?" So hätten sie einen Begleiter durch's Leben, der besser wäre als der beste Freund, und einen sichern Besitz, der werthvoller wäre als das reichste Erbe. O Jesus Christus, sei fort und fort unsern jungen Christen das Licht, das sie durch's Leben führt!

Unsern jungen Christen? — nein uns Allen! Wir bedürfen deiner nicht weniger als jene! Es ist ja öfters noch dunkel in uns, und wer wäre nicht schon einmal ungewiß und schwankend gewesen, ob er nach rechts oder links sich wenden soll! „Soll ich fortgesetzt lieben, Geduld üben und verzeihen?" so frage ich mißmuthig mit schon halbumnachteter Seele, wenn meine Liebe überall mit Kälte oder Haß zurückgestoßen oder sonst beleidigt oder mißbraucht wird; wenn meine Geduld angespannt ist, daß jeden Augenblick der Faden reißen kann; wenn das Herz der Bitterkeit voll ist, daß ich dem Groll freien Lauf lassen möchte. Da halte ich inne und frage den, von dessen Lieben und Leben und Lehren mir wie versöhnender Klang von oben entgegentönt: „Eure Liebe sei ohn' Ermatten und euer Verzeihen ohne Ende! Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!" — „Soll ich fort und fort treu sein im Dienen und mich vergessen um der Andern willen und rastlos walten in Amt und Beruf?" so frage ich mich zweifelnd, wenn ich nirgends rechte Unterstützung finde, wenn man mir die Anerkennung versagt, wenn es so viel Gerede giebt, sobald ich etwas nicht recht gemacht, und so beharrliches Schweigen und rasches Vergessen über dem, was ich glücklich durchgeführt habe. Da giebt's Stunden, in denen mir auf der Zunge schwebt: „Nein, jetzt ist's genug, Eifer und Treue fahret dahin!" — Dann halte ich inne. Mein Auge ruht auf der Lichtgestalt des Herrn, ich lese, wie mit goldenen Lettern über seinem Leben geschrieben: „Wer der Größte unter euch sein will, der sei euer Aller Diener." — Ein andermal sind wir streng gegen uns selbst, Leidenschaft um Leidenschaft kämpfen wir nieder, Versuchung um Versuchung weisen wir ab,

mit Gott ringen wir um den Segen seiner Kraft Tag um Tag. Und wie's dann geht! Es will nicht vorwärts, und der Erfolg ist wunderklein. Ach Gott, wie werden wir alsdann so müde und denken zuletzt: „Warum so große Anforderungen an mich selbst stellen? Warum mich tragen mit so hohen Idealen? Ich bringe es doch zu nichts, und am Ende hat der Dichter Recht, wenn er sagt: „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme." Da sind wir auf dem Punkte, dem drängenden Herzen die Zügel schießen zu lassen und uns dem Erdenstaub zu ergeben, wohin es uns zieht. Doch wir stehen still, und empor zum Geist des Herrn richtet sich unser Geist, und was er dort vernimmt, ist die ewige Wahrheit: „Nein, Mensch, du bist nicht für den Staub des Gemeinen geschaffen! Von Gott kommst du, und zu Gott zieht's dich! Vom Geiste stammst du, und zum Geiste hast du ein heilig Heimweh! Der Vater des Lichts hat die Liebesgluth für Göttliches in dir entzündet, und wehe dir, wenn sie auslöscht; denn selig ist nur ein reines, liebentflammtes Herz!"

Hast du es nicht oft verspürt, lieber Christ, daß dein Herr auf diese Weise dir nahe bleibt und sein Licht in deine dunkeln Stunden hineinscheinen läßt? Und verstehst du den Sinn, wenn ich sage: Des Menschen Ohr möchte einmal einen andern Namen vernehmen als den Namen Christi, und sein Mund eine andere Gestalt preisen als die des Herrn, des Menschen Geist aber sucht niemals einen andern Geist, als den, der in Jesu ist, und sein geistig Auge schaut nie nach einem andern Licht aus, als nach dem, das von ihm leuchtet, und der Auferstandene und immer wieder Auferstehende hat Recht: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende."

O du Reiner, Göttlicher, Urbildlicher, sei unsers Geistes Geist und bleibe unsers Lebens Licht; führe uns wie eine Wolkensäule am Tag und eine Feuersäule bei Nacht, und leuchte uns durch die dunkeln Irrwege zum rechten Ziel!

II.

Bleibe auch bei uns als unsere Kraft, die uns durch's Leben trägt!

Das Schauen des Lichtes, das uns voranleuchtet, und damit das Kennen des Weges, den wir gehen sollen, thut's noch nicht. Wir bedürfen auch der Lust und des Muthes und der Kraft, den rechten Pfad zu wandeln. Ihr möchtet z. B. den Kindern die trefflichsten Lehren ertheilen und sie in allem Guten unter-

richten lassen, so daß ihnen klar und lichtvoll wäre, was schön und lobenswerth ist vor Gott und der Welt, — ihr hättet damit doch nicht Alles gethan, wenn Ihr das Geheimniß nicht begriffen hättet, wie man in ihnen Lust und Liebe, Feuer und Begeisterung für das Gute, diese wunderbare Glaubenskraft, weckt, womit man Berge versetzen, d. h. Unglaubliches schaffen kann. In Jesus ist dies Geheimniß offenbar geworden. Es heißt: „Stellt Euch selbst als lebendiges Beispiel hin! Macht Euer Wort zur That! Schaffet dem unvergänglich Guten, das Ihr preiset, Leben im vergänglichen Dasein! Webet selbst das Himmlische in's Irdische hinein! Dies entzückt die Seele des Schauenden und reißt alle Herzen mit fort und wird eine Kraft, die dem Sauerteig gleich die ganze Masse durchdringt." Und in der That, welch' Hochgefühl trägt Söhne und Töchter ob dem, was ihre Eltern *waren*! Das, was sie *lehrten*, ist den Kindern ein Licht, das leuchtet, aber kalt läßt; das, was sie *thaten*, ein Feuer, das entflammt, eine Macht, die überwältigt, eine Kraft, welche die Ergriffenen durch's Leben trägt.

Dies ist gewöhnlich gesprochen. Aber im Kleinen ist es das, was im Großen gilt bei Jesus Christus. Da ist nicht bloß Wort, sondern That, nicht Lehre, sondern Leben. Und dies Leben ist getragen von den ewigen Gesetzen reiner Tugend. Wohin das eigne Herz uns zieht und wonach unser Aller Ringen geht, ist dort erreicht. Fasset Alles zusammen, was hoch und heilig ist, nennt in Einem das, was im Menschengeist wohnt als göttliche Anlage und göttliche Kraft, und wonach der Menschengeist unbewußt sucht, wenn er in allen Zungen und Klängen frägt: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" — dies Alles habt ihr vereinigt in der Gestalt des Herrn. Drum erfaßt sie das Herz, drum dringt sie zum Geist, drum wird sie eine Kraft, die uns selbst emporträgt.

Wie hat Jesus diese Wunderkraft geübt durch die ganze christliche Geschichte! Millionen von Herzen sind von ihm entflammt und stark gemacht worden. In seinen Jüngern brach er sich Bahn, daß sie in allen Gefahren dastanden wie Felsen, an denen die stärksten Wogen sich brechen, und sprachen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." In dem feindseligen Pharisäer Paulus wurde er mächtig, daß dieser nicht mehr wider den Stachel ausschlagen konnte und selbst ein Verkündiger des Evangeliums wurde. Im Leben der ersten Christen war er die Macht, die sie aus den heidnischen Verirrungen herausriß und zu stillem Ernst, edler Tugend, starkem Leidensmuth, hoher Selbstverläugnung in Haus und Gemeinde führte. Im großen Gang der

christlichen Geschichte war er die öffentliche Gewalt, die stets die verletzte Gerechtigkeit schützte, die verdunkelte Wahrheit wieder an's Licht zog, den Haß mit Liebe überwand, den gesunkenen Glauben an die unsterbliche Macht des Guten wieder aufrichtete. Ja, du Auferstandener, warst stets unter uns und belebtest uns mit deiner Kraft!

So war's, so möge es ferner sein! Mit seiner Kraft mögen wir besonders heute neu durchdrungen werden! Das heilige Abendmahl, zu dem wir uns anschicken, sei nicht bloß eine leere Ceremonie, sondern Aufnahme seines Geistes in unsern Geist und Schöpfen fröhlicher, frischer Kraft aus seiner Kraft! Hohes Lebensbild, erfülle unsere ganze Seele! Wir fragen heute weniger nach äußern Dingen, nicht nach der Stätte, da du geboren warst, nicht nach dem Elternhaus, in dem du großgezogen wurdest, nicht nach dem Volk, unter dem du lebtest, nicht nach den Einzelheiten der Leidensgänge, die du thatest; dein Inneres, Geistiges, Wesenhaftes schwebt uns vor, dein Herz, das nur dem Höchsten und Reinsten schlug, dein Ergriffensein von dem ewigen göttlichen Willen, der uns in die Brust gelegt ist, deine Liebesgluth für Gott und alles Göttliche, deine fröhliche Gottes- und Menschenliebe, dein Frieden, der stammte aus dem schönen Einklang zwischen deinem und Gottes Willen! Wer könnte dich schauen und nicht entzückt sein, und wer den eigenen Geist durchdringen lassen von deinem hohen Geist und nicht verspüren die Kraft, die von dir auf uns hinüberströmt?

Ja, Jesus, du Vollkommener, du Ebenbild Gottes, du Erstgeborner unter den Gotteskindern, erfasse mit Allmacht unser Herz! Bleibe bei uns alle Tage! Sei uns Licht und Kraft!

Amen.

Sei getrost, stehe auf, er ruft dir!

Predigt von Friedrich Hemmann, Pfarrer in Herrliberg am Zürichsee.

Text: Marc. 10, 46—52. **Und sie kommen nach Jericho. Und als er und seine Jünger und viel Volk von Jericho auszog, saß des Timäus Sohn, Bartimäus, der Blinde, am Wege, und bettelte. Und als er hörte, daß es Jesus von Nazareth sei, fing er an zu schreien und zu sprechen: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und es beschalten ihn viele, daß er schweigen sollte; er aber schrie nur noch mehr: Du Sohn Davids erbarme dich meiner! Und Jesus stand stille, und befahl ihn zu rufen. Und sie rufen den Blinden, und sprechen zu ihm: Sei wohl zu Muthe, steh auf, er ruft dir. Da warf er seinen Mantel ab, stand auf, und kam zu Jesus. Und Jesus hob an und sprach zu ihm: Was willst du, daß ich dir thun soll? Und der Blinde spricht zu ihm: Rabbuni! das ich sehend werde. Da spricht Jesus zu ihm: Gehe hin! dein Glaube hat dir geholfen! Und alsobald sah er, und folgte Jesus nach auf dem Wege.**

Der kommende Sonntag, der vaterländische Bettag, wirft auf unsern heutigen Gottesdienst ein besonderes Licht. Will doch der Herr, wie er einst in sichtbarer Erscheinung durch Städte und Dörfer seines Volkes zog, heute wieder uns nahen und sein Leben offenbar machen nicht nur den Sehenden, sondern auch den Blinden. Wir sollen ihn wieder sehen, wie er in seinem Volke wohnt; sein Bild soll uns deutlicher werden, als es sonst geschehen kann; jetzt, da Tausende sich aufmachen, um vor ihm zu erscheinen und den Weg zu erkennen, auf dem er gewandelt ist, unter all den Stimmen, die ihn feiern als den Führer und Erlöser seines Volkes, die seinen Namen wieder anrufen als den einzigen, der den Menschen gegeben ist zum Frieden und Heil der Seele, jetzt bleiben auch die nicht zurück, die sonst der Kirche nur wenig Theilnahme schenken, die aber doch noch aufhorchen, wenn eine machtvolle Bewegung durch das Vaterland geht. Sie würden es mir zwar nicht alle glauben, wenn ich sie mit dem blinden Manne vergleiche, der in Jericho am Wege saß. Sind doch darunter auch Solche, die sich als die Sehenden betrachten, während ihnen die Andern, die auf die Erscheinung Jesu Christi Werth legen, als blindes Volk vorkommen, über das sie erhaben seien. Nun, so wollen wir uns denn gerne bekennen als die Blinden, denen Jesus Christus die Augen öffnet und dabei hoffen, dafür beten und arbeiten, daß auch die Fernerstehenden in allen ihren Abstufungen noch erreicht werden von dem Wort, das auf den Heilbringer vorbereitet: Sei getrost, stehe auf, er ruft dir, damit du sehend werdest.

Sei getroſt! Noch bevor der Herr an Ort und Stelle angekommen iſt, wo der Blinde ſitzt, vernimmt dieſer das freundliche, aufmunternde Wort: Sei getroſt. An ſolchen Ton war ſein Ohr gewiß nicht gewöhnt. Denn was ſind die Worte des Bedauerns, mit denen der Glückliche an der Stätte des Elends vorübergeht? Was hat der Bedrängte davon, wenn einer Gott dankt, daß ihm ein beſſeres Loos beſchieden ſei. Und doch ſind das noch die edlern Gefühle, die beim Anblick einer wirklichen Noth, wie ſie jetzt im ganzen Lande ſo vielfach vorhanden iſt, zum Wort gelangen. Sei getroſt! Vergleichet dieſe Botſchaft bei der Ankunft des Herrn an einem heiligen Feſttage mit den Reden, die da und dort in der Welt an euch gerichtet werden, mit den Bemerkungen im Gedränge des Tages, der Geſchäfte, der Unruhe das ganze Jahr hindurch. Die meiſten Menſchen, denen wir begegnen, ſind mit ſich ſelbſt ſo ſtark beſchäftigt, daß ſie für das, was Andere drückt, weder Zeit noch Stimmung haben und wenn ſie dennoch darauf eingehen müßen, ſo ſuchen ſie ſo ſchnell als möglich wieder davon loszukommen. Manchmal thun ſie es mit einem Hofbeſcheid, manchmal mit einer Gabe, die den Stachel eines Almoſens zurück läßt. Nur dann iſt dieſe Aufmerkſamkeit eine Wohlthat, wenn das Herz mitſpricht: Sei getroſt! Ein Wort iſt's nur, aber es wirkt ſo viel wie eine ganze Predigt; wie der Frühlingshauch, der die ſchwache Pflanze anweht und zu neuem Keimen treibt. Wenn ſchon das menſchliche Erbarmen ſo mächtig iſt, wie ſtark muß dann das Wort ſein, mit dem uns die Liebe des Vaters im Himmel verheißen iſt, dieſes Erbarmen Gottes im Verſöhnungstode Jeſu Chriſti abgebildet und angeboten im heiligen Abendmahl! Sei getroſt! Höre es, der du verzagt in deiner Kammer ſitzeſt, du Kranker, an deſſen Lager nur ſtumme Blicke gewechſelt werden, du Armer, der ſchon lange einen vergeblichen Weg ging, hört es, ihr Haushalter, Väter und Mütter, die nicht mehr wiſſen, wie ſie den wachſenden Sorgen begegnen ſollen. Seid getroſt in der Nähe des Herrn, der mit ſeinem Gott im Herzen den ſchweren Weg gegangen iſt. Sein Nahen verkündet Jedem, daß ein Auge über ihm wacht, das Alles ſieht, was uns bedrückt, auch den ſeligen Ausgang, der uns ſo oft verborgen iſt. Sei getroſt, du ganzes Volk, dem die Bettagszeit noch immer an's Herz gewachſen iſt. Ob auch Einige blind ſind für ihren Segen und ihre Mahnung, dir ſoll ſie neue Zuverſicht bringen, Licht und Kraft von oben im Dunkel und in der Schwachheit dieſer Welt.

Stehe auf! lautet der fernere Zuruf an den Blinden in Jericho. Du darfſt jetzt nicht liegen bleiben, du mußt dich er-

heben, wie es noch Alle thaten, die von Gott etwas wollten. „Stehe auf“ ist überhaupt eine Forderung, ohne welche kein wahrer Trost gebracht werden kann. Auch im täglichen Leben hören wir sie oft, heutzutage mehr als ehemals. Wer jetzt zu etwas kommen will, da alle Kräfte aufs Aeußerste angestrengt sind, wer seinen Weg machen will in der Welt, der muß frühe aufstehen. Sonst kommt er im Wettlauf so vieler Mitbewerber zu spät; er wird von den Fleißigeren überflügelt und hat das leere Nachsehen. Der Landmann muß ja immer wieder hören, er dürfe nichts versäumen, müsse alle erdenklichen Mittel versuchen, um aus dem Boden so viel herauszuschlagen, daß er sein Auskommen finden und den Wettkampf mit den Andern aushalten könne. Immer lauter ergeht die Mahnung an die Gewerbthätigkeit, daß sie die alte Gewohnheit verlassen und auf neue Wege sinnen müsse, damit sie von der wachsenden Konkurrenz nicht erdrückt werde. Da ist überall das Losungswort an der Tagesordnung: Stehet auf aus dem Schlendrian, denn jetzt gilt's, Alles aufzubieten, daß der Arbeit der Weg nicht abgeschnitten wird. „Stehe auf“ — ist aber auch der Ruf, den eine heilige Festzeit vor sich her erschallen läßt. Denn wie kann der Trost eine Seele ergreifen, die selbst keine Anstalten treffen will, sich aus verzagten Gedanken zu erheben in der Meinung, es sei ja doch Alles umsonst? Wie soll der Geist der Freude und des Friedens in einem Hause einkehren, wo Keines Miene macht, von den Fehler abzustehen, die den guten Geist daraus verscheucht haben, und welche Hoffnung kann man einem Herzen machen, das sich nicht die mindeste Mühe giebt, aus seiner Verirrung herauszukommen? Ihr wisset, wie viel schwerer es ist, einen Kranken zu heben, zu tragen und von einem Lager auf das andere zu bringen, wenn er selbst alle seine Glieder hängen läßt und der Hilfe, die man ihm leisten will, nicht mit der geringsten Bewegung entgegenkommt. So geht es auch im Seelenleben mit der Hilfe, die uns verheißen ist. Wohl wird sie uns reicher angeboten an Festtagen, aber nur angeboten und zugesagt. Diesem Troste geht die Mahnung zur Seite: Stehe auf, raffe dich auf, reiß dich los von den engherzigen und trägen Gewohnheiten, von liebgewonnenen Thorheiten und eingerosteten Fehlern. Fasse einmal einen ernsten Entschluß, bringe ihn vor deinen Gott und Heiland, der ihn mit dem rechten Antrieb, mit der heiligen Verbindlichkeit und Ausdauer versieht, dann widerstehst du jeder Versuchung, wieder abzufallen und noch hoffnungsloser darniederzuliegen. Für die, welche der Flasche nicht widerstehen können, hat man einen Verein gegründet, der auf gänzliche Enthaltsam-

keit verpflichtet. Es mag dabei etwas Uebertreibung sein, aber der Gedanke, eine religiöse Verpflichtung des Gewissens, Gelübde und Eid zu Hilfe zu ziehen, um das Aufstehen und Feststehen des schwachen Willens zu stützen, ist ein guter und gesunder. Dieses Aufstehen vom Sitze ist ja ein Zeichen der Ehrfurcht vor einem Größern und Bessern, dem wir huldigen. Anerkenne ihn und wenn du es vor der Welt nicht gerne thust, vor dem Allmächtigen soll es dir nicht widerstreben. Im Angesichte dessen, der aus Liebe zu dir in den Tod gegangen ist und vom Kreuze herab um deine Seele wirbt, ist das träge Vertrauen auf sein Blut nicht genügend. Stehe auf auch aus diesem Ruhen und Liegen! O welch ein Segen sind dann diese Tage, die Alle erinnern, daß ein Höherer uns erwartet, dem unser Leben und Thun geweiht sein soll, daß wir ihm dienen müssen in Ehrfurcht und Gehorsam!

„Er ruft dir." Das Jahr hindurch wird Jeder wohl oft beim Namen gerufen und man weiß dann deutlich, wem es gilt. Auch giebt das Schicksal Jedermann gute Lehren und Warnungen; aber eben weil diese Winke ganz allgemein gelten, so muß es dem Einzelnen überlassen bleiben, sie auch für sich zu verstehen und anzuwenden. Gerade das nun ist ein schwacher Punkt des Menschenherzens, daß es zwar gerne auf die Andern eine Anwendung macht, aber sich selbst dabei ausnimmt und vergißt. Wenn eine Schicksalswendung sich vollzieht und Jedermann fühlt: Der gerechte Gott läßt seiner nicht spotten, so kann man fast darauf wetten, daß die Meisten an diesen und jenen denken, der ein gleiches Urtheil verdient hatte, nur nicht an die eigene Person. Mit dieser Neigung hängt gewiß auch die entgegengesetzte Beobachtung zusammen, daß die verzagte Stimmung voll Unmuth und Neid auf die Andern blickt und klagt: Ach, nur ihnen gelten die glücklichen Fügungen, nur auf sie fällt das Lächeln des Zufalls, aber an mich kommt nie die Reihe. Mein Name wird nie gerufen, wenn etwas zu holen ist auf Erden, mein Streben, mein Werk muß immer unbeachtet und unbelohnt bleiben. Wer du auch seiest, der du von der Vergleichung mit deiner Umgebung mit solchen bittern Gefühlen zurückkehrst, höre das Wort, das in die Seele des Blinden gedrungen ist: „Er ruft dir!" Was der Herr diesmal sagt und bringt, das gilt dir besonders, das ist gerade für dich berechnet, an dein Herz gerichtet, auf deine eigene Lage gemünzt. Verstehe es auch so, daß nicht der Mensch, der vor dir steht, nicht die Person auf der Kanzel eine Anspielung auf dich oder deinen Nachbar beabsichtigt, die ja nur unpassend, ja verletzend sein könnte, sondern höre aufmerksamer,

unbefangener, der Wahrheit zugethan; bleibe bei der Sache und du mußt zugeben: Er ruft dir. Es ist seine Stimme, die dir Rath und Mahnung zuspricht, sein Trost, der dir gebracht wird, sein Zeugniß, an dem du dein Unrecht erkennen kannst. Im Reiche des Geistes, zu dem ja der Glaube gehört, giebt es weder Entfernung des Raumes noch der Zeit; selbst über des Todes Schranken herüber dringt die längst verklungene Stimme des Freundes, am Grabe des Vaters, der Mutter, vernimmt das Kind nach Jahr und Tag wieder den elterlichen Ton, der seinem Herzen einst so vertraut klang. Auch der Freund der Seele steht vor dir, obwohl du ihn nicht sehen kannst; im stillen Kämmerlein, unter der Menge des festfeiernden Kirchenvolkes, auf den Straßen, wo du Niemand und Niemand dich kennt, kannst du hören: Er ruft dir.

Was will er dir wohl sagen? An den Blinden hat er die Frage gerichtet: Was willst du, daß ich dir thun soll? Der hat sich nicht lange besonnen; alle seine Wünsche treten vor dem einen zurück: O mein Herr, daß ich sehend werde. An einem Blinden können wir es begreifen, daß ihm keine Gabe begehrenswerth ist, so lange seine Augen nicht sehend sind, und mancher Unzufriedene, der sein Loos verwünscht und dem Reichen einen Fluch nachsendet, dürfte Gott danken, daß er wenigstens mit kräftigen Gliedern und gesunden Sinnen sein Werk verrichten kann. „Daß ich sehend werde," diese sehnsüchtige Bitte sei uns allen ein beschämender Fingerzeig, wie oft wir über kleinen Leiden übersehen haben das Gute, das Gott uns gegeben und gelassen hat bis auf diesen Tag, damit wir, verschont von vieler Noth, die Andere traf, das zufriedene Herz nicht verlieren und uns freuen an dem, was uns verliehen ist. Was willst du, daß ich dir thun soll? Ja, darauf wüßten wir noch viele Antworten; denn seine geheimen Wünsche hat Jeder und denkt daran, darf auch daran denken, wenn er vor Gott steht. Ist wohl auch einer dabei, der so lautet: Herr, daß ich sehend werde, sehend, richtig sehend mit dem Auge der Seele? Da sind Arme, denen man gerne helfen möchte. Warum muß man es aufgeben? Weßhalb sind alle Gaben wie in einen Abgrund geworfen, alle Erleichterungen, die man ihnen verschafft, nur ein neuer Reiz, die Güte zu mißbrauchen und noch tiefer zu fallen? Weil sie nicht sehen wollen und sich nicht belehren lassen, wo der Grund ihres Elendes ist. Weil sie blind sind für die einfache, sonnenklare Wahrheit, die jeder andere einsehen muß. Vor einigen Tagen wollte der Schutzaufsichtsverein einen jungen Menschen, der wegen eines Diebstahls seine Strafe verbüßt hatte, in unserer Gemeinde zur

Erlernung eines Handwerks unterbringen, von der guten Meinung bestimmt, sein Vergehen sei ein Jugendfehler gewesen, der sich unter Aufsicht, geordneter Arbeit und gesicherter Zukunft nicht wiederholen werde. Es war eine Wohlthat, ein Opfer, das sich der Verein auferlegte, der einzige Weg, auf dem der Jüngling ein rechter Mensch und Bürger werden konnte. Auf keine Weise aber konnte dieser einsehen, daß es so sei; die Lehrzeit dauerte ihm zu lang, die Hausordnung war ihm zu eng, die Arbeit zu langweilig. Mitten in der Probezeit lief er davon, um leider bald wieder in's Zuchthaus zurückzukehren. War er nicht blind, daß er seine Rettung nicht sehen konnte? Da sind Leidende, denen man von Herzen gern einen Trost bringen möchte. Warum blicken sie dich mit diesen starren Augen an? Wie kommt es, daß die herzlichsten Worte von dieser stummen Verzweiflung abprallen? Gewiß nur, weil sie den allweisen und barmherzigen Gott nicht mehr sehen können, vielleicht auch nicht sehen wollen, daß seine Vaterhand nach ihnen ausgestreckt ist, jetzt, da er ihnen nahm, ebenso wie einst, als er ihnen gab. Hier und dort hört man ferner Klagen, daß das Leben immer schwieriger, die Anforderungen immer größer, die Mittel immer knapper seien. Warum wollen diese Klagen nie aufhören und kehren, wenn sie eine Zeit lang geschwiegen haben, wie der Wogenschwall des fluthenden Meeres wieder zurück? Gewiß nicht bloß weil die Natur nicht mehr so freigebig zu sein scheint, um allen Bedürfnissen zu genügen und obendrein noch wie dem reichen Mann im Gleichnisse, dessen Felder wohl getragen hatten, einen Vorrath auf viele Jahre zu verschaffen. Diese Klagen sind ja auch eine unvermeidliche Folge davon, daß mit den magern Jahren nicht etwa die Bescheidenheit, Einfachheit und Einschränkung zugenommen, sondern bis hinunter zu denen, die von der Hand in den Mund leben müssen, ein thörichter Aufwand, eine eitle Kleiderpracht, ein Anspruch auf das Wohlleben, als ob das Rechnen eine unbrauchbare Kunst wäre. Wer es nicht sehen will, wie viel er brauchen darf, wer wie mit Blindheit geschlagen für Ueberflüssiges ausgiebt, was dem Unentbehrlichen gehört, wer sich Nichts daraus macht, daß zu Hause die Gattin, die darbenden Kinder auf den Arbeitslohn warten, den er in lustiger Gesellschaft verjubelt, der kommt nie aus den Klagen heraus. Darum giebt es kaum eine Bitte, die wir in allen Klagen so inständig an Gott richten müssen wie die des Blinden: Daß wir sehend werden. Herr, öffne das Auge der Seele, daß es sieht vor Allem die Sünde und ihr Verderben, das tausendfältige Verderben der Selbsttäuschung und der Verzagtheit. Laß uns erkennen, auf welche Fehler wir aufmerksam

werden, welche Verirrungen wir bekämpfen müſſen. Sende in jedes Unvermögen den Geiſt der Erkenntniß und der Wahrheit. Zeige dem Armen deine Liebe, dem Reichen deine höhere Macht, dem in der Verſuchung Wankenden deine feſten, unwandelbaren Gebote, dem Laſterhaften dein Gericht. Zeige dem Hauſe, wo Unfriede wohnt, das Uebel, das daraus entſteht, das Glück, das der Eintracht folgt, dem Unerfahrenen die Gefahr, über deren Nähe er ſich täuſcht. Laſſe leuchten dem Betrübten die Spuren deiner Führung, die auch am Grabe nicht ausgehen, ſondern hinüber deuten in die ſelige Heimath der Liebe.

Herr, daß wir ſehend werden! ſo werden wir auch nicht umſonſt bitten. Denn wie der Blinde in Jericho das Wort hörte: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen, ſo ſpricht er auch zu uns, wenn wir das heilige Abendmahl feiern. Er hat es geſtiftet zur Stärkung und Verklärung des Glaubens. Und was iſt dieſer Glaube anders als ein Sehendwerden der Seele, ein Aufleuchten der Gnade und Wahrheit? Da fällt es wie eine Binde von ihren Augen, was uns beunruhigt und betrübt hat. Wir ſehen wieder die Liebe, die uns erlöſen will; wir ſehen vor uns den Verſöhnungstod Jeſu, der hinweggenommen hat, was uns vom Vater im Himmel trennt, die Furcht vor ſeinem Zorn, das Mißtrauen in ſeine heilſame Abſicht, den Zweifel an ſeiner Macht, das Widerſtreben gegen ſeinen Willen, das Beſtreiten ſeines Anſehens. Wir blicken in das Geheimniß der Erlöſung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Heile dienen müſſen. Ja, ſogar wo wir uns ſelbſt anklagen müſſen und kaum die Augen aufſchlagen dürfen, ſehen wir wieder die Vaterarme, die uns umfaſſen wollen, das Herz, das des verirrten Kindes gedenkt und Alles auf ſeine Rückkehr bereit macht. Haben wir aber das geſehen mit den Angen des Glaubens, dann ſoll es auch wahr werden, was über den Blinden, der ſehend geworden iſt, noch geſagt iſt: Er folgte Jeſu nach auf dem Wege. Dieſer Weg wendet ſich gerade jetzt zum Kreuzesleiden, von Jericho hinauf nach Jeruſalem, vom Feſtzug auf die Todesſtätte. Aber dennoch wandelt er an der Seite ſeines Herrn und Meiſters. Denn er ſieht nun nicht die Erniedrigung, nicht die Schmach, nicht den Tod. Er ſieht die Herrlichkeit, den Sieg über alle Feinde, das Leben, das im Leben und Sterben Gott ſchaut. In dieſer Nachfolge Jeſu ſind wir getroſt und ſtehen auf von jeder Niederlage. Der Herr, der in der Klarheit ſeines Gottes und Vaters wandelt, iſt bei uns ſtill geſtanden und hat uns gerufen: Was willſt du, daß ich dir thun ſoll? Ich will dich ſehend machen in der Buße und im Glauben. Amen.

Des Frommen Gebet für das Vaterland.

Predigt von Friedrich Ernst Beyring, Pfarrer in Trogen, Appenzell A.-Rh.

Text: Ps. 85, 11—13. Gerechtigkeit und Friede wird sich küssen, Treue aus der Erde wachsen und Gerechtigkeit vom Himmel schauen. Auch das Gute wird der Herr darreichen und unser Land sein Gewächs geben.

Die schönen Worte unseres Textes sind, meine Freunde, einem Psalm entnommen, in welchem ein frommer Sänger des alten Bundes für sein Volk und Vaterland betet. Er gedenkt zunächst der früheren Zeiten; vor seinen Augen stehen alle die Segnungen und gnädigen Führungen, welche Gott seinem Volk hat wiederfahren lassen, all die göttliche Langmuth und Geduld gegenüber den Verirrungen, dem Abfall und Undank desselben. Sodann ruht sein Blick auf dem trüben Bilde der Gegenwart, welches ihm tiefe Seufzer auspreßt; auf seinem Volke lastet ein schwerer, selbstverschuldeter Druck; ein Gewaltiger scheint den Fuß auf seinen Nacken gesetzt zu haben; trüb ist die Zukunft. Und der Sänger, voll glühender Liebe zu seinem Volke und voll Glaubens an die göttlichen Weissagungen von seiner hohen Bestimmung, erhebt sein Herz zu Gott und bittet um Verleihung jener Güter, ohne welche ein Volk nicht bestehen kann, und von denen er eine Wiederaufrichtung seines Volkes erhofft.

Sind das nicht auch sonst, nicht bloß in sturmbewegter Zeit schwerer Heimsuchung, sondern auch in der Zeit der Ruhe die heißen Wünsche aller derer gewesen, welche ihr Volk liebten, und welche die Größe desselben nicht in der äußeren Machtfülle, in den zahllosen Kränzen blutigen Ruhms und in der steten Bereitschaft, dieselbe zu vermehren, sondern in dem Besitz der von dem frommen Sänger erbetenen Güter erblickten? Und ist nicht ähnlich die Stimmung, in welcher wir uns heute alle befinden? Der Tag*) naht wieder, welcher die Männer unseres Volkes zum Rathen und Thaten für des Volkes Wohl versammelt, der Tag,

---

* Am letzten Sonntag im April findet jedes Jahr die Landsgemeinde von Appenzell außer Rhoden statt; am Sonntag vorher wird in den Kirchen eine darauf bezügliche Vorbereitungspredigt gehalten.

welcher bei seiner Wiederkehr immer die Erinnerung an das heiße Ringen und Mühen unserer Väter um die Freiheit, deren wir uns freuen, und damit echt patriotische Gefühle in uns wach ruft; der Tag, welcher wie kein anderer, nicht bloß von Rechten, sondern auch von heiligen Pflichten Aller gegen das Vaterland redet und uns die Wahrheit ans Herz legt, daß das Rathen und Thaten der Männer getragen wird von dem Geiste und der Gesinnung, welche im ganzen Volk lebt. Können wir uns auf eine würdige Begehung dieses Tages besser und ernster vorbereiten als durch ein inbrünstiges Gebet um die Gaben, welche der Sänger für sein Volk erbittet? Wohlan, laßt uns sehen, wie noth es auch uns thue, Gott zu bitten, daß in unserm Lande wohne

1. der Friede;
2. die Gerechtigkeit;
3. der Arbeit Fleiß und Segen.

I.

Der Sänger bittet um Frieden. Er hat einen guten Grund zu dieser Bitte; er hat Kriege gesehen, welche sein Volk gegen äußere Feinde und welche die entzweiten Söhne des Landes unter sich geführt haben, mit allen ihren Schrecken und Greueln; er kennt die Brandfackeln, welche die Parteileidenschaft vernichtend in das Leben der Menschen wirft; er weiß von den unsäglichen Verheerungen zu reden, welche die Sünde in den friedlosen Herzen anrichtet. Darum bittet er um Frieden mit allen seinen Segnungen für sein Volk.

Sollen wir, meine Freunde, nicht auch um Frieden bitten? Es giebt ja kein Wort, welches einen mächtigeren Zauber auf das menschliche Gemüth ausübt als dieses Wort. Hierin scheint der ganze Himmel zu ruhen. Davon weiß derjenige zu reden, welcher Zeuge eines Krieges mit all seinen blutigen Schrecken gewesen ist und dann den durch die Lande wie Himmelsklang gehenden Ruf: Friede, Friede! vernommen hat. Aber ihr fragt: Haben wir denn nöthig, um Frieden zu bitten? Ruht nicht unser Land in tiefem, wie es scheint, auf Jahre hinaus gesichertem Frieden? Keine Kriegsdrommete hat seit Jahren durch unser Land geschmettert; keine Kriegsrosse haben unsere Fluren zerstampft; keine Kriegsfackel hat die Dörfer in Asche gelegt; keine Mütter und Weiber weinen um ihre in Schlachten gefallenen Söhne und Männer. Nur draußen in fernen Landen wird gekriegt, und wenn einmal ein Krieg seine Feuersäulen unserm Lande näher wälzt,

dann kommt es uns ſo recht zum Bewußtſein, welch' ein hohes Gut wir in dem Frieden beſitzen, und wie von ſelbſt ſteigt heißer Dank aus unſerer Bruſt gen Himmel für dieſe Gabe. Wir wollen den Frieden, und darum rüſten wir uns auch zum Kriege, damit, wenn jemand ihn und unſere Freiheit uns rauben wollte, wir für dieſelben einſtehen in Wehr und Waffen. — Bedürfen wir einer ſolchen Bitte um Frieden? In unſerem politiſchen Leben iſt ja auch Friede. Wir kennen, Gott ſei Dank! die Brandfackeln nicht, welche politiſche Leidenſchaften oft in die Reihe ſonſt friedlicher Bürger wirft und die Gemüther zu lichter Zornglut erhitzt; wir beſitzen jene großen Wortführer nicht, welche mit hohen Reden für Volkswohl und vermehrte Freiheit ihre egoiſtiſchen Beſtrebungen und Pläne geſchickt zu verdecken und in den trüben Waſſern politiſcher Parteikämpfe zu fiſchen verſtehen. Wir haben Frieden, nicht die Ruhe des Friedhofes, die Stille des Grabes; auch wir kennen den Kampf der Anſichten und Meinungen, ein durch das Intereſſe an dem öffentlichen Wohl hervorgerufenes reges Leben; auch bei uns blitzt zuweilen der Schwertſchlag der Geiſter; aber es iſt der ehrliche Kampf für des Volkes Beſtes, welcher immer wieder in Verſöhnung ausklingt und nicht das Gift des Parteihaſſes zurückläßt. Und das wollen wir heute geloben, daß wir nie unſer Land zum Tummelplatz wilder, die echte Volkskraft verzehrender Parteikämpfe werden laſſen, ſondern in guten Treuen, immer auch den Gegner achtend, nur für des Landes Wohl kämpfen wollen. Wehe einem Lande, deſſen Bürger bei oft heißem Kampf ſich nicht immer wieder friedlich zuſammenfinden in dem Gedanken, daß ſie alle gemeinſam des Landes Nutzen zu fördern berufen ſind! — Und haben wir nicht auch Friede da, wo ſo oft heißer Kampf wogt und blinder Fanatismus einen unheimlichen Brand ſchürt, — auf dem religiöſen Gebiet? Nicht als ob bei uns alles eine Heerde unter einem Hirt wäre und wir das ſcheinbar Unmögliche erreicht hätten — die Einheit im Glauben. Nein, dieſe Sehnſucht frommer Herzen iſt noch nicht erfüllt; auch unter uns finden ſich verſchiedene Richtungen und hie und da gelüſtet es vielleicht eine, dieſen Frieden zur größeren Ehre Gottes, wie ſie meint, zu brechen; aber vergeblich; unſer Volk iſt einſichtig genug, um zu wiſſen, daß „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, auch Gott angenehm iſt," daß das himmliſche Bürgerrecht nicht durch einen pfarramtlichen Schein dieſer oder jener Art verbrieft iſt, daß die Religion aufhört, Religion zu ſein, ſobald ſie ihres Weſens, der Liebe, entkleidet iſt; es bricht ſich, wie allerorten, ſo auch hier immer mehr die Erkenntniß Bahn, daß die Vorſtellungen von

Gott und göttlichen Dingen, auch wenn sie noch so korrekt sind, noch nicht die Religion selbst sind, sondern diese erst in der vom echten Geist der Gottesfurcht und der Liebe getragenen Gesinnung und dem hieraus entspringenden Handeln besteht. So wollen wir denn auch heute das Gelübde ablegen: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern im lebendig machenden Geist desjenigen, welchen wir alle als unsern Meister verehren und welcher uns nicht das Knechtesjoch des Buchstabens hat auflegen, sondern uns hat erheben wollen zur Freiheit der Kinder Gottes im Geist und in der Wahrheit und welcher nur auf ein Gebot uns verpflichtet: Ihr sollt euch unter einander lieben! — Aber warum bitten wir denn um Frieden, wenn wir ihn, wie es scheint, überall haben? Darum, meine Freunde, weil auch unter uns noch viel Unfrieden und Krieg ist. Wer kennt diese kleinen und doch so folgenschweren Kriege nicht, wie sie in den Familien zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Weib und Geschwistern, im täglichen Verkehr zwischen Nachbar und Nachbar, zwischen Alt und Jung, Groß und Klein, Gebildeten und Ungebildeten geführt werden? Wie viel Krieg um ein Stückchen mehr Ehre, mehr Ansehen, mehr Brot, mehr Land! Wie viele Verwundungen durch die aus dem Hinterhalte geschossenen Pfeile der Verleumdung, des Hasses und Neides! Wie viele blutige Schlachtfelder in den Herzen der Menschen, über welche die Sünde triumphirend zieht, an ihrem Siegeswagen dahinschleppend diejenigen, welche Könige der Erde sein sollten! Wie viel leiblicher und geistiger Zusammenbruch, wie viel Noth und Elend in ihrem Gefolge! Der Friede ist eine Himmelsgabe, welche erbeten und errungen werden will, und welcher, wie alles Göttliche, nur da einzieht, wo ihm eine würdige Stätte bereitet ist. Darum lasset uns beten und ringen nach diesem Gut! Und wenn ihr meint: Heute, wo unser Blick auf dem ganzen Vaterland ruht, hätte ich von diesem kleinen Krieg in den Häusern, im Verkehr und den Herzen nicht zu reden brauchen; dazu hätte jeder andere Sonntag Anlaß geboten, so antworte ich: Wisset, daß es mit dem Frieden, welchen wir im Lande genießen, nichts ist, wenn der heilige Gottesfriede nicht in unseren Herzen wohnt. Wenn jeder diesen Frieden hat, dann hat das Ganze auch Frieden; wenn jeder Tropfen rein ist, dann ist der ganze Quell rein. Darum willst du Frieden für dein Volk, dann flehe und ringe: Komm, holder Friede, komm, ach komm in meine Brust!

II.

Und um ein anderes hohes Gut bittet der Sänger — um Gerechtigkeit. Auch hierzu wird er wieder seinen guten

Grund haben. Er weiß zu reden von Königen, welche das gegebene Wort nicht gehalten haben, von bestechlichen Richtern, welche nicht ohne Ansehen der Person richten, von Priestern, welche das heilige Gotteswort nach eigenem sinnlichem Gelüste drehen und deuten; er sieht, wie das Volk, solche Vorbilder vor Augen, sich die Scheidemünze der Unwahrheit, des Luges und Betruges reicht; er sieht, wie die Königin der Gerechtigkeit wie eine niedrige Magd in den Staub getreten wird von jener gemeinen Gesinnung, welche nur das hoch hält, was dem sinnlichen Triebe des Eigennutzes und der Genußsucht dient. Darum bittet er um so inbrünstiger, je mehr er durch diesen giftigen Wurmfraß die Wurzeln des gesunden Volkslebens absterben sieht: Laß Gerechtigkeit wohnen im Lande!

Thut, meine Freunde, eine solche Bitte auch uns noth? Sieht sich diese hehre Königin auch bei uns in einen dunkeln Winkel verstoßen, von wo sie die in bunten Gewändern stolzirenden Gestalten des Luges und Truges und Meineides anschauen muß? O ihr weiset mich wohl darauf hin, daß Gerechtigkeit in unserm Lande gehandhabt werde, daß ein unbestechlicher Richterstand von jeher die Zierde unseres Landes bilde, daß dem Niedrigen sein Recht werde, wie dem Hohen, daß überall Achtung herrsche vor dem Gesetz. Gewiß, wir wollen uns freuen, daß dieses so ist; aber glaubt ihr, daß damit unsere Frage, ob Gerechtigkeit im Lande wohne, beantwortet ist? Kann dieses alles nicht das gewohnheitsmäße Festhalten eines überkommenen Erbes und dabei doch nicht der Ausdruck einer inneren, von dem Gefühl der Gerechtigkeit getragenen Gesinnung sein? Die Gerechtigkeit, von welcher ich rede, ist mehr als die bloße bürgerliche Gerechtigkeit, mehr als ein bloßes Handeln nach herkömmlicher Sitte und bestehendem Brauch. Wisset: Mit aller unserer vermeintlichen Gerechtigkeit ist es nichts; sie ist „ein beflecktes Gewand", wenn sie nicht aus einem tiefen Rechtsgefühl entspringt, und mit diesem Rechtsgefühl ist es nichts, wenn es nicht der Gottesfurcht, der Scheu vor Gottes heiligem Gesetz entquillt und zugleich beseelt ist von dem Drange, nach diesem Gesetz das Handeln zu richten. Und so gefaßt, wer fühlte nicht, welch' einen wunden Punkt diese Frage auch in unserm Volke berührt? Wem starrt nicht auch bei oberflächlichem Blick diese klaffende Wunde der Ungerechtigkeit entgegen, an welcher wir mehr oder weniger alle leiden in Gesinnung, Wort und That? Und wenn ihr fragt: Woher diese Erscheinung, daß man es nicht mehr so genau nimmt mit seinem Worte und seinem Handeln, daß die Treue und die Ehrlichkeit in der Gesinnung abhanden kommt,

daß man vielerorts mit dem bloßen äußeren Schein des Rechtthuns sich begnügt, aber unter dieser künstlichen Decke das freventliche Spiel der Bereicherung und Befriedigung der Selbstsucht auf Kosten aller Rechtsgrundsätze treibt und spielt? dann habt zur Antwort: Das kommt daher, daß man den Glauben an ein heiliges Gottesgesetz für unser Handeln, an eine ewige, über der Menschen Denken, Wollen und Thun abwägende Gerechtigkeit, an ein heiliges, in die innersten Falten des Herzens schauendes Auge nur noch für ein den Kindern vorzulegendes Märchen hält trotz der eindringlichsten Einsprachen, welche Gewissen, Erfahrung und Vernunft dagegen erheben. Ja, es thut uns allen noth, diesen Selbstbetrug abzulegen und von Grund unseres Herzens zu bitten um die aus der Scheu vor Gottes heiligem Gesetz entspringende rechtliche Gesinnung, welche das Dunkle nicht helle, das Bittere nicht süß, das Krumme nicht gerade, die Lüge nicht Wahrheit nennt, sondern welche unentwegt dabei bleibt und danach handelt: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! Ja, meine Freunde, sagen wir es einer falschen, nivellirenden, den Quell aller bisherigen Tugenden abgrabenden materialistischen Aufklärung gegenüber laut und bestimmt: Der Mutterschooß der Gerechtigkeit, wie aller Tugenden, ist die Religion, die Frömmigkeit, und aus dieser Frömmigkeit ist jener unantastbare, durch die Erfahrung zu einem Axiom gewordene Satz gesprochen: Gerechtigkeit erhöht ein Volk; die Sünde aber ist der Leute Verderben! Aber wir haben ja, sagt ihr, Religion; wir legen keinen geringen Werth auf dieselbe; wir lassen unsere Kinder in derselben unterrichten; wir haben Gotteshäuser, deren schmucker Bau schon unsere Liebe zur Religion verräth; die Glocken rufen nicht vergeblich; an hohen Festtagen sind die Kirchen gedrängt voll; wir singen fromme Lieder, wir beten und lauschen gern den Worten eines von Glauben beseelten, erfahrenen Redners. Was fehlt uns noch? O, glaubt ihr, daß der fromme Sänger nicht auch hingewiesen wurde auf den am Sabbath gefüllten Tempel, auf die Gebete des ganzen Volkes, auf das pünktliche Innehalten aller frommen Vorschriften, Uebungen und Gebräuche, auf das Schwingen des Rauchfasses und die Darbringung der Opfer? Aber was war dieses alles mehr als ein bloß äußerlicher Gottesdienst ohne Einwirkung auf das innere Leben, als ein Sonntagsgewand? Was nützt alle Religion, wenn sie ein bloßes Nahen zu Gott mit den Lippen hie und da ist, aber das Herz fern von ihm bleibt? Ist die Religion schuld? Darfst du die Sonne anklagen, daß nicht alle Blüthen reifen? O, was uns noth thut, ist dieses, daß wir Ernst machen mit den Forderungen

unſerer Religion, daß wir die in unſerem Innern ihren Wiederhall findende Wahrheit in unſerm Leben Ausdruck gewinnen laſſen. Was nützt all dein Glauben, auch wenn er, wie du meinſt, noch ſo rechter und guter Art vor allem andern Glauben iſt, wenn er ſeine Kraft nicht bekundet in der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Treue und Liebe? Was iſt er dann anders als eine fromme Schwärmerei vielleicht, als ein künſtliches Gehäuſe, in welches du hie und da dich flüchteſt? Die Religion muß eine perſon- und charakterbildende, veredelnde Kraft äußern, ſonſt iſt ſie ein trügeriſches Ueberbein im Leben des Volkes! — O, fühlt ihr nicht alle, die ihr nicht gleichgültig gegen das Höchſte im Menſchenleben ſeid, wie noth es thut, daß mit der Religion auch darum Ernſt gemacht werde, damit aus ihrem Mutterſchooß lebenskräftig herausſprieße der Baum der Gerechtigkeit und ſeine Zweige weit über unſer Volk ausbreite? So laßt uns denn Gott bitten, daß er uns die Kraft verleihe, uns in das Bild desjenigen zu verklären, welcher uns zur Gerechtigkeit gemacht iſt. O, welch' ein Segen für unſer ganzes Land wäre es, wenn bei richtiger Selbſterkenntniß und ſehnſüchtigem Verlangen nach dem, was ihm noth thut, es heute lautete: Herr, laß Gerechtigkeit wohnen in unſerm Lande!

III.

Und nun das Letzte, um welches der Sänger bittet. Der bisher nach oben gerichtete Flug ſeiner Gedanken und Wünſche geht nun niederwärts. Welch' ein Gegenſatz zwiſchen dieſer und den beiden vorigen Bitten, wie zwiſchen Himmel und Erde! Er bittet, daß das Land ſein Gewächs geben möge. Wir meinen, daß, je inniger er zu den hohen Sternen des Friedens und der Gerechtigkeit emporgeſchaut habe, um ſo mehr eine ſolche Bitte um ein irdiſches Gut ausgeſchloſſen und dieſer Uebergang ein unnatürlicher ſei. Nicht doch; tritt uns dieſer Gegenſatz nicht auch im unvergleichlichen Gebet des „Unſer Vater" entgegen? Nachdem um das Höchſte, um die Güter des Reiches Gottes, gebeten worden, kommt die Bitte: Gieb uns heute unſer tägliches Brot! Ja, der Sänger hat ſo beten dürfen und auch wir dürfen und ſollen ſo bitten, und haben wir nicht Grund dazu, wie ihn auch jener haben mochte? Iſt nicht viel Noth und Elend auf der Erde und auch unter uns? Die letzten Jahre haben nicht das Füllhorn des Segens ausgeſchüttet; auch jetzt iſt noch eine ſchwere, drückende Zeit. Aber ihr fragt: Nützt denn zur Minderung derſelben das Gebet? O, wenn ein Aufſchrei nach oben hälfe, wie bald würde Noth und Elend, Kummer

und Sorgen ſchwinden, an die Stelle der Leere die Fülle treten und unzählige Menſchen, welche ein ſchwer belaſtetes Leben dahinſchleppen, ſich des Lebens wieder freuen! Aber wir wiſſen es ja: unſer Bitten iſt vergeblich; wie an ein undurchdringliches, feſtes Gewölbe ſchlagen unſere Worte an den Himmel und verhallen in dem weiten, leeren Raum, wo kein Ohr unſere Bitten hört. Es geht alles ſeinen ehernen Gang; wir haben den Sonnenſtrahl und den Regen nicht in unſerer Hand; wir werden gedreht im Rad der Nothwendigkeit. Auf Frühlinge mit reichem Blüthenmeer können Herbſte mit karger Frucht folgen; die Frucht unſer Arbeit vernichtet in einer Minute das entfeſſelte Element. Darum laſſen wir das Beten ſein. Und doch iſt es nicht recht; es iſt unſer Bedürfniß, zu beten auch um das irdiſche Gut, um das tägliche Brot, und Segen entquillt immer dem Gebet. Wir gedenken dabei des Gebers aller guten und vollkommenen Gaben; wir werden dabei immer unſerer Pflicht bewußt, uns ſeiner Gaben würdig zu machen durch regen Fleiß und weiſen Gebrauch derſelben. Glaubt nur, daß viele nicht ſo elend, wie ſie jetzt ſind, wären, wenn ſie nie vergeſſen hätten, um das tägliche Brot, um den Segen der Arbeit zu bitten. Sie würden nicht in Zeiten der Fülle, des reichen Verdienſtes alles der groß gezogenen Genußſucht geopfert, ſondern ein einfaches, ſchlichtes und ehrbares Leben geführt, in den guten Jahren an etwa kommende ſchlechte Zeiten gedacht, geſpart und nicht Bedürfniſſe groß gezogen haben, deren Nichtbefriedigung ſie nun ſo elend macht. Ja, das Gebet um das Gewächs des Landes, um das tägliche Brot hat einen großen Sinn: es legt uns die Pflicht zur angeſtrengten Arbeit und zum weiſen Lebensgenuß an's Herz. — Aber alle, welche arm und elend ſind, trifft nicht dieſer Vorwurf der Selbſtverſchuldung; was dem Menſchenfreund das Herz ſchwer macht und mit düſterer Bangigkeit erfüllt, iſt die Thatſache, daß die Armuth, das Elend unzähliger Menſchen unverſchuldet iſt und es nicht in ihrer Hand liegt, die Steigerung der Noth zu hemmen. Welch' ein Heldenthum habe ich ſo oft angetroffen im geduldigen Ertragen ſchwerer Laſten! Kein Murren, keine Verzweiflung, kein Lebensüberdruß! O, daß wir alle, welche keine ſchweren Sorgen- und Kummerſteine drücken, und welchen der Tiſch immer voll gedeckt wird, gerade in Bezug auf dieſe armen Mitmenſchen nicht vergäßen, um das tägliche Brot zu bitten! Das iſt nicht der rechte Gebetsgeiſt, welcher nur an das eigene Glück uns denken und es hinnehmen läßt, auch wenn es aus den Ruinen des Glückes Anderer nur emporblüht, ſondern derjenige, welcher den engen Kreis ſelbſtſüchtigen Begehrens durchbricht und im

Gedanken an alle Noth auf Erden um die Kraft bittet, dieſelbe zu mindern, Anderen zu helfen. Was thut, meine Freunde, unſerer Zeit mehr noth als das Erwachen dieſes Gebetsgeiſtes, welcher ſich ſeiner heiligen Pflichten gegen die Mitmenſchen bewußt wird und dieſelben zu erfüllen ſucht? Es thürmt ſich ein Leiden auf, welches nur abgetragen werden kann durch vereinigte Kraft brüderlicher Nächſtenliebe; es giebt ſo drückende Verhältniſſe und Zuſtände für Tauſende, welche das Mittragen der menſchlichen Geſellſchaft zur heiligen Pflicht machen. Sagt, meine Freunde, können wir denn von einer gerechten Lebenseinrichtung reden, wenn täglich Menſchen das Opfer von Zuſtänden werden, welche menſchliche Selbſtſucht geſchaffen hat und noch immer weiter ſchafft? Was kann und ſoll hier helfen? Nicht der gewaltthätige Umſturz des Beſtehenden, um auf den Trümmern desſelben die ſchwärmeriſchen Ideen von Träumern zu verwirklichen, ſondern nur die reine Nächſtenliebe, wie ſie brannte im Herzen desjenigen, der beim Anblick des leidenden Volkes ein Erbarmen fühlte und uns als der echte barmherzige Samariter zuruft: Gehet hin und thuet desgleichen! Ja, dieſe Liebe ſoll immer mehr ihren mächtigen Hebel anſetzen, um dieſe Leidensfelſen wegzuwälzen und es dahin zu bringen, „daß keiner ſteht verlaſſen und keiner einſam weint.“ Dieſe Liebe ſei die volle Frucht unſeres Gebetes, daß das Land ſein Gewächs haben möge!

Welch' ein herrlicher Tag für unſer ganzes Volk würde es ſein, auf welchen wir uns heute vorbereiten, wenn wir alle ihn mit dem Gefühl begingen: Wir haben gebetet um den Frieden und wir wollen ihn in unſerem Gemüth bewahren; wir haben gebetet um Gerechtigkeit und wir wollen helfen, daß unſer Volk in ihr erhöht werde; wir haben gebetet um das Gewächs des Landes und wir wollen unſere Arbeit treu verrichten und Liebe ohne Ende üben! Dann hörte es, wie von Himmelshöhen, die Worte geſprochen: Seht, welch' ein verſtändiges und herrliches Volk!

Amen.

Das Wunder der Brotvermehrung.

Predigt von Johannes Schmeidler, Prediger in Berlin.

Text: Ev. Johannes 6, 1—15. Nach diesem fuhr Jesus über das galiläische Meer bei Tiberias. Und es folgte ihm viel Volks nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken that. Jesus aber ging auf den Berg hinauf und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern. Es war aber der Ueberschritt, das Fest der Juden nahe. Da nun Jesus seine Augen aufhob und sah, daß viel Volk zu ihm kam, spricht er zu Philippus: Woher werden wir Brote kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, ihn zu versuchen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Philippus antwortete ihm: Für zweihundert Pfennige Brod reichten nicht hin, daß Jeder von ihnen nur ein wenig empfange. Einer aus seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, spricht zu ihm: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische; aber was ist das unter so viele? Jesus aber sprach: Machet, daß sich die Leute setzen. Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer bei fünf Tausend. Jesus aber nahm die Brote, sprach das Dankgebet, und theilte sie dann den Jüngern aus, die Jünger aber denen, die sich gesetzt hatten: deßgleichen auch von den Fischen soviel sie wollten. Als sie nun gesättigt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrig gebliebenen Stücke, damit nichts verderbe. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücken, die von den fünf Gerstenbroten denen übrig geblieben waren, die gegessen hatten. Die Leute nun, die das Zeichen sahen, welches Jesus gethan, sprachen: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll. Da nun Jesus merkte, daß sie kommen und ihn ergreifen würden, um ihn zum Könige zu machen, entwich er wiederum auf den Berg, er allein.

Die Frage Jesu: wo kaufen wir Brot, daß diese essen? ist eine von denen, welche die Menschen begleiten durch alle Zeiten hindurch. Es ist immer so gewesen, daß eine kleine Zahl von Menschen Ueberfluß haben, eine größere Zahl sich das Nothwendige mit Mühe erringt, und eine noch größere mit Noth und Elend kämpft, so daß für sie selbst und für die Andern jene Frage brennend wird. Bleibt man nur bei dem Sinnlichen stehen, so weiß Jedermann, und zu allen Zeiten hat man es lernen müssen, daß weder der Staat, noch die Kirche, noch eine andere Gemeinschaft, noch ein einzelner Mensch die Macht hat, durch ein

Wunder der Noth abzuhelfen und Tausende mit wenigen Broten zu sättigen. Es weiß Jeder unter uns, daß es für die Erhaltung des Lebens nur ein Mittel giebt, nämlich zu arbeiten mit allen Kräften, die uns Gott gegeben hat, und daß es dennoch auch bei gleich treuer Arbeit in Gottes Hand steht, wie viel oder wie wenig äußeren Segen er auf die Arbeit der Einzelnen legen will. Dem hat sich auch nie ein Ausleger unseres Evangeliums verschließen können, und auch diejenigen, welche an dem Buchstaben dieser Geschichte festhalten, meinen nicht, daß etwa für gläubige Seelen sich das Wunder der Brotvermehrung heut wiederholen könne. Gerade das Johannesevangelium aber macht es uns ganz klar, daß diese Geschichte keinen anderen als einen symbolischen Sinn hat. An sie gerade schließt sich jene Rede an, in welcher Jesus sich selbst als das lebendige Brot vom Himmel bezeichnet, in welcher er den Leuten Vorwürfe macht, daß sie nur zu ihm kommen, um leiblich Brot zu finden, nicht aber mit jenem Hunger nach dem Himmlischen, den nur er zu stillen vermag. Wer den Herrn recht versteht, wird nicht meinen, daß damit die bittere Frage nach der Stillung leiblicher Noth verachtet und unbeantwortet gelassen werden soll. Er hat uns gerade auch die Wege gezeigt, um aus leiblicher Noth herauszukommen und uns über sie zu erheben. Aber er fängt es eben am rechten Ende an. Er zeigt uns, daß immer und überall die Herzensbeschaffenheit des Menschen das Erste und Wichtigste ist und der innere Reichthum die Voraussetzung für Zufriedenheit und Genügen in diesem Leben. Es wird eben auch hier dabei bleiben: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Wie dies geschieht, das wollen wir im Einzelnen heut nicht untersuchen; eine Ahnung davon aber, daß es so ist, wird uns sicher aufgehen, wenn wir das Wunder der Brotvermehrung in jenem geistigen Sinn uns zum Verständniß zu bringen suchen, wie es der Evangelist meint. Danach bringt uns Jesus selbst zunächst unseren Mangel zum Bewußtsein, giebt uns das rechte Brot zur Vertheilung und vermehret uns dieses Brot unter den Händen.

Es giebt noch einen anderen Mangel als leiblich Hungern und Dürsten, und wer von solchem Mangel nichts weiß, kennt das Leben nicht in seinen Tiefen. Es kann uns bei allem Genügen an leiblich Essen und Trinken bitter weh um's Herz sein; es giebt Stunden, in denen uns alles, was wir haben, werthlos ist, und wir es alles hingeben würden um ein geistiges Gut. Wie ist mir um Trost so bange, klagt der Psalmist, und wie oft ist uns so um's Herz, wenn wir Ange-

hörige und Freunde verloren haben, wenn wir in Streit und Unfrieden gerathen sind, wenn uns unsere Arbeit mißlingt. Und doch sind das mehr oder weniger äußere Dinge. Es giebt eine noch tiefere Klage. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele nach dir — wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue! In dem Leid des Lebens seinen Gott verloren haben, keinen inneren Halt mehr haben, nicht mehr wissen, ob wir noch etwas glauben dürfen und was wir glauben sollen, nicht mehr beten können oder keine Stimme und Antwort von oben vernehmen, das mag Vielen eine unbekannte Noth sein, das mag Manchen vielleicht wunderlich erscheinen; aber wer darin ist, für den ist es die schwerste Noth, die es giebt, und wenn's auch noch so Wenige wären, die diese Noth spüren, sie brauchen etwas anderes als alle anderen Traurigen, und wenn sie das nicht finden, so finden sie in der ganzen Welt keinen Frieden.

Damit hängt die Noth zusammen, wenn der Mensch seine eigene Unwürdigkeit fühlt, wenn ihm die Nichtigkeit seiner Leistungen, die Unfähigkeit, seine Lebensaufgabe zu erfüllen, zum Bewußtsein kommt. Da nützt es gar nichts, daß er sich vorhält: du hast dies und das geleistet, du hast dich hier und da ausgezeichnet, Andere haben viel weniger gethan als du; da mißt er sich mit dem ernsten und strengen Maßstab des göttlichen Willens, da schaut er in den innersten Grund seines Herzens und findet da nicht die Reinheit der Gesinnung, die Lauterkeit des Wollens, die Unverdorbenheit des Gemüthes, die allein genügen könnte. Es mag auch in dieser Beziehung nicht Viele geben, die solche Schmerzen und solche Kämpfe kennen; aber seit David auf den Knieen rang: vor dir habe ich gesündigt! seit Paulus sich verzehrte nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, seit Augustinus in inneren Seelenkämpfen Frieden suchte, seit Luther in seiner Klosterzelle meine Sünde! meine Sünde! schrie, seitdem wissen die Menschen wenigstens, daß es solche Nöthe giebt, wenn sie diese Menschen auch vielleicht für Sonderlinge halten; jedenfalls war denen mit keinem äußern Gut, auch mit keiner Tröstung geholfen, womit sich sonst Menschen gegenseitig zu trösten pflegen.

Man sucht ja da den ganzen Hausrath menschlichen Besitzes durch, unser Wissen und Können, unser Dichten und Trachten; aber man findet wie Philippus und Andreas nur den Mangel, das Unzureichende unseres armseligen Besitzes. Und das noch viel mehr, wenn uns Jesus die Augen aufthut nicht bloß über unsere eigene Armuth, sondern auch über das große Volk, das an demselben Leiden krankt, selbst wenn sie es noch nicht einmal fühlen und merken und selbst noch kein Wort darüber gesagt haben. Denn

er wirft wirklich erst die Frage in unsere Seele: Woher nehmen wir Brot, daß diese essen? Vorher fühlen wir wohl unsere eigene Armuth, uud damit müssen wir freilich anfangen; vorher sehen wir wohl die äußeren Nothstände des Volkslebens; aber wir merken nicht, daß der eigentliche Mangel des Volkes eben dieses ist, daß sie keinen Gott haben und daß ihnen der innere Friede und Halt fehlt. Wenn erst einmal das Verständniß da ist, daß es daran fehlt, und daß das unser Unglück ist, dann fühlen wir erst ganz, wie arm wir sind mit allem unserem Besitz, wie wenig wir dem Volke zu geben haben, wie unendlich viel dazu gehören würde, um hier zu helfen, so viel, daß wir es gar nicht erschwingen können. So stehen wir ja auch unserer Zeit gegenüber und sollten uns sagen, daß wir mit allen wirthschaftlichen und politischen Mitteln, mit aller Hebung der Bildung und des Wohlstandes nichts erreichen, wenn wir nicht diesem Mangel der Armuth und Krankheit des Herzens abhelfen können.

Für diesen Mangel giebt es aber keinen andern Helfer in der Welt als Jesus und die Schätze des Christenthums. Es hat eben bisher nur Einer sagen können: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! und nur Einer hat die Menschen, die diesen Mangel fühlten, wirklich erquickt. Es hat bisher kein Philosoph, kein Dichter, kein Staatsmann und auch kein Religionsstifter den Menschen das geben können, was Jesus ihnen gegeben hat: den sanftmüthigen und demüthigen Sinn, das neue Vertrauen zu der vergebenden Liebe Gottes, den Glauben an seine gütige Vorsehung, und damit das gereinigte und geläuterte Herz, den friedfertigen und barmherzigen Sinn, die neue Kraft zum Guten, die neue Fähigkeit, Leiden auszuhalten, jene innere Widerstandsfähigkeit und Spannkraft, mit der der Mensch ganz anders dasteht in der Welt als vorher, bei der dann auch die Magenfrage: Woher nehmen wir Brot, daß diese essen? ganz anders angesehen und gelöst wird als vorher. Jesus und sein Evangelium ist wirklich das Lebensbrot, das sättigen kann zuerst in den inneren und dann auch in den äußeren Nöthen.

Wie verhält sich's mit diesem Brot? Unsere Geschichte ist hier fein und lehrreich. Es wird nicht erzählt, daß gar kein Brot da war und daß Jesus Brote geschaffen habe; sondern es war etwas weniges Brot vorhanden, nur reichte es nicht aus, und das nahm er. Ist's nicht so gewesen? Er hat ja angeknüpft an das, was er vorfand. Er hat das Wort Himmelreich nicht erfunden, sondern er nahm es auf von Johannes dem Täufer und anderen Vorgängern. Er hat kein neues Gesetz gemacht,

ſondern er nahm die Gebote des moſaiſchen Geſetzes, wie ſie daſtanden. Kein einziges ſeiner Worte und Begriffe iſt vorhanden, welches nicht herübergenommen wäre oder anklänge an zerſtreute Worte der Propheten, Pſalmen und anderer Schriften des Alten Teſtaments. Er nahm, was er fand; aber wie anders wurde es in ſeiner Hand! Was dort zerſtreut war, das ſammelte ſich bei ihm wie in einem Brennpunkt, das gewann Kraft und Leben und Einheit und Mannigfaltigkeit. Wie anders wird bei ihm der Begriff Himmelreich! wie anders legt er die Gebote aus und vertieft ſie! wie anders offenbart ſich in ſeiner Lehre Gott! Und nicht bloß in ſeiner Lehre, ſondern er lebt das alles! Sein Leben iſt die lebendige Auslegung und Darſtellung deſſen, was er verkündigt; darum geht er durch alle Verſuchungen ſiegreich hindurch, darum hat er für alle Leidenden und Elenden ein wirklich tröſtendes Wort und eine helfende Hand. Und er ſetzt eben ſein Leben auch freudig ein für ſein Evangelium! er will es nicht retten um den Preis der Verleugnung und des Verraths an ſeiner Sache, er giebt Leib und Blut dahin und wird durch dieſes Opfer das wirkliche ſättigende Brot für alle, die an ihn glauben und ihm nachfolgen. Wer will ſagen, daß ein Anderer ihm gleich ſei oder über ihm ſei an Worten des Lebens! wer will ſagen, daß von einem Anderen eine ſolche verſöhnende, erlöſende und heiligende Kraft ausgehe wie von ihm! Gewiß er iſt das Brot des Lebens und kein Anderer außer ihm. Unſer Leben empfängt neues Licht und neues Heil durch ihn, wenn wir ihn nur kennen, wenn wir nur ſein Wort und Leben weitertragen, es hineintragen in die Familien, in die Hütten, in alle Berufskreiſe, wenn wir nur die Helferdienſte thun, welche die Jünger thaten, und dadurch allen einzelnen Lebensbeziehungen die religiöſe Weihe geben, deren ſie bedürfen.

Wenn wir auf dieſe Helferdienſte noch zuletzt ſehen, ſo offenbart ſich uns, *wie ſich bei ihnen gerade und durch ſie das Brot des Lebens vermehrt* und zu einer unerſchöpflichen Fülle wird. Jeſus verwandelt nicht die fünf Brote auf einmal in tauſend, ſo daß alle nehmen könnten, ſondern er läßt ſie, ſo wenige es ſind, und theilt ſie zuerſt an die Jünger aus, und dieſe geben ſie weiter, und unter ihren Händen vermehren ſie ſich. Iſt es nicht auf dem geiſtigen Gebiet wirklich ſo, daß wenige zündende und das Weſen der Sache treffende Worte ins Unendliche wirken und zu einer unerſchöpflichen Fülle werden? Was iſt nicht aus den wenigen Worten geworden, die uns von Jeſus überliefert ſind! Die Schriften der Apoſtel ſind daraus entſtanden, die Schriften der Kirchenväter haben ſich angeſchloſſen, das Mittelalter hat davon gezehrt trotz ſeiner Verdunklung,

Luthers Schriften ſind aus ihnen erwachſen, und heut, wer zählt die Fülle von Schriften wiſſenſchaftlicher, erbaulicher und unterhaltender Art, die durch die Welt gehen und alle mehr oder weniger von den wenigen Worten zehren, die von Chriſtus ausgegangen ſind in die Welt! Wer zählt die Menge von Predigten und Reden, die an die ſeinigen ſich angeſchloſſen und die ſeinigen fortgeſetzt haben, um Tauſende und Abertauſende zu erbauen! Wer zählt die Nachfolger Jeſu auch in den Werken barmherziger Liebe, in den Neuſchöpfungen chriſtlichen Gemeindelebens, in der Umwandlung und Erneuerung der menſchlichen Geſellſchaft! Sie alle haben nichts Neues erdacht, ſie haben nur gemünzt und ausgeprägt und weiter gegeben, was Jeſus begonnen hat, ſie haben es angewandt auf die zahlloſen einzelnen kleinen Lebensverhältniſſe und Lebensbedürfniſſe, und unter den Händen iſt ihnen der Stoff gewachſen, und immer neue Schätze von Wahrheit geben die altehrwürdigen Worte, die hohen Beiſpiele, die erlöſenden Thaten ſeiner Liebe her. Auch das unvollkommene Wort, auch die ungeſchickte Hand, wenn ſich daran nur noch irgend ein Geringes wiedererkennen läßt von Jeſu Sinn und Geiſt, ſie wirken noch das Eine und das Andere in den Herzen zur Erbauung, zur Tröſtung, zur Stärkung und Beſeligung, und immer neue Schaaren werden ſatt.

Sollte heute dieſe Fülle erſchöpft ſein? ſollte die heutige Welt durch ſich ſelber ſo reich ſein, daß ſie nichts mehr davon braucht? ſollte ſie anderer Nahrung bedürfen, wenn es auf die höchſten Fragen des Lebens ankommt? Verſucht es immerhin, und es wird ja verſucht. Es giebt Modephiloſophien, es bilden ſich neue Parteien mit neuen Schlagwörtern und neuen großen Verheißungen; einzelne neue Namen kommen in aller Mund und gelten als neue Propheten und Meſſiaſſe; entweder ſie zehren auch von dem alten Schatz und wollen ſelbſt demüthig nichts als Jünger ſein, die das Brot des Lebens weitergeben, dann werden ſie groß ſein je nach der Größe ihres Dienens; oder ſie wollen etwas durch ſich ſelbſt ſein, und geben ihr Eigenes — dann werden ſie in kurzem vergehen und nicht beſtehen. Gott ſei Dank, der uns dieſen Reichthum gegeben hat, den kein Menſch ausſagen kann; er gebe uns Gnade, daß wir nicht bloß ſatt werden, ſondern auch Andere ſatt machen nach dem Maß unſerer Gaben.

Amen.

Die Kraft des Glaubens.

Predigt von J. G. Schaffroth, Pfarrer in Burgdorf, Kanton Bern.

Text: Matthäus 17, 26. Jesus spricht zu den Jüngern: Wahrlich ich sage euch, wenn ihr Glauben habet nur eines Senfkornes groß, so möget ihr zu diesem Berge sagen: Hebe dich von hier dorthin, und er wird sich heben, und nichts wird euch unmöglich sein.

Andächtige Christengemeinde! „Wahrlich, wenn ihr Glauben habt nur eines Senfkorns groß, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben und euch wird nichts unmöglich sein.“ Das ist einer jener wunderbar klingenden Aussprüche unsres Herrn und Meisters, welche uns wohl daran erinnern, daß in der Heldenzeit des Christenthums, unter den ersten Bekennern des Evangeliums, außerordentliche Gaben und Kräfte vorhanden waren, aber auch dessen uns bewußt werden lassen, daß die Christengemeinde der Gegenwart über solche Mächte nicht mehr verfügt.

Ihr denkt zwar kaum, meine Freunde, daß je unser Wort buchstäblich gedeutet werden wollte, der bildliche Ausdruck sei dem Verständnisse zu nahe gelegt. Und doch schritt einst, vor hundert Jahren etwa, der fromme und gelehrte Prediger Lavater von Zürich mit einem gesinnungsverwandten Amtsbruder hinaus an einen kleinen Vorberg des nahen, weit in die herrliche Landschaft ausschauenden Uetlibergs, um an demselben die Wahrheit des Jesusworts sowohl, als seinen Glauben zu erproben. Beide Verkündiger des Evangeliums vermeinten dessen weit mehr zu haben als nur eines Senfkorns groß. So fielen sie denn auf die Kniee und beteten inbrünstig, daß das Hügelchen sich von seiner Stelle heben und in den nahen See stürzen möge. Berg und Hügel stehen noch auf ihren vieltausendjährigen Grundfesten, die beiden Beter aber sind längst zum ewigen Frieden eingegangen. Sie waren wohl rechtgläubig gewesen, sich berufend und stützend auf den Schriftbuchstaben, aber doch hatten sie in jener Stunde nicht den rechten Glauben, von dem der Herr sagt, daß ihm Alles möglich sei und daß er Berge versetzen könne.

Oder sollte wohl das Wort vom bergeversetzenden Glauben eine leere Rede sein? Sollten wir dabei vielmehr unsrer Zeit

gedenken, die so staunenswerthe technische Fortschritte gemacht hat, daß das Verheißungswort an die ersten Menschen nunmehr erfüllt ist: Machet euch die Erde unterthan! Dem Wissen und Können des gegenwärtigen Geschlechts dürfte man die Aufgabe zuweisen, Berge zu versetzen, jetzt, da Erdtheile durch künstliche Wasserarme durchschnitten und Weltmeere durch sie verbunden werden, jetzt, da die Verkehrswege durch die Eingeweide unsrer riesigen Berge und die Blitzdrähte als Gedankenaustauscher unter den Wassern gezogen sind.

Doch nein, Jesus redet nicht von einer Macht, welche der Mensch vermöge des Glaubens auf die äußere Natur ausüben könnte. Die Herrschaft über sie wird nicht durch den Glauben, sondern durch den menschlichen Fortschritt gewonnen. Darum werden wir trotz jenes mißglückten Versuchs nicht daran zweifeln, daß der Glaube Berge versetze, Berge, welche der menschliche Fortschritt nicht von der Stelle hebt, und daß ihm möglich sei, was aller Kunst und Kraft des Wissens und Könnens unmöglich ist. Das wollen wir nachzuweisen suchen, indem wir reden

von des Glaubens Kraft,

wie sie sich bewährte an den Jüngern, denen unser Wort zunächst galt, aber auch an uns bezeugt, so wir Glauben haben.

I.

„Warum konnten wir den Teufel nicht austreiben?" fragten einst die Jünger Jesu ihren Meister. Was sollte diese Frage? Eben, so erzählt unser Evangelist, kam Jesus mit seinen Vertrautesten vom Berg der Verklärung, wo er ihnen die ewigen Gottesgedanken, wie sie schon in Moses und den Propheten offenbar geworden, im Evangelium vom Himmelreiche aber sich erfüllen sollten, kundgethan hatte. „Und da sie zum Volk kamen, trat zu ihm ein Mensch, fiel ihm zu Füßen und sprach: Herr, erbarme dich über meinen Sohn, denn er ist mondsüchtig, und ich habe ihn deinen Jüngern gebracht und sie konnten ihm nicht helfen. Jesus aber sprach: O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein? Bringet mir ihn hieher. Und Jesus bedrohete ihn; und der Teufel fuhr aus von ihm, und der Knabe ward gesund zu derselben Stunde." Da legten die beschämten Jünger ihrem Meister jene Frage vor und er hielt ihnen das Wort entgegen vom Unglauben, der nichts vermag, und vom Glauben, der Berge versetzt, dem nichts unmöglich sein wird. Diese Antwort galt den Jüngern in ganz besonderer Weise: „Wahrlich, so ihr Glauben habt; euch wird nichts unmöglich sein."

„Um eures Unglaubens willen konntet ihr ihn nicht austreiben.“ Das heißt doch wohl: Durch die Kraft meines Glaubens habe ich dem Leidenden Hülfe, dem kranken Knaben Heilung gebracht. Euch, den Jüngern, fehlt dieser Glaube noch.

In der That, nicht durch magische, sinnliche Kräfte, nicht durch übernatürliche Zaubermacht, nicht durch blöde Wunder und Zeichen ist Jesus ein Heiland der Welt geworden, sondern durch die Gewalt seines Glaubens, durch die Macht seines heiligen Erbarmens. An tausend Mühseligen und Beladenen, an den Blinden, Lahmen, Tauben, Aussätzigen, Todten, Armen, an den Verwundeten und Erschlagenen am Wege, an der leidenden Menschheit ging zu seiner Zeit ohne Erbarmen, ohne Erweisungen der Liebe vorüber der Priester und Levit, der Oberste des Volkes und alles Volk. Da kam Jesus als der barmherzige Samariter und weckte und fand Vertrauen bei allen Unglücklichen, die durch eigene und fremde Schuld unglücklich geworden. Für Jeden hatte er ein Wort des herzlichen Mitleids, für Jeden ein Wort des Trostes aus dem Reichthum der Barmherzigkeit seines himmlischen Vaters, für jeden Sünder ein Wort der Vergebung und Aufmunterung zu neuem, geheiligtem Wandel, für den Aermsten und Elendesten. Für den von aller Welt Verachteten und zeitlich und ewig verloren Erklärten aber hatte der Sünderfreund die reichste Liebe, das innigste Mitleid mit allen Gestalten des Jammers und der Sünde, mit Alt und Jung. Keinen gab er auf. Alle suchte sein Erlöserblick, und wen dieser traf, der war gerettet, in dessen Herz hatte er gezündet, den Glauben an Gott und die Menschheit wieder angefacht. Solcher Liebe vermochte Keiner zu widerstehen, sie konnten nicht anders, alle diese armen, kranken, verlornen, geistig blinden, lahmen, in Sünde todten Menschen, Männer und Frauen, Greis und Jüngling und Kind — sie konnten nicht anders, als auf seinen Gnadenruf die letzte Kraft in sich wachrufen, damit sie das beseligende Wort aus seinem Munde hörten: Deine Sünden sind dir vergeben, dein Glaube hat dir geholfen.

An diesem Erbarmen, an diesem Glauben an die Menschenseele, die in tiefster Nacht doch noch aufseufzt zu ihrem Gott und nach dem Lichte der Erlösung sich sehnt, die verlassen und versäumt von jeglichem Trost der Mitmenschen doch noch aufhorcht, ob nicht ein Herz voll Theilnahme sich für sie rege — daran hatte es zur Stunde den Jüngern noch gefehlt, darum hatten sie so geringe Erfolge, so viele Mißerfolge in ihrem Jüngerberufe aufzuweisen, und mußte der Meister eintreten mit der Kraft seines Glaubens, wo sie rath- und thatlos am Berge standen und ihn nicht von der Stelle bewegen konnten.

Doch die Zeit kam, wo der Bräutigam von den Hochzeitleuten geschieden war, die Zeit des Trauerns und Fastens, nachdem der Meister mit dem Herzen voll Liebe und Sanftmuth und Gotteskraft am Kreuze sein Werk vollbracht hatte. Aber eines solchen Meisters Jünger konnten nicht ewig trauern und klagen. Des Gekreuzigten Bild mußte in ihren Seelen wieder lebendig werden, seine Liebe zu den Sündern mußte sie treiben, daß sie aus ihrer Verzagtheit sich aufrafften und zum Danke dafür, daß er zuerst sie geliebt und errettet aus einem nichtigen, fruchtlosen Dasein, eintraten in seinen Beruf, zu suchen und selig zu machen, was verloren war — aber nun im Glauben und in der Kraft des Meisters.

Doch welche Berge wird ihr Glaube versetzen müssen, was alles soll ihrem Glauben möglich sein, was dem Unglauben und Kleinglauben unmöglich scheint und ist? Nun, wenn sie ihren Volksgenossen den Messias Jesus, den Gekreuzigten, verkündigen, so wird es heißen: Wir sind Abrahams Kinder, wir haben Moses und die Propheten. Wollen sie ihnen nachweisen, daß Jesus durch Wort und That sich als Prophet bezeugt und durch seinen Opfertod der Messias, der Knecht Gottes geworden sei, von dem geweissagt ist: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen; er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unser Sünde willen zerschlagen", so wird es ihnen entgegentönen: Ein gekreuzigter Messias ist uns ein Aergerniß. Unser Messias, das ist der Herrscher der Welt. Und herrschen wollen auch wir, nicht dienen. Wir haben der Knechtschaft genug erduldet, in Egypten die Väter, wir unter Rom. Und wenn sie ihre Schritte zu den Heiden lenken, zumal zu den Gebildeten unter ihnen, so wird Spott und Hohn ihnen den Zugang zu den Herzen verwehren und das Kreuz als eine Thorheit verlacht werden von der in Selbstsucht und Sinnendienst versunkenen Welt. Bei Juden und Heiden, überall, wohin sie das Evangelium tragen werden, wird die Unempfänglichkeit, der Stumpfsinn, die Sattheit und der Unglaube ihrer Predigt einen zähen Widerstand leisten; Berge werden sich erheben, von denen sie nichts ahnten, als sie in ihrem Geiste den Auftrag des lebendigen, wahrhaftig Auferstandenen empfingen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. (Mark. 16, 15.)

Aber sie sind dennoch ausgezogen in die Welt und haben die Botschaft vom Himmelreich und seinem Stifter über Länder und Meere getragen. Oft zwar ward ihnen bange auf dem stürmischen Meere der Heidenwelt, daß sie mit Petrus aufschrieen: Herr, hilf, wir versinken! Wie oft, wenn wieder ein Berg von

Schwierigkeiten äußerer oder innerer Art ihrem Missionseifer sich entgegenstellte, seufzten sie: Ach, daß wir zu ihm sagen könnten: Hebe dich von hinnen dorthin und er sich höbe! Allein wo die Berge sich nicht von der Stelle bewegen wollten, da hörten sie auch des Meisters Zuruf: Um eures Unglaubens willen vermögt ihr nicht, sie zu versetzen. „Wahrlich, so ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, so würde euch nichts unmöglich sein." Und siehe, dann kam die Glaubenskraft des nun verherrlichten Meisters über sie, dann erfaßte sie sein Geist, dann erfüllte sie seine Liebe; die Gewalt seiner gottinnigen Persönlichkeit führte sie hinweg über alle Berge. Sie glaubten. Aus dem Senfkorn ihres Glaubens erwuchs der Lebensbaum des Reiches Gottes, trieb Blüthen und Blätter, reifte Frucht an Frucht, ewig sich verjüngend ohne Zahl durch des Glaubens Kraft bis auf diesen Tag.

II.

Wahrlich, so ihr Glauben habt. Sollte sich dieses Wort nicht auch an uns bewähren, des Glaubens Kraft sich nicht auch an uns bezeugen?

Laßt nur, liebe Mitchristen, die Erfahrungen eures eignen Lebens sprechen, wenn ihr daran zweifeln wolltet. Oder kenntet ihr sie nicht, die Berge des Kleinmuths, der Verzagtheit, der Sorgen, des Kummers, der eignen und der fremden Schuld, des persönlichen, des häuslichen, des öffentlichen Lebens, die wir nicht umgehen können, die wir überschreiten müssen? Oder wüßtet ihr nichts von der Kraft eures Glaubens, durch die ihr sie überwunden habt und durch die euch auch das möglich ward, was euch zuerst, vielleicht lange, eine Sache der Unmöglichkeit schien? Jedes Christenleben weiß von Niederlagen, aber auch von Siegen. Ja, auch *dein* Glaube hat schon Berge versetzt!

Da war etwa das Glück aus deinem Hause gewichen, und der Engel des Friedens und der Eintracht daraus geflohen. Gereiztheit, Verbitterung, Herzensverhärtung hatten von den Gemüthern Besitz genommen; Zank, Unfreundlichkeit, Unversöhnlichkeit waren die täglich wiederkehrenden, schlimmen Gäste, die Alles aufzehrten, was noch an Freude und Herzlichkeit und trauter Häuslichkeit übrig geblieben war. Das Leben, die Arbeit, die Muße, der Werktag, der Sonntag, die Menschen, die Welt, Alles ward dir zur Qual, du den Deinen, sie dir zur Last. Aus dem Himmel deines Herzens und deines Hauses war eine Hölle geworden, du hattest keinen Glauben mehr, die Berge des Unmuths zu versetzen. Du rührtest nicht daran, nicht mit einem Finger, nicht dein Ehegatte, nicht deine Kinder, nicht deine

Hausgenoſſen, Niemand. Tage, Wochen, Monate, Jahre vielleicht zogen vorüber: Der Berg ward immer größer, immer öder wurde es in deinem Gemüthe, immer trauriger in deinem Heim. Dein Heim ward dir zur Fremde. — Doch wie? Von deinem Antlitz, aus den Augen deiner Angehörigen grüßt wieder die Freude, der Friede hat ſich wieder zu deinem Hauſe gewendet, du haſt wieder ein Heim, wieder ein Familienleben, und die Deinen mit dir! Wie iſt nur das Unmögliche möglich geworden? Wer hat zu dieſem Berge geſagt: Hebe dich von hinnen dorthin, und er hat ſich gehoben und wirft keine dunkeln Schatten mehr über dein Glück? Du weißt es wohl, mein Freund, das hat der Glaube gethan, der erſt nur eines Senfkorns groß es wagte, zu vergeſſen, was dahinten iſt, zu vergeſſen und zu vergeben um Chriſti willen, der geſagt: Liebet euch, wie ich euch geliebet habe. Des Glaubens Kraft hat dich verſöhnt mit deinem Gatten, hat euch im Geiſte wieder an den Traualtar geführt, euch gegenſeitig zu geloben, was ihr einſt euch vor Gott zugeſagt: Eines des Andern Fehler und Schwachheiten mit liebreicher Geduld zu ertragen und jene ſelbſtvergeſſende Liebe zu üben, die Alles verträgt, Alles glaubt und hofft und duldet. So iſt das Glück deinem Hauſe wieder geworden, durch des Glaubens Kraft.

Oder du ſtandeſt vor den Bergen der Trübſal und Heimſuchung, der Noth und Krankheit, des Grams und der Schmach. Deine Seele war zerriſſen, war todt. Mit Maria am Grabe ſeufzteſt du: Wer wälzt mir den Stein von des Grabes Thür, den Stein von meinem Herzen? Oder du wünſchteſt dir gar, da du am Leben nichts Neidenswerthes mehr fandeſt, das Grab, das all deiner Qual ein Ziel ſetze. — Wie, und doch athmeſt du wieder fröhlich im Lichte der Lebendigen! Und doch iſt dir's geworden: „Wirf ab, Herz, was dich kränket, wirf ab, Herz, was dir bange macht!“ Was hat dieſes Wunder in dir bewirkt? Etwa, daß du dir ſagteſt: Blind herrſcht ein blindes Schickſal? Etwa, daß du dich tröſteteſt: Der Zufall, die ſtarre Nothwendigkeit regieren die Welt, — warum denn ſich grämen über einen Verluſt, warum ſich anklagen einer Niederlage, warum ſorgen und ſich kümmern um der Seele Heil? — Nein, nein, es war auch hier deines Glaubens Kraft, welche dich aus der Höhle des Kummers an die Sonne führte, es war der Glaube, der dir aus der Weisheit der Gedanken und Wege Gottes hervorleuchtete, daß du, harrend auf den Herrn, neue Kraft kriegteſt und auffuhreſt wie mit Adlersflügeln aus jedem Leid der Erde.

Ja, nennt mir, liebe Mitchriſten, irgend einen Berg in Amt und Beruf, in euerm Streben und Wollen — ihr überwindet

ihn mit Gottes Hülfe durch die Kraft des Glaubens. Durch die Kraft eures Glaubens. Wie ihn nicht irgend eine Kirche ausschließlich vermittelt, sei sie groß oder klein, wie ja auch nicht das Bekenntniß der Väter dein Glaube ist, so du nicht von ganzer Seele es dir zu eigen machen kannst. Dein Glaube überwindet allein die Berge, welche auf deinem Lebenswege sich dir entgegenstellen, deinem Glauben, deinem innersten Ergriffensein von der Wahrheit aus Gott, deinem persönlichen Vertrauen auf seine Vorsehung und Allmacht, nicht dem bloß äußern Fürwahrhalten und Nachbeten ohne eigene Erkenntniß und Ueberzeugung, ist Alles möglich. Darum: Bekenne nicht mehr, als was du glaubst, und glaube nicht mehr, als was du glauben kannst, aber glaube und bekenne es durch die That, durch das Zeugniß deines innern und äußern Lebens. Denn die Lauterkeit und Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Redlichkeit und Lebendigkeit der Ueberzeugung ist in religiösen Dingen die Hauptsache, der Schwerpunkt, auf welchen Alles ankommt im Leben und im Sterben. Solcher Glaube allein vermag Berge zu versetzen und es ist ihm kein Ding unmöglich, was er will mit der ganzen von Gott ihm verliehenen Kraft, was er unternimmt im Vertrauen und hohen Muth der Gotteskindschaft, in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Meine Freunde! Je weiter, je höher aber unsere Wanderung geht, desto größer wird die Zahl der Berge und Hindernisse sein, die wir durch die Kraft unseres Glaubens überwunden haben. Und wenn einst alle überstiegen und hinweggeräumt sind, wie wird uns dann zu Muthe sein? Wie dem kühnen Bergsteiger, der endlich nach redlichem Schweiß den höchsten Gipfel des Berges erklommen hat. Jetzt schaut er hinunter auf die Vorberge und Hügel bis tief hinab, wo aus dem Thale der Weg sich zum schmalen und steilen Fußweg verlor. O wie erscheinen sie ihm nun so klein und gering, an deren Fuß er mit Verzagtheit und Kleinglauben seufzte: Ach, daß ich nur sprechen dürfte: Hebet euch von hinnen dorthin! Wie sind nun auch die furchtbarsten Abgründe und himmelhohen Felsen und Eisfelder überwunden, zu denen er von unten her hätte sagen mögen: Ihr Berge bedecket uns und ihr Hügel fallet über uns! Ihr seid mir zu hoch, zu steil, unbesiegbar! Nun aber jauchzt er aus freier Brust, und sein Auge blickt dankbar zum Himmel und rings in die Gotteswelt. — So wird es auch dem christlichen Pilger nach vollendetem Laufe sein, wenn alle Berge, die im Menschenleben zwischen Wiege und Sarg liegen, gewonnen sind. Anbetend stehn wir dann vor dem Ewigen, der uns geholfen und durch-

geholfen, dessen Stecken und Stab uns getröstet, und glaubensvoll sehn wir mit Moses in das Land der Verheißung, nicht selbstsüchtig den Lohn unsres Glaubens fordernd, sondern dankend für des Glaubens Kraft und demüthig erwartend, was Gott uns ferner schenken will: An seiner Gnade lassen wir uns genügen.

Amen.

Unser Bürgerrecht im Himmel.

Himmelfahrts-Predigt von Oskar Brändli, Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

Text: Philipper 3, 20. Unser Bürgerrecht ist im Himmel.

Wir feiern heute die Himmelfahrt Jesu, diesen letzten noch einmal zu lautem Frohlocken sich aufschwingenden Nachklang des Osterfestes, dieses jauchzende Finale des Erdendaseins Jesu.

Zwar wie am Osterfeste, so denken wir auch heute an das Wort: „Das Fleisch ist gar nichts nütze, der Geist ist es, der lebendig macht!“ Wie wir uns am Osterfeste nicht anklammerten an den auferstandenen Leib des Gekreuzigten, sondern frohlockten über den aus Kreuzespein und Todesnacht zu neuem sieghaftem Leben und Wirken auferstandenen Geist des Menschensohnes, so klammern wir uns heute nicht an an einen vor leiblichen Augen wunderbar in die Wolken emporgehobenen Leib des Herrn, sondern wir frohlocken, weil Christus als Haupt der Gemeinde nun eingegangen ist in das Reich der Herrlichkeit, weil die Palme des Sieges seine segnende Rechte, die Krone der Vollendung seine verklärte Stirne schmückt!

Wir feiern heute Himmelfahrt! Dieses Fest hat aber auch eine unmittelbar praktische Bedeutung für das Leben des inwendigen Menschen eines jeden aus uns. Denn uns von Sorgen umschwärmte und oft abgehärmte, von manchem Weh bedrückte und oft niedergedrückte, von Schuld beladene und von Reue zerrissene Menschenkinder weist es aufwärts, himmelan und baut uns die goldene Leiter, an der wir emporsteigen können in den Himmel unsers Gottes, damit bei solcher Himmelfahrt die Seele erleuchtet und erleichtert, geläutert und erheitert, gestählt und gestärkt wird für den uns verordneten Kampf. Auch der Apostel Paulus will die christliche Gemeinde zu solcher Himmelfahrt des Geistes ermuntern, wenn er ihr zuruft: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel!“

Lasset uns denn unsere heutige Himmelfahrtsfeier damit weihen, daß wir zusammen reden

„über das Bürgerrecht im Himmel."

I.

„Unser Bürgerrecht ist im Himmel!" sagt der Apostel. Aber giebt es überhaupt solch ein Bürgerrecht im Himmel? So fragen wir erstens.

Auf diese Frage werden viele, sehr viele Kinder unserer Zeit, die einen mit ungläubigem Lächeln, die andern mit entschiedenem Nein und noch andere mit lautem Hohn und Spott antworten. Die einen werden uns sagen: wir glauben nur, was wir sehen! Und wir sehen, daß der Mensch sein Bürgerrecht auf der Erde hat. Aus dem Staube der Erde steigt er empor, im Staubgehäuse wandelt er eine Zeitlang im Staube dahin und in Staub sinkt er wieder zurück, um andern Platz zu machen; alles Menschenleben ist nichts, als ein immerwährender Wechsel sich zusammenfindender und sich wieder trennender irdischer Staubatome und was ihr von einem Bürgerrecht des Menschen im Himmel fabelt, das ist das Spiel nur einer müssigen Phantasie. Andere werden uns sagen: der Mensch hat sein Bürgerrecht auf der Erde. Die Erde ist der Schauplatz seiner Thätigkeit; hier hat er seine Kräfte zu bilden, zu üben, zu bethätigen, so lange es für ihn Tag ist; hier hat er in Haus und Hof, in Werkstätte und Bureau, in der Studierstube wie im Schulhaus, im Rathssaal wie draußen im Volksleben nach dem Maße der ihm verliehenen Kraft zu arbeiten, daß die Welt um uns hier immer wohnlicher, jeder Urwald ausgerodet, jeder Sumpf trocken gelegt, jede Armuth und jedes Elend immer mehr gelindert und so das Leben immer von mehreren als ein Segen, ein Glück empfunden werde! Aber was ihr fabelt von einem Bürgerrecht im Himmel, das ist gerade dazu angethan, die Menschen unpraktisch und unfähig zu machen zur Anhandnahme der größten und besten Aufgaben, die der Bürger dieser Welt zu erfüllen hat; dazu angethan, Weichlinge und Schwächlinge zu erziehen gerade geschickt genug immer die Hände zu falten und das Weihrauchfaß zu schwingen. Und noch andere werden sagen: das Bürgerrecht des Menschen ist auf der Erde. Und dieses Leben in der irdischen Heimath ist ein gar kurzes. So wollen wir denn als die rechten Weltweisen dieses kurze Leben dazu ausnützen, seine Lust und Wonne ganz und voll zu kosten. D'rum lasset uns Silber und Gold erwerben und dieses glänzende Metall umtauschen an süßen berauschenden Genuß

und erst dann den Becher der Lust fahren lassen, wenn er von selbst der im Tode ermattenden Hand entsinkt. Geht, geht mit euerem himmlischen Bürgerrecht, wir sind die Kinder der Welt und sprechen:

Was brauchen wir fürder des Herrn!
Mag in Blauen er thronen, wir gönnen's ihm gern,
Doch für uns ist die Welt, wir sind Könige drauf.
Laßt uns schwelgen und glüh'n, sie bescheert uns vollauf.
Denn die Flur giebt uns Weiden und Brot das Gefild,
Und den Fisch giebt der Strom und die Forstung das Wild;
Und die Harfe den Ton, und die Rebe den Schaum,
Und das Weib ihren Reiz, und das andre ist Traum.

Unser Bürgerrecht ist auf der Erde! Und das andere ist Traum? O gewiß ist der Phantasie schon oft bei der Schilderung dieses Bürgerrechtes im Himmel viel zu viel Spielraum gelassen worden; gewiß ist es eine falsch verstandene Frömmigkeit, welche die Welt ein Jammerthal und das Leben eine Last und alles irdische Wirken des Menschen eitlen Tand und nutzloses Spiel nennt und ihn darum derselben entziehen will; gewiß haben die Prediger des Bürgerrechtes im Himmel, mit Talar oder ohne Talar, gar oft den Schein erweckt, daß sie nur darum so viele und so schöne Worte über dieses himmlische Bürgerrecht machen, um mit solchen Zukunftsverheißungen die Gedrückten und Elenden dieser Welt zu beschwichtigen und sie mit ihrem Loose auszusöhnen, während sie selber an reichbesetzter Tafel des Lebens saßen; gewiß muß die christliche Welt immer mehr zurückkommen von jener Einseitigkeit, als ob der Christ erst mit dem Tode in den Genuß dieses Bürgerrechtes im Himmel eintrete. Aber wir beharren darauf: das Bürgerrecht im Himmel ist keine müßige Erfindung der Phantasie, kein leerer Traum, sondern eine Wirklichkeit, eine Realität, wie es nur irgend eine Realität geben kann; es giebt ein solches Bürgerrecht des Christen im Himmel und zwar schon während seines Erdenlaufes.

Denn über der natürlichen Welt giebt es eine ewige Welt des Geistes; über dem natürlichen Himmel über uns, dessen Sterne unsere Nächte so freundlich erhellen, giebt es noch einen andern, einen geistigen Himmel, an welchem die Sterne der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Bruderliebe in ungetrübter Klarheit leuchten für und für. Der staubgeborne Mensch aber hungert nicht bloß nach dem Staube der Erde, sondern Gott hat ihm die Ewigkeit in's Herz gelegt; er sucht einen Ausweg aus dieser Erde Gründen, die ein tiefer Nebel drückt und seine Sehnsucht findet ihn; nicht vom Brote allein kann er leben und so dürstet er nach jedem Wort der

Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe; sein sehnendes Auge schaut den Geisteshimmel geöffnet und empfängt aus seinem Schooße Kraft um Kraft und Gnade um Gnade. Es giebt ein Bürgerrecht im Himmel für jeden, den die Sehnsucht darnach ergreift.

II.

Unser Bürgerrecht ist im Himmel! aber welches ist denn der Segen, der uns durch dies Bürgerrecht im Himmel zu theil wird? so fragen wir zweitens.

Jedes irdische Bürgerrecht nimmt uns auf in eine Gemeinschaft von Mitbürgern und macht uns theilhaftig aller Güter und Segnungen, die von dieser Gemeinschaft ausgehen. Als Himmelsbürger wirst du ein Genosse, ein Bruder, ein Nachfolger aller Guten und Besten, die seit den Anfängen der Menschheit bis auf den heutigen Tag im Dienste des Himmels, d. h. eben im Dienste der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe gestanden haben. Du kommst in die beste, vornehmste, heiligste Gesellschaft, die du dir selber wünschen kannst. Es verknüpft dich ein Band der Gemeinschaft mit allen, die vor dir Himmelsbürger waren, mit allen, die es mit dir sind und du empfängst von deinen Brüdern und Schwestern Segen um Segen. Der eine erleuchtet deine Augen, daß du die Wahrheit besser kennen lernest; der andere ergreift deine Hand und führt deinen unsichern, irrenden Fuß auf die gerade Straße der Gerechtigkeit. Der eine füllt deine Seele mit hohen Ahnungen, mit edeln, reinen Empfindungen und Gefühlen und der andere lehrt deine Lippen ein herzliches Gebet, ein frommes Lied. Der eine mit streng geschnittenen Gesichtszügen schärft dein Gewissen, daß du immer genauer unterscheidest zwischen recht und unrecht, zwischen göttlichem und gottwidrigem Wesen und der andere mit freundlichem Wort ruft dich auf zu Werken der Barmherzigkeit und der Bruderliebe. Der eine stärkt deine Schultern, daß du jedes Kreuz des Lebens geduldig und in frommer Ergebung trägst und der andere wappnet dein schwaches Herz, daß du zu jedem Versucher, der von außen oder von innen an dich herantritt, sprechen kannst: Weiche von mir, denn du sinnest nicht, was Gottes, sondern was der Menschen ist. Der eine beugt sich freundlich zu dir nieder, wenn du in menschlicher Schwachheit gestrauchelt bist, nicht um dich zu richten und zu verdammen, sondern um dich wieder aufzurichten zu aufrechtem freudigem Gange; der andere tritt zu dir in der letzten, bittersten Noth, im bangen Sterbestündlein und lehret dich sterben versöhnt mit Gott und den Menschen in der frohen Gewißheit, daß wir des Herrn sind, wir leben oder wir

sterben. Ja als Himmelsbürger werden wir theilhaftig der höchsten Güter und Segnungen des Geistes. Gott selber, die ewige Liebe, läßt sich väterlich zu uns nieder, er giebt uns Licht von seinem Licht, Geist von seinem Geist, Kraft von seiner Kraft, Liebe von seiner Liebe; wir dürfen ihn Vater, unsern Vater nennen und wenn wir es thun mit aufrichtigem, vertrauendem Herzen, so legt er segnend die Hand auf unser Haupt und spricht: du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, gehe hin und arbeite in meinem Weinberge.

O es muß doch etwas Großes um dieses Bürgerrecht im Himmel sein. Um Theil zu haben an seinen Gütern nahm Christus das schmachvolle Kreuz auf sich und ließ sich wie ein Verbrecher an das Fluchholz heften. Um dieses Bürgerrecht im Himmel zu erlangen, hat ein Paulus gebrochen mit seiner Vergangenheit, mit seinem Volk und seiner Verwandtschaft und ein Leben voll glänzenden Ruhmes eingetauscht an ein Leben in Niedrigkeit unter den ärmsten und doch reichsten Kindern seiner Zeit. Um dieses himmlischen Bürgerrechtes willen hat die christliche Gemeinde durch drei Jahrhunderte der Verfolgung hindurch dargeboten ihre Brust jeder Schwertspitze, jedem Feuerbrand, jeder unsagbaren Marter, mit welcher das sinkende Heidenthum den Siegeszug des Evangeliums über die Erde aufzuhalten versuchte. Um des himmlischen Bürgerrechtes willen haben einst die Reformatoren auf alle Bischofsstäbe und Cardinalshüte, welche ihnen winkten, verzichtet und eine ganze Welt zum Kampf gegen sich herausgefordert. Um dieses himmlischen Bürgerrechtes willen haben einst die reformirten Lokarner im Kanton Tessin, die Hugenotten im schönen Frankreich, die Salzburger in Oesterreich vor 150 Jahren noch auf ihr irdisches Bürgerrecht in der Heimat verzichtet und sind am Wanderstabe hinausgezogen in die weite Welt, eine Stätte zu suchen wo sie ihr Haupt niederlegen und dem Himmel nach ihrer Weise dienen konnten. Und wenn heute Einer durch die Schickungen Gottes und die Noth des Lebens gezwungen wird dem lieben Vaterland Lebewohl zu sagen, es zu sagen vielleicht für immer — was allein kann ihm die Heimwehthräne trocknen? Allein die Ueberzeugung, daß er ein Himmelsbürger ist, daß überall des himmlischen Vaters Auge über ihm wacht, daß er, wie der Erzvater Jakob in der Wüste, so auch in der fernen Steppe des Westens die Himmelsleiter schaut, an der die Engel Gottes auf und nieder steigen und ihm den Segen seines Gottes aus voller Schale darreichen. Und wenn schließlich jedes irdische Bürgerrecht erlischt, wenn dein Name erlischt im Familienbüchlein, wenn du in's Todtenregister eingetragen wirst — was tröstet dich? Dich tröstet

die Ueberzeugung daß weder Leben noch Tod dich zu scheiden vermag von der Liebe deines Gottes, dich tröstet, daß du ein Himmelsbürger bist.

Und keiner sage: Dieser himmlische Sinn mache gleichgültig gegen die Pflichten und Aufgaben, welche das Leben an den Menschen stellt; keiner sage: Der Himmelsbürger ist ein schlechter, unbrauchbarer Erdenbürger. Wir sagen im Gegentheil: Je bessere Himmelsbürger wir jetzt schon sind, um so bessere Erdenbürger werden wir sein. Wer die heilige Geisteswelt des Himmels in sich trägt, wer von ihr erfüllt, getragen und begeistert ist, der wird sich selbst und die Welt um sich her mit diesem Geiste durchtränken, weihen und verklären, der wird sich und die Menschen immer himmlischer zu gestalten trachten. Bist du ein Himmelsbürger — dann bist du auch ein rechter Hausvater und eine rechte Hausmutter, weil dir die heiligen Pflichten derselben tief in's Gewissen gegraben sind; bist du ein Himmelsbürger, dann bist du auch ein rechter Bürger deines Vaterlandes und antwortest auf die Frage: Bist du ein Schweizer? mit jenem alten Waadtländer: Durch Gottes Gnade, ja! Bist du ein Himmelsbürger, dann bist du auch ein rechter Erden- und Weltbürger, der alle seine Kraft einsetzt, daß das Reich Gottes komme auf Erden, dann bist du, wo es noth thut, überall dabei, wo es gilt dem Laster und dem Unrecht zu wehren, zum Rechten zu sehen und die Tugend zu schirmen, Armuth und Elend zu lindern und durch Werke der Humanität und der Bruderliebe die Erde zu machen zu dem, wozu sie bestimmt ist, zu einem Garten Gottes!

Ja, in Gott Geliebte! Mag die Welt ungläubig lächeln oder entschieden verneinen oder laut höhnen und spotten, wir bleiben dabei: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel.“ Im Himmel ruhen die Wurzeln unserer besten Kraft, vom Himmel strömen uns zu jene Gaben des Geistes, welche allein uns erheben über der Erde Leid und Weh, über des Herzens Thorheit und Schuld. Lasset uns darum die heutige Himmelfahrt damit feiern, daß wir uns erinnern, daß im Himmel unser Bürgerrecht ist, lasset uns dann aber auch unser Leben gestalten wie es Himmelsbürgern, Kindern Gottes, wohl ansteht, bis auch wir einst sagen können: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben behalten.

Amen.

Ein Herz und Eine Seele.

Pfingstpredigt von C. W. Kambli, Pfarrer zu Laurenzen in St. Gallen.

Text: Apostelgesch. 4, 32. Die Menge der Gläubigen aber war Ein Herz und Eine Seele.

Andächtige Geliebte! Wir haben ein kurzes Wort als Text für unsere Pfingstbetrachtung gewählt, aber ein Wort, in dem ganz unendlich viel enthalten ist. Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Damit ist ein Zustand geschildert, der uns wie ein verlornes Paradies vorkommt. Wie selten sind wir auch nur mit uns selber einig. Ja, in den Tagen der Kindheit, da wußten wir noch nichts vom herben Bruch zwischen Geist und Fleisch, da haben sich Geist und Gemüth, Sinn und Gedanken noch nicht in uns entzweit; im stillen Kreise der Familie, da fanden die Glücklichsten unter uns noch diese Eintracht, diesen Frieden. Aber wie ganz anders wurde das, als wir in die Welt, in's rauhe Leben hinaustraten und den bittern, schonungslos geführten Kampf um's Dasein und um die bevorzugte Stellung in der Welt kennen lernten und führen mußten. Da wurden wir hineingeworfen in solch wilden Streit, daß oftmals der Gedanke an Eintracht und Frieden in allen Lebenskreisen mit der Gewalt des Heimwehs über uns kommt. Wahrlich, nicht nur Greise fühlen sich verleitet mit Wehmuth von der guten alten Zeit zu reden, auch mancher noch in vollkräftigem Wirken stehende Mann klagt oft: „Wie schön war diese Welt gestaltet, so lang die Knospe noch sie barg, wie wenig, ach, hat sich entfaltet, dieß Wenige wie klein und karg.“ Mag nun immerhin bei näherer Betrachtung es sich zeigen, daß nicht die Zeiten, nur wir selber Andere geworden sind, mag auch jene gerühmte Einigkeit der ersten Christengemeinde nur als ein kurzer schöner Traum, der leider allzu rasch vorüberging, sich herausstellen, als ein angestrebtes Ziel, das aber alsobald dem erbitterten Kampf zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum Platz machte; laßt uns dennoch dieß Ziel, wenn es auch nur für einen flüchtigen Augenblick erreicht und verwirklichet schien, nie mehr aus den Augen verlieren. Stehn wir doch hier im dunkeln, wirren

Wald des Lebens gleichsam vor einer ausgehauenen Aussicht, die einen Blick in die Seligkeit des wahren Christenlebens, des ächten Menschenlebens uns thun läßt. Zwar möchte es scheinen, als ob neben diesem lichten, sonnigen Friedensbild uns das traurige, finstere Bild der Zerrissenheit unserer Zeit doppelt schreckhaft erscheinen müßte; doch ist dem nicht also, im Gegentheil, es ist und bleibt ein Trost und eine Erbauung, in sturmbewegter Zeit nach einem stillen Friedensporte auszuschauen, der uns das Gottesreich verwirklicht zeigt als eine Gemeinschaft vom heiligen Geist des Friedens durchdrungen, und so wagen wir's denn mitten in's Kampfgewühl der Gegenwart als Pfingstmahnung und Pfingstverheißung das Wort hinein zu rufen:

Ein Herz und Eine Seele!

Ein Herz und Eine Seele im religiösen Leben, im Glauben an Gott und an Jesus Christus und im Vertrauen auf die Macht des Geistes! Ein Herz und Eine Seele im Kampf wider den Unglauben und den Aberglauben, im Kampfe wider das Elend der Welt; Ein Herz und Eine Seele im Familienleben!

I.

„Die Menge der Gläubigen in der Christengemeinde zu Jerusalem war Ein Herz und Eine Seele." Dieß Bild einer großen, einheitlichen, in sich geschlossenen Gemeinde steht heute nirgends vor uns, Trennung oder doch Parteiung herrscht allenthalben. Zwar steht auch vor unsern Blicken ein schönes Bild, dessen wir uns freuen dürfen. Eine zahlreiche Gemeinde hat in diesen Tagen zur Pfingstfeier im Gotteshause sich versammelt, immer noch ist es hier und allerwärts Jesus Christus, in dessen Namen größere Schaaren Volkes sich zusammenfinden als in keines Andern Namen, immer noch ist es sein Geist, der das Band bildet, das Leute jeden Alters, Standes und Geschlechtes mit einander vereinigt zu Einer Familie, die um den Tisch ihres Herrn sich sammelt. Fromme Gesänge, die in vollstimmigem Choral erbrausen, gewaltige und zarte Melodien der Orgel reißen alle Herzen im Sturme der Begeisterung zu Gott empor und im gemeinsamen Gebete um das Eine, was uns Allen in gleicher Weise Noth thut, um die Gabe des heiligen Geistes schlagen die Flammen der Andacht aus tausend Herzen in Eine Gluth zusammen. Aber gibt es auch Ein Bekenntniß oder Eine Predigtweise, zu der alle Christen freudig ihr Ja und Amen sagen könnten? Nein, sobald wir das Gebiet der Gefühle verlassen und auf den festen Boden des klaren Gedankens treten,

ſcheinen wir alsbald bei dem angelangt zu ſein, was die Menſchen von einander trennt. Eine Meinung über Gott, ſein Weſen und ſein Walten, über Jeſu Perſon, ſeine Lehre und ſein Werk, über die Bedeutung ſeines Todes und die Art ſeiner Auferſtehung und über das ewige Leben, der alle denkenden Menſchen unbedingt zuſtimmen würden, hat es nie gegeben und wird es wohl niemals geben; aber iſt es denn durchaus nöthig, vorerſt Einer Meinung zu werden, ehe wir Ein Herz und Eine Seele ſein können? Nein, es giebt Gottlob etwas, worin wir Chriſten auch bei ganz auseinandergehenden Meinungen einig ſein können und auch wirklich einig ſind, und zwar iſt es gerade der Mittelpunkt unſers Geiſteslebens, das Eine, was Noth thut, das Gottvertrauen, die Liebe zu Jeſus und der ſittliche Ernſt.

Im Glauben an Gott ſind wir einig. Haben wir nicht Alle Einen Vater, hat uns nicht Ein Gott erſchaffen? Dieſe Frage bejahen alle Chriſten, Katholiken und Proteſtanten, Altgläubige und Freiſinnige mit gleicher Freudigkeit. Und auch darin ſind wir Chriſten alle einig, daß wir Gott als Geiſt, als unſern Vater, als die Liebe erfaſſen. Und genügt denn das nicht, um uns im innerſten Weſen und Streben, im religiöſen Leben zu einigen? Aber bezeichnet vielleicht die Frage: Was dünket euch von Chriſtus? nicht bloß den Anfang, ſondern den eigentlichen Heerd und Mittelpunkt des Streits und der Entzweiung? Da kommt es ganz darauf an, wie wir dieſe Frage ſtellen und verſtehen. Soll ſie heißen: was haltet ihr von der Perſon Jeſu, iſt er euch Gott oder Menſch, oder wenn ihr ihn den Gottmenſchen nennet, wie ſtellet ihr euch dann vor, daß ſeine göttliche und ſeine menſchliche Natur ſich zu einander verhalten haben? was dünkt euch von den Wundergeſchichten, die über ihn berichtet ſind? ſo werden allerdings die Antworten weit, weit auseinandergehen; aber fraget ihr: was dünket euch vom Geiſte Jeſu, vom Sinn und Inhalt ſeiner Lehre, von ſeiner ſittlichen Geſinnung, von ſeinem Gottvertrauen, von ſeiner Liebe zu uns Menſchen? iſt da auch nur ein Einziger unter uns, der nicht freudig einſtimmen würde in das Bekenntniß: zu wem ſollten und könnten wir gehen, Jeſus hat Worte des ewigen Lebens? Wir kennen keinen Menſchen, der an ſittlicher Reinheit, an Heiligkeit ihm gleich käme, wir kennen keine Liebe, die göttlicher wäre als die Liebe, die Jeſus im Leben und im Sterben bewieſen hat. Und ſtellet ihr die Frage ſo: Was iſt Jeſus euch? ſo werdet ihr zwar nicht von jedem wahren, frommen Chriſten die Antwort erhalten: er iſt mein Gott! wohl

aber wird Jeder einstimmen in das Bekenntniß: Jesus ist mein Einer Herr und Meister, dem ich als Jünger und Freund auf ewig mich zum Dienst hingebe, mein höchstes Ziel und Streben ist, daß sein Geist Leben und Gestalt gewinne in meinem Geiste.

Und sind wir Christen denn nicht alle einig auch darin, daß wir glauben an die Macht und den endlichen Sieg des Geistes über das Fleisch? denken wir uns nicht alle den Geist als den heiligen, der durch die Stimme des Gewissens zu uns redet? Wo es um wirkliche Geistesfragen, um die sittlichen Grundlagen sich handelt, da sind wir Christen Gottlob alle einig.

So finden denn gerade im Mittelpunkt der Religion, im Herzen Jesu alle Christen ihre Einigung. Mag es auch fort und fort eine katholische und eine protestantische, eine orthodoxe und eine freisinnige Glaubenslehre geben, es giebt nur Eine Gottesfurcht und Gottesliebe, es giebt nur Eine Reue und Besserung, nur Eine Wahrhaftigkeit, nur Eine Ehrlichkeit, nur Eine Herzensreinheit, nur Eine Liebe, nur Ein Erbarmen, nur Eine Selbstverleugnung, und darum giebt es schon jetzt einen Geist, den heiligen, in dem wir Alle eins sind, eine unsichtbare Geisteskirche, die weit hinübergreift über den Unterschied der Confessionen, ja der Religionen, eine Geisteskirche, zu der Alle gehören, die bewußt oder unbewußt von Jesu Geist erfaßt sind, ob sie auch in andern Kirchen oder Kirchlein beten als wir.

II.

Sollten nun aber Christen, die im tiefsten Herzensgrunde sich eins wissen, eins im Gottvertrauen, eins in der Liebe zu Jesus, eins im sittlichen Ernst, nicht auch die so nöthige Einigung im Leben und im Wirken nach außen finden?

Wie dringend Noth thut das gerade unserm Geschlecht im Kampf gegen den immer frecher werdenden Unglauben und den immer kühner sein Haupt auf's neue erhebenden alten Aberglauben. Ist es zu verantworten, daß in einer Zeit, wo von der einen Seite alles Höhere, Gott, Geist, Gewissen, Liebe, ja sogar ein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier hinweggeleugnet, über Jesus und sein Evangelium gehöhnt und offen das Fleisch, Stoff und Kraft als das einzig Wirkliche erklärt wird, während von der andern Seite Rom die günstige Gelegenheit benutzt, die in ihrem Glauben irre gemachten Massen, die geängstigten Gemüther auf's neue unter seinen finstern Aberglauben, unter seine Geistesknechtung zu beugen, daß in einer solchen Zeit auch in der protestantischen Kirche noch die verschiedenen Parteien so bitter sich bekriegen,

statt daß Alle, die in That und Wahrheit vom Geiste Jesu Christi sich ergriffen fühlen, ob sie nun im einen oder im andern Lager der protestantischen Kirche seien oder der katholischen Kirche angehören, sich fest und treu zusammenschließen, um den gemeinsamen Feind der Gottlosigkeit und Liebloſigkeit, um den Materialismus und den Jesuitismus zu bekämpfen? Man wolle uns ja nicht mißverstehen, als meinten wir, es sollte nun aller Geisteskampf aufhören, o nein, was wir anstreben, ist nur das, ernst zu machen mit dem Wort, das am Zwinglitag als treue Mahnung aus deutschem Mund zu uns herübertönte:

Ein Grund, auf den wir gründen:
Des Wortes Felsengrund;
Ein Heil, das wir verkünden
Der freien Gnade Bund;
Kein künstliches Unieren,
Doch droht der alte Feind,
Ob wir getrennt marschieren,
So schlagen wir vereint.

Sollte es aber noch nicht möglich sein, hier die rechte Einigung zu gewinnen, nun so laßt uns doch versuchen, ob nicht wenigstens vor der Hand im Kampf gegen die Noth und das Elend des Lebens alle vom Geiste Jesu, dem heiligen, Ergriffenen sich zu gemeinsamer Arbeit einigen können. Als die Apostel über die Stellung des Evangeliums zu der Heidenwelt sich nicht einigen konnten, da haben sie beschlossen, Paulus, der Freigesinnte, solle den Heiden, sie, die Uebrigen, die noch am Alten hangen, den Juden das Evangelium verkünden, aber für die Armen wollen sie gemeinsam sorgen. Sollte das in der Gegenwart sich als unmöglich erweisen? Sollte der Glaubenseifer, sagen wir richtiger der Meinungseifer, sich nicht so weit zügeln lassen, daß die Weitherzigkeit der Liebe nicht darunter leidet, daß aus der Noth helfen und zu einer andern religiösen Meinung bekehren wollen, von einander getrennt wird; oder hat Jesus sein Gleichniß vom barmherzigen Samariter umsonst erzählt?

Soll aber die Einigkeit in den großen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zum Durchbruch kommen, so muß sie zuerst im stillen Kreis des Hauses gefunden werden, darum rufen wir euch, christliche Freunde, mit eindringlichstem Ernste die Pfingstmahnung zu: Ein Herz und Eine Seele im Familienleben! Da im Hause muß man merken, daß Gottes guter und heiliger Geist über uns gekommen ist. Noch finden wir Gottlob beim Schließen der Ehe die meisten Brautpaare in Einigkeit des Geistes beisammen, o daß sie auch als Gatten eins bleiben,

immer mehr eins werden möchten. Geschehen mag dieß nur, wenn sie in geistiger, gemüthlicher Gemeinschaft verharren, wenn sie miteinander reden vertrauensvoll und ohne Rückhalt über Alles, was in Freude oder Leid, Furcht oder Hoffnung ihre Seelen bewegt, und ob sie auch getrennt arbeiten, der Mann auf seinem, die Frau auf ihrem Gebiete, doch gemeinsam die Sorgen tragen und die Freuden genießen, wenn sie immer wieder im Gebet eins werden und zwar in jenem Gebet, das, nachdem es alle andern Anliegen Gott vorgebracht, ausmündet in die Bitte:

Und endlich flehn wir allermeist,
Daß in dem Haus kein andrer Geist,
Als nur dein Geist regiere,
Daß er, der Alles wohl bestellt
Und gute Zucht und Ordnung hält,
Uns Alle lieblich ziere.
Sende, Spende, Ihn uns Allen,
Bis wir wallen Heim und droben
Dich in deinem Hause loben!

Wird diese Bitte uns erfüllt, dann kommt der ganze Pfingstsegen über uns, haben wir im Hause, in der Familie durch Jesu Geist, den heiligen, die rechte Einigung gefunden, dann werden wir sie auch auf allen andern Lebensgebieten finden, dann wird aus der kleinen, frommen, reinen Hausgemeine das Gottesreich des Friedens und der Liebe erwachsen und im gemeinnützigen Wirken, im bürgerlichen und kirchlichen Leben das große Ziel erreicht werden: Ein Herz und Eine Seele, die Menschheit Eine Heerde unter Christus als dem Einen Hirten.

Amen.

Prüfet Alles und das Gute behaltet.

Reformationspredigt gehalten von R. Grubenmann, Pfarrer in Chur.

Text: 1. Theſſalonicher 5, 21. Prüfet Alles und das Gute behaltet.

Meine Freunde! Eines von jenen heiligen Rechten, welche uns durch den Kampf der Reformation erworben worden ſind, iſt das Recht des evangeliſchen Chriſten, in Glaubensſachen ſelber zu forſchen, zu prüfen und zu denken. Es gab Zeiten in der chriſtlichen Kirche, wo dieſes Recht nicht beſonders hoch gehalten wurde, ja, wo daſſelbe nur Wenigen bekannt war. Nachdem das Chriſtenthum ſeinen erſten Siegeszug über die Erde vollendet hatte, ruhten die Völker, müde von langen Wanderungen und wilden Kämpfen, gerne aus in ſeinem Friedensſchatten. Sie genoſſen ſeine Früchte, aber ſie bemühten ſich nicht darum, die Natur jenes Baumes, von welchem dieſe Früchte ſtammten, die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Entwicklung näher zu erforſchen. Dies überließen ſie gern ihren Prieſtern und Biſchöfen, und dieſe hinwieder überließen es meiſtens einigen auserwählten, ſtillen Gelehrten hinter den Mauern der Klöſter. Das Volk kam zu ſeinen Kirchen mit den Schauern des Geheimniſſes, ſchaute zu den Prieſtern empor wie zu Weſen einer höhern Art, freute ſich in kindlicher Einfalt des Reichthums an Bildern, Tönen und Ceremonien und unterwarf ſich willig allen Satzungen der Kirche. Dies war das Kindesalter der chriſtlichen Kirche.

Aber allmählig begann ſich der Trieb der forſchenden Vernunft zu regen. Da und dort begannen ernſte Männer zu prüfen, in der heiligen Schrift zu leſen, die Lehren und Gebräuche der Kirche damit zu vergleichen. Es entſtanden abweichende Meinungen, Parteien und Sekten, ſo die Sekte des Peter Waldus in Frankreich, des Joh. Wikleff in England, des Johannes Huß in Böhmen. Sie alle unterdrückte die Kirche mit feſter Hand. Aber unter der Aſche glimmte das Feuer fort, und es waren beſonders zwei Ereigniſſe, welche um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die ſtille Glut zu neuer Flamme anfachten: Das eine im fernen Morgenland. Dort fiel

Konstantinopel, die Hauptstadt des griechischen Kaiserthums, in die Hände der Türken und ging in Flammen auf. Die christlichen Flüchtlinge verbreiteten sich über das Abendland und verbreiteten zugleich den Eifer für die Erforschung der alten Zeiten, den Eifer für ernstes geschichtliches Forschen überhaupt. Das andere Ereigniß, obwohl scheinbar sehr äußerlicher Art, ward doch in der Hand der Vorsehung zum mächtigsten Mittel, den denkenden Menschengeist anzuregen: es war die Erfindung der Buchdruckerkunst und die damit verbundene Leichtigkeit, einen neuen Gedanken in kürzester Zeit zum Gemeingut der Völker zu machen. Immer allgemeiner ward die Neigung auch auf kirchlichem Gebiete, alles zu prüfen, immer kühner und herausfordernder die Sprache, immer entschiedener die Forderung einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern. So fand die Reformation, so fand Martin Luther den Boden vorbereitet, als er an seine Prüfungsarbeit ging, und zwar war dabei einer seiner ersten Schritte, das Volk zur Mitarbeit an seinem Werk aufzufordern. Dies geschah durch die Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. O, das waren gesegnete Tage, da der Reformator als Flüchtling auf der Wartburg saß und in stiller Einsamkeit an jenem großen Werk arbeitete, als er einen Theil der Bibel nach dem andern in deutscher Uebersetzung unter sein Volk hinaussandte und nun jeder christliche Hausvater, jeder ernste Christ überhaupt das Mittel in die Hände erhielt, um selber die Lehren und das Leben der Kirche zu prüfen. Jetzt begann erst die rechte und tiefgehende Sichtungsarbeit, jetzt ward mit dem Satzungswesen aufgeräumt, der Bilderdienst, die Heiligen- und Marienverehrung, Messe und Ohrenbeichte, Papstthum und Priesterherrschaft hinweggethan. Jetzt ward die Kirche auf den Grund des Wortes und aus den Tiefen des Gewissens neu auferbaut. Das Loosungswort aber, das dabei Alle beherrschte, war: „Prüfet Alles und das Gute behaltet.“ Aber dieses heilige Recht, das in den Tagen der Reformation neu aufgestellt ward, ist ein heiliges und unveräußerliches Recht der evangelischen Kirche zu allen Zeiten und auch wir wollen uns dasselbe nicht entwinden lassen. Wir wollen es uns nicht entwinden lassen durch den angeborenen Hang der menschlichen Trägheit und Bequemlichkeit, der lieber Andere für sich denken und arbeiten läßt, noch durch die Tyrannei herrschender Zeitströmungen, auf deren Schlagwörter viele zu schwören sich gewöhnen, noch endlich durch die wohlgemeinten, aber kurzsichtigen Einwendungen derer, die da sagen, in der Luft der Freiheit könne die Religion nicht gedeihen, sondern blos in den engen Kirchenmauern und unter der Herrschaft des Buchstabens

könne der Christ ruhig seines Glaubens leben. Nein, gerade in der Luft der Freiheit und auf dem Boden der Freiheit erwächst allein ein gesunder, ein lebenskräftiger Glaube. Und unsere Stärke gegenüber der katholischen Kirche beruht nicht in den armseligen Ueberresten vergangener Buchstabenherrschaft, sondern in dem Geist der Freiheit, der sich äußert in der Freiheit der Vernunft von Aberglauben und widersinnigen Dingen, in der Freiheit der Gewissen von der menschlichen Satzung, vor allem in der Freiheit, in Glaubensdingen selber zu forschen und zu denken. Jetzt noch soll daher unser Loosungswort sein und bleiben: „Prüfet Alles und das Gute behaltet."

Was will denn der Apostel mit diesen Worten sagen? Doch wohl nichts anderes als das, daß, wie auf allen Lebensgebieten, so auch auf dem höchsten und heiligsten, der Religion, Alles der prüfenden und denkenden Vernunft zu unterbreiten sei und daß nur das vom Glauben festgehalten werden solle, was vor dem Richterstuhl der Vernunft bestehen mag. Es hat bei manchen Christen von jeher für fromm gegolten, von der menschlichen Vernunft gering zu denken, zu lehren, daß dieselbe durch die Sünde völlig verdunkelt und verdorben sei, und daß ihr daher ein Urtheil in religiösen Dingen nicht zustehe. O, sie wissen nicht, was sie sagen, die so reden, sie lästern die edelste Gottesgabe, sie lästern das Licht, das, genommen vom göttlichen Licht, den Menschen durch die Wirrsale dieses Lebens begleiten soll, und indem sie die Gabe lästern, lästern sie auch den, der sie gegeben hat. Und sie werden darüber gestraft von einem Mann, der frömmer, demüthiger und begeisterter als sie alle gewesen, und der doch nie müde ward, der prüfenden Vernunft ihr Recht zu wahren, nämlich vom Apostel Paulus, wenn er über das Zungenreden an die Korinther schreibt, daß er in der Gemeinde lieber fünf Worte mit dem Verstande, als zehntausend in Zungen reden wolle, wenn er ferner schreibt, „an dem Verständniß seid nicht Kinder, seid Kinder an der Bosheit, am Verständniß aber seid vollkommen," oder wenn er schreibt: „Prüfet was da sei der vollkommene und wohlgefällige Gotteswille, prüfet und unterscheidet die Geister um euch her, prüfet Alles und das Gute behaltet." So sollen wir denn auch in religiösen Dingen Alles der prüfenden und denkenden Vernunft unterbreiten, unsere religiösen Handlungen, so alt und ehrwürdig sie sein mögen, sollen wir immer wiederum der prüfenden Vernunft unterstellen und daran festhalten, wenn wir uns überzeugt haben, daß ihnen immer noch eine höhere Bedeutung und darum ein Segen inne wohne. Die Lehren der Kirche sollen wir der prüfenden Vernunft unterstellen

und nur denjenigen einen Platz in unserm Glaubensleben einräumen, welche einen läuternden, erhebenden und befreienden Einfluß üben auf unser Gemüth. Auch die Worte der heiligen Schrift sollen wir der prüfenden Vernunft unterstellen, ja, auch die Schrift ist nicht ausgenommen von der allgemeinen Prüfung, auch sie will nicht der menschlichen Vernunft Fesseln anlegen, noch die Gewissen bedrängen, sondern blos lehrend, tröstend und erhebend den Menschen ihre Freundeshand reichen. Auch die Männer, welche die Bücher der Schrift verfaßt haben, sind irrende Menschen gewesen und sie erheben selbst nicht den Anspruch, Herren unseres Glaubens, sondern nur Gehülfen unserer Freude zu sein, nach dem Wort des Apostels Paulus: „Niemand rühme sich eines Menschen, es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, alles ist euer."

Allein da könnte wohl jemand sagen, ist das nicht eine gefährliche Sache, wenn jeder in Glaubensdingen selber prüfen kann und nur dasjenige anzunehmen braucht, was vor seiner Vernunft bestehen mag? Wird er dann nicht an seiner Seele Schaden nehmen? Wird er nicht mit seiner schwachen Vernunft vielleicht Dinge verwerfen, die unentbehrlich sind zum Frieden des Herzens und Anderes vielleicht annehmen, was wohl zu entbehren wäre? Wird er nicht falsche Lehren verbreiten und die Gemüther verwirren? Stellt nicht eben in Folge dieser Freiheit unsere gegenwärtige evangelische Kirche ein trauriges Bild der Verwirrung und Zerrissenheit dar? Ist nicht gerade das die Stärke der katholischen Kirche, daß sie in ihrer festen Kirchenordnung, in den Entscheidungen der Kirchenversammlungen und der Päpste ein Bollwerk hat, welches den zerstörenden Gewässern des persönlichen Beliebens sichere Dämme entgegenstellt, und thäten wir nicht auch in der evangelischen Kirche gut, uns nach einem ähnlichen Bollwerk umzusehen und uns wieder fester um die Fahnen der alten Bekenntnisse und des Schriftbuchstabens zu schaaren? O, meine Freunde, es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie alle Freiheiten, so auch die des eigenen Forschens und Prüfens leicht gemißbraucht werden kann und daß sie in der That oft gemißbraucht worden ist von eiteln und hoffährtigen, von vorwitzigen, leichtfertigen oder gewissenlosen Menschen. Aber das hebt darum das Recht der Freiheit noch nicht auf, das thut dem Worte des Apostels noch keinen Eintrag: „Prüfet Alles und das Gute behaltet."

Meine Freunde! Was heißt denn prüfen im Sinne des Apostels? Ist das nur ein flüchtiges Betrachten, auf welches sich ein oberflächliches Meinen oder ein vorwitziges Aburtheilen

gründet? Ist es das Prüfen junger unerfahrener Thoren, die sich damit groß dünken, über ernste und heilige Dinge abzusprechen, die sie noch nicht kennen? Oder ist es das Prüfen einer oberflächlichen Bildung, welche, ausgestattet mit einem lückenhaften Wissen, sich vornehm dünkt in der Geringschätzung religiöser Dinge? Oder ist es endlich das Prüfen des kalten, wissensstolzen Verstandes, der auch auf religiösem Gebiet mathematische Beweise fordert und sich taub stellt gegen die Sprache des Herzens? O nein, meine Freunde! Das rechte Prüfen und auch das Prüfen im Sinne des Apostels heißt gründlich untersuchen, ernstlich betrachten und erwägen. Es heißt vor allen Dingen auch erproben, an der Erfahrung und durch die Erfahrung erproben. Ja, die Erfahrung ist der erste Maßstab, den wir beim rechten Prüfen an die zu prüfende Sache anlegen, die Erfahrung in unserm Leben, in der Beobachtung seiner Gesetze und Ordnungen und die Erfahrung unseres innern Lebens in der Noth und Versuchung dieser Welt. Die Erfahrung, die wir persönlich machen in unserm beschränkten Lebenskreise, wie die Erfahrung, die von Andern uns bezeugt und die laut der Geschichte den vergangenen Geschlechtern zu Theil geworden ist. So werden wir, was den Menschen der vergangenen Tage Segen bringend und heilig gewesen ist, niemals leichten Kaufs hingeben, sondern werden den Wahrheitskern, der in ihren Vorstellungen und Uebungen liegt, herauszuschälen und zu bewahren suchen.

Ein zweiter Maßstab, den wir bei unserm Prüfen anzulegen haben, ist das Gewissen, das redliche, ernste, und durch die Zucht des christlichen Geistes hindurchgegangene Gewissen, der unverdorbene Wahrheitssinn, der uns verbietet, da, wo ein offenbarer Irrthum vor Augen liegt, und wenn derselbe in das ehrwürdige Gewand eines Bibelwortes gehüllt wäre, denselben festzuhalten, das sittliche Gefühl für das Wahre und Gute, welches uns auch auf religiösem Gebiet immer wiederum die Hauptsache herausfinden läßt, welches laut seine Zustimmung giebt zu den Geboten des alten Bundes und uns die Erfüllung des Gesetzes in Jesu Christo erkennen läßt, welches uns immer wiederum hintreibt zum Glauben an eine ewige, sittliche Weltordnung.

Und endlich ein Maßstab, den wir bei unserm Prüfen immer anlegen müssen, ist die Liebe, ist die Rücksicht auf die Gemeinschaft, auf die kirchliche Gemeinschaft. Es kann mir auch etwas werth und heilig sein, auch wenn ich seiner zu meiner persönlichen Befriedigung nicht bedürfte, nur darum, weil es der Gemeinschaft werthvoll und heilig ist. Einen solchen Gegenstand werde ich immer wieder auf's Neue prüfen, und er kann endlich sich auch

mir ſelber Segen bringend erweiſen. So können z. B. Eltern wieder beten lernen im Hinblick auf ihre Kinder, ſo werden einſichtsvolle und wahrhaft gebildete Leute die gottesdienſtliche Ordnung ſchon um der Gemeinſchaft willen für etwas Wichtiges und in Ehren halten.

So iſt denn das Prüfen im Sinne des Apoſtels keineswegs ein flüchtiges Betrachten, ein liebloſes Dreinfahren, ein gewaltthätiges Zerſtören, ſondern eine ernſte und anhaltende Arbeit des Geiſtes, gehalten durch die Zügel des Gewiſſens und der Liebe nach dem ſchon angeführten Wort des Apoſtels Paulus: „Alles iſt euer; es ſei Paulus oder Apollo, es ſei Kephas oder die Welt, Alles iſt euer, ihr aber ſeid Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes," das heißt, „frei ſeid ihr von Menſchen, von menſchlicher Satzung und menſchlicher Schrift, aber gebunden ſeid ihr im Innerſten durch den Geiſt Jeſu Chriſti, durch die Stimme Gottes in eurer Bruſt." So haben einſt auch die Reformatoren geprüft, ſie, die ſich frei gegenüberſtellten der menſchlichen Autorität der Kirche, ſie, die auch dem Schriftbuchſtaben gegenüber eine freiere Stellung eingenommen haben als Viele, die ſich nach ihrem Namen nennen, die aber doch gar wohl wußten, das zum Heil Erforderliche feſt zu halten und Schwarmgeiſtern, die an ihr Werk ſich anhängen wollten, mit großem Ernſte Einhalt thaten, ſie, die zum Beiſpiel an der Kindertaufe feſtgehalten haben, obwohl ſie im Buchſtaben der Bibel nicht begründet iſt, aber weil ſie dieſelbe durch den Geiſt Jeſu Chriſti und durch die chriſtliche Sitte geheiligt glaubten, wodurch ſie uns ein Beiſpiel gegeben haben, daß auch in ihrem Sinn nicht der menſchliche Buchſtabe, ſondern der Geiſt der Wahrheit entſcheiden ſoll. Und in dieſem Sinne ſollen und dürfen auch wir prüfen und wollen uns dieſes Recht der Prüfung nicht entwinden laſſen.

„Und das Gute behaltet!" Auf dieſe Art prüfend werden wir ſtets etwas finden, das werth iſt, von uns bewahrt und feſtgehalten zu werden. Es werden nicht Alle daſſelbe für das Gute halten, es werden ſich verſchiedene Meinungen und Ueberzeugungen bilden, je nach den natürlichen Anlagen der Menſchen, je nachdem die Stimme des Verſtandes oder die des Herzens lauter redet, oder je nachdem ſich einer mehr von ſeiner perſönlichen Eigenart oder von der Rückſicht auf das Leben der Gemeinſchaft beſtimmen läßt. Aber in Allen läßt ſich bei ſolchem Prüfen eine lebendige Ueberzeugung bilden und auch der am freieſten Prüfende wird immer noch einen Schatz des Glaubens behalten, der da werth iſt, von ihm feſtgehalten zu werden. Wir werden in der Schrift immer wieder eine Fülle frei machender und tröſtender

Gedanken finden, wir werden in Christus immer wieder unser Vorbild, den Freund und Bruder aller Armen, den Heiland aller geängstigten Seelen erkennen. Wir werden im Glauben an Gott, an einen geistigen Urgrund aller Dinge immer wieder die Befriedigung unseres Denkens, wie unseres Herzens finden. Und derjenige Glaube, den wir auf dem Wege solches Prüfens finden, das ist erst der wahrhaft lebendige und rechtfertigende Glaube, derjenige, der wahr und aufrichtig aus dem Innersten stammt, mit unserer Persönlichkeit verwächst und unser Leben bestimmt, derjenige, der gleich einem gesunden Baum die Früchte der guten Werke trägt, derjenige, der in Tagen der Trübsal Trost und Festigkeit verleiht, der endlich, der auch gegen anders Denkende duldsam ist, weil er aus eigener Erfahrung weiß, daß der Glaube von Jedem persönlich durch eigenes Ringen, auf eigenen Wegen zu erkämpfen ist. Derjenige Glaube, der nur um fremder Ueberredungskunst oder um alter Gewohnheit Willen angenommen und festgehalten wird, ist wie ein Strohhalm, den der erste harte Griff des Schicksals knickt. Der Glaube aber, der aus dem Innern erwächst durch persönliches Suchen und Prüfen, durch die Erfahrung des Lebens befestigt ist, gleicht einem starken Stabe, der als feste Stütze in der Hand des Wanderers liegt. Diesen wollen wir fest halten, Alles prüfen, emsig lernen und hören, in Haus und Schule und Kirche, in der Schrift und im Leben, Alles vergleichen mit der Erfahrung und mit der Stimme unseres Herzens und Gewissens und das Gute behalten. Sammeln wollen wir uns auf diese Art einen Schatz der Ueberzeugung und der Lebensgrundsätze, diesen Schatz stets von Neuem prüfen, sichten und vermehren, nie fertig sein, aber das, was wir als gut erkennen, auch nicht preisgeben um des Geredes der Menschen oder wechselnder Zeitströmungen willen, sondern festhalten wollen wir's als das Heiligthum unseres Lebens, es zur Richtschnur machen in unserm Handeln und zum Leitstern in den Tagen der Heimsuchung.

Ist es aber unser heiliges Recht, Alles zu prüfen, so ist es auch unsere heilige Pflicht. Es ist die Pflicht der Dankbarkeit. Wie schwer waren die Kämpfe, durch welche unserer Kirche dieses Recht der Prüfung erstritten ward! Nicht nur die haben gekämpft, die als die Vorkämpfer auf den Plan traten, von der Uebermacht gewaltsam ergriffen, in die Kerker und auf Scheiterhaufen geschleppt wurden, nicht blos die haben gekämpft, welche mit den Morgensternen hinauszogen, um auf den Schlachtfeldern ihren Glauben mit ihrem Blute zu besiegeln, nein, auch die einfachen, redlichen Leute, die Bürger und Bauern in unsern Städten

und Dörfern, die Hausväter und Hausmütter, wenn sie für sich und ihre Kinder in ihrem Gewissen den großen Entscheidungskampf durchfochten und sich endlich, die Bande lösend, durch welche sie mit so Vielen verbunden waren, für das Recht der Freiheit erklärten. Aber nicht blos eine Pflicht der Dankbarkeit ist es, sondern auch eine Pflicht der Selbsterhaltung gegen uns und unsere Kinder, gegen die evangelische Kirche und ihre Güter. Ein Haus, das nicht immer auf's Neue untersucht und ausgebessert wird, wird allmählig baufällig und endlich unbewohnbar, die Waffen, die man in den staubigen Winkel legt, ohne sich mehr um sie zu bekümmern, werden stumpf und rostig und erweisen sich, wenn unversehens der Feind naht, unbrauchbar. Evangelische Christen, die das Recht der eigenen Prüfung unbenützt lassen, gleichen dem Knecht im Gleichniß, der das anvertraute Pfund in seinem Schweißtuch vergräbt. Und doch wie viele solcher unnützen Knechte giebt es, wie viele, die sich des eigenen Suchens und Prüfens auf religiösem Gebiet begeben haben, wie viele, die zu geistesträg und zu bequem sind, um diesen Weg zu betreten, wie viele, die ein Mal geprüft haben, aber nun für alle Zeit fertig zu sein glauben! Daher jene traurigen Erscheinungen im religiösen Leben, daher oft jene unwahre oder fanatische Frömmigkeit, daher oft eine große Unwissenheit oder doch Ungewißheit in religiösen Dingen, daher die häufige Erscheinung, daß gebildete Menschen an religiöser Klarheit und Sicherheit von solchen weit übertroffen werden, die sie in Bezug auf Bildung tief unter sich glauben. Wir müssen des Wortes eingedenk bleiben: „Prüfet Alles und das Gute behaltet!“ Prüfet frei und selbstständig auch in Glaubensdingen, prüfet euere religiöse Ueberzeugung zunächst an den Urkunden unseres Glaubens in der heiligen Schrift, leset in der Schrift, höret nicht bloß dann und wann ihre Auslegung in der Predigt, leset selber für euch, oder im Kreis der Eurigen in ihr. Lasset unter all' dem, was heutzutage gelesen wird, diese kräftigste und gesundeste Geisteskost nicht bei Seite liegen, aber prüfet frei auch die Worte der Schrift; was daraus durch euere Erfahrung und euer Gewissen und das Wohl der Gemeinschaft bestätigt erscheint, das haltet fest, was diesen Richtern gegenüber nicht bestehen kann, das laßt auch ohne Scheu fallen! Prüfet die Geister, die religiösen Erscheinungen um euch her, prüfet sie auf ihren innern Werth, indem ihr des Wortes des Herrn gedenket, „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Prüfet sie mit unbefangenem Sinn, denn wir können von Allen, auch von Andersglaubenden lernen, wir können oft Eifer und Gewissenhaftigkeit und Opferwilligkeit und Eintracht lernen von denen,

mit welchen wir sonst nicht auf gleichem Boden stehen. Und prüfet immer wiederum euch selbst, euer inneres Leben, die Reinheit der Gesinnung und die Strenge des Wandels! Prüfet auch immer auf's Neue die Wahrheit euerer Ueberzeugung und die Festigkeit der Gründe, auf welchen sie ruht! Was ihr aber auf diesem Weg der Prüfung als gut erkannt zu haben glaubt, das haltet fest, haltet es fest in guten und bösen Tagen als die Richtschnur des Lebens und als den Trost und Halt im Unglück! Auf diese Weise sind wir Nachfolger der Reformatoren, nicht indem wir auf ihre Worte, ihre Bekenntnisse schwören, sondern indem wir treu in ihrem Geiste stehen. Dann sind wir freie, evangelische Christen und bauen an der glücklichen Zukunft unserer Kirche, dann werden wir den Gefahren begegnen, von denen sie bedroht ist, nicht nur denjenigen Gefahren, die durch äußere Feinde ihr drohen, sondern auch denjenigen, die in ihrem eigenen Innern emporsteigen. Dann wird die Verheißung des Herrn an ihr in Erfüllung gehen: „Ich will meine Gemeinde auf einen Felsen gründen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!"

Amen.

Gott Alles in Allem!

Predigt von Alfred Altherr, Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

Text: **Römer 11, 33—36. O welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie unergründlich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, daß es ihm sollte wieder vergolten werden? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.**

Man fühlt es dem ganzen Römerbrief ab, wie feierlich und festlich gestimmt der Apostel bei dessen Abfassung war. Während er sonst in seinen Briefen dem Drang der Gefühle, der augenblicklichen Eingebung folgt, und ohne viel Plan und Ordnung eine unendliche Fülle von Lehre, Trost und Mahnung aus-

ſtrömt — im Brief an die Chriſten zu Rom, der Welthauptſtadt, iſt es ihm als ob er an die Menſchheit aller Jahrhunderte ſchriebe, er ſchreibt planmäßig, ſyſtematiſch, feierlich; er ſinnt über die Wege, welche Gott von Anbeginn mit der Menſchheit gegangen iſt; über Urſprung, Weſen und Verderbniß des Heidenthums; über Israel, ſein Geſetz, ſeine Verheißung und ſeinen Unglauben; über das Kreuz Jeſu als das einzige Heil für Juden und Griechen; er brütet in ſchweren Gedankengängen über dem Räthſel, warum das auserwählte Volk jenes Heil von ſich geſtoßen und an ſeiner Statt die Heidenwelt ins Himmelreich eingeht; und ſo gelangt er zuletzt zum Bekenntniß des Glaubens, daß alle Dinge von Ewigkeit vorherbeſtimmt ſind, zur Lehre von der abſoluten Gnadenwahl, und hier angelangt, auf dieſer höchſten Stufe menſchlicher Betrachtung, wo alles Endliche und Beſchränkte untergeht im Gefühl des allmächtigen Gottes, am Ende des 11. Capitels, ſpricht er wie ein feierliches Schlußgebet die Worte unſeres Textes: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich ſind ſeine Wege und wie unerforſchlich ſind ſeine Gerichte . . . Von ihm, durch ihn, zu ihm ſind alle Dinge!“

I.

Von Gott ſind alle Dinge, die ewige Umgebung menſchlicher Gedanken, der uralte Gegenſtand menſchlicher Empfindung und Vorſtellung, Himmel und Erde, die Natur. Von ihm — wie leicht uns das Wort von der Lippe geht, und doch hat es unermeßbar langer Zeitläufte bedurft, bis der Menſch zu dieſer Erkenntniß gelangte. Denn auf den Anfangsſtufen menſchlicher Entwicklung ſind im menſchlichen Bewußtſein die Begriffe Gott und Natur noch verſchwommen. Unter der Gewalt der äußeren Eindrücke hat die Menſchheit die Natur für Gott ſelbſt gehalten, hat, von den Nachtſeiten der Natur geängſtigt und ihren Segnungen zujubelnd, das Geſchöpf verehrt ſtatt des Schöpfers, wie Paulus an die Römer ſchreibt und wie er es ſpäter in der Weltſtadt mit eigenen Augen geſchaut: „Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menſchen . . . und haben geehret und gedienet mehr dem Geſchöpf als dem Schöpfer.“

Von ihm ſind alle Dinge. Wer das mit Nachdenken und aus Ueberzeugung ſagt, der iſt hinausgeſchritten über die Vergötterung der Natur; der hat die unendliche Vielheit der Eindrücke empfunden als Ausfluß einer einzigen, alles beſtimmenden Macht; der iſt fortgeſchritten zu der Ahnung und Erkenntniß,

daß die Natur nur die Erſcheinung eines in ihr lebenden Geiſtes iſt, alles Sichtbare nur der Nachhall eines wunderbaren ſchöpferiſchen Wortes, Himmel und Erde das Kind eines Vaters, zu welchem wir mit Chriſto rufen: Unſer Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geſchehe!

Von ihm ſind alle Dinge. In dieſem Bekenntniß ſollen nun zuſammenſtimmen das Kiud und der Mann, die tiefſte Einfalt und das gereifteſte Denken. Mag es noch ſo einfältig ſcheinen, wenn das kleine Kind ſich die Vorſtellung macht von einem Gott, der wie ein Töpfer ſeine Gefäße, Weſen um Weſen geformt habe mit ſeiner Hand, den Erdboden, die Gewächſe, die Thiere, jedes in ſeiner Art und zuletzt den Menſchen, von einem Gott, der das Firmament gewölbt über den Erdboden und daran die großen und kleinen Lichter geſetzt für den Tag und die Nacht — ſeht, damit iſt das Kind doch auf richtiger Fährte, in ſeiner Einfalt ſteckt alle Wahrheit, es hat ſolch ein Kind vor vielen Philoſophen der Vergangenheit und der Gegenwart die Erkenntniß voraus, daß nicht die Natur ſelber Gott iſt, und daß ſie nicht dem Dunkel des Unbewußten entſtiegen, ſondern die Erſcheinung eines unendlichen Geiſtes, das Werk des Gottes iſt, von dem alle Dinge ſind. Mag nun der gereifte Menſch, wie es ſein Recht und ſeine Pflicht iſt, herauswachſen aus der kindlichen Vorſtellungswelt; mag er zu der Erkenntniß kommen, daß alles, was das Kind für gemacht hält, geworden iſt durch Entwicklung in unmeßbaren Zeiträumen; mag er von den größten Naturforſchern lernen die wiſſenſchaftliche Anſchauung, daß die ganze ſichtbare Welt eine Kette ewiger Entwicklung darſtellt, die nie und nirgends ſtille ſtehend, eine immerwährende Weltſchöpfung bildet — ſo ſoll das kein Schaden und keine Gefahr für unſern Gottesglauben werden. Denn wenn du wirklich gereiften Geiſtes biſt, ſo weißt du, daß, was bei einer Entwicklung herauskommt, von Anfang an muß drin gelegen haben, daß Ordnung und Schönheit nie das Werk eines Zufalls ſein kann, ſondern Offenbarung eines unendlichen Geiſtes, Gottes iſt. Ob du am Meeresufer auf die ewig kommenden, ewig gehenden Wogen hinſchauſt, oder im Lande der Bergrieſen von ihren ſchweigenden Häuptern umgeben ſteheſt oder emporblickſt zum Sternenhimmel bei Nacht oder nachdenkſt über dich und dein Schickſal, du mußt in tiefſter Seele unter ſüßen Andachtsſchauern fühlen den allgegenwärtigen, alles erfüllenden, alles bewegenden, alles durchdringenden Gott, aus dem alles Leben ſtrömt, von dem alle Dinge ſind. Und damit biſt du genau da, wo das Kind iſt, nur daß du denkend zu erfaſſen ſuchſt, was das Kind ſich fröhlich vorgeſtellt hat. Und wohl dir, wenn du mit dem Kinde, nicht

etwa bloß zu Gefallen, ſondern tief aus deinem Herzen, immerfort ſingen kannſt: „Ob der Sterne Myriaden wohnt und thront ein Gott der Gnaden.“ Wohl dir, wenn du, nicht bloß um ein gut Beiſpiel zu geben, ſondern aus eigenem Bedürfniß heraus, fort und fort mit deinen Kindern über Tiſch beten kannſt: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du giebſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit.“ Das ſind arme Menſchen, die von dieſer Quelle des Lebens mit Verſtand und Herz abgelöst ſind. Und das ſind reiche Menſchen, mitten in der Armuth reich, die überall angeweht und erfüllt ſind von der Gegenwart des lebendigen Gottes, und die dem frommen Gellert ſein ganzes ſchönes Lied nachfühlen:

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege,
So weiß ich von Bewundrung voll,
Nicht wie ich dich erheben ſoll,
Mein Gott, mein Herr und Vater.

II.

Durch Gott ſind alle Dinge. Er iſt nicht bloß der Grund und die Quelle alles Daſeins, er iſt's auch, durch den alles Geſchaffene getragen, alles in Fluß geſetzte Leben erhalten wird, er iſt nicht bloß der Schöpfer, ſondern auch der Regierer der Welt. Wie tröſtlich: Die Creatur iſt nicht hinausgeſtoßen in das Dunkel der Gottesfremde, Gott hat ſie nicht ſich ſelbſt überlaſſen, ſie iſt nicht ein Waiſenkind, dem Vater und Mutter geſtorben iſt, Gott hat nicht einmal bloß, im Anfang der Zeiten, ſchöpferiſch gewirkt und ſich dann zurückgezogen und fernab zur Ruhe geſetzt, Gott iſt nicht todt, ſondern er lebt ſein Leben in allen Geſchöpfen, er geſtaltet ſein Bild in der Wirklichkeit, er durchdringt und regiert Alles mit ſeinem Geiſte, wie Paulus in Athen ſchon geſagt hat: „Er iſt nicht ferne von einem Jeden unter uns, denn in ihm leben, weben und ſind wir.“ In dieſem Sinn hat auch ein Prophet modernen Geiſteslebens geſprochen: „Was wär' ein Gott, der nur von Außen ſtieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe? Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen, ſo daß, was in ihm lebt und webt und iſt, nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.“

Durch ihn ſind alle Dinge, welch eine erhebende, wohlthuende Erkenntniß! In den Pſalmen ſtehet das Wort: „Alle Thiere des Waldes ſind mein, ſpricht der Herr.“ Die tauſend-

jährigen Steine des Erdbodens erzählen die Geschichte seiner Größe und Weisheit. Des Waldes Blumen und was an Schönheit das weite Weltall bietet, durch ihn blüht es. Ihm leben alle Thiere der Höhe und der Tiefe, die Coralle am Felsenriff und der Käfer im Blüthenkelch, durch ihn haben sie die Lebenskraft, die Lebensluft und den Lebensschmerz. Und im Propheten Ezechiel steht das größere Wort: „Alle Seelen sind mein, spricht der Herr." Das Leben der Menschheit ist im höchsten Maß die Entwicklung seiner Gedanken, und dein ganzes Dasein, Menschenkind, es liegt in seiner Hand! — Das giebt Licht und giebt Trost. Ein Chaos dünkt uns ja manchmal die Geschichte der Menschheit. Was Jahrtausende bauten, reißen Jahrtausende nieder. Was mit unendlichem Aufwand errungen wurde, das fällt, wenn seine Zeit vorüber ist, in Trümmer und Schutt. Wir wohnen auf dem Leichenfeld vorhergegangener Generationen und womit wir jetzt stolz thun, das wird wieder ein Leichenfeld sein. Ist's mehr als ein sinnloser, ewiger Kreislauf? Ja, es ist mehr. Paulus fühlte durch alle Kämpfe und Leiden der Menschheit schaffen und walten den Gottesgeist als Vater der Menschen. Vom Heidenthum her, durch das Judenthum bis hinauf zum Kreuz auf Golgatha schaute er einen großen Fortschritt, einen steten Gang aus dem Dunkel zum Lichte empor. Er sah im Angesicht Jesu Christi die Erfüllung aller menschlichen Sehnsucht und die Bürgschaft eines Reiches Gottes auf Erden. Wohl jeder Seele, die festhält an diesem Glauben, denn ohne ihn, wie könnten wir leben und wirken? — Durch Gott sind alle Dinge. Das giebt Licht und Trost auch für's eigene Schicksal. Unser eigen Geschick ist uns ja auch oft wie ein Räthsel. Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber wie dieser Weg fortgeht, das bestimmen nicht wir. Nie steht ein Mensch am Schluß seines Lebens, wo er hinzukommen meinen und hoffen durfte in seiner Jugend. Was wir für sicher gehalten, wir sehen es weichen, fallen und brechen. Das Unvermuthete, das Unwahrscheinlichste, es wird so oft Wirklichkeit; bald ist's Glück und Wonne, das über unser Bitten und Verstehen geht, bald Leid und Weh, so groß und so schwer, daß wir nicht wissen, wie wir's zu tragen im Stande sein werden. Bei eigenem und fremdem Geschick haben wir schon so oft die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen: Wie unbegreiflich sind deine Wege und wie unerforschlich sind deine Gerichte! Aber — Eines soll uns nicht weichen und fallen und brechen, nicht der Zweifel und nicht der Kleinmuth soll es uns rauben das Vertrauen: Durch Gott sind alle Dinge. Kein Schicksal aus Zufall, worin er nicht seine Hand hätte. Kein Glück, dessen Quelle

nicht er ist. Kein Leid, das nicht von ihm kommt. Keine Tiefe der Verlassenheit, in welche seine helfende Hand nicht hinabreicht. Kein Dunkel, in das er uns nicht seines Geistes Licht sendet. Keine schwere Bürde, keine Centnerlast der Lebensaufgabe und Pflicht, die er uns nicht tragen und erfüllen hilft durch die Gnadenkraft seines Geistes. Auch kein Irren und Fehlen, kein tiefer Fall in die Sünde, daraus sein Geist uns nicht einen Weg des Heils und der Erlösung öffnet. Absolut kein äußeres Ergehen, das nicht zum Segen unseres geistigen Wesens, also zu unserm wahren Glück und Segen ausschlagen könnte. Und wenn uns nur das bleibt, dieses Vertrauen auf den Gott, durch den alle Dinge sind, dann sind wir nie und nirgends allein, nie und nirgends verlassen, immer mit Gott, durch Gott und in Gott, wie schon ein Psalmist sagt: „Herr, wo soll ich hingehen vor deinem Geiste, wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte, würde ich in den Himmel hinauffsteigen, so bist du da; würde ich mein Bette in der Hölle aufschlagen, siehe so bist du auch da. Würde ich dann Flügel der Morgenröthe nehmen und zu äußerst am Meere wohnen, so wird auch daselbst deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten."

III.

Zu Gott sind alle Dinge. Das ist die höchste Erkenntniß. Gott nicht bloß die Lebensquelle und die Lebenskraft, sondern auch das Lebensziel. Ein Kirchenvater sagte das mit dem Worte: „Zu dir, o Gott, hast du uns erschaffen, und unser Herz ist voll Unruhe, bis es Ruhe findet in dir!" Und Tersteegen, die fromme Seele, singt aus dunkler Zeit heraus:

Ein Stein sich nach der Erde neigt,
Ein Flämmlein in die Höhe steigt,
Ein Fisch will in dem Wasser leben,
Ein Vogel in der Luft muß schweben.
Wenn jedes da ist, wo es soll,
So ist es still, und ihm ist wohl.
Mein Geist ist ruhig und vergnügt,
Wenn er in Gott, seinem Ruhpunkt liegt."

Zu ihm sind alle Dinge. Er ist die heilige Wahrheit und uns hat er eingepflanzt das Verlangen nach Wahrheit, und diesem Verlangen sollen wir genügen. Er hat uns von seinem Licht geschenkt und dieses Licht dürfen wir nicht auslöschen, sondern sollen mit ihm dringen durch alles Dunkel zum ewigen Licht und Kinder des Lichts werden. Wir haben die Erstlinge seines Geistes empfangen und die drängen in uns nach Entfaltung und

Mehrung, nach einem vollen Leben des Geistes. O verderben wir doch nicht diese höchste Gottesgabe, den Wahrheitssinn! Lasset uns das Licht Gottes in uns nicht auslöschen, nicht dämpfen den Geist in uns, das Pfand unseres ewigen Lebens! Welches auch unser Beruf und unsere Stellung im Leben sei, groß oder klein, hoch oder niedrig, o lassen wir uns doch nie erniedrigen zu einem Leben bloß der Sinne, des Fleisches, der Eitelkeit! Lasset uns keine gedankenlosen, dumpfen Gewohnheitsmenschen werden in dem, was wir thun! Lassen wir als Männer und Jünglinge uns nie herabwürdigen zu bloßen Geldmenschen und Freudenjägern und Courmachern! Lassen wir uns als Frauen und Töchter niemals herabwürdigen zu bloßen Puppen, denen unter Haarflechten und Goldanlegen und Kleideranziehen das kostbare Innere, das ewige Leben verdirbt! Sondern aus Büchern, durch Menschen und mit Erfahrungen des Lebens lasset uns mehren, vertiefen und läutern das inwendige Leben! Auf den ewigen Grund aller wechselnden Erscheinungen lasset uns dringen, die Gemeinschaft mit Gott suchen in Freud' und im Leid, leben in seiner Gemeinschaft! Seht, das wird uns Vieles ersetzen, was die Welt meint nicht entbehren zu können! Es wird uns tiefe, heilige Freuden- und Glücksquellen erschließen, über welche die Menschen des Weltgeistes arm und freudlos hinwegjagen! In so manchem schwerem Weh, das wir der Welt nicht offenbaren mögen, werden wir mit dem Psalmisten fühlen und erfahren: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, o Gott, meines Herzens Trost und mein Theil ewig!"

Zu ihm sind alle Dinge. Er ist die heilige Schönheit, und unser Gefühl ist dafür empfänglich, darauf angelegt, dazu geschaffen. Das wahrhaft Schöne ist immer auch heilig, es widerstreitet nie der Tugend, nie der Sprache des Gewissens. Es übt eine anziehende, erhebende, veredelnde Wirkung auf uns, wir werden besser dadurch. Es bietet sich Allen dar, es öffnet sich dem Bettelkind wie dem König. Es lacht uns entgegen bald von den Wolken des Himmels, bald von See und Meer, bald aus dem Angesicht einer Blume am Weg, bald aus den Augen eines Kindes, bald faßt es uns an mit des Liedes süßer Gewalt, bald macht es uns still vor Andacht im Anschauen eines wahrhaftigen Kunstwerkes, das die wunderbare Menschenhand geschaffen. Ueberall kann man es haben und genießen, wenn man nicht blasirt und verstockt, nicht verwöhnt und verdorben ist, wenn man Augen hat, Kindesaugen, wenn man ein Herz hat, des Kindes Herz! Und den Sinn dafür ausbilden, das Verständniß für all

diese Herrlichkeit entwickeln und wecken, es ist auch ein Theil unserer Menschenbestimmung, es ist auch ein Weg, auf dem sich uns Gottes ewiges, heiliges Wesen erschließt! Dieses Leben des Gefühls verkümmern und verderben lassen, ist Sünde und Strafe zugleich. Und Freude, Erholung, Trost in schwerem Leid, ein zur Ruhe kommen in Gott ist's, seine Bestimmungen erfüllen auch in dieser Beziehung! „Salbe dein Haupt mit Oel," hat Christus unser Heiland gesagt. Und einer seiner Apostel ermuntert: „Was lieblich, was wohl lautet, was gerecht, was keusch, ist irgend eine Tugend und irgend ein Lob, dem denket nach!"

Zu ihm sind alle Dinge. Gott ist die heilige Liebe. Oder wenn dir dies ein zweideutig Wort dünkt, so laß uns sagen: Gott ist das reine, Alles umfassende, unzerstörbare Wohlwollen. Und unsere Anlage, unsere Fähigkeit, unsere Bestimmung ist es, im Einklang mit ihm das Gute zu wollen. Was uns elend macht und uns in's Elend bannt, das ist immer nur unsere Selbstsucht. Unsere Erlösung beginnt in der Stunde, wo wir aufhören, uns selber zu leben, wo wir das Gute nicht mehr thun, aus Furcht und Zwang, nicht weil es Gesetz ist und Lohn verheißt, sondern als Gottes Kinder von seinem Geiste getrieben. Wir sind unglücklich in dem Maß, wie wir davon entfernt sind, und wir sind glücklich in dem Maß, als wir theilnehmen an Gottes reinem Wohlwollen, an seiner Liebe. Und damit uns das kein bloßes Wort bliebe, seht dazu ist uns das Liebewesen Gottes leibhaftig erschienen in Jesus Christus. Wer den Sohn hat, der hat den Vater. Er ist umhergezogen und hat wohlgethan — lasset uns wohlthun, soweit die Kraft reicht und mit Absicht nie weh! Er hat nicht herrschen wollen, sondern dienen und sein Leben gegeben zur Erlösung — lasset uns mit ihm fröhliche Diener jeder erkannten Pflicht werden! Er hat sich freundlich herabgeneigt zu Allem, was schwach und von der Sünde zerschlagen war — lasset uns ihn erkennen in jedem Ruf nach Hülfe und Erbarmen um uns her! Er hat in unsäglichen Bitternissen des Lebens unverbitterten Herzens die Unthat mit Wohlthat, den Haß mit Liebe, den Fluch mit Segen vergolten — was heißt christlich leben? Was? Ich denke, diesem Lichte sich zuwenden, von ihm sich durchleuchten lassen, in ihm wandeln! Er hat das von uns verlangt, weil wir es können, und an dieses Thun ist die große Verheißung geknüpft; „Dann werdet ihr Kinder sein eures Vaters im Himmel!"

Von Gott, durch Gott, zu Gott sind alle Dinge. Ja das ist ein großes Wort, ich habe es nur sehr unvollkommen zu deuten gesucht. Aber wenn wir im Glauben an dieses Wort

leben, so wird es uns am Ende zum schönsten aller Sterbeworte werden. Mögen die Dichter immerhin sagen: „Das Grab ist tief und stille und schauerlich sein Rand, es deckt mit schwarzer Hülle ein unbekanntes Land" — uns wird das unbekannte Land zum Heimathland und Sterben zum Heimgehen werden, wenn wir verstanden haben, was er sagen will, der große heilige Dreiklang: Von Gott, durch Gott, zu Gott! — Ihm sei Ehre in Ewigkeit!

Amen.

Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet.

Predigt gehalten von J. J. Kradolfer, Pastor an St. Remberti in Bremen.

Text: Lucas 10, 23. Jesus wandte sich zu seinen Jüngern besonders und sprach: Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet!

Wenn Jemand eines schönen Anblickes gewürdigt wird, der sein Auge entzückt und sein Herz erhebt, so entsteht unwillkürlich in ihm der Wunsch: o daß doch Andere, meine Nächsten, dieß auch sehen und meine Freude theilen möchten. Und wenn wir etwas hören, was mit lieblichem Wohllaut unsre Seele erfüllt, oder mit mächtiger Kraft der Wahrheit unser Gemüth ergreift, so sagen wir: o daß doch die Unsrigen das auch hätten hören können! Und wenn Einer als junger Mensch sich's hat sauer werden lassen und unter großen Schwierigkeiten und Hemmnissen sich den Weg zu seinem Glück hat bahnen müssen und er steht nun am Ziel seiner Wünsche und hat erreicht, was er kaum zu träumen und zu hoffen wagte, da entsteigt ein stiller Seufzer seiner Brust und er spricht: ach, daß doch meine Eltern Zeugen sein könnten von dem Glücke ihres Kindes!

Aus ähnlicher Stimmung heraus sind offenbar die Worte der Seligpreisung gesprochen, welche wir an die Spitze unsrer Betrachtung gestellt haben. Was haben denn die Jünger und Zuhörer Jesu gesehen und gehört, was Propheten und Könige vor ihnen nicht gesehen und nicht gehört haben, worauf sie hofften, wornach sie sich sehnten? Ihr antwortet: es ist das Anbrechen des goldenen Zeitalters, das Erscheinen des Gesalbten Gottes, was den Inbegriff ihrer Sehnsucht, ihrer frommen Wünsche

bildete. Schon dem heidnischen Propheten Bileam werden die Worte in den Mund gelegt: „Ich werde ihn sehen, aber nicht jetzt, ich werde ihn schauen, aber nicht von nahe.“ Und Jesaja beschreibt den Gegenstand seiner Sehnsucht als ein Reis, das aufgeht vom Stamme Isai's, auf welchem ruhen wird der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn. Ebenso singt der Psalmist von einem Könige: „du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen, darum segnet dich Gott ewiglich. Zeuch einher der Wahrheit zu gut und den Elenden zur Gerechtigkeit, so wird deine Rechte Wunder erweisen.“

Aber weder Bileam, noch Jesaja, noch dem Psalmisten ist es vergönnt gewesen, die Verwirklichung ihrer Wünsche zu schauen. Und ist es nicht in der Regel also, daß gerade den Edelsten und Besten ein solches Sehen und Hören versagt ist? Niedrig gesinnte Menschen finden sich auch in schlimmen Zeiten leichter zurecht, gewöhnen sich an das Unerträgliche, empfinden kaum mehr die Schäden und Gebrechen ihres Zeitalters, träumen in dumpfen Höhlen der Selbstsucht ein Gott entfremdet Dasein dahin, während Andere von der Sehnsucht nach dem Besseren verzehrt werden. Sollen wir sie um dieser ihrer unbefriedigten Sehnsucht willen beklagen oder beglückwünschen? Doch wohl eher das letztere, denn ihre Hoffnung besaß die Kraft, das Zukünftige für sie zur Wirklichkeit zu machen, auch wenn ihr leibliches Auge davon noch nichts schaute. In Hoffnung sind sie selig gewesen; sie sind, wie Mose, gestorben im Anschauen des gelobten Landes, dessen Boden ihr Fuß nicht betreten durfte.

Welchen Vorzug hatten doch die Jünger und Zeitgenossen Jesu diesen seinen Vorgängern und Herolden gegenüber! Sie haben etwas gesehen und gehört, was Könige und Propheten vor ihnen gerne mit ihrem Leben bezahlt hätten, wornach auch die Engel gelüstet zu schauen. Was ist das? Zunächst denken wir wohl an ihren täglichen vertrauten Umgang mit ihm, von dem ein Licht ausging auf seine ganze Umgebung, in dessen verklärendem Schein zu wandeln ja für sich allein schon eine Seligkeit sein mußte. Wir denken an die Gestalt und das Antlitz Jesu Christi, wie die Künstler es uns darstellen, als den Inbegriff aller Hoheit und Milde, als den natürlichen Ausdruck des göttlichen Geistes, der ihn beseelte. Ja wohl, wenn Jesus so aussah, wie er in unsere Phantasie Eingang gefunden hat, dann war's ein Anblick für Götter und Menschen und wundern müssen wir uns dann nur über das Eine, nämlich daß von dieser

äußeren Schönheit Jesu in den Evangelien nirgends die Rede ist, daß er nicht in weit größerem Maße noch, als dies wirklich der Fall war, die Menschen anzog und an sich fesselte. Oder man verweist uns auf die Wunderthaten, die von ihm geschehen sind, auf die Tausende, die er gesättiget, geheilt, aus Blinden sehend, aus Lahmen gehend, aus Todten lebend gemacht hat — wenn das Alles genau so geschehen wäre, wie es uns erzählt wird und in demselben Umfange: dann freilich wäre das goldene Zeitalter mit ihm schon dagewesen und wir müßten uns wiederum nur über das Eine wundern, nämlich daß so Viele waren, die von diesen Wohlthaten allen nichts geschaut, nichts genossen, von dem Beweis übernatürlicher Kräfte in ihm nichts wahrgenommen haben. Man erinnert uns an die Worte, die aus Jesu Munde gingen, gewaltiglich, wie noch kein Mensch vor ihm gesprochen, holdselig, wie sie noch niemals von den Lippen eines Sterblichen geflossen — wenn aber schon in dem Wort und Ausdruck Jesu eine solch göttliche Kraft vorhanden war, wenn sein Angesicht heller leuchtete, wie die Sonne, seine Hand mächtiger war, als die Hand eines Mose, der Wasser aus dem dürren Felsen schlug, sein Mund gewaltiger, wie die Stimme der Natur, die im Donner und im milden Säuseln hineindringt in die innersten Fasern unsrer Seele — wie kommt es denn, so frage ich, daß die Meisten von alledem nichts empfanden, daß selbst seine Jünger zuweilen sich beklagten über die harten, unverständlichen Reden, welche er im Munde führe.

Oder waren es endlich die äußeren Verhältnisse zur Zeit Jesu, welche sich mit seinem Erscheinen so verändert hatten, daß Propheten und Könige der Vorzeit darin die deutlichen Zeichen von einem Reiche der Gerechtigkeit und des Friedens, wie sie es sich dachten, wahrgenommen hätten? Mit Nichten; wir brauchen ja nur an die Gestalten eines Herodes oder Pilatus zu denken, in deren Händen die Zügel der Regierung lagen, nur zu denken an die kirchlichen Zustände des Landes unter der geistlichen Herrschaft der Priester und Pharisäer, nur zu denken an dasjenige, was die Evangelien uns über die socialen Zustände des Volkes Israel zu Jesu Zeiten erzählen, so gewinnen wir aus alledem ein Bild, welches möglichst das Gegentheil dessen war, was die Juden von ihrem Messias erwarteten. Und darum hat es gewiß unter den Zuhörern Jesu nicht an solchen gefehlt, welche sehr erstaunt waren über diese seine Rede und im Stillen murrten und sagten: Wir sehen und hören nichts Außerordentliches, können nichts entdecken von der Herrlichkeit, um welche Propheten und Könige der Vorzeit uns zu beneiden Ursache hätten.

In der That, wenn wir die Worte Jesu verstehen und uns aneignen wollen, da müssen wir schon auf das äußere Sehen verzichten und mit Jesu eigenen Ohren zu hören suchen. Jesus war ein Seher der Zukunft, Einer, der hindurchdringt mit seinem Blick in das Innere, Einer, der den Pulsschlag des Lebens belauscht und in den Kämpfen der Gegenwart die Wehen erblickt, aus denen heraus eine neue Zeit geboren wird. Wie er in dem Leben der Natur die göttlichen Kräfte schaute, welche in derselben lebendig sind, in jedem Grashalm und in jedem Senfkorn eine Offenbarung Gottes, so sah er auch in der ihn umgebenden Menschenwelt die Keime einer neuen Entwicklung, in dem Zusammenbruch des Alten sah er das Wachsthum des Neuen, er sah im Geiste den Tempel in Trümmern, aber er sah auch schon den neuen Tempel, der an dessen Stelle treten sollte. Wo Andre nur Winter sehen, da entdeckt er mit seinem scharfen, durchdringenden Auge schon die Vorboten des kommenden Frühlings. Er war ein Sonntagskind, welches auch die Sprache der Vögel versteht und die unaussprechlichen Worte vernimmt, welche durch die Schöpfung hindurchklingen und in einem Hochfluge der Begeisterung preist er sich und die Seinen selig, daß sie gewürdiget sind, die Stimmen aus dem Reiche der Wahrheit zu vernehmen, wie noch kein Geschlecht sie vernommen und die Vorboten des kommenden Heiles zu begrüßen, wie noch kein Mensch sie gesehen. In seiner Brust trägt er die Zukunft, das Himmelreich, und darum ist es für ihn keine bloße Zukunft, sondern holde Wirklichkeit, nur eingehüllt in die rauhe Schale der Zeit, in der er lebte.

Ferne sei es daher von uns zu glauben, als ob das Sehen, um dessentwillen er die Seinen selig preist, sich nur auf seine Person, das Hören nur auf seine Worte bezöge, als ob er nur hätte sagen wollen: daß ihr *mich* sehet und höret, das ist es, um dessentwillen Ihr selig seid, um was die Besten aller Zeiten Euch beneiden möchten. Denn das wäre ja im Munde eines Menschen eine Anmaßung, eine eitle Selbstüberhebung. Wohl ist er zunächst für die Seinen der Träger nicht nur, sondern der Inbegriff des Reiches, das da kommen soll; aber nicht seine Person, die den Weg alles Fleisches geht, sondern dies Reich selbst, welches ewig ist, das will Jesus seinen Jüngern wie ein Maler vor Augen malen und in dieselben hineinzeichnen, also daß keine Macht der Erde es wieder verwischen und ihnen entreißen kann. Mochte sein Aeußeres noch so unscheinbar sein — denn wo in aller Welt wären die Besten zugleich auch die Schönsten gewesen? — mochten die Schranken seines Wirkens

noch so eng gezogen sein durch die Grenzen der eigenen Natur und durch den Unglauben der Menschen; mochten die Worte aus seinem Munde noch so menschlich tönen, — denn wären es Worte eines Engels gewesen, so würden sie nur umsoweniger verstanden worden sein — trotz alledem und alledem blieb in ihrer Seele haften das Bild von einer kommenden Weltentwickelung, von einem goldenen Zeitalter, an dessen Verwirklichung Theil zu nehmen ihnen das große Loos zugefallen war. Sie schauten das Kommende in der Gegenwart, sie sahen in Christus das Himmelreich und so oft auch, dem Gesetze menschlicher Natur und Schwäche folgend ihr Geist von dieser himmlischen Höhe und seligen Gotttrunkenheit wieder in die Niedrigkeit und in den Staub des Erdenlebens hinabstieg, es verließ sie doch niemals ganz die Heiterkeit und Beseligung, die Keinen mehr verläßt, der nur einmal in seinem Leben den Himmel offen und die Geister Gottes auf- und niedersteigen gesehen hat.

Selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet. — Würde nicht Christus, wenn er heute wiederkäme, dasselbe sagen? Wir sehen ihn — freilich nicht von Angesicht zu Angesicht, aber wir sehen ihn in seinem Evangelium wie durch einen Spiegel und ob wir ihn auch nicht schweben sehen zwischen Himmel und Erde, sondern feststehen auf der Erde als in seinem Eigenthum und als ihr bester Bürger, so ist es doch gerade dies unbefangene Schauen, dies liebevolle Sichversenken in sein menschliches Wesen und in sein tragisches Schicksal, was uns selig macht. Wir sehen seine Werke, freilich nicht als die Werke eines auf Erden wandelnden Gottes, aber als eines unermüdlichen Wohlthäters, als eines Priesters, der sich für die Menschheit geopfert hat in heiliger, sich selbst verzehrender Liebe und wir werden nicht satt, ihn also zu sehen, wir fühlen uns immer auf's Neue zu ihm hingezogen. Wir hören seine Worte, freilich nicht als die Worte eines Engels, nicht als eine Stimme aus den Wolken, wohl aber als die Stimme eines gottbegnadigten Propheten, die in dem Tempel der Menschheit, durch die Jahrhunderte verstärkt, ein tausendstimmiges Echo gefunden hat.

Ist das Alles nichts, daß wir ihn so betrachten dürfen, froh und unbefangen, ohne Binde vor den Augen, ohne das Angesicht in scheuer Ehrfurcht vor ihm zu verhüllen, wie unsre Väter noch gethan haben? Ist das Leben, das er seit bald zwei Jahrtausenden in der Menschheit führt, nicht mindestens ebensoviel werth als die drei Jahre öffentlichen Wirkens, davon die Jünger Zeugen gewesen? Sehen wir nicht den durch die Geschichte der Menschheit hindurchwandelnden Christusgeist, wie er mit schöpfe-

rischer Kraft die Menschen nach seinem Bilde zu gestalten unablässig bemüht ist? Das Wort vom Sauerteig, der die ganze Welt durchdringt, und vom Senfkorn, das zum Baume wird, in dem die Vögel des Himmels ihre Nester bauen, und vom Licht, das unter dem Scheffel hervorgezogen und auf den Leuchter gestellt wird: das Alles waren für die Jünger prophetische Reden, die sie nur halb verstanden, weil die Bestätigung dieser Worte noch vollständig fehlte; für uns aber, die wir die Geschicke der Menschheit überschauen können in einem Zeitraum, der nach Jahrtausenden gemessen wird, sind diese Worte in einer Weise und. in einem Umfange Wahrheit und Wirklichkeit geworden, von welcher die Jünger Jesu noch gar keine Ahnung hatten. Was wußten diese von der Welt, die sie nur von einem kleinen Winkel aus betrachteten, und was wissen wir davon, die wir mitten in den großen Weltverkehr hineingestellt sind? Wie würden sie staunen, jene Weisesten des Alterthums, wenn wir ihnen erzählten von den Gesetzen des gestirnten Himmels und von der Größe des Kleinen in der Natur, wenn wir sie hinwiesen auf die Fortschritte, welche in der Kenntniß des Weltalls, in der Beherrschung der Naturkräfte, in der Milderung der Sitten, in der Steigerung der allgemeinen Wohlfahrt, in der Verbreitung der Geistesbildung gemacht worden sind. Wie würden sie sich wundern über den raschen Strom des menschlichen Lebens, der mit Windesflügeln und Feuerflammen dahinfährt und auf seinem Eroberungszuge unaufhaltsam vordringt von einem Pole zum andern. Wenn wir sie hinaufführen könnten auf die Spitzen der Berge und hinunter in die Schachten der Erde, um ihnen zu zeigen die Schätze der Welt und ihre Herrlichkeit: wie würden sie nicht stumm vor Entzücken, vor Bewunderung und Andacht niedersinken vor dem Gott, der unendlich viel größer ist, als sie ihn geahnt und in ihren besten Stunden gedacht haben.

Ja selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet! Nur unsre Kurzsichtigkeit, unsre Unruhe und Ungeduld ist Schuld, daß wir von der Seligkeit dieses Schauens so wenig, ach so selten etwas empfinden. Wir gleichen dem Wanderer, der unruhig von einem Ort zum andern eilt und hastet und sich nicht die Mühe nimmt, liebevoll beim Einzelnen zu verweilen und in beschaulicher Betrachtung dasselbe auf sein Gemüth erhebend und beruhigend einwirken zu lassen und der dann zuletzt ermüdet nach Hause kommt mit einer Fülle verworrener Eindrücke, die sich nicht zu einem schönen, abgerundeten Bilde gestalten wollen. Kurzsichtig bleiben wir mit unsern Blicken am Einzelnen haften und

gewahren deſſen Flecken und Unebenheiten, anſtatt uns jenen weiten und freien Blick anzueignen, welcher erſt das Wort wahr macht, daß auch der einzelne Menſch ein Kosmos ſein ſoll, eine Welt im Kleinen.

Nicht alſo, meine Freunde! Laſſet uns durch unſre Ungeduld, durch die Unbill, welche jeder Tag uns zufügt, durch die Tropfen Wermuth, welche das Leben in jeden Freudenkelch hineinmengt, nicht der Seligkeit berauben im Anſchauen deſſen, was Großes und Herrliches Gott unſerem Geſchlechte beſchieden hat. Dieſer Anblick ſoll uns ein Troſt und eine Erquickung ſein, wenn unſer Weg oft mühſam und beſchwerlich, oft langſam und eintönig durch Sandwüſten und durch dunkle Thäler hindurchführt. Und indem wir die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen, und dieſer Vergleich uns Fortſchritt zeigt und eine Entwickelung vom Niederen zum Höheren, aus dürftigen Anfängen zu immer reicherer Lebensfülle, ſo möge dieſer Vergleich uns beſtärken in der Zuverſicht, daß wir noch nicht am Ende der Dinge ſind, ſondern am Ende des Anfangs und daß die Menſchheit auf ihrem langſamen und oft mühſamen Wege über Berge und Höhen, durch Thäler und Tiefen immer mehr jenem Zuſtande entgegenreift, wo das Prophetenwort ſich erfüllt:

Die Erde iſt voll der Erkenntniß des Herrn,
Wie Waſſer das Meer bedecket.

Die zehn Aussätzigen.

Predigt von J. Durisch, Pfarrer in Krummenau, St. Gallen.

Luk. 17, 11—19. Und es begab sich, da er reisete gen Jerusalem, zog er zwischen Samaria und Galiläa hindurch. Und als er in einen Flecken ging, begegneten ihm zehn aussätzige Männer, welche von ferne stehen blieben. Und die erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, Meister, erbarme Dich unser! Und da er sie sah, sprach er zu ihnen: Gehet hin und zeiget euch den Priestern. Und es geschah, während sie hingingen, wurden sie rein. Einer aber unter ihnen, da er sah, daß er gesund geworden war, kehrte um und pries Gott mit lauter Stimme, und fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen, und dankte ihm. Und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete und sprach: Sind ihrer nicht zehn rein geworden? Wo sind aber die Neun? Hat sich sonst Keiner gefunden, der wieder umkehrte, Gott die Ehre zu geben, denn dieser Fremdling? Und er sprach zu ihm: Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen!

Andächtige Mitchristen! Die vernommene Erzählung von den zehn Aussätzigen ist ein treffendes Bild von dem Undank, den das Christenthum und sein Stifter noch heutzutage erfährt, ein Bild auch von dem Undank gegen Gott und die Mitmenschen, wie auch von der rechten Dankbarkeit.

I.

Vom Dank und Undank gegen Christus.

Das Christenthum hat im Laufe der Jahrhunderte an der Menschheit das Erlösungswerk vollbracht, das Jesus an den zehn Aussätzigen gethan, es hat die Völker emporgehoben aus ihrer ursprünglichen Rohheit, ihr Leben unter segensreiche Ordnungen gestellt, Bildung und Gesittung verbreitet, Licht und Recht und Freiheit gebracht. Unter der reinigenden, veredelnden Macht des Evangeliums ist der Aussatz der Unmenschlichkeit allmälig verschwunden.

Das Christenthum hat das Weib aus seiner sklavischen Stellung aufgerichtet und es zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes gemacht und wo sich ihm eine Hütte öffnete, da ist christliches Familienleben erblüht mit all seinen süßen Freuden und seinen unverlierbaren Kräften.

Es hat mehr und mehr ein Gemeindeleben erzeugt, wo der Arme und Schwache getragen wird von der Kraft der Gemeinschaft, auf deren Altar Jeder wieder einen Theil seiner Kraft niederlegt, vom Gemeindeleben, in welchem das Böse gerichtet wird von dem rechtlichen Sinn, der in der Mehrzahl überwiegt. Es hat aus den Staatsordnungen alles Unmenschliche mehr und mehr verbannt und dem Staate nicht nur die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit zur Aufgabe gemacht, sondern endlich auch die Bildung der Jugend, die Unterstützung der Armen, die Sorge für Verwahrloste, Irrende und Schwache. Es giebt keine edle und hohe Bestrebung in unsern Tagen, die nicht schließlich im Christenthum wurzelte.

Man läßt sich diese Segnungen des Evangeliums gefallen, man wärmt sich an seiner Sonne und athmet seine belebende und erfrischende Luft ein; aber wie selten legt Einer auch den Dank nieder zu den Füßen des Herrn, wie jener Samariter, von dem es heißt: Da er sah, daß er gesund geworden war, kehrte er um, pries Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm! Die meisten gleichen jenen neun Undankbaren, von denen keiner umkehrte, Gott die Ehre zu geben für seine Reinigung. Mit anderen Worten: Den meisten bleibt das Christenthum bloß äußerlich angenommene Reinigung und Veredelung, Erziehung und Gesittung, gleichgültig hingenommene Wohlthat, die keine Erwärmung des Gemüthes erzeugt. Sie sind oberflächliche Culturmenschen, bloße Namenchristen, die mit kalten Lippen ein allgemeines Glaubensbekenntniß gesprochen haben, ohne je dem Herrn anzugehören. Viele von ihnen vergelten deshalb später geradezu Gutes mit Bösem, indem sie der Kirche und dem Christenthum feindselig entgegentreten, die erlösende Macht des Evangeliums läugnen, seine Früchte zwar genießen, aber den Baum mit den Wurzeln ausrotten möchten. Andere lösen wenigstens stillschweigend das Band, das der Religionsunterricht zwischen ihnen und dem Herrn geknüpft hat, und sie kehren der Kirche den Rücken. Noch Andere halten den Schein der Gemeinschaft aufrecht, aber Sache des Herzens und Lebens ist auch ihnen das Christenthum nie geworden, sie zählen eben zum großen Haufen. Was Wunder! wenn schließlich unter der glatten Maske christlicher Bildung und Ge-

sittung doch ein verthiertes Herz sich verbirgt, das zu Allem fähig ist!

Es ist eben nicht genug an der äußeren Reinigung vom Aussatz, an der christlichen Erziehung und Gewöhnung in Kirche, Schule und Haus, es muß das Herz der Segnungen des Christenthums theilhaftig werden. Die persönliche Hingabe des Herzens und Lebens an Gott, die selige innere Erfahrung seiner Gnade, und daraus entspringend das innige Gefühl des Dankes, der Jubel der Erlösung und Freiheit, das ist es, was jenen Samariter in unserer Erzählung unterscheidet von den neun Undankbaren, die nicht umgekehrt sind. Der Herr sprach zu ihm: Stehe auf! gehe hin! Dein Glaube hat Dir geholfen, d. h. nicht ein Glaube, den du blos von Andern gelernt hast, sondern dein persönlicher, lebendiger Glaube, den du gewonnen hast durch lebendige Erfahrung und Erfassung des Heils. Wo dieser Glaube vorhanden ist, da bleibt der Dank nie aus, bleibt nie aus die laute und stille Anerkennung, daß Christus der Retter unserer Seele geworden ist. Ja dieser wahre Glaube ist eben ein Dankgefühl und es geht aus ihm hervor der wahre Dank mit der That. Selbst gesegnet wird der Mensch dazu angetrieben, wieder zu segnen und das Heil, das ihm geworden ist, Andern mitzutheilen, Verirrte zu suchen und wiederzubringen, Schuldbeladenen zu vergeben, Armen zu helfen und die christliche Weltordnung, durch sein Leben zu befestigen und zu stärken.

Mögen auch wir, meine Freunde, nicht nur von außen die Segnungen des Christenthums in Empfang nehmen, sondern innerlich erfahren seine reinigende Kraft, uns persönlich davon überzeugen, daß Christus unser Heiland und Erlöser ist, damit wir nicht auf die Wege der undankbaren Neun gerathen, sondern ihm danken mit Worten und mit der That.

II.

Vom Dank und Undank gegen Gott.

Der Dank gegen Christus ist ein Dank gegen Gott. „Hat sich sonst Keiner gefunden, der umkehrte, Gott die Ehre zu geben, denn dieser Fremdling?“ so fragte der Herr. Aber Gott die Ehre zu geben, eben das hat unsere Zeit am meisten verlernt. Es ist in den Hütten verstummt das Dankgebet für das Glück des Tages, für den Schutz der Nacht. Welch schöne Tage gesegneten Wirkens und Schaffens hat Gott diesen Sommer über uns aufgehen lassen, aber wenn die Woche zu Ende war, wie Wenige

fühlten sich am Sonntag bewogen, zum Hause Gottes zu kommen und ihm die Ehre zu geben! Eine dumpfe Gleichgültigkeit hat sich der Massen bemächtigt, welche keines religiösen Aufschwunges mehr fähig ist; und mit diesem Undank geht Hand in Hand Begehrlichkeit, Unzufriedenheit, Zerfallenheit mit Gott, mit sich und mit der Welt. Das Volksgemüth ist verarmt und nicht nur das Volksgemüth, sondern auch das Gemüth der Gelehrten. Diese wissen zwar ihre Gemüthsarmuth zu verdecken mit einer Ausrede. Sie sagen: es ist uns unmöglich, Gott zu danken, weil wir sehen, daß uns alles Gute nicht aus Gottes Hand zu Theil wird, sondern nach den Gesetzen und Ordnungen der Natur. Aber sind denn diese Gesetze und Ordnungen nicht von Gott selbst in die Natur gelegt worden? Hat nicht er die Welt so eingerichtet, daß jedem Geschöpf ein bestimmtes Maaß von Wohlsein zu Theil wird, daß es der fleißigen Menschenhand am Nöthigsten nicht fehlt, daß auf die Aussaat die Ernte folgt? O der armseligen Bildung und Wissenschaft, welche den Menschen unfähig macht, die Nähe Gottes zu empfinden in dem Leben und Weben der Schöpfung! Wer kennt nicht des Schäfers Sonntagslied? Er ist allein auf weiter Flur, die letzte Glocke, welche zur Andacht ruft, ist verklungen. Da betet's auch in ihm, ein süßes Grauen, ein geheimes Wehen durchzieht seine Seele, es ist ihm, als knieeten Tausende ungesehen und beteten mit ihm; der Himmel nah und fern, er ist so klar und feierlich, so ganz, als wollt' er öffnen sich und er öffnet sich ja und erhebt den Pilger hoch über den Staub, auf dem er steht, und gießt himmlischen Frieden, seliges Vergessen und stille Hingebung in die betende Seele und all diese Gefühle faßt der Beter zusammen in das Eine: Das ist der Tag des Herrn! Arme, vertrocknete Gelehrtenseele, die vor lauter Wissensdünkel so nicht mehr fühlen kann! vor lauter Erkenntniß der Gesetze den Gesetzgeber nicht mehr kennt! O armes finsteres Menschenherz, das nicht mehr danken und lobsingen kann! Unsere Väter haben auch etwas von den natürlichen Gesetzen und Ursachen gekannt, wonach ihnen der Sieg in der Schlacht zu Theil wurde, und doch bei all ihrer Kraft und Kühnheit sind sie vor der Schlacht und nach derselben auf ihre Kniee gesunken, haben dort Gott um seinen Beistand angefleht und hier ihm gedankt für seinen Beistand und bekannt: Herr, nicht uns, sondern dir gebührt die Ehre!

O geben auch wir ihm die Ehre! Auch die Segnungen Gottes in der Natur und im Menschenleben haben keinen Werth für uns, wenn sie nur äußerlich, kalt und gleichgültig entgegengenommen werden. Durch Danken erst gehören uns

die Dinge an. Es gilt auch hier: Dein Glaube hat dir geholfen, der Glaube an Gottes Vaterliebe der uns antreibt, auch andern zu helfen.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

III.

Die Erzählung von den zehn Aussätzigen ist uns aber auch ein Bild vom Dank und Undank gegen die Menschen. Wenn man so undankbar ist gegen Gott, was Wunder, daß man undankbar ist gegen die Menschen! Besonders in unsern Tagen wollen viele großsprecherisch als Wohlthäter gegen Andere auftreten, ehe sie in vergeltender Liebe derer gedacht haben, denen sie nächst Gott ihr Bestes verdanken, ihre Ernährung und Pflege, ihre Erziehung, ihre geistige und sittliche Ausbildung. Aber unsere erste Pflicht ist die der Dankbarkeit. Es ist nicht möglich, daß Einer ein edler Charakter werde, oder etwas Gutes in der Welt leiste, wenn er sich nicht die Vergeltung empfangener Wohlthaten zur ersten Aufgabe macht, und so sein ganzes sittliches Streben zum Ausfluß des Dankes gegen Gott und Menschen gestaltet. Die edelsten Männer und Frauen haben sich vor Allem dadurch ausgezeichnet, daß sie ihre Pflichten gegen Eltern und Wohlthäter auf das Beste erfüllten. Die Dankbarkeit ist der schönste Zug einer Menschenseele und noch nie hat es einem Menschen fehlgeschlagen, wenn er bei der Wahl seiner Lebenswege zarte Rücksichten der Dankbarkeit entscheiden ließ.

Vom menschlichen Undank könnte man aber ein langes und dunkles Capitel schreiben. Wie manches Herz hat er gebrochen. Wie manches alte Mütterchen, das gebückt an der Krücke einhergeht, wüßte davon zu erzählen, wenn es nicht lieber schwiege! Wie manches Grab hat der Undank früh gegraben, wie manchen Nagel in diesen und jenen Sarg geschlagen!

Hier bringen zwei gealterte Gatten ihren Lebensabend in niederer Hütte zu, still und einsam, äußerlich gebrechlich und innerlich gebrochen. Es hat eine Zeit gegeben, wo es gar lebhaft bei ihnen zuging. Sechs Knaben und vier Mädchen gingen bei ihnen aus und ein. Das Aelteste hatte das Haus noch nicht

verlassen, als das Jüngste stehen und gehen lernte. Wie viel Schweißtropfen hatte es die Eltern bis dahin gekostet! Doch pflegte die Mutter zu sagen: Bis hierher hat der Herr geholfen! Und jetzt findest du bei den alten Eltern nur noch eine Tochter, die mit ihrer Hände Arbeit das Brot verdient und die Eltern pflegt, wenn sie krank sind. Wo sind denn die übrigen Neun geblieben? Hat sich sonst keines gefunden, das umkehrte und gäbe Gott die Ehre? Keines! Als sie Eines nach dem Andern das Elternhaus verließen, um draußen in dienstlicher Stellung ihr Brot zu verdienen, oder auch einen eigenen Herd zu gründen, da mußten die Eltern erfahren die Wahrheit jenes Wortes: Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen! Die älteste Tochter verlor früh ihren Mann und blieb mit drei Kindern allein zurück. Da galt es, ihr von Neuem unter die Arme zu greifen. Die zweitälteste vertraute sich draußen einem Unwürdigen an und wurde von ihm treulos verlassen. Von den hoffnungsvollen Söhnen brachte der eine seine Familie durch Großthuerei an den Bettelstab, ein anderer mißbrauchte seine vortheilhafte Anstellung zur Untreue. Was es da für schlaflose Nächte gab für die armen Eltern zu Hause! Wie da so bald ihre Haare ergrauten! Und sie blieben doch die guten Eltern, welche auch das gefallene Kind aufnahmen und neu ausgestattet wieder entließen. Eine Tochter sank früh in's Grab. Die übrigen Söhne fanden draußen alle ihr Fortkommen, frugen aber den alten Eltern wenig oder gar nichts nach. Und welches ist denn die Tochter, die bei den Eltern geblieben? Es ist das Kind, auf welches sie am wenigsten Hoffnung gesetzt hatten, weil es von Geburt an ein Krüppel gewesen. Aber diese Tochter ist die einzige Stütze der Eltern, sie wird an ihrem Sterbebette ausharren und ihnen einst die Augen zudrücken.

O wie machen wir im Leben so oft die Erfahrung, die der Herr an den zehn Aussätzigen gemacht hat, daß gerade diejenigen am dankbarsten sind, von denen man es am wenigsten erwartet. Seine neun Volksgenossen sind ausgeblieben, und nur der Fremdling, der Samariter hat Gott die Ehre gegeben.

Drei Schlüsse laßt uns aus dem Gesagten ziehen:

Mögen wir uns nie des Undanks schuldig machen, stets ein gutes Gedächtniß haben für Empfangenes!

Mögen wir in der Jugend Dankbarkeit gegen Gott und unsern Herrn und Meister pflanzen und eine zufriedene Gesinnung! Wir werden dann weniger über Undank der Kinder zu klagen haben.

Mögen wir, wenn wir den Undank der Welt erfahren, uns nicht entmuthigen laſſen, Gutes zu thun! Wird ja doch Gott nicht müde, wohlzuthun den undankbaren Menſchen.

Dann dürfen wir uns ſeiner Liebe und Treue getröſten, wenn die Welt uns verläßt und mit dem Dichter ſprechen:

Doch noch kenn' ich ein Geſicht
Immer fromm und treu,
Seine Liebe wechſelt nicht,
Täglich wird ſie neu.

Amen.

Die Grundsätze des Wirkens Jesu.

Predigt von Albert Bitzius sel., Regierungsrath und Ständerath, seiner Zeit Pfarrer in Twann.*)

Text: Ev. Matth. 4, 1—11. Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet, hungerte ihn hernach. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du der Sohn Gottes, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: „Nicht vom Brot allein wird der Mensch leben, sondern von einem jeden Worte, das vom Munde Gottes ausgehet." Da nimmt ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellt ihn auf die Zinne des Tempels und spricht zu ihm: Bist du der Sohn Gottes, so wirf dich hinab, denn es steht geschrieben: „Er wird seinen Engeln deinethalben Befehl geben, und sie werden dich auf den Händen tragen, daß du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest." Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum steht geschrieben: „Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen." Wiederum nimmt ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg, und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und spricht zu ihm: Dieses Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da spricht Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan! denn es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen." Da verließ ihn der Teufel; und siehe Engel traten hinzu und dieneten ihm.

Werthe Zuhörer! Wieder ist die Zeit herangekommen, in der ich mich fast alle Jahre vorwiegend den Evangelien zuwende und über Jesus selber predige, einmal mehr über seine Schicksale, ein zweites über seine Lehren, Gleichnisse, ein drittes über seine Persönlichkeit. Dießmal schlagen wir einen neuen Weg ein: wir wollen mit einander nach den Grundsätzen forschen, von denen Jesus bei seinem Wirken ausging, nach den großen Gottesgedanken, welche er der Menschheit einpflanzte.

Wir gehen heute in die Sache gleich mitten hinein. Nun mag euch mein Text freilich abenteuerlich genug vorkommen, aber eure Kinder wissen, er zählt zu meinen Lieblingen. Richtig gedeutet läßt er uns nämlich einen tiefen Blick thun in die innern

*) Es ist dies die erste aus einem Cyclus von 8 Predigten über denselben Gegenstand. Die 2te, 3te, nnd 8te sind in dem Bande der „Predigten von Albert Bitzius" Seite 44 u. ff. abgedruckt.

Kämpfe, welche Jesus vor seinem öffentlichen Auftreten zu bestehen hatte und damit zugleich einen Einblick in die Jahre, über die uns die Evangelien von ihm sonst nichts berichten. In dieser entscheidungsvollen Zeit ward ihm offenbar, nicht allein, was er den Menschen bringen wollte, sondern auch die Art und Weise, wie er den Menschen nahen und sie behandeln sollte.

Wir dürfen nämlich unsere Texterzählung nicht etwa so auslegen, als seien die drei großen Versuchungen zum Genuß, zur Eitelkeit und zum Machtbesitz, wie die Welt sie so vielen Menschen in den Weg warf, in der gewöhnlichen Weise auch an ihn herangetreten und hätten ihm zugeflüstert: iß und trink und habe guten Muth oder mache viel Wesens oder brav von dir reden oder mache dich zum großmächtigen Herrn; nein, so roh trat die Versuchung nicht an ihn heran. Jesus hatte bereits gewählt. Für sich geizte er weder nach Genuß, noch nach Nutzen, noch nach Macht, sondern einzig danach, an den Menschen ein Werk Gottes zu thun. Nun aber fragte sich's erst noch, wie er Letzteres wohl am besten zu Stande bringe. Da nun traten die alten Versucher in neuer Gestalt an ihn heran. Für sich selbst brauchte er jene irdischen Güter nicht, nicht den Genuß und nicht die Ehre und nicht die Macht; aber vielleicht brauchte er sie für sein Werk, für die Menschen, vielleicht erleichterte ihm ein Vorrath davon seine gewaltige Aufgabe? Von dieser Art von Versuchung handelt unser Text, nicht minder aber auch von der Weise, wie Jesus ihr entgegentrat und sie nicht bloß bekämpfte, sondern ihr gegenüber ganz neue Wege geltend machte.

Dieß bilde unsern heutigen Gegenstand. Legen wir mit Anwendung auf uns selber dar die Grundsätze des Wirkens Jesu.

I.

Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, daß er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Liebe Zuhörer! In dieser ächt morgenländischen Darstellungsweise hängt Bild an Bild. In der Stille versenkt sich Jesus in die Leiden seines Volkes hinein und fühlt sie alle mit — er fastet und lange. Dabei kommt auch ihm der versuchende Gedanke, von dem ja sein Volk erfüllt war und glühte: o würde doch dieser äußern Noth ein äußeres Ende gemacht. Den Leuten muß geholfen werden, ihre Noth ist zu heben, die Steine sind zu Brot zu machen, das zu allererst; da-

durch gewinne ich dann die Liebe und das Zutrauen der Menschen und finde den Weg zu ihren Herzen für mein Wort vom Reiche Gottes. Meine Zuhörer! Bei diesem Gedanken sind sehr viele Freunde des Volkes vor Jesus und nach ihm stehen geblieben und haben an ihm nach dem Grundsatze gehandelt, erst muß das Volk es besser haben, dann wird es auch besser werden; haben seine Rechte und Genüsse zu vermehren gesucht und nun angenommen, damit komme ihm auch schon ein erhöhtes Bewußtsein seiner Pflichten. Gewöhnlich sind sie auf diesem Wege argen Enttäuschungen begegnet. Die äußern Wohlthaten, die sie dem Volke verschafften, wurden mehr oder minder dankbar angenommen, allein sie machten in demselben mehr das Thier als den Engel rege, und wollten nun die Führer zu geistigen Anforderungen übergehen, so fanden sie taube und unwillige Ohren.

Da dürften wir alle lernen von dem abweisenden Worte und neuen Wege Jesu: Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von einem jeglichen Wort, das vom Munde Gottes ausgeht. Dieser Ausspruch scheint Theilnahmlosigkeit gegen des Volkes äußere Noth zu verrathen, in Wahrheit zeugt er von einer viel bessern Meinung und höheren Auffassung vom Menschen als die Volksfreunde vom gewöhnlichen Schlage hegen. Diese meinen, das Volk lasse sich nur durch Sinnliches und Greifbares leiten, und werfen ihm gleichsam Speckbrocken hin. Jesus nicht also. Er erblickt im Menschen ein höheres Wesen von ungestilltem Sehnen, ein Wesen, das keine Ruhe findet, bis es in Gott ruhet; er meint, hier an seiner Seele, an seinem Tiefsten und Innersten sei der Mensch zu packen, zuerst müsse es inwendig anders und besser mit ihm kommen, dann werde es ihm auch besser gehen und das nun dauernd. Auf zur Menschenseele, Alles von innen heraus, mit neuen Menschen eine neue Welt — das sind Jesu Losungsworte. Diesen Leitsternen folgte er auch, ließ rechts und links liegen, was auch schön gewesen wäre zu thun, aber für sein Werk ein Umweg und ging stracks auf die Menschenseele los und bot dieser die Speise, die sie bedürfte, sie zunächst.

Meine Zuhörer! Folgen wir ihm auf diesem Wege. Glauben wir nie an eine gründliche Aenderung der Menschen, so lange ihre Handlungsweise noch durch die Absicht auf äußere Vortheile hin und her gelenkt wird, sondern halten wir daran fest, daß im Herzen, in der Gesinnung des Menschen etwas anders und besser geworden sein muß, ehe er bleibend und sicher eine andere und bessere Richtung einschlagen wird. Gehen wir nicht immer nur so vorsichtig und mit Gemeinplätzen um einander herum, suchen wir vielmehr mit unserer Seele die Seele unseres Nächsten

zu erfassen, denken und fühlen wir uns in ihn hinein, dann können wir ihm besser helfen und mehr sein, als bisher der Fall war, wir haben den Schlüssel zu seinem Innern, das zündende Licht, das offenbarende Wort, das schneidige Schwert, den starken Trost, den ewigen Stern.

Gehen wir also stracks auf die Menschenseelen selber los und trachten wir auch in dieser Beziehung vor Allem nach dem Reiche Gottes. Die Liebe zur Seele des Nächsten ist doch die höchste, die innige Theilnahme an seinem letzten und ewigen Heil das Beste, das wir ihm zu geben haben. Sonst müssen wir uns oft Vorwürfe machen und sagen: so und so lange habe ich nun mit dem gelebt und doch keine Ahnung gehabt, wie es in ihm aussieht; hätte ich das gewußt, so wäre es mir vergönnt gewesen, ihm hier und dort zu helfen — so lebten wir Seite an Seite als gute Freunde, und doch so weit aus einander.

II.

Da nimmt der Teufel Jesus mit sich nach Jerusalem, stellt ihn auf die Zinne des Tempels und spricht zu ihm: Bist du der Sohn Gottes, so wirf dich hinab, denn es steht geschrieben: Er wird seinen Engeln deinethalben Befehl geben, daß sie dich auf Händen tragen und du deinen Fuß an keinen Stein stoßest. Mit unsern Worten heißt das: es habe Jesu so nahe gelegen, Aufsehen zu erregen durch merkwürdige Thaten, ein Wesen von sich zu machen und durch den Lärm, der von ihm ausging, die Aufmerksamkeit der ewig zerstreuten Menschen auf sich und seine Werke zu ziehen.

Wie mancher hat dieses Windmachen aus dem Grunde verstanden und dadurch zwar nicht einen Platz in der Geschichte sich erobert, aber doch den Namen, den er da hat. Nicht also Jesus, er antwortet: Wiederum stehet geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Dieses Pröbeln mit der Gnade Gottes, dieser Lärm mit seiner himmlischen Berufung, dieses prunkende und prahlerische zur Schau tragen des Höchsten erscheint ihm vermessen. Ganz still geht er seinen Weg, wir haben heute gar keinen Begriff mehr wie still, er steht uns viel mehr im Vordergrund, als seiner eigenen Zeit, Johannes wird irre an ihm, in seinem Volke erregt er nur eine flüchtige Aufmerksamkeit, die Tagesgeschichte, die weltliche wie die geistliche berichtet nur wenig über ihn. So klein begann er, so verborgen, und so groß ward gleichwohl sein Werk!

Ich denke, auch hier wollen wir von ihm lernen, meine Zuhörer! und zwar gerade in unserer Zeit, welche die Lehre auf-

gebracht hat und übt, ohne Aufsehen, ohne Reklame komme man nicht durch die Welt! Allein wie bald schwindet doch das Aufsehen, das eine politische oder religiöse Bewegung zu erregen vermag, und nun, nachdem der Lärm vorbei, soll sie erst zeigen und bewähren, was sie leisten kann. Eine kurze Zeit bildet ein neugewählter Beamter, ein aus der Fremde zurückgekehrter Handwerksmann das Tagesgespräch, dann wendet man sich wieder andern Dingen zu. Aber noch haben jene nicht durchgeschlagen, dafür kommt es jetzt auf ihre stille Treue an. Es giebt auch Familien, in denen ist das Rühmen daheim, das letzte Tischbein, das ihnen zugehört, ist ein Ausbund, bei ihnen ist Alles schön und recht, lustig und doch tugendsam, Friede herrscht und Böses geschieht da nicht. Und doch hat man das Gefühl, es werde da sein wie an andern Orten auch, nicht Alles, wie es sollte, und hie und da werde es etwas geben. Man hat noch ein anderes Gefühl: das heißt Gott versuchen, denkt man, das ist vermessen, nur nicht gerühmt, sonst muß man bitter erfahren, wie klein aller Ruhm.

III.

Wiederum nimmt der Teufel Jesum auf einen sehr hohen Berg, zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten, spricht zu ihm, dieses Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Das ist die letzte und größte Versuchung aller starken Seelen: erst recht mächtig zu werden, um dann recht viel gutes zu thun. Allein das ist ein gefährlicher Weg. Mächtig wird nicht Jeder, und will er warten bis dahin, so thut er des Guten gar nichts. Wird er aber mächtig, so leidet seine Seele Schaden, Gewalt verdirbt den Besten, und das Gute, das er vollbringt, er thut es selten rein, er thut es für sich, zur Erhöhung und Befestigung seiner Macht.

So lag für Jesus eine Königskrone nicht zu hoch, die Juden trugen sie ja in der Hand, gingen herum und suchten Einen sie ihm aufzusetzen. Jesus aber spricht: Hebe dich weg von mir Satan. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen. Damit weist Jesus jede irdische Gewalt von sich und damit auch das Unrecht, in das sie sich allzeit hinein verflicht, er will bloß der Wahrheit dienen, bloß geistige Mittel anwenden, und er vertraut der Wahrheit, er vertraut dem unsichtbaren Geist, daß sie von sich selbst Gottes Werke schaffen werden, er vertraut dem Menschengemüth, daß es zur Wahrheit hin geschaffen sei.

Meine lieben Zuhörer! Wenn wir schon manche Versuchung

überwunden hinter uns liegen haben, dann tritt erst noch die letzte und größte an unsere alternde Menschenseele heran: unserer Tage sind nicht mehr so viele und doch möchten wir noch etwas Rechtes wirken; wir nehmen einflußreiche Stellungen ein, warum sie nicht ausnutzen, warum die thörichten und kurzsichtigen Menschen zu dem was ihr Nutzen ist und ihnen frommt, nicht nöthigen, nicht zwingen?

Liebe Eltern und Gemeindeväter! sind solche Gedanken in euch nicht schon aufgestiegen? Dann habt ihr hoffentlich noch rechtzeitig erkannt, wie abschüssig der Weg ist, den ihr betreten wolltet. Ja, ihr zwingt etwas durch, aber was ihr erreicht, ist bloßer Schein, nicht eigentlicher und freudiger Gehorsam, der euch überleben wird. Ja gebt wohl Acht: heute ist's vielleicht noch Gottes Willen, den ihr durchsetzen wollet, aber morgen schon ist's euer eigener, Gott ist vergessen, ihr thatet euch selbst an seine Stelle. Darum verzichtet auf jede andere Macht als die der Liebe, eurer guten Sache und des Vertrauens.

Da verließ ihn der Teufel, und siehe die Engel traten herzu und dieneten ihm. Meine lieben Zuhörer! Mit unsern Worten heißt das: von da weg stritt Jesus mit den Waffen, die Gott ihm gegeben, mit den unsichtbaren Kräften seiner gottinnigen Persönlichkeit, er wirkte nicht durch Wohlthaten sinnlicher Art oder bloße Versprechungen, nicht durch Lärm und Gewalt, sondern durch Liebe, Geduld und Sanftmuth. Hier liegen die starken Wurzeln auch unserer Kraft. Trachten wir immer mehr zu wirken nicht mehr bloß durch das, was wir haben, geben, thun, sondern durch das, was wir sind, was wir im Kampf des Lebens und durch Gott geworden sind. Amen.

Das Haus auf Felsengrund.

Predigt von Eduard Langhans, Prof. und Dr. der Theologie in Bern.

Text: Ev. Matth. 7, 24—27. Darum ein Jeder, der diese meine Worte hört und sie thut, den will ich einem klugen Manne vergleichen, der sein Haus auf Felsen bauete. Und der Platzregen fiel, und die Wasserströme kamen und stießen an das Haus; aber es fiel nicht, denn es war auf den Felsen gegründet. Und ein Jeder, der diese meine Worte hört und sie nicht thut, der wird einem thörichten Manne gleich sein, der sein Haus auf Sand bauete. Und der Platzregen fiel und die Wasserströme kamen, und die Winde weheten und stießen an das Haus, und es fiel, und sein Fall war groß.

Unser Gleichniß schildert uns eine stürmische Winternacht im galiläischen Bergland. Wolkenbruchartig ist der Regen hereingebrochen. Ueber kahle Abhänge brausen jetzt wilde Gießbäche herab, die, plötzlich entstanden, das Erdreich tief aufwühlend, zum Thale niederstürzen. Wehe dem Haus an steiler Halde, gegen das die wilden Gewässer anprallen! Wenn es nicht auf Felsengrund steht, so ist es verloren. Mit Mühe rettet der Mensch das nackte Leben und steht am Morgen trostlos vor einem Trümmerhaufen. Wie schwach ist doch der Mensch im Kampfe mit der Natur! Und doch, das andere Haus blieb fest; es trotzte dem anstürmenden Wasser, denn der Baumeister hatte es auf einen Felsen gegründet. Wie klug und stark ist der Mensch im Kampfe mit der Natur! Das Alles aber, liebe Zuhörer, sind nicht bloße Nachrichten aus fernen Ländern, wir selbst sind mitten drin; diesen Kampf des Menschen mit zerstörenden Gewalten, wir kämpfen ihn selbst; unser eigenes Haus erzittert oft in allen Fugen; wir können es oft genug mit eigenen Augen sehen, wie das Haus des Einen feststeht in allen Gefahren, das Haus des Andern rettungslos zusammenbricht. Nicht von der äußeren Natur ist die Rede, nicht von einem Haus, aus Holz oder Stein gebaut. Die Winterstürme, die verheerenden Gewässer sind ein Bild für die großen und kleinen Widerwärtigkeiten, für die Schicksalsschläge, für die inneren Versuchungen, die das Haus unserer geistigen Wohlfahrt bedrohen, die am Haus unseres wahren Lebensglückes rütteln. Das Haus, das steht oder fällt, ist der geistige Werth und Gehalt unseres Lebens. Auch da ist ein Kampf mit zer-

ſtörenden Gewalten, in dem der Menſch bewundernswerth groß und ſtark und jammervoll klein und ſchwach ſein kann. Es iſt ein Kampf, zu dem wir alle berufen ſind, ein Kampf, in dem jeder ſiegt oder fällt. Willſt du ſiegen oder fallen? Willſt du Ehre und gutes Gewiſſen, Muth und Kraft, Glaube und Liebe ungeſchwächt aufrecht erhalten bis zu deiner letzten Stunde, oder willſt du das alles preisgeben? Möchteſt du, daß dein Leben einen Werth habe vor Gott und Menſchen, für Haus, Gemeinde, Vaterland, oder ſoll es, noch bevor du die Augen ſchließeſt, wie ein welkes Blatt ſein, vom Herbſtwind verweht? So fragen wir uns denn:

Wie beſtehen wir die Stürme des Lebens?

1. Laßt mich zuerſt von etwas reden, wovon unſer Text zwar nicht ausdrücklich ſpricht, das aber doch deutlich darin enthalten iſt und uns mitten in die Sache führt. Nämlich nur vom Fundament der Häuſer iſt die Rede. Das eine Haus bleibt ſtehen, weil es auf Felſen gegründet iſt, das andere fällt, weil es auf Sand gebauet war. Nicht die Rede iſt von der Bauart der Häuſer. Es kann ſich einer ſein Haus bauen und einrichten, wie er will, ganz nach ſeinem Wunſch und Gefallen, aus Holz oder Stein, ſchmuck und ſchön oder einfach und niedrig, keck und wagend oder vorſichtig, darauf kommt's nicht an, wenn nur das Fundament gut iſt. Die Bauart des Hauſes und ſein äußeres Ausſehen iſt uns völlig frei gegeben. Das iſt etwas, worauf wir achten wollen.

Die äußere Geſtalt und Bauart des Hauſes ſei uns ein Bild für die jedem Menſchen eigene Art zu ſein und zu urtheilen, das Leben zu behandeln und einzurichten. Wie mannigfach dieſe Art der Menſchen! Schon körperlich iſt ja Keiner dem Andern gleich; wie in Geſtalt und Haltung, in Gang und Geſichtsausdruck ſich eine unendliche Mannigfaltigkeit findet, ſo auch in der geiſtigen Art und Begabung der Menſchen. Unter den Millionen, die mit uns auf Erden wohnen, die vor uns waren und die nach uns kommen, hat jeder ſeine eigene Art, ſein Leben einzurichten und die Dinge, die an ihn kommen, zu beurtheilen und zu behandeln. Gerade je mehr der Menſch über den rohen Naturzuſtand früherer Jahrtauſende hinausgeſchritten iſt, deſto beſtimmter und ausgeprägter bildet ſich in jedem die eigenthümliche Perſönlichkeit aus. Vergleichet einen Haufen Indianer mit einer ebenſo großen Zahl geſitteter Europäer; dort iſt jeder dem andern gleich; wenn ein Reiſender uns einen Indianer beſchreibt, ſo hat er ſie alle beſchrieben. Aber wie fein und mannigfach die

Unterschiede unter einer gleichen Zahl gesitteter Europäer! Es ist deshalb immer eine unbillige Zumuthung, die man an einen Menschen stellt, er solle so sein, so fühlen und denken wie die andern. Mit vollem Recht weist er solche Zumuthung zurück und sagt: „Ich bin nicht wie du, laß mir meine Art; du bist vorsichtig und klug, warum soll ich mich nicht eines kecken Wagnisses erfreuen? Du bist ernst und bedächtig, warum sollte ich meinen heitern Frohsinn verleugnen? Du bist ein höflicher, artiger Mann des Friedens, ich trete gern auf den Kampfplatz des bewegten Lebens, um für Recht und Wahrheit einzustehen; laßt mir meine Art zu sein und zu leben, ich lasse euch die eure." Gewiß, lassen wir jedem seine eigene Art! Eigenes Leben, Fühlen und Denken muß in jedem sein; sonst wären wir ja nur nach einer Form gegossene Bleisoldaten, ein Spielzeug für große und kleine Kinder. Ja, laßt jeden das Leben erfassen nach seiner Art; meinet nicht, er verfehle sein Lebensziel und seine höhere Bestimmung, wenn er eigene Wege geht. Ein großer Naturforscher in England — es sind schon 150 Jahre her — sagte einmal: Wenn wir in den Himmel kommen, so werden wir uns wundern, daß so viele, die wir da zu finden hofften, nicht da sind, und daß so viele Andere, die wir hier gar nicht erwartet hatten, doch da sind. So baue dir dein Haus nach deinem Wunsch und Wohlgefallen, richte dir dein Leben ein nach deiner Art; niemand hat ein Recht, dich darin zu stören. Aber jetzt denken wir an unser Texteswort zurück. Als der Sturmwind wehte in der Winternacht und die Gewässer daherrauschten, da fiel ein Haus in Trümmer und das andere hielt die Gefahr aus und blieb unversehrt; denn das eine war auf Sand gebaut, das andere auf Felsengrund. Was will das nun sagen?

2. „Wer diese meine Rede hört und thut sie", so beginnt unser Texteswort; wir werden damit auf die Rede verwiesen, die unserem Texte vorangeht, die Bergpredigt. Der Grundgedanke dieser Rede ist der, daß nicht irgend ein äußeres Thun den Menschen vor Gott wohlgefällig mache, sondern daß der Werth eines Menschen in der Kraft und Lauterkeit seiner Gesinnung beruhe. Gerechtigkeit gegen alle, Wahrhaftigkeit in Wort und That, Liebe aus reinem Herzen — das verlangt Christus in den vorausgehenden Worten, und nun sagt er: Wer diese meine Rede hört und thut sie, der ist dem Manne gleich, der sein Haus auf den Felsen bauete. Also das ist der Felsengrund: Die Gesinnung der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe. Das Haus deines Lebens magst du im Uebrigen aufführen und einrichten, wie du willst; aber gegründet muß es sein auf dieses

Fundament einer reinen guten Gesinnung, auf das Thun des Rechten und Guten; darin erst hat die eigene Art, die jeder an sich trägt, ihr gutes Recht, darin, daß sie gegründet ist auf redlichen Sinn für alles Gute und Wahre.

Sehet die Menschen an, wie sie sind. Da ist einer, dessen Art es ist, die Dinge kraftvoll anzufassen; mit fester Entschlossenheit stellt er sich seine Ziele, mit Muth und Ausdauer arbeitet er sich durch alle Schwierigkeiten, er ist eine Kraftnatur, die große Dinge leisten kann. Gerade in dieser seiner eigenthümlichen Art ist er ein vortrefflicher, brauchbarer Mensch. Aber gerade diese Art von Menschen steht in Gefahr, hart und lieblos zu werden gegen Andere, rauh und rücksichtslos gegen Schwächere; diese ganze gute Natur artet leicht aus in Härte und Herrschsucht, in Unverträglichkeit und Reizbarkeit. Schade, so sagen wir dann, schade um diesen sonst so trefflichen Mann, daß er so rauh und herrisch ist, daß er so wenig Rücksicht und Milde kennt gegen Andere. Er hört diesen Vorwurf und lacht. Sanft und liebreich sollte ich sein? Das ist gut für Frauen und Kinder; meine Art ist das nicht, laßt mir meine Art. Aber nein, die Art lassen wir ihm nicht gelten; denn das ist nun eine Sache der Pflicht und Gesinnung, das geht nun den Felsengrund an, von dem unser Texteswort redet. Rücksicht und Liebe ist jeder dem Andern schuldig, auch dem Schwachen steht sie wohl an, dem Starken steht sie am allerbesten an. Es ist nicht die weiche Gefühlsseligkeit, die am besten Milde und Liebe übt; wir wissen es ja wohl, wie unverständig und schädlich oft eine zu große Weichherzigkeit wirkt, und auch das Andere wissen wir, daß unter den weichsten Sammetpfötchen oft recht scharfe Krallen lauern. Verstand und Kraft und feste Zuverlässigkeit muß in der Liebe sein; darum möchten wir gerade einen solchen Mann im Dienst der Liebe sehen, wie du es bist, eine feste Kraftnatur. Sag' uns nicht: das ist nicht meine Art! wir lassen dir im Uebrigen deine Art, bleibe, wie du bist, aber in den Dienst der Liebe mußt du treten. Das ist der Felsengrund, auf den du das Haus deiner geistigen Wohlfahrt bauen kannst, wo dein Leben erst den wahren Werth erhält. Es gehört zum Schönsten im Menschenleben, wenn der, der sich seiner Kraft bewußt ist, sich willig unterordnet unter das Gesetz der Liebe, wenn der, der zu herrschen versteht, auch dienen lernt, wenn der, der auf der Höhe des Lebens wandelt, mit liebendem Sinn herunterſteigt zu denen, die seiner Hülfe, seiner Schonung bedürfen. Es gilt auch in diesem Sinne des Dichters Wort:

„Wo sich das Strenge mit dem Zarten,
„Wo Hartes sich und Mildes paarten,
„Da giebt es einen guten Klang."

Jedem sei seine Art gelassen, jeder baue sein Haus nach seinem Wohlgefallen; aber soll das Haus einen Werth haben, so muß es auf dem Grund einer guten Gesinnung stehen. Auch dem fröhlichen Menschen lassen wir seine heitere Art; mag er auch lachend und scherzend über manche Schwierigkeit des Lebens sich hinweghelfen, wir muthen ihm nicht zu, daß er sein Gesicht in ernste Falten lege, wo doch das Herz in heiterem Frohsinn lacht. Aber kennen muß er den Ernst des Lebens, wissen muß er, daß auch der Frohsinn nicht besteht, wenn er nicht gegründet ist auf die reine Gesinnung für alles Gute und Rechte. Recht anmuthig und einladend, lieber Freund, sieht dein Häuschen aus; manchem scheint es zwar zu leicht gebaut, zu keck und wagend, wohlan, so zeige uns durch die That der Liebe, durch das Wort der Wahrheit, zeige uns durch den unbestechlichen Sinn für Gerechtigkeit, daß dein Haus auf demselben Felsengrund steht, auf welchen auch wir Anderen unsere Häuser gründen wollen; dann wissen wir: das deine wird bestehen; ja, dann bist du ein Mensch, aller Achtung und Liebe werth. Man freut sich, dir in's Auge zu sehn und dir die Hand zu drücken; man läßt dir all deine Beweglichkeit, deinen Frohsinn, dein leichtes Witzwort gewähren, denn man weiß: in der Tiefe deiner Seele bist du treu wie Gold.

Darauf muß schon die Erziehung achten. Wir dürfen den Kindern allerlei Freiheit gewähren; sie sollen sich frei entwickeln und entfalten können, sonst wird nichts Rechtes aus ihnen. Aber früh schon muß der feste Grund einer guten Gesinnung gelegt werden. Dies und Jenes kann man ihnen hingehen lassen, aber wenn du sie auf dem Wege der Verschlagenheit, der Unwahrheit, der Lüge findest, wenn untreu verrätherisches Wesen sich bekundet, Schadenfreude, Härte, Grausamkeit — dann schreite mit allem Nachdruck ein, dann biete all deinen Ernst und all deine Liebe auf und präge es dem Kinde ein, daß es überhaupt nichts Großes und Werthvolles auf der Erde giebt als die reine, gute Gesinnung, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Liebe; ein Haus möchtest du deinen Kindern bauen? Thue die Hauptsache, lege ihnen den Felsengrund und laß sie dann selbst darauf bauen, jedes nach seiner Art — sie werden dir wahrlich keine Schande machen.

3. Wie kann aber Einer überhaupt zu bestehen meinen, wenn er sein Haus nicht auf den Felsengrund, sondern nur auf

Sandboden stellt? O wir wissen es wohl! wenn Einem die ächte Gesinnung, der redliche Wille des Guten und Rechten fehlt, so versucht er es mit dem bloßen Scheine derselben. So ist's ja auch in unserem Gleichniß gemeint. Auf eigentlichem Flugsand, dessen lockere Unsicherheit ein Kind erkennt, wird kein Mann ein Haus erstellen wollen. Allein in Palästina sehen sich Sand und Felsen oft täuschend ähnlich. Wenn vom Frühling an den ganzen Sommer lang, wie dies jedes Jahr geschieht, kein Regentropfen gefallen ist, alle Bäche versiegt, die Brunnen ausgetrocknet sind, dann ist die sonst lockere Ackererde, auch der Sandboden so steinhart geworden, daß weder Hacke noch Pflug daran die geringste Arbeit verrichten kann. Erst die reichlich fallenden Herbst- und Winterregen zeigen, was wirklicher Fels ist, und was nicht.

Sandboden und Felsengrund sieht sich auch als Bild des Menschenlebens und Menschensinnes oft täuschend ähnlich. Wem der redliche Wille des Guten und Rechten fehlt, der versucht es mit dem täuschenden Schein, er versucht es mit den kleinen Künsten der Schlauheit, der klugen Berechnung, die ihm das Vertrauen und die Achtung der Mitmenschen eintragen sollen; er schmückt sich mit dem Scheine der Rechtschaffenheit, er wählt die Worte des Biedermannes, die er mit gewichtiger Betonung von sich giebt; er trägt die gute Lebensart, die feine Sitte eines wohlerzogenen Mannes zur Schau, oder gar — er hüllt sich in den Schafspelz frommer Redensarten. Mit solchen Künsten gelingt es wohl manchem, den Sandboden für Felsengrund auszugeben, aber doch nur eine Zeit lang. Die Täuschung wird offenbar, sobald der Platzregen fällt und die Gewässer heranrauschen und der Sturmwind tobt in der Winternacht.

Ja, wenn des Lebens ganzer Ernst, seine Noth und Mühe an ihn herantritt, da sinkt oft schon das Haus seiner äußeren Wohlfahrt zusammen; die innere Haltlosigkeit, der Mangel an Gewissenhaftigkeit und an Pflichttreue wird offenbar. Er verliert das Zutrauen der Menschen, er verliert Amt und Ehre, sein Haus ist ein armer Trümmerhaufen geworden.

Aber noch viel sicherer geht das Haus unserer geistigen Wohlfahrt zu Grunde. Wie will Einer vor jeglicher Versuchung sich schützen, wenn nicht die Gesinnung des Guten und Rechten der Felsengrund ist, auf dem er steht? Oft nicht mit der Gewalt des Sturmwindes und Bergstromes, nur als ein leise rauschendes Bächlein tritt die Versuchung zum Unrecht, zur Sünde an den Menschen heran; nur als eine günstige Gelegenheit, der Habsucht, der Angst um's Geld zu dienen, einer Leidenschaft, einer Schwäche Raum zu lassen, und wenn nun die Rechtschaffenheit

blos eine äußere Dekoration des Hauses war, wie bald ist das Haus vom stillen Gewässer unterwühlt! Und wenn die Lage ernster wird, wenn die Verlegenheit zunimmt, die Leidenschaft wächst — das will es sagen: wenn der Sturmwind und die Gewässer kommen — wie bald werden die kleinen Künste, mit denen man sich so geschickt zu helfen wußte, zu schlechten Künsten, der Schein, mit dem man sich schmückte, zur Unwahrheit und Lüge, die gute Lebensart, die feine Sitte zum Wolf im Schafspelz, die von Frömmigkeit triefende Rede zum frechen Heuchelschein! Noch steht das Haus der äußeren Wohlfahrt unangefochten aufrecht da; aber zusammengestürzt ist das eigentliche Haus des Glückes, das Haus des unbefleckten Gewissens und der freien Mannesehre. Er selbst, der Unglückliche, weiß es wohl, daß all die äußere Wohlfahrt, die ihn noch umgiebt, nur ein leeres Trugbild der Ehrbarkeit ist, das auch jeden Tag zusammenbrechen kann; er fühlt es, daß seine Seele kein schirmendes Haus mehr hat, daß sie schutz- und obdachlos allen Stürmen preisgegeben ist; denn fest steht die Seele und geschirmt ist sie nur, wenn sie auf dem Felsengrund der guten Gesinnung steht.

Noch auf andere Weise kann das Haus der geistigen Wohlfahrt zusammenbrechen, das nicht auf jenem Felsengrund gegründet ist. Wer nur in den kleinen Dingen und Nöthen des Tages lebt, wer keine großen Ziele kennt, um die man sich mühen muß, für den schleicht das Leben leer und öde dahin. Da kommen die Stunden, in denen man sich fragt: „Was ist's eigentlich mit dem Menschenleben? Was ist es Anders als eine lange Kette von Mühe und Arbeit, von Schmerz und Noth, von aufreibenden Kämpfen und nutzlosen Anstrengungen? Wozu? Um im Tode zum Staube zurückzukehren, von dem man genommen ist! So viel Arbeit um ein Leichentuch?" Welch eine arme und trostlose Auffassung des Lebens! Ach, auch diese Seele hat ihr Haus verloren; mag auch das Haus der äußeren Wohlfahrt stehen, die Balken der geistigen Wohlfahrt sind zusammengebrochen, Muth und Hoffnung sind dahin, kein Schutz und Obdach ist mehr da, sie irrt herum auf öder Steppe und klagt immerfort dasselbe Lied: So viel Arbeit um ein Leichentuch! Auch dieses Haus ist zerfallen, weil es nicht auf dem Felsengrunde stand. „Wer diese meine Rede hört und thut sie", d. h. wer lebt und kämpft für Recht und Wahrheit und Liebe, der weiß, für was er lebt, dem ist das Erdenleben nicht blos eine lange Kette von Noth und Mühe; es ist ihm der Garten Gottes, in dem er wohl manches Unkraut auszureißen hat, in dem er aber auch das Erdreich findet, duftende Blumen, fruchtreiche Bäume, Baum an

Baum zu pflanzen, von dem Kindeskinder und späteste Geschlechter sich nähren. Wer da weiß, daß das einzig Große und Werthvolle auf Erden die Liebe ist, dem füllen sich die kurzen Erdentage mit ewigem und unvergänglichem Werth, dem wohnt eine stille Freudigkeit inne, die auch die Noth des Lebens verklärt mit ihrem heitern Schmuck, eine Freudigkeit, die nicht vergeht mit dem Roth der Wangen und dem hellen Blick des Auges, sondern die bleibet, und auch wenn Alter und Schwäche nahen, als ewige Jugend im Herzen blühet. Ja, dann wird es wahr werden an dir manchmal in deinem Leben: als nun der Platzregen fiel und die Gewässer kamen und die Winde weheten, da fiel das Haus nicht, denn es war auf Felsen gegründet. Mitten in allem wilden Wetter, das dein Haus umtobt, bleibt Muth und Friede dir ungestört, denn ein guter Geist hält Wache in deinem Hause, ein guter Geist, der dir den Friedensgruß deines Gottes bringt und auch in dunkler Stunde dein Haus erleuchtet gleich der goldenen Sonne, die aufgeht am klaren Himmel und niedersinkt nach einem heitern Tag. Solch ein Haus baue dir, von dem es heißt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen; er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er wird ihr Gott sein."

Amen.

Die Rückkehr der ausgesendeten siebenzig Jünger.

Predigt von Paul Christ in Chur, seiner Zeit Pfarrer in Chur.

Text: Luc. 10, 17—20. **Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er aber sprach zu ihnen: Ich sah wohl den Satan vom Himmel fallen, wie einen Blitz. Sehet, ich habe euch Macht gegeben zu treten auf Schlangen und Skorpionen und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen. Doch darüber freut euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.**

Wenn die Evangelien uns von zwei Aussendungen von Jüngern Jesu schon bei seinem Leibesleben erzählen, Matthäus von der Aussendung der Zwölfe zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel, Lukas von der eines weiteren Jüngerkreises, der Siebenzig, auf der Reise durch Samaria, das Vorland der Heiden, und beide Sendungen mit ähnlich lautenden Aufträgen und Weisungen Jesu an seine Sendboten einleiten, so ist offenbar in diesen Sendungen zu Missionszwecken, auf welche im weiteren Verlauf der evangelischen Geschichte wenig Bezug mehr genommen wird, die spätere Thätigkeit der Jünger als Apostel vorbildlich dargestellt, durch welche sie jene Aufträge wirklich erfüllt haben, die Thätigkeit der Zwölfe, der Judenapostel, die sich auf das Volk Israel beschränkte, wie die des Paulus und seiner vielen Gehülfen, welche die Bekehrung der Heidenwelt sich zur Aufgabe machten. Damit hängt es wohl zusammen, daß, während Matthäus über den Erfolg jener Sendung zu den Juden uns nichts weiter berichtet, bei Lukas dagegen jene Siebenzig mit Freuden zu Jesus zurückkehren und über das Ergebniß ihrer Missionsthätigkeit ihm Bericht erstatten. Bei den Juden war ja der Erfolg des apostolischen Wirkens, von der Gründung der Muttergemeinde in Jerusalem abgesehen, verhältnißmäßig klein, indem die Masse des Volkes nie zum Glauben an den Gekreuzigten gebracht werden konnte, bei den Heiden dagegen unerwartet groß, herrlich und lohnend, ungeachtet die Arbeit dort Anfangs viel schwerer und mühsamer sein mußte. Denn die Heidenwelt war ja recht eigentlich der Sitz und die Heimat der bösen Geister,

nicht nur nach der jüdischen Volksanschauung, welche die vielen Götter derselben als leibhaftige höllische Wesen sich vorstellte, und nach welcher die Redensart: Teufel austreiben, geradezu die Bedeutung erhielt: Heiden zum wahren Gottesglauben bekehren, sondern auch nach dem Zeugnisse der Geschichte, die genug zu erzählen weiß von der Masse wirklicher böser Geister, die in jener Zeit völliger Versunkenheit in Gestalt aller möglichen Sünden und Laster die untergehende alte Welt erfüllten. Wir werden es nun begreifen, warum bei der Rückkehr jener Siebenzig nur von dem Erfolg im Austreiben böser Geister die Rede ist, warum das als die Haupt-, ja die eigentliche Lebensaufgabe eines Jüngers Jesu betrachtet wird, und werden es leichter haben, die Anwendung davon auf uns selbst zu machen, die wir als Christen ja ebenfalls seine Jünger sein wollen und zum Dienste seiner heiligen Sache ausgesandt sind. Wollen wir nämlich zu diesem Dienste recht vorbereitet sein, so müssen wir gewiß mit allem Ernste darnach fragen, welches denn des Näheren die Aufgabe eines Jüngers Jesu in der Welt ist, und welcher Erfolg ihr verheißen, und ebenso ernstlich beherzigen, daß und warum gleichwohl der Meister vor der Freude über den bloßen Erfolg warnt. Zu Beidem wird unsere gegenwärtige, inhaltreiche Schriftstelle uns anleiten.

Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, auch die Teufel sind uns unterthan in deinem Namen. Dieses so räthselhaft klingende Wort, das also den Sinn hat: Es ist uns gelungen, mit deiner Lehre und Geistesmacht die Götzengeister zu besiegen, sie aus den Köpfen und Herzen der Heiden zu vertreiben mit all' dem Greuel der Unsittlichkeit und dem Blendwerk des Aberglaubens, die sich an ihren Dienst knüpften — dieses Wort ist auch heute noch, wenn wir es in die Sprache und Denkweise unserer Zeit übersetzen, wohl geeignet, die Aufgabe und Gewalt eines Jüngers Jesu zu bezeichnen. Oder ist's nicht die Aufgabe eines jeden solchen, böse Geister zu unterwerfen oder auszutreiben, wo er sie vorfindet, böse Geister nicht, wie damals, in Gestalt falscher Heidengötter, auch nicht böse Geister in der Natur draußen, in der Luft, in den Leibern von Thieren und Menschen — mit solch' buchstäblicher Geisterbeschwörung und roh sinnlicher Anwendung des Namens und Kreuzeszeichens Jesu hat das wahre Christenthum nichts zu thun —, sondern die bösen Geister im Innern der Menschen, in ihren Herzen, Meinungen, Sitten, Gewohnheiten? Auf solche böse Geister stoßen wir ja bei jedem Schritte unseres christlichen Wirkens und müssen den Kampf mit ihnen aufnehmen, wenn es Erfolg haben soll. Willst du dich selbst

mit Gott zu seinem Ebenbilde verklären, seiner Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit Eingang bei dir verschaffen und ein rechter Gottesmensch werden, der zu jedem guten Werke geschickt ist, siehe, da streiten sofort zwei Geister in deiner Brust miteinander; da findest du neben dem einen, der das Gute will, einen anderen, der es nicht will, der aus des Fleisches Trieb seine Kraft zieht, dich in dumpfes Sinnenleben verstricken möchte und sich wild aufbäumt wider den Zügel der Zucht und des Gesetzes; diesen bösen Geist in dir mußt du bändigen und dem guten unterwerfen. Willst du Andere erziehen und lehren, zu Hause, in Schule und Kirche, da gilt's wieder böse Geister auszutreiben, die dir in den Weg treten, Geister des Eigensinns, der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit, ja des Trotzes und Ungehorsams schon im Herzen des Kindes, Geister der Trägheit, die denen des Stumpfsinns und der Unwissenheit rufen, Geister der Begehrlichkeit, Sinnlichkeit und wie diese Unholde alle heißen mögen. Willst du mit der Armenpflege dich befassen, in der Meinung, auf diesem Gebiete rein deine Menschenliebe und Milde walten lassen zu können, so wirst du bald die schmerzliche Erfahrung machen, daß es auch da gilt, böse Geister auszutreiben. Denn wahrlich, mit der Armuth allein wäre viel leichter fertig zu werden und ist's überall, wo sie unverschuldet und würdig erduldet wird; aber unendlich schwerer zu bekämpfen sind die sittlichen Uebel, welche leider so oft im Gefolge dieses Zustandes auftreten oder gar seine Ursache bilden: der Leichtsinn, der nicht einzutheilen und zu sparen versteht, die Arbeitsscheu und zudringliche Bettelhaftigkeit, die gerade der bescheidenen, ehrenhaften Armuth so viel vorwegnimmt und schadet, die sittliche Roheit und Verkommenheit, — Alles Erscheinungen, denen gegenüber es der ernsten Zucht mindestens ebenso sehr bedarf, wie der wohlthätigen Unterstützung. Willst du endlich in irgend welcher Stellung als Regierender oder sonst als Menschenfreund, als Kämpfer für Licht und Recht den höchsten Interessen der Menschheit dienen, ihr leibliches und geistiges Wohl fördern, da kommen wieder böse Geister und fallen dir in den Arm, Geister des Eigennutzes und Vorurtheils und eitler Einbildung, die jeder Verbesserung widerstreben, Geister der Leidenschaft, die die Familie und das öffentliche Leben zu ihrem Tummelplatz machen möchten, Geister der Lüge, die sich tückisch in Lichtengel zu verkleiden, mit schönen Namen und Phrasen verwerfliche Zwecke zu bemänteln wissen, und neben ihnen noch ein Heer schlimmer Gewohnheiten und Unsitten.

Solches Alles sind nun eben die bösen Geister, die der Christ auszutreiben gesendet ist, bei sich und Anderen, wo er sie

vorfindet, die auch wir als treue Jünger Jesu bekämpfen müssen bis zum letzten Athemzug und mit Aufgebot aller Kraft; denn sie schlummern auch in unserer Zeit nicht, sondern erheben oft genug ihr Haupt kühn und frech, wie nur je. Doch gottlob, diese Geister sind uns noch immer unterthan im Namen Jesu, d. h. wenn wir als Glieder einer Gemeinschaft gegen sie zu Felde ziehen, die sich mit Recht nach ihm nennen kann, wenn wir aus seinem Evangelium, seinem Wort und Geiste die Waffen schmieden, mit denen wir sie angreifen, und keine gemeinen, rohen, unehrlichen Waffen statt oder neben jenen dazu gebrauchen. Kämpfen wir nicht in dieser Weise, dann brauchen wir uns freilich nicht zu wundern, wenn wir oft fruchtlos gegen den einen oder anderen dieser Geister zu Felde ziehen, ja wenn es uns unmöglich scheinen will, ihnen beizukommen und die Herzen nnd Sitten der Menschen von ihnen zu säubern. Kein Satan wird durch den anderen ausgetrieben, sagt Christus, sondern ein jeglicher nur durch den Geist Gottes. Nicht durch leidenschaftliches Schelten und Toben, nicht durch finsteres Eifern und Schmähen, nicht durch schreckende barbarische Strafen wirst du die Geister der Wildheit und Zügellosigkeit bändigen, sondern nur durch ruhigen Ernst, strenge Gerechtigkeit ohne Härte und Rachsucht, weise mit Langmuth und Geduld verbundene Zucht, nur durch den Glauben, der nie an der Möglichkeit der Besserung einer Menschenseele verzweifelt, und eine Liebe, die unermüdlich dem Verirrten und Verlorenen nachgeht. Nur mit dem Beispiele der eigenen strengen Selbstverleugnung und Selbstzucht wirst du selbstverleugnenden, züchtigen, ehrbaren Sinn und Geist um dich her pflanzen und dem Andrang der Genußsucht und Sittenlosigkeit in deinem Kreis mit Erfolg wehren. Nur unter dem Banner der vollen, von jedem gleißnerischen Schein freien Wahrheit und Aufrichtigkeit wirst du dem Blendwerk der Täuschung, des Wahns und Trugs beikommen. Nur durch unerschöpfliche Hingebung, durch die Sanftmuth, die das Erdreich erobert, wirst du das Mißtrauen, den Stolz, Trotz und Haß derer, die du auf den Weg des Guten bringen möchtest, besiegen. Da weichen die bösen Geister auf dein Geheiß, und auch du erfährst etwas von jener in morgenländisch farben- und schwungreicher Bildersprache verkündeten Verheißung des Heilandes an seine Jünger: „Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen und über alle Gewalt des Feindes und nichts wird euch beschädigen.“ Der christliche Geist der Wahrheit, der Kraft, Liebe und Zucht, er ist der Zauberstab, vor welchem alle häßlichen Geister verschwinden und ins Reich der Nacht zurück-

sinken, und seine Siege im Verlauf der Geschichte hat der Erlöser prophetisch ahnend gefeiert, wenn er triumphirend ausruft: Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen, wie einen Blitz; ich sah schon im voraus die Gewalt des Bösen durch die Wirkungen meines Geistes gebrochen, ja zu Boden geworfen!

Aber was vernehmen wir weiter aus jener Antwort, welche den zurückgekehrten siebenzig Jüngern — wenn nicht aus dem Munde, so doch aus dem Geiste Jesu — zu Theil ward? „Doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." Wie? Haben wir recht gehört? Wir sollen uns nicht freuen über den Erfolg, der unser Wirken als Jünger Jesu begleitet, nicht freuen, wenn es uns gelungen ist, in seinem Namen böse Geister zu bannen aus den Herzen und Sitten der Menschen? Wohl mag uns dieß Wort im ersten Augenblicke befremden; aber bei näherem Betrachten strahlt uns auch hier eine Perle christlicher Weisheit entgegen. Die Befriedigung zwar, die wir empfinden, so oft uns ein gutes Werk gelingt, die will uns der Meister gewiß nicht versagen; aber das will er nicht, daß unsere Freude bei dem Erfolge allein stehen bleibe, dem mehr oder weniger in die Augen fallenden, äußeren Gewinn unserer Arbeit gelte, er will sie davon auf einen tieferen und sicheren Grund hinlenken. Ja, freuet euch nicht über den Erfolg eures Wirkens bloß als solchen! Abgesehen davon, daß diese Freude oft eine voreilige ist, der Freude des Feldherrn gleich, der den Sieg schon errungen glaubt, ehe noch die feindlichen Truppen das Schlachtfeld völlig geräumt haben, indem der ausgetriebene, unsaubere Geist, wie es an einem anderen Orte heißt, vielleicht nur hingeht, um mit sieben anderen zurückzukehren, welche ärger sind, als er selbst; abgesehen davon, daß die Freude über den Erfolg als solchen sich leicht in stolze Selbstzufriedenheit und Selbstüberschätzung verwandelt, müssen wir noch aus einem anderen Grunde vor ihr auf der Hut sein. Zwar im Großen und Ganzen, davon sind wir überzeugt, kann dem christlichen Wirken der Erfolg nicht fehlen, so gewiß das Reich des Lichts siegen muß über die Mächte der Finsterniß; aber muß darum auch in jedem einzelnen Falle sein Werk gelingen, so daß wir regelmäßig aus dem Erfolg auf den Ernst und die Treue des Wirkens schließen könnten? Die Erfahrungen des täglichen Lebens, wie die Thatsachen der Geschichte beantworten diese Frage mit einem entschiedenen Nein. Es kann bei der treuesten, sorgfältigsten Erziehung doch — wenigstens ausnahmsweise — ein Kind mißrathen, es können aus der Schule des trefflichsten Lehrers

unter Umständen ungeschickte oder entartete Schüler hervorgehen, es kann das gewissenhafteste Wirken eines Seelsorgers, eines Menschenfreundes überhaupt für Veredelung, Geistes- und Charakterbildung seiner Umgebung als völlig verlorene Mühe erscheinen. Und wie Vieles weiß uns die Geschichte zu erzählen von Männern, welche ihrer Zeit weit vorausgeeilt waren und in dem edlen Bestreben, Wahrheiten zu lehren, Ordnungen zu schaffen, die die Mitwelt noch nicht verstand, ihren Untergang fanden, weil sie zu frühe den Samen ausstreuten, der erst später fruchtbaren Boden finden konnte — so die ganze Schaar tapferer Vorboten und Vorkämpfer der Reformation, ein Huß, Hieronymus von Prag, Savonarola u. A. — oder umgekehrt von solchen, die in Zeiten des Verfalls eines Volkes, z. B. des alten Griechenlands und Roms, mit der ganzen Kraft einer ungebeugten Heldenseele dem unaufhaltsam hereinbrechenden Verderben, der Verfinsterung, Knechtschaft, Sittenlosigkeit sich entgegenstemmten, alleinstehend wie Elias im Sturm und Wetter eines feindlichen Schicksals, aber die, mit ihrem Widerstande zu spät kommend, zuletzt nur, wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, ihr erniedrigtes, untergegangenes Volk beweinen oder unter den Ruinen seiner Größe und Freiheit selbst ein ehrenvolles Ende finden konnten! Was sollen wir sagen von diesen Tapferen? Sollen wir ihre Größe, ihres Wirkens Werth auch bemessen nach dem Erfolge, den sie gehabt haben? Die Welt freilich thut es; den Glücklichen, der durch kühne Wagnisse zu Macht und Ruhm gelangt ist, kann sie nicht genug erheben und bewundern; dem Unglücklichen, der bei denselben Versuchen zum Fall kommt, spricht sie Verstand und Muth ab; den Wohlmeinenden, dessen Bestrebungen zur Beglückung der Mitmenschen mißlingen, verspottet sie undankbar als einen Schwärmer und Schwindler; den Günstling des Geschicks, der vielleicht ohne Mühe nur erntet, was jener gesäet hat, überhäuft sie mit ihrem Lobe. Aber so dürfen wir das Wirken eines Jüngers Jesu nicht beurtheilen. Im Reiche Gottes kommt's ja nur auf die Treue an, mit der Jeder das Seine gethan hat, nicht auf den Erfolg, der in höherer Hand steht; da ist das unscheinbarste und erfolgloseste Wirken des Redlichen so hoch geachtet, wie das vom glänzendsten Glücke gekrönte, und dürfen wir darum nie dem bloßen Erfolge unseren Beifall zollen und unsere Freude weihen. Wir dürfen es nicht, um gegen Andere nicht ungerecht zu werden; wir dürfen es aber auch nicht um unser selbst willen; denn sonst müßte uns, wenn einmal der gewünschte Erfolg ausbleibt, alle Freudigkeit, aller Muth entschwinden; wir müßten irre an uns selbst werden, an dem

Ernst und der Treue unseres Wirkens zweifeln und uns für unfähig oder unwürdig halten, dasselbe länger fortzusetzen.

Also darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Freuet euch über euer Wirken selbst; freuet euch, daß ihr gewürdigt seid, als Jünger Jesu mit bösen Geistern zu kämpfen, mitzubauen an dem von ihm gegründeten Gebäude des Reiches Gottes auf Erden; freuet euch, daß ihr aufgenommen seid in die Schaar der Arbeiter in seinem Weinberge, daß eure Namen verzeichnet sind im Buche des Lebens und der Gnade. Gewiß, diese Freude ist sicher, dauerhaft, fern von Selbstruhm und Verkennung fremder Verdienste; sie hängt nicht ab vom unsicheren Erfolg und kann uns darum auch über einen schlechten beruhigen und trösten; denn das Gute auch nur gewollt und versucht zu haben, ist immer ein Trost, der uns innerlich emporhebt. Und so ist es eine zwar schmerzliche, aber auch heilsame Demüthigung für uns, daß wir nicht immer glänzende Erfolge aufweisen, daß wir bei unserem Wirken für's Gottesreich nicht mit Tausenden ausgetriebener Geister, gewonnener Seelen um uns werfen können; so werden wir hingelenkt auf jene reinere, wahrhaftere, dauerndere Freude, die wir am Wirken des Guten selbst empfinden. Möge uns denn diese Freude erfüllen bei Allem, was wir thun für das Gottesreich und im Namen Jesu; ob auch die Welt dann unser Werk nicht beachtet, weil ihr der Erfolg davon nicht in die Augen springt, was thut es? Haben wir doch unsere reinste, seligste Lust daran; wissen wir doch, daß es in der Gesammtreihe aller Thätigkeiten für das Reich Gottes seine gebührende Stelle einnimmt, daß es Ehre bei Gott hat und daß unsere Namen im Himmel geschrieben sind!

Amen.

Gott lenkt Alles.

Predigt von Rudolf Steck, Professor der Theologie in Bern.

Text: Ev. Matthäus 10, 29—31. Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt; darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser, denn viele Sperlinge.

Meine christlichen Freunde! Es ist ein sonniges, lebenswarmes Wort der Religion, das wir da eben aus dem Munde unseres Herrn vernommen haben. Wie mächtig fühlen wir uns angezogen von der religiösen Kraft, die in ihm sich ausspricht! Wie ermuthigend ist uns der Einblick in das Gemüth unseres Meisters, den wir da erhalten! Ihm war nicht nur das Große, Außerordentliche von Gott gelenkt, nicht nur das, in dem man allgemein den Finger Gottes zu erkennen pflegt, sondern ebenso das Kleinste und Gewöhnlichste. Ein Sperling auf dem Dache, ein Haar auf dem Haupte, die geringsten, werthlosesten Dinge die es giebt, sie standen ihm ebenso in der allwaltenden Hand des himmlischen Vaters wie Sonne, Mond und Gestirne, wie die Geschicke der Völker und Leben und Tod des Einzelnen. Das ist die wahre Höhe und rechte Fülle der Religion. Ein solcher Sinn wird denn auch in allen Vorkommnissen des Lebens unerschütterlich standhalten und aus Allem, was ihm begegnet, nur immer besser lernen, Gott zu erkennen und zu lieben.

Hätten wir doch auch diesen echten religiösen Sinn, diese felsenfeste Gewißheit, daß in Allem was da geschieht, wir Gottes Rathschluß zu verehren haben! Aber im Allgemeinen sind wir leider weit entfernt von dieser Fülle der religiösen Kraft. Wir sprechen wohl von der Vorsehung Gottes und getrösten uns gern ihrer weisen und liebevollen Fürsorge, besonders dann, wenn uns Glück und Wohlergehen für ihre Anerkennung empfänglich macht, aber es bedarf nur eines leisen Mißgeschickes, um unseren Glauben in Zweifel, unser Lob in Tadel umzuwandeln. Wenn vollends große, unbegreifliche Unglücksfälle eintreten, die den Glauben an Gottes Walten in Allem was geschieht, auf die Probe stellen, dann ist es bei so Vielen mit der religiösen Kraft zu Ende und der Vorsehungsglaube wird als unnützer Ballast

des Lebensschiffleins über Bord geworfen. Nun ist ja im Uebermaß des Schmerzes ein Laut der Klage, des Zweifels selbst, wohl verzeihlich. Wer will der Gattin, von deren Seite der Gatte und Ernährer der zahlreichen Kinderschaar durch einen Unglücksfall weggerissen wird, es verargen, wenn sie mit stummer Frage ihr thränendes Auge gen Himmel wendet und einen Blick des Vorwurfs nach oben sendet? Und es giebt Fälle, wo in der That durch ganze weite Kreise des Volkes das Gefühl geht: das sind Widersprüche gegen unseren religiösen Glauben, die Niemand uns lösen kann. Als vor einigen Jahren in unserem Vaterlande in einem Schulhause die Treppe zusammenbrach, auf welcher die Jugend des Dorfes erwartungsvoll der Weihnachts-Bescheerung entgegenharrte, die der Lehrer oben im verschlossenen Zimmer ihr bereitet hielt, und der siebente Theil der Bevölkerung des kleinen Dorfes unter den Trümmern erschlagen lag, da brach auch der Glaube an Gottes liebevolles Walten in den Herzen der Ueberlebenden zusammen und kein Zuspruch vermochte ihn sobald wieder aufzurichten. Warum hat denn Gott das zugelassen, wenn doch ohne seinen Willen kein Sperling zur Erde und kein Haar vom Haupte fällt? Und je häufiger solche Fälle sich ereignen, desto mehr fühlen wir es: der Vorsehungsglaube ist unter uns noch fast überall ein kindlicher, der den Thatsachen des Lebens gegenüber oft rathlos wird, und viele werden durch ihre Erfahrungen mehr und mehr dazu getrieben, ihn mit den anderen Jugendträumen abzuwerfen und zu sagen, es ist kein Gott.

Bevor wir jedoch in dieses Wort der Verzweiflung einstimmen, möchten wir alle die Zweifler bitten, sich mit uns zu den Füßen unseres Meisters zu setzen und an ihm zu lernen, wie in seiner Seele sich dieses alte und ewig neue Räthsel gelöst hat, so daß er, dem das Leben noch ein ganz anderes Leid auferlegte als irgend Einem von uns, dennoch so zuversichtlich und so freudig sagen konnte: nichts geschieht ohne euren Vater. Ich meine, aus seinem Munde lernen wir, was uns hier Noth thut, und zwar sagt er uns zwei Worte, die unser Verhalten in dieser Beziehung regieren sollen, das eine heißt Demuth und das andere Vertrauen. Laßt uns denn zuerst mit ihm hinabsteigen in die Selbsterniedrigung der Gotteskinder, damit er uns auch hinaufführe zu ihrer herrlichen Freiheit.

I.

Vom Kleinsten und Werthlosesten redet Jesus, wenn er uns die göttliche Leitung aller Dinge zeigen will. Nicht von Königen,

nicht von Stolzen sagt er es, daß Gott seine Hand über sie halte, sondern vom Sperling auf dem Dache, vom Haar auf dem Haupte. Lernen wir daraus zuerst, uns auch mit unsern Gedanken über Gottes Rathschluß zu erniedrigen und zu blicken auf das Kleinste und Gewöhnlichste, auf das, was neben uns ist, zu unsern Füßen, und dessen wir oft nicht achten.

Das ist nun freilich nicht gerade das, was wir so gewöhnlich bei dem Gedanken an Gottes Vorsehung in's Auge fassen. Da denken wir immer zuerst und zuletzt an uns und nicht an Andere oder Anderes; daß wir unsern Weg durch diese Welt sicher finden, wir und die Wenigen, die uns näher stehen, das ist unser Hauptanliegen bei dieser Frage. Den Anderen um uns her und vollends dem, was außerhalb der menschlichen Gesellschaft steht und unter uns ist an Werth und Würde, dem schenken wir kaum einen Blick und sind fern davon, von ihm uns Belehrung zu holen. Die Frage nach der göttlichen Vorsehung ist für uns vielfach geradezu eine Frage der persönlichen Bevorzugung, und wir verstehen darunter, daß uns insbesondere niemals etwas zustoße, was wir nicht irgendwie zu billigen vermögen, daß wir, sei es auch nur ganz allein, durch den Pfeilhagel des Schicksals unversehrt sollen hindurchziehen können, mögen Tausend fallen zur Rechten und Tausend zur Linken, uns soll er nicht treffen. Wäre es aber so bestellt damit, dann brauchten wir ja nichts mehr zu lernen über Gottes Wege mit uns, dann wären sie einfach bestimmt durch alle unsre Herzenswünsche. Wollen wir überhaupt noch etwas lernen und Belehrung annehmen in dieser Sache, dann laßt uns kommen als zu Gott, laßt uns dahintenlassen die hohen und stolzen Gedanken und demüthig hören, was er uns sagt in seinen Werken. Und da ist das erste seiner Worte: ohne Gott geschieht nichts auf der Welt, aber ohne dich geschieht Manches.

Ist denn die Welt nur für dich da, daß du lebest und glücklich seist? Sind nicht Millionen von Wesen vorhanden, gleich dir, die auch ein Recht haben, da zu sein? Was hast du gethan, daß du verlangen könntest, es solle Alles für dich eingerichtet sein, wie ein bequemes Zimmer für seinen Bewohner? Bist du nicht erst spät gekommen auf diese Erde, als schon längst ihre Ordnungen fest und sicher standen? Höre doch, wie ein Gottesmann im alten Bunde solchen anmaßenden Menschenstolz zurückweist! „Wo wareſt du", fragt Gott im Buche Hiob, „als ich die Erde gründete, sage mir's, bist du so klug. Weißt du, wer ihr das Maaß gesetzt hat, oder wer über sie die Richtschnur gezogen hat? Worauf stehen ihre Füße versenket, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt?

Da die Morgensterne miteinander jauchzeten und frohlockten alle Söhne Gottes. Wer hat das Meer mit Thüren verschlossen, als es hervorbrach wie aus Mutterleibe? Da ich es mit Wolken kleidete, und in's Dunkel wickelte, wie in Windeln? Da ich ihm abbrach seine Grenze und setzte Riegel und Thür und sprach: „„Bis hierher sollst du kommen, und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!““ Diese Fragen sind ja immer noch so wahr, wie einst. Sind wir vorgedrungen bis zu den letzten Gründen alles Daseins, und vermögen wir von ihnen aus selbstschaffend die Welt zu gestalten oder ist nicht unsere ganze Geistesarbeit eigentlich nur ein Finden dessen, was längst schon da ist, ein Nachdenken der Gedanken, die in der Welt uns vorgedacht sind? Und wenn unser Werk im besten Falle nur dieses ist, sollten wir denn nicht immer noch Ursache haben zur Demuth? Ja, laßt uns nur recht beherzigen, was daran liegt, daß wir in einer Welt leben, die nicht wir geschaffen und nicht wir eingerichtet haben, so werden wir schon das Thörichte unseres Anspruches, von ihr nur sanft und schonend behandelt zu werden, zu erkennen anfangen.

Wohl ist die Stätte, die wir bewohnen, so beschaffen, daß sie unserm Leben dient, sonst könnten wir auf ihr nicht bestehen. Die wohlthätigen Wirkungen der Naturmächte um uns her erfahren wir ja alle Tage. Die Sonne, die ihre Strahlen über die ganze Erde sendet, sie scheint auch auf die Felder, die wir bestellt haben, daß die Saat wachse und reife, und dringt in unsre Häuser, uns zu erwärmen und zu erfreuen. Der Wasserstrom, der von den Bergen sich brausend in die Ebene herabstürzt als freier Sohn der Firnen, verschmäht es doch nicht, sich mit gewaltigen Schultern gegen die Schaufeln unserer Mühlenräder zu stemmen und sie gehorsam und fleißig zu drehen. Der Blitz, der anscheinend keiner Ordnung sich fügend, ohne Wahl herabzuckt aus den Wolken, muß doch seine Kraft zu willigen Dienstleistungen hergeben, damit der menschliche Gedanke seine Schwingen sich umgürte, bald hierhin, bald dorthin tausende von Meilen durcheile. Wohlthätig ist die Macht der Naturkräfte in ihrem ruhigen, geordneten Gange, und Dankbarkeit ist der Mensch ihnen schuldig, mehr als er selbst weiß und ahnt. Wenn sie nun dazwischen auch einmal ihren eigenen Weg gehen wollen und in ihrem mächtigen Laufe das Menschenwerk, das ihnen entgegensteht, achtlos zermalmen, ist das so ganz unerhört und unbegreiflich? Darauf mußten wir ja von Anfang an gefaßt sein. Wer seine Hütte an den reißenden Strom baut, der darf nicht jammern, wenn dieser über die Ufer tretend sie fortspült, und wer sich den

Abhang eines Vulkans zur Wohnstätte ersehen, der darf sich nicht wundern, wenn das flüssige Feuer ihn versengt. So ist es mit unsrer ganzen Ansiedlung auf dieser Erde, wir bauen alle unser Häuschen mehr oder weniger dicht an den Abgrund und ein geringer Zufall kann es hinunterreißen. Wie wir auch die Naturmächte uns zum Dienste zwingen und welche Kunst wir auch anwenden, sie zu zähmen, sie sind doch nur theilweise unser, sie gehorchen nur gleichsam widerwillig und benutzen jede Gelegenheit, das ihnen auferlegte Joch wieder abzuschütteln. „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand." Sie fühlen gleichsam, daß im Menschen ihnen ein Reiter auf dem Rücken sitzt, der sie immer mehr mit Sporn und Peitsche bändigen wird, daß sie am Ende folgsam werden sollen, wie ein Lamm. Dagegen wehren sie sich und suchen zu entkommen, wo sie es können und vermögen. Uns aber hilft da kein Schelten und Jammern, sondern nur muthiges Erfassen des Kampfes, den wir zu führen haben, Verdoppelung unserer Anstrengungen, immer neuer Anfang nach jedem Mißlingen, bis endlich verhältnißmäßige Sicherheit und ein Zustand ruhigen Gleichgewichtes unsere Anstrengungen belohnt.

Dabei kann es uns nun nicht mehr als etwas Seltsames und Unrechtes erscheinen, wenn in diesem Kampfe uns hier und da eine Wunde geschlagen wird. Zumal, wenn wir selber nachlässig oder waghalsig sind, was ist es denn Wunderbares, wenn das gefährliche Spiel einmal verloren geht? Wenn wir Schiffe bauen, auf denen wir den wilden Ocean durchpflügen, und der Sturm wirft einmal ein solches Schiff an den Felsen und es zerschellt und geht zu Grunde, nun, so haben wir einmal unter Tausenden den Einsatz eingebüßt, der im Wettkampf mit den Elementen von uns allzeit verlangt wird, das Leben. Wenn wir uns bequeme Wohnungen bauen und thürmen die schlanken Stämme des Waldes hoch übereinander, damit sie uns Schutz geben gegen Wind und Wetter, so laßt uns wohl bedenken, daß auch Alles sicher und gut gefügt sei. Ist aber das Werk in die Hand eines Leichtfertigen gelegt, kann ein Balken die Last nicht tragen, die ihm aufgebürdet wurde, kracht er zusammen und reißt Haus und Bewohner mit sich, nun so sind dieselben Gesetze, die wir uns sonst zu Nutzen machen, einmal gegen uns gewesen und wir haben kein Recht, ihnen zu zürnen. Sie haben gethan, was sie sollten, und wo und wann sie es gethan, ob uns zum Heil oder zum Unheil, das ist nicht ihre Schuld. Die Welt steht eben nicht in unsrer Hand, sie gehorcht uns nur theilweise, sie war da, bevor wir kamen und wird sein, nachdem wir gingen,

und so dürfen wir nicht erwarten, daß sie uns nur immer freundlich und niemals feindlich und zerstörend gegenübertrete.

Aber wem gehorcht denn die Welt, wenn sie uns nicht Gehorsam schuldig ist? Sie gehorcht Gott, sagen wir. Indem wir das sagen, fühlen wir wohl, daß eine neue Reihe von Fragen auffteigt in unserm Innern. Ist denn Gott nicht eben die Güte und Liebe selbst? Kann er, den wir Vater nennen mit der ganzen Inbrunst unsres Herzens, auch Anderes geschehen lassen in dieser Welt, als Gutes und Rechtes? Wie kommt es denn, daß so vielfach das Gegentheil geschieht, daß oft in so erschütternder, dem menschlichen Gefühl wahrhaft hohnsprechender Weise Gesundheit und Leben von Hunderten und Tausenden vernichtet wird? Warum gebietet Gott nicht den Winden, daß sie das Schiff, auf dem theure Menschenleben geborgen sind, sanft und schnell hinübertragen an's jenseitige Ufer? Warum sendet er nicht einen seiner Engel, um den Balken zu stützen, der brechen will unter der Last von Kindern und Müttern, die des Weihnachtsfestes harren? So fragen wir arme Menschen, denen das fromme Herz sagt mit der heiligen Schrift: ohne Gott fällt kein Haar vom Haupte, und denen doch der Lauf der Welt so Vieles zeigt, was Gottes unwürdig zu sein scheint. Und doch fragen wir so eigentlich nur in erregten Augenblicken, wenn unser Herz empört ist über die Ungerechtigkeit des Weltlaufes. Dann kommen wir wieder zur Ruhe und sagen uns selbst, daß das nicht sein kann, was wir da meinen, daß es kindische Gedanken und Wünsche sind, Wünsche, deren Erfüllung uns gerade das rauben würde, was unserem Leben am Meisten Ruhe und Kraft giebt: die Sicherheit, durch die wir diese Welt, so weit es uns möglich ist, beherrschen und uns dienstbar machen. Das wäre ja keine würdige Vorstellung von Gott, wenn wir annehmen wollten, er handle mit Willkür, bald so, bald anders, ohne Ordnung und Gesetz. In diesem Falle gerade wäre es mit der Sicherheit unseres Lebens vorbei und eine Wirkung auf die Welt um uns her wäre uns verwehrt. Denn daß wir etwas wirken können in ihr und sie uns theilweise wenigstens unterwerfen, das beruht ja gerade auf dem Dasein von Gesetz und Ordnung in ihren Erscheinungen. Einzelne Fälle von dieser Ordnung ausnehmen wollen, wo uns etwa mit dem entgegengesetzten Gang der Dinge besser gedient wäre, das hieße nichts anderes als ihren ganzen festen Zusammenhang auflösen, wo uns dann erst recht keine Möglichkeit geboten wäre, auf sie einzuwirken. Unser Blick ist da eben von Natur ein gar beschränkter. Wir denken uns so gern Gott als den Lenker aller Dinge, und meinen damit doch so oft nur einen besonderen Schutzengel für

uns und unſer Hab und Gut. Gott aber iſt nicht nur dein und mein Herr, ſondern auch der Herr der Winde und der Feuerflammen, der Geſtirne und der Wolken, der todten und der lebenden Natur um uns her. Sie Alle rufen ihn als Vater an, und ein Vater ſo vieler Kinder kann nicht einem jeden ein beſonderes Daſein einrichten im Widerſpruch mit dem der anderen, er iſt die allwaltende und allumfaſſende Liebe und Güte, in welcher jedes Weſen an ſeinem Theile mit aufgenommen iſt in den großen, ſteten Gang ſeiner Schöpferwerke. Da muß das Kleine ſich dem Großen fügen und was im Einzelnen ungleich und kraus erſcheint, rundet ſich im Ganzen zur feſten, harmoniſchen Linie. So waltet die Ordnung Gottes um uns her in der Welt und ſo müſſen wir uns ihr fügen und ſie demüthig annehmen, bedenkend, daß ſie nicht allein da iſt uns zu Gefallen, ſondern damit Alles lebe und webe in ſicherem Gange. Und wenn ſie im Lauf der Dinge auch einmal Schrecken und Schaden über uns heraufführt, ſo laßt uns bedenken, wie viel Gutes wir ihr auch wieder verdanken.

Oder ſollte es Gottes unwürdig ſein, daß er im Lauf der Welt auch einmal dieſes und jenes Uebel über uns ergehen ließe? Wohl haben frühere Geſchlechter etwa nöthig gefunden, die böſen Dinge von Gottes Walten auszunehmen und ſie einer anderen, feindlichen Macht zuzuſchreiben, dem Widerſacher Gottes, dem es Freude macht, die Werke des Ewigen wieder zu zerſtören, dem Satan. So kamen denn Gewitter, Sturmwinde, Erdbeben, Seuchen, Unglück vom Teufel her und gehorchten ihm, wie die guten Geiſter Gott gehorchen. Dieſe Anſchauung iſt ſchon eine alte und wir begegnen ihr auch im neuen Teſtament, in den Erzählungen der Evangelien von den Beſeſſenen, die Jeſus heilte, wie in den Briefen der Apoſtel. Und auch die Reformatoren haben dieſen Glauben noch gehegt und gepflegt, wie denn Luther im großen Katechismus lehrt, daß der Teufel Hader, Mord, Aufruhr und Krieg anrichte, ferner Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu verderben und die Luft mit Peſtilenz zu vergiften. Uns Kindern der neuen Zeiten iſt dieſe Anſchauung ferne getreten. Für ein böſes Weſen iſt uns kein Raum neben dem höchſten, denn wie wäre Gott er ſelbſt, wenn ein Theil der Welt nicht ihm, ſondern einem Anderen gehorchte? Wir ſagen vielmehr, wie auch wieder die Schrift in einzelnen ihrer Worte anerkennt, daß von Gott Gutes kommt und Böſes, und wenn uns Krankheit oder Unglück heimſucht, ſo ſprechen wir mit dem Dulder des alten Bundes: haben wir das Gute von Gott empfangen, und ſollten das Böſe nicht auch annehmen? Damit

wird uns aber die Aufgabe gestellt, von Gott höher und größer zu denken. Er darf uns nicht mehr bloß der Geber alles Guten sein, sondern der, von welchem uns Alles kommt, auch was wir böse nennen. Seine Liebe dürfen wir uns nicht mehr denken als die eines schwachen Vaters, der da nur immer giebt und gewährt und Böses abwehrt, sondern als die des Vaters aller Welten, der das All belebt nach seinem Willen und dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind. Da dürfen wir nun von seinen Werken auch das nicht mehr ausschließen, was von uns als schmerzlich und grausam empfunden wird. Dazu giebt uns ja eben das Wort unseres Herrn schon Anleitung. „Kauft man nicht", sagt er, „zwei Sperlinge um einen Pfennig? und doch fällt derselben keiner zur Erde ohne eueren Vater". Wenn der Sperling zur Erde fällt, so heißt das eben, er fällt dem Tod anheim, und es liegt also in diesem Wort gerade ein Hinweis auf das Herbste, was der Lauf der Welt den lebenden Wesen bringt, das Todesschicksal, dem sie alle unterworfen sind. Wenn aber der Tod vom Vater im Himmel gesendet wird, dann auch alle geringeren Uebel, und in dem frommen Gefühl, daß auch dieses Alles von Gott gelenkt wird, liegt also schon die Anerkennung, daß auch das Harte und Schwere nur von ihm kommt.

Gottes ist also die Welt um uns her. Sein Walten in ihr hat sein festes Gesetz, seine bestimmte Ordnung und diese Ordnung ist nicht blos nach unsern Wünschen und Bedürfnissen eingerichtet. Daran lernen wir die Demuth, die dem frommen Gefühl jederzeit so natürlich war. „Seh' ich den Himmel an", sagt der Psalmist, „deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du gemacht hast — was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst"? Ohne solche Demuth ist es unmöglich, von dem Walten der Vorsehung Gottes etwas zu verstehen. Gott wirkt Alles, aber sein Wirken tritt uns zunächst entgegen in den ewigen Ordnungen der Natur, in denen es sich entfaltet. Es ist ja nicht so, daß der Fromme sagen könnte: ihr anderen Menschen glaubt an das Naturgesetz, ich glaube an das Walten Gottes. Auch er muß an das Naturgesetz glauben, ob er wolle oder nicht, denn es tritt ihm täglich und stündlich in seiner Unerschütterlichkeit entgegen. Der Unterschied ist nur, daß der Unfromme meint, nur an das Naturgesetz sich halten zu müssen, während der Fromme in diesem den Willen und die Offenbarung des Vaters erkennt. Und eben das Wort unseres Herrn vom Sperling auf dem Dache und vom Haar auf dem Haupte zeigt uns, daß auch er dieses Walten Gottes als ein allumfassendes, das Geringste wie das Größte umschließendes,

empfunden und verstanden hat. Aber freilich, daß wir auch zur Welt gehören und als ein verschwindendes Atom im All seinen Gesetzen unterworfen sind, ist noch nicht Alles, was er uns mit seinem Worte sagen will. Es ist doch ein ander Ding um das Menschenherz, als um die Millionen von Wesen, die sonst in der Welt sind. Stehen wir auch mit ihnen unter demselben allgemeinen Gesetze, so hat Gottes Leitung für uns doch noch einen ganz besonderen Sinn, der sich an uns allein wendet, und hier ist es nun, wo das zweite Wort zur Geltung kommt, das in unserem Spruche liegt, das Vertrauen. Daß in der Welt Vieles ohne uns geschieht, aber Nichts ohne den Vater, mahnt uns zuerst zur Demuth, daß aber Alles, was um uns geschieht, von diesem Vater kommt, das wandelt unser Gefühl um in Vertrauen.

II.

Fürchtet euch nicht, spricht der Herr, ihr seid besser, denn viele Sperlinge. Wenn von ihnen keiner auf die Erde fällt ohne den Willen Gottes, wie viel weniger wird denn euch etwas geschehen ohne ihn? Darum seid ruhig, ihr steht in Gottes Hand und was euch begegnet, kommt von ihm.

Wenn Jesus sagt: Fürchtet euch nicht, so kann das nach Allem, was er selber vom Leben erfahren hat, nicht heißen: seid unbesorgt, es wird euch nichts Böses zustoßen, sondern kann nur heißen: das sogenannte Böse ist in Wahrheit kein Böses, weil es auch von Gott kommt und in ihm auch des Vaters Wille sich ankündigt. Ein Blick auf unser Leben zeigt uns ja, daß wir von den Uebeln dieser Welt ein reicheres Maß zu tragen haben, als irgend ein Wesen sonst. Wie wenig von Leid findet sich im Leben eines solchen Sperlings, mit welchem unser Text unser Dasein vergleicht! Er wird groß ohne viel Mühe zu verursachen, er hat keine schwer zu befriedigenden Bedürfnisse, manchmal findet er Alles in Hülle und Fülle, manchmal leidet er einigen Mangel, Gefahren drohen ihm von vielen Seiten, aber auch Schutz ist ihm reichlich gewährt, im Sommer ist er munter und vergnügt, im Winter darbt er, doch fehlt es ihm nicht an einem warmen Federkleid, und kommt sein Ende, so weiß er es nicht und geht dahin ohne sich darüber große Gedanken zu machen. Keine Krankheiten, keine eigentlichen Sorgen plagen ihn, denn er hat kein Gemüth, das im voraus schon Schmerz empfindet und Alles sich zu Herzen nimmt, er führt keinen Kampf mit sich selbst, der in seinem Innern Wunden zurückließe. Wir dagegen sind von der Stunde der Geburt an umringt von tausend Aengsten, wir

haben Mühe, unser Leben auch nur zu erhalten, wir blicken sorgenvoll in die Zukunft und plagen uns um Dinge, die vielleicht nie kommen werden. Unser Körper ist gebrechlich, bei der geringsten Störung droht er den Dienst zu versagen, eine Unzahl von Bedürfnissen werden ihm zur Nothwendigkeit. Und dabei haben wir stets vor uns die Aussicht auf ein qualvolles Sterben, dessen Schauer uns im voraus schon die Seele erschüttern. Die Fäden unseres Daseins sind nach allen Seiten hin verwoben mit denen des Daseins Anderer, deren Mißgeschick uns in Mitleidenschaft zieht, durch deren Sturz wir ohne eigene Ursache mitgerissen werden können. Unser weiches Gemüth, das Alles in sich aufnimmt, und bewahrt und verarbeitet, was von außen an uns herantritt, ist zwar eine Quelle der schönsten Freuden, aber auch der bittersten Leiden. Wir können lieben von ganzem Herzen, aber wir können auch weinen von ganzem Herzen, und die Opfer, die von uns verlangt werden, wachsen mit dem Fortschritt des Lebens immer größer an, bis endlich das Herz keines mehr zu bringen hat, weil ihm kein Glück mehr übrig ist. Wo sonst in der weiten Welt sehen wir Bilder des Schmerzes gleich denen, die unser Menschenleben darbietet? Grausames und Qualvolles giebt es zwar auch in der Natur genug, aber was ist das gegenüber der Empfindung einer Mutter, die ihr einzig geliebtes Kind beweint, gegenüber dem bitteren Gefühl eines Mannes, der die Arbeit langer Jahre durch einen Zufall unwiederbringlich vernichtet sieht, gegenüber der Reue eines Schuldigen, der sich vorwerfen muß, sein und Anderer Leben mit seinen Thaten vergiftet zu haben? Der Mensch ist eben unter allen Kindern Gottes zwar der Ehrenreich, aber auch der Schmerzenreich, dem das Leiden als Mitgabe in die Wiege gelegt ist.

Dennoch sagt der Herr: ihr seid besser, als viele Sperlinge. Trotz all der Leiden, die euch mitgegeben sind in dieses Leben, seid ihr doch zu viel Höherem berufen, als alle Wesen um euch her. Ja, trotz all der Leiden, oder vielmehr *durch* alle die Leiden, denn sie sind ja nicht nur eine gleichgültige Beigabe unseres Lebens, sondern sie gerade wecken in uns den höheren Beruf. Was wäre der Mensch geworden ohne den Widerspruch, den die Natur und das Schicksal ihm von Anfang an entgegensetzten? Dadurch allein hat er gelernt, sich zu wehren, kräftiger zu arbeiten, wirksamer sich zu schützen, geschickter dies und jenes zu benutzen zu seinem Wohlergehen. Das war die Schule, in welcher er gelernt hat, was er jetzt weiß und vermag. Ist es aber so, dann müssen wir erkennen, daß die große Zahl der Uebel im Menschenleben eine nothwendige Stelle hat, und daß diese uner-

wünschten Erfahrungen uns gerade über die Hand, die uns leitet, besser unterrichten, als alle anderen. Damit sagt sie uns eben: ihr sollt etwas ausrichten auf dieser Erde, ihr sollt nicht blos Sperlinge sein, sondern besser als sie, darum seid ihr in eine strenge Schule gegeben, damit das höhere, das geistige Leben sich in euch entwickle. Der ewige Gott, dessen festes Gesetz wir im Lauf der Natur erkennen, offenbart sich uns hier als der Gott, der Geist ist, und der aus der Natur ohne Aufhören geistiges Leben entwickelt und es höher und höher ausbildet, um seine erhabenen Absichten mit unserem Geschlecht zu erreichen.

Aber unser Herz will sich noch nicht ganz zufrieden geben. Wir sehen schon ein, daß die Uebel in der Welt einen Nutzen haben im Großen und Ganzen, aber im einzelnen Falle kann das dem Leidenden nichts helfen. Wenn er hart und grausam leiden muß, wie kann er an die Lehre und Mahnung denken, die Andere von seinem Leiden haben, da er doch selbst keinen Nutzen davon hat, sondern untergeht ohne Erbarmen. Wie kann denn der himmlische Vater die Waage so ungerecht handhaben, dem Einen alles Glück zutheilen und den Anderen als warnendes und lehrreiches Exempel des Duldens hinstellen? Hat er nicht einen Jeden gleich lieb und nennt er nicht eine jede Menschenseele sein Kind?

Ja, eine jede Menschenseele ist ihm gleich lieb, gleich werthvoll, das bekennen auch wir. Wenn er doch die Einen ruhig leben läßt und die Anderen durch Unruhe und Plage hindurchführt, so kann er das nur darum, weil vor ihm nicht das äußere Leben mit seinen Gütern das wahre ist, sondern das innere. Das enthält ja eben unser Glaube an Gott als unseren Vater, und das ist das helle Licht, das auf unseren Lebensweg fällt, daß er in uns das Leben des Gemüthes schafft, das ihn zum Mittelpunkt hat und zum Ziel. Nicht das ist dein wahres Dasein, daß du gesund seiest und Erfolge habest in deiner Arbeit und lange lebest — das ist nur die Schale, die für sich allein hohl und werthlos ist, wenn sie nicht einen besseren Kern umschließt — sondern das ist dein wahres Leben, daß du fromm seiest, geduldig und gehorsam deinem Gott, seine Worte höreſt in deinem Gewissen, darnach handelst mit rechtem Eifer in Liebe gegen ihn und die Brüder und so wachsest an allem Guten und Wahren, und erst wenn du das hast, kannst du sagen, du lebest — du lebst dann in Gott. Je mehr du nun in diesem wahren Leben vorwärts kommst, desto leichter erhebst du dich innerlich über das andere. Du lernst leiden und doch getrost sein, kämpfen und doch Frieden haben, sterben und doch leben. Ja, du merkest, daß

gerade die Erfahrungen, welche dich äußerlich verarmen machen, dir deinen inneren Reichthum mehren und offenbaren, du erlangst eine Kraft der Entsagung, des Glaubens und der Liebe, die dir zuvor unbekannt war, und im Unterliegen gewinnst du dir den schönsten Sieg. Darum kannst Du auch in Ruhe zusehen, wie die Schale deines inneren Wesens immer schwächer wird und zuletzt ganz vergeht, denn während der äußerliche Mensch verwesel, wird der innerliche von Tag zu Tag erneuert. Und das Letzte und Höchste: Du lernst, wie dein wahres Leben auch selbst den Tod des leiblichen überwindet, und wie der sein Leben findet, der es verliert. Bedenkst du nun, daß dir das Alles gegeben wird von deinem himmlischen Vater und daß es nicht in dir wachsen könnte ohne die schweren, traurigen Erfahrungen des Lebens, so merkst du, was er mit dir will, und wohin seine Hand dich weist, wenn sie dich züchtigt. Sie weist dich nach oben, hinaus aus dem irdischen, trüben und dunklen Wesen, in welchem du weniger sicher lebst, als alle Geschöpfe um dich her, hinan zu den Höhen des Geistes und der Liebe, der Kindschaft gegen ihn, den wahren Vater des geistigen Lebens. So verstehst du nun, was er mit dir will, dankest ihm, wenn er dich preßt und dankest ihm, wenn er dich wieder entläßt, und fürchtest dich nicht, denn du bist besser, als viele Sperlinge. So hast du es ergriffen, was dir der Meister in seinem Worte vorhält. Nun kannst du bekennen, daß Alles dies von Gott kommt, und daß eben darin seine Liebe dir nahet. Und wie aus seinem Worte, so und noch besser lernst du es aus seinem Leben, aus seinem Thun und Leiden, denn er ist ja auch hierin der Anfänger und Vollender des Glaubens gewesen, daß er in des Vaters Willen lebte und webte und diesen Willen auch dann ehrte und liebte, wenn er ihm das schwerste Opfer auferlegte, damit in allen Dingen Gott gepriesen werde durch ihn, sei es im Leben, sei es im Tode.

So einet sich beides: Demuth und Vertrauen. Ohne die Demuth können wir nicht über uns und über unsere kleinlichen Gedanken hinauskommen, und ohne das Vertrauen können wir nicht zu *ihm* kommen, der uns recht über uns selbst erhebt zur Vollendung in ihm. Laßt uns darum allezeit beides bekennen, sowohl daß wir hier leben unter der Herrschaft der Natur und ihrer Nothwendigkeit und daß wir stehen in Gottes, als in des Vaters Hand. So oft es uns gelingt, beides einander nicht gegenüberzustellen, sondern eins im andern zu erkennen und zu verehren, so oft haben wir uns emporgeschwungen zum wahren, freudigen Glauben an Gottes Vorsehung. Denn derselbe Gott, der in dieser Welt mit seinen Ordnungen waltet, die allezeit

unverbrüchlich sind, derselbe ist es auch, der in uns sein Leben, das Leben der Religion, pflanzt und uns zur Würde seiner Kinder erhebt. Eben die Beschaffenheit der Welt um uns her, die so oft unsern Wünschen widerspricht, ist es, die in uns das Leben in Gott entfacht, wie der Funke durch den harten Schlag des Stahles dem Steine entlockt wird. Ohne Leiden keine Freuden, ohne Angst kein Friede, ohne Tod kein wahres Leben. Laßt uns trachten, daß in uns Allen mehr und mehr erwache, was die Erfahrung von der Welt und ihren Uebeln in uns wecken will, daß wir uns erkennen als göttlichen Geschlechts, fußend zwar auf der Erde, von der wir genommen sind, aber aufblickend dahin, wo unseres Geistes Ursprung und Heimath ist. So können wir ruhig sein inmitten aller Unruhe und wissen: kein Sperling fällt zur Erde ohne unsern Vater, darum fürchten wir uns nicht, wir sind besser, denn viele Sperlinge, denn wir sind unseres Vaters liebe Kinder; er ist's, der uns Segen und Fülle giebt allenthalben und immerdar, und die ganze Welt vermag uns nicht zu scheiden von seiner Liebe, die ist in Jesus Christus, unserm Herrn.

Amen.

Rede

am Sarge des Seminar-Professors Rudolf Philp,

gehalten am 12. Januar 1883

von

Dr. Johann Roth,

evangelischem Stadtprediger zu Hermannstadt in Siebenbürgen, jetzt Pfarrer in Thalheim bei Hermannstadt.

Der du, allheiliger Gott, willst, daß wir im Geist und in der Wahrheit dir dienen und in solchem Dienst nach deiner Vollkommenheit und deinem Wohlgefallen und unserm Frieden ringen, laß uns hier an dem Sarge eines Erdenpilgers, der in solcher Weise dir gedient, laß uns erkennen, daß die Beweise, die wir von unserer Liebe zu den Brüdern geben können, daß die Thaten, die der gottergebene Mensch sich abgewinnen kann, nicht abhängig sind von unserem Wähnen über dein unerforschlich Wesen, dessen Sinn ja doch Niemand erkannt und dem gegenüber all unser Wissen Stückwerk bleibt. — Laß die Liebe das Gedächtniß dieses Todten in den Herzen der Trauernden gestalten zu einer Quelle himmlischen Trostes. Amen!

Wenn abgeschiedene Geister noch Theil nehmen an dem Leben derer, die im Staube wallen, dann weilt dein Geist, verklärter Freund, jetzt gewiß bei uns, die wir deiner gebrochenen Hülle das letzte Ehrengeleit geben wollen, nicht ihr, um ihrer selbst willen, nicht um des Staubes willen, den dieser Sarg birgt und den bald das Grab empfangen soll, nein, um des Geistes, um des Herzens willen, die jener Hülle Leben gegeben, um der Thaten willen, die Geist und Herz gewollt und vollbracht.

Indem ich in diesem Augenblicke dessen gedenken möchte, was dieser Geist und dies Herz uns gewesen, weilt mein Auge zunächst im engsten Kreise, den die Bande des Geisteslebens am innigsten umgeben und umweben, bei euch, jugendliche Gattin und betagte Eltern, die dieser Tod im tiefsten Herzen verwundet, bei euch Geschwistern, die durch nie entweihte Bande der Treue sich mit dem Bruder geeint gefühlt, bei euch Freunden und Freundinnen, die ihr dies dem Freund zunächst nach den Banden

des Blutes, dann aber, in edlerem Sinne, nach denen der Liebe gewesen. Aber wenn ich, in diesem Kreise verweilend, euch unvergeßliche Erinnerungen aufzuzählen unternähme, wo sollte ich beginnen und wann sollte ich enden? Möge in eurer Erinnerung lebendig werden eures theuren Todten kindlich dankbares Empfinden für elterliche Wohlthaten, das sich äußerte in den vielen edlen Freuden, die er euch bereitet, in den sinnigen Gaben seiner Liebe; möget ihr gedenken seines zarten brüderlichen Herzens, seines edlen, offenen Freundessinnes, seines regen Geisteslebens, seiner schönen Kunstbeflissenheit; möget ihr ihn sehen in seinem ersten ehelichen Glück, von Freude erfüllt, oder nach dessen jähem Zusammenbruch in tiefer Trauer, durch viele Jahre, oft und oft, aber immer ohne einen Laut der Klage zum Grabe der Gattin und des Kindes pilgern, oder möget ihr ihn endlich nach Vernarbung jener Herzenswunden an der Seite der zweiten, nicht minder geliebten Gattin wieder zur Lebensfreude erstehen sehen, die, ach, so schnell zu euerem Leide sich gewendet — wie wäre es mir möglich, den ganzen Reichthum an edlem Gut anzudeuten, das ihr Alle an ihm und in ihm besessen! Fortan könnet ihr nur gedenken dessen, was er euch war. Laßt dies Gedenken werden ein heiliges Danken, laßt es werden in euren Herzen zu einer Quelle, daraus göttlicher Segen, daraus Wasser des ewigen Lebens quillt.

Doch auch unser war er, — und damit überblicke ich einen weiteren Kreis — unser, die der gleiche Beruf mit ihm geeint, jener schwere heilige Beruf, der wie kein zweiter freudigen Muth fordert für eine Sache, die nicht glänzt auf dem Markte des Lebens, die ihrem Vertreter keinen Lorbeer weltlichen Sieges sichert, die vielmehr nur in der Zurückgezogenheit gedeiht und darum ihren Dienern Opfer der Selbstverleugnung, des Muthes leidenden Heldenthums, des Muthes der Demuth auferlegt. In diesem Beruf, wie standest du, edler Freund, so still und anspruchslos, so unentwegt gewissenhaft! Wie standest du fest, wie ein Held, lange nachdem das schwere Geschick dich betroffen, in dem wir voll schmerzlicher Besorgniß den Fittich des Todes sahen! Und wie paartest du in deinem Beruf reiches Wissen mit schönem Können! Wie vereintest du im Urtheil Strenge mit Milde, Gerechtigkeit mit Billigkeit! Ja, auch der Dank der Schule und deiner Schüler, auch unser, deiner Berufsgenossen Dank ist dir gewiß.

Auch noch einen Dank laß dir gefallen, verklärter Geist, einen Dank, den du ebenso wenig je gesucht, wie er dir je versagt geblieben: den Dank der vielen, vielen Hunderte von Herzen,

die so gern und so andächtig gelauscht, wenn du das geheimnißvolle Wesen des Geistes aus der jenseitigen Welt durch die Macht der Töne in diese Welt herüber zauberteſt, als ein Meister der Kunst die Herzen gefangen nahmſt, ſie erhobſt und adelteſt zu göttlichen Gefühlen, auf deren Höhe „des Jammers trüber Strom nicht mehr rauſcht.“

Wie dein eigen Herz jener Macht der Milde und des Friedens ſich erſchloß, ſo hätte es gern aus der rauhen Wirklichkeit allen Unfrieden und alle Härte und alle Noth beſeitigt oder wenigſtens gelindert geſehen. Wie haſt du darum in der Stille und Verborgenheit ſo manches Dürftigen Noth gemildert durch reichliche Gaben der Liebe! Wie hat jede gute Sache des öffentlichen Lebens an dir den wärmſten Freund, den opferwilligſten Förderer gefunden! Wie trateſt du mit der That deines beredten Wortes begeiſtert ein für Fragen der Wiſſenſchaft, wie der ſittlichen Lebensgeſtaltung!

So ſuchteſt du des Geiſtes Adel, den du errungen auf den Höhen der Wiſſenſchaft und Kunſt, an dir ſelber zu erhöhen durch ſittliche Läuterung, durch des Herzens Heiligung. So trugſt du durch deinen Wandel den Seelenadel in die Niederungen des Erdenlebens und halfſt an deinem Theil dies Leben zu Gottes Reich zu geſtalten.

Aber wo finden wir Troſt in dem bitteren Weh, daß dein edles Leben ſo früh erloſchen? Warum mußten auch deines Lebens Sinnbild die herrlichen Blüthen ſein, mit denen die Liebe deinen Sarg geſchmückt, die aber zu Tod erſtarrt ſein werden, noch ehe wir deine Gebeine der Stätte des Todes vertrauen! Doch

Nur die Hülle gleicht dem Laube,
Sinkt wie dieß hinab zum Staube,
Wird wie dieß dem Wurm zum Raube,
Läßt vom Winde ſich verwehn.

Aber was des Geiſtes Trieben
Iſt entſproſſen, was wir lieben,
Iſt auf ewig uns geblieben,
Kann im Tod nicht untergehn.

Amen.

Zwei Leichenreden

von C. W. Kambli, Pfarrer zu St. Laurenzen in St. Gallen.

I.

Leichenrede

gehalten am Grabe eines 17jährigen Kantonsschülers, der sich erschossen hatte. Am Leichengeleite nahmen die sämmtlichen Kantonsschüler Theil.

Trauernde christliche Freunde! Wie groß und schwer ist an solchem Grabe des christlichen Predigers Aufgabe, wie verantwortungsvoll das Amt, dessen ich hier zu warten habe. Wenn ich in die gramerfüllten Züge, in die von Thränen überquellenden Augen der schwergebeugten Mutter und der Geschwister, der Lehrer und Freunde des Verstorbenen, ja dieser ganzen Trauerversammlung blicke, so höre ich im Geiste die Mahnung des Herrn: Tröste, tröste mein Volk! Rede herzlich mit den Trauernden und sage ihnen, daß Gott alle Schuld verzeiht, daß seine Gnade und sein Erbarmen größer ist, als unser Menschenherz zu ermessen vermag. Aber wenn ich dann eine so zahlreiche Schaar von Jünglingen vor mir sehe, euch Alle, ihr Jugendgenossen des Verstorbenen, und mir sagen muß, auch euer Lebensweg führet dahin am Rande des gleichen Abgrundes, der den Unglücklichen verschlungen hat, wenn ich bedenke, daß Jedem von uns Allen, auch dem im Sturm des Lebens schon Erprobten, selbst dem vielgeprüften Greise die Gefahr droht, ein Opfer der Verzweiflung zu werden, dann höre ich auch die ernste Warnung an mich ergehen: Heile nicht den Schaden meines Volkes leichthin, sprechend: Friede, Friede! so doch kein Friede ist. Wo Gott selber so furchtbar ernst zu den Gewissen redet, da suche nicht mit schönen Worten die Herzen an ihrem Leid vorüberzuführen und die Traurigkeit nach Gott wieder in ihnen auszulöschen,

sondern verkünde ihnen: Selig sind, die da trauern, denn sie werden getröstet werden! Denen aber, die auch an solchem Grabe noch kalt und selbstgerecht bleiben, rufe mit Macht zu: Irret nicht, Gott läßt seiner nicht spotten, denn was der Mensch säet, das wird er auch ernten, die Traurigkeit nach der Welt wirket den Tod! Wahrheit üben in Liebe, das ist immer unsere Aufgabe, am allermeisten in solch' ernster, schwerer Stunde.

Zu Todtenrichtern sind wir nicht berufen. Wir sehen nicht hinein ins Menschenherz, wir wissen nicht, welche Last das Schicksal dem Unglücklichen, der endlich der Verzweiflung erlag, zugemessen hat, wissen nicht, wie lange und wie heiß er gekämpft und wie schwer er gelitten hat, ehe er der Verzweiflung erlag. Richten wir darum nicht in liebloser Weise. Wer von uns vermag die Grenze zu bestimmen, wo der freie Wille im Menschen und damit die Verantwortlichkeit aufhört und der Zwang geistiger Krankheit, die ja immer auch eine leibliche ist, so überwältigend wirkt, daß der Unglückliche seinen dunklen Trieben nicht mehr zu widerstehen vermag? Wie Vieles im Leben des Verstorbenen deutet darauf hin, daß auch er unter solchem Drucke gestanden, daß die Gesundheit seines Geistes von jeher bedroht und längst schon schwer erschüttert, ja zerrüttet gewesen sei. Was wir nicht wissen, das weiß Gott. Wir können nur mit herzinnigem Mitleid des Armen gedenken, der mitten in den Jahren der Blüthe des Lebens Last nicht mehr zu ertragen vermochte, und darum sie von sich warf. Nicht nach seiner Schuld laßt uns d'rum fragen hier an seinem Grabe, wohl aber unsrer eigenen Schuld am Leid der Nebenmenschen und an der Verzweiflung, die so Manchen von ihnen ergreift, mit tiefer Beschämung gedenken. Es wäre beides lieblos und ungerecht zugleich, wollten wir ausschließlich der Erziehung und ihren Mängeln die Schuld an einer solchen That beimessen; auch die treueste Liebe vermag die anvertrauten Seelen nicht auf dem rechten Wege zu bewahren, geschweige denn vor Geisteskrankheit und vor Verzweiflung zu schützen, wenn nicht Gott selber, der allein die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, seinen Segen dazu giebt; aber darum muß es doch auf's Tiefste uns schmerzen, wenn unser Beispiel, unser Umgang und Verkehr, unsere schonende, vorbeugende und rettende Liebe sich nicht stark genug erwies, ein Glied unserer Gemeinschaft vor dem Aeußersten zu bewahren. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Wahrlich, das Todesloos, dem der Unglückliche erlag, schwebt drohend über jedem Haupte, und nicht nur das, ein Jeder von uns muß sich fragen: hat nicht vielleicht, ohne daß ich es wollte und wußte,

auch ein Wort, das aus meinem Munde ging, oder eine Versäumniß, die ich mir zu Schulden kommen ließ, mit dazu beigetragen, den unseligen Entschluß zu reifen? Lassen wir es doch ja nie am guten Beispiel und, wo die eigene Kraft uns im Stiche läßt, an der Fürbitte für die, welche Gott unserer Obsorge anvertraut hat, fehlen, damit wir, ob heut' oder morgen der Herr uns abrufe, getrost vor ihm erscheinen und sprechen dürfen: Siehe, hier sind wir und die du uns gegeben, von denen, welche du uns anvertrauet hast, haben wir keines verloren.

Doch, was vermag alle menschliche Liebe und Vorsicht und Vorsorge! Jenes alte Psalmwort: „Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen; wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst", es gilt wahrlich noch viel mehr vom Erbauen und Behüten der Menschenseele. Wir Eltern, Lehrer, Seelsorger, Geschwister und Freunde können nur den guten Samen ausstreuen, die Erde aber muß von selber Frucht tragen, während wir getrost schlafen und aufstehen, Nacht und Tag. Möge das der tiefgebeugten Mutter und den schwergeprüften Geschwistern, die an dem lieben Verstorbenen so viel verloren haben, zum Troste dienen. Bei Gott ist kein Ding unmöglich, seine unendliche Vaterliebe, seine Hirtentreue kann auch dies verlorene Schaf noch finden und zurückbringen zu seinem Vaterhause und zu seinem Vaterherzen, er facht den glimmenden Docht zu neuer Flamme an und richtet das zerknickte Rohr wiederum auf. Er ist mächtig genug, auch aus dieser Thränensaat noch eine Freudenernte erwachsen zu lassen. Alle Seelen, die der Lebenden und der Verstorbenen, sind in seiner Hand; er wird an ihnen mehr thun, als wir zu bitten und zu verstehen vermögen. Lasset euch darum, ihr Trauernden, mit eurem Gott versöhnen. Wähnet nicht, er habe euer vergessen. Lasset nicht von ihm und er wird auch von euch nicht lassen. Demüthiget euch unter seine gewaltige Hand und er wird euch erhöhen. Verzeihet dem lieben Verstorbenen den Kummer, den er durch seine unselige That der Verzweiflung euch bereitet hat, gedenket seiner in Liebe, gedenkt des vielen Guten, das auch in ihm lebte und der großen Anhänglichkeit, die er für euch im Herzen trug, und haltet fest an der Hoffnung, daß, wie ihr ihm verzeihet, auch sein Gott ihm verzeihen werde. Möge Gott seinen guten und heiligen Geist nicht von euch nehmen, möge er auch nach dieser Zeit der tiefsten Trübsal wieder einen freudigen Sinn, ein getrostes Vertrauen auf seine Hülfe in euch erneuern und euch Kraft verleihen, an seiner Gnade euch genügen zu lassen. Gelobe denn ein Jedes von euch an diesem Grabe:

Stille halten deinem Walten,
Stille halten deiner Zucht,
Deiner Liebe stille halten,
Die von je mein Heil gesucht;
Ja, das will ich, wie's auch geh',
Wie's auch thu' dem Herzen weh'.

Du, o Herr, giebst Kraft den Deinen
Und den Schwachen allermeist,
Darum gieb mir deinen reinen,
Deinen guten, stillen Geist,
Daß, es gelte wo und wann,
Ich dir stille halten kann.

An euch aber, ihr Jugendgenossen des Verstorbenen, lasset mich noch ein ernstes Wort väterlicher Warnung richten. Der Anblick jeder Leiche, die durch eigene Hand gefallen, hat etwas Schreckliches für uns. Es ist etwas Furchtbares, wenn ein Mensch sein eigener Ankläger, Richter und Vollstrecker des Urtheils wird. Auch wenn über den von den Stürmen des Lebens erschöpften Greisen jene Verzweiflung kommt, die ihn verleitet, den Rest des Lebens wegzuwerfen, feige zu fliehen, nachdem er doch so lange dem Unglück Stand gehalten, geht ein Schauer durch unsere Seele; aber wahrhaft erschütternd ist es, diese That vollbracht zu sehen von einem Jüngling; ist es ja doch sonst das beneidenswerthe Loos der Jugend, das Leben noch in rosigerem Lichte anzuschauen, mit kühnem Hoffen durch die dunkle Gegenwart hindurch einer schöneren, besseren Zukunft zuzusteuern. Woher denn die Unnatur, daß ein Jüngling seine Zukunft preisgiebt und sein Leben von sich wirft, woher die entsetzliche Thatsache, daß solch ein Fall leider durchaus nicht vereinzelt dasteht?

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es wohl niemals uns gelingen wird, dies dunkle Geheimniß ganz zu lichten, weil in jedem einzelnen Fall so viele unberechenbare, unerkennbare Dinge mitwirken; aber leider giebt es auch Schäden, an denen unsere ganze Zeit krankt, die dazu verleiten oder doch den Widerstand solcher Versuchung siegreich zu widerstehen, brechen, und vor diesen Gefahren möchte ich, liebe junge Freunde, an diesem Grabe eindringlichst euch warnen.

Wenn der Mensch erfaßt wird bloß als ein sinnliches Wesen, wenn der Glaube an den Geist, an die Unsterblichkeit der Seele preisgegeben, auch das Denken, Fühlen und Wollen nur als das Ergebniß leiblicher Kräfte und Wirkungen betrachtet wird, woher sollte dann die Kraft und der Muth kommen, Stand zu halten in den Widerwärtigkeiten des Lebens? Wenn der Mensch wirk-

lich nur sich selber angehörte, warum sollte er dann nicht ein Leben, das ihm zur Last geworden, wegwerfen dürfen? Wollt ihr darum, liebe Söhne, der Gefahr entgegen, von der Noth und dem Elend der Welt beim ersten Anprall überwältigt zu werden, so wagt es, größer und höher von der Menschennatur zu denken, wagt es, an einen Gott zu glauben, der Geist, der die Liebe ist, der sich in Jesus Christus uns als Vater geoffenbart hat. Wagt es, als dieses Gottes Kinder euch zu fühlen, und bald werdet ihr's erfahren: Er hat euch die Ewigkeit ins Herz gelegt, und wie dunkel auch die Wege seien, die er euch führt, ob sie selbst durch Schuld und Reue hindurchgehen und zuletzt durch Leiden und Tod, er will nicht, daß auch nur Einer von euch verloren gehe, er will, daß Alle selig werden. Keiner aus uns lebt sich selbst und Keiner aus uns stirbt sich selbst; denn leben wir, so leben wir dem Herrn, wir leben, um die Aufgabe zu lösen, die Gott uns angewiesen hat, und sterben wir, so sterben wir dem Herrn, wir treten ab von diesem irdischen Schauplatz, weil Gott hinieden unseres Dienstes nicht mehr bedarf, doch sind wir bereit, wenn Gott drüben zu neuem Dienste uns beruft, wieder unsern Mann zu stellen. Er allein aber, der Herr über Tod und Leben, weiß zum Kommen und zum Gehen die rechte Zeit; d'rum harren wir aus, bis er uns abruft, bis er selber spricht: es ist genug! Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.

Wohl ist es wahr: Leben heißt ein Kämpfer sein; aber ist denn das etwas so Schreckliches? Ihr traget, liebe Söhne, mit Stolz das Waffenkleid, zum Zeichen, daß ihr euch zu Streitern für das Vaterland ausbilden wollet, nun wohlan, so wagt es auch, Kämpfer zu sein für's höhere Vaterland, für's Himmelreich. „Sich selbst bekämpfen, ist der allerschwerste Krieg, sich selbst besiegen, ist der allerschönste Sieg." Seid männlich, seid stark! Gebt nicht Gehör jenen feigen Klagen, die heutzutage so laut ertönen von den Lippen eines verweichlichten und übersättigten Geschlechtes, jenen Klagen über die Schlechtigkeit der Welt, jenem elenden, weibischen Weltschmerz, der vor jeder Mühe und Anstrengung erschrickt und feige flieht, wo's gelten würde, sich selbst zu verleugnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und mannhaft Stand zu halten. Wagt es unter dem Kreuze Jesu Christi den Kampf mit des Lebens Gefahren und Versuchungen auf euch zu nehmen. Es wird Niemand gekrönt, er kämpfe denn recht, wer aber aushält getreu bis in den Tod, dem bietet Gott die Krone des ewigen Lebens.

Liebe junge Freunde! Ihr seht, welch' namenlosen Schmerz die Verzweiflungsthat eures Kameraden über das Mutterherz,

über die Herzen der Geschwister, der Lehrer, der Freunde gebracht hat; ich weiß, wie weh' es euch, die ihr ihm näher standet, die ihr ihn lieb hattet, thut, ihn so verlieren zu müssen; nun denn, ist irgend eine Ermahnung in Christus, ist irgend ein Zureden der Liebe, ist irgend eine Gemeinschaft des Geistes, ist irgend herzliche Liebe und Erbarmung wirksam bei euch, so ersparet denen, die euch lieb haben und die euch lieb sind, solch' schwerstes Herzeleid!

Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet, der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach, durch Stillesein aber und Hoffen würdet ihr stark sein. Gott wolle nach seiner Gnade in eurer und unsrer Schwachheit seine Kraft stark erweisen.

Zu dir, der Schöpfung Meister,
Zu deines Thrones Höh'n,
Du Richter aller Geister,
Erhebt sich unser Fleh'n!
Von diesem Erdenpfade
Tritt Keiner fleckenlos;
Doch deine Lieb' und Gnade
Ist ewig reich und groß.

O Vater voll Erbarmen,
Voll Langmuth und Geduld
Vergieb, vergieb dem Armen
Des Lebens Fehl und Schuld!
Gieb Kraft zum Wachen, Beten
Uns Allen Tag und Nacht,
Daß wir vor dich erst treten,
Wenn unser Werk vollbracht.

Amen.

II.

Leichenrede

am Grabe eines 83jährigen Greises, der den Tod im Wasser gefunden hatte.

Trauernde christliche Freunde! „Ihr Brüder, wenn auch ein Mensch von einem Falle übereilt würde, so bringet ihr, die ihr Christen seid, einen solchen wieder zurecht im Geiste der Sanftmuth, und siehe dich selbst vor, daß nicht auch du versucht werdest. Einer trage des Anderen Bürde und erfüllet so das Gesetz

Christi. Denn wenn Jemand sich einbildet, er sei etwas, so er doch nichts ist, der betrügt sich selbst. Ein Jeder aber prüfe sein eigenes Thun, und alsdann wird er nur in Absicht auf sich und nicht in Absicht auf Andere den Ruhm haben, denn Jeder wird seine eigene Last zu tragen haben."

Wie dringend nöthig ist es doch für uns, diese treue Mahnung des Apostels Paulus selber zu Herzen zu nehmen und sie euch an's Herz zu legen, ihr Trauernden, die ihr in so tiefem Leide am Grabe eures greisen, auf so traurige Art aus dem Leben geschiedenen Vaters und Großvaters stehet. Zwar zurecht bringen im Geiste der Sanftmuth läßt sich ein Verstorbener, welcher der Verzweiflung zum Opfer fiel, durch menschliche Liebe nicht mehr, ihn können wir nur der Gnade unseres Gottes empfehlen, der ja weiß, was für Geschöpfe wir sind, der gedenket, daß wir Staub und Asche sind. Aber wenn wir sehen, wie ein greiser Erdenpilger, der unter Mühe und Arbeit, in Noth und mancherlei Entbehrung jenes Ziel der Jahre, das der Psalmdichter als das äußerste bezeichnet, wenn er sagt: des Menschen Leben währet 70, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre, erreicht, ja schon längst es überschritten hat, so nahe am Ziele, da er die schwere, lange getragene Last des Erdenlebens in des himmlischen Vaters Schoß hätte ablegen dürfen, doch noch erliegt und in einem Augenblick, da Heimweh und Schwermuth ihm das klare Bewußtsein verdüsterten, hingeht und seinem Leben und damit seinen Leiden eigenmächtig ein Ende macht; wahrlich, dann erkennen wir's als heiligste Gewissenspflicht an denen, die noch mit uns zusammenleben, die Gott noch auf unsere mitleidende und helfende, schonende und tragende Liebe angewiesen hat, doch ja Alles zu thun, was nur immer in unsern Kräften steht, um sie vor Verzweiflung zu bewahren, um die schwere Bürde, die Gott ihnen auferlegt hat, ihnen tragen zu helfen, um durch die Liebe, Milde und Freundlichkeit, die wir ihnen erweisen, sie im getrosten Glauben, daß auch Gottes Liebe ihrer nicht vergessen habe, zu erhalten. Durch menschliches Mitleid und Erbarmen, durch der Menschen schonende und tragende Liebe, durch unsern Trost und Zuspruch will ja Gott den Angefochtenen unter seinen Menschenkindern helfen und seine Liebe ihnen offenbar werden lassen. Was wir einem dieser geringsten unter unsern Brüdern gethan oder nicht gethan, das sieht er an, als hätten wir es ihm selber gethan, oder gegen ihn selber es unterlassen. Statt über den Verstorbenen zu richten, laßt uns darum an seinem Grabe uns selbst mit heiligem Ernste prüfen, ob wir auch allezeit an ihm das Unsrige gethan haben, ob wir überhaupt stets thun, was

in unſern Kräften ſteht, um den Unſrigen jede Stunde froh und keine Stunde trüb zu machen.

Wohl wiſſen wir, ein Jeder hat ſeine eigene Laſt zu tragen. Es giebt Kämpfe und Anfechtungen, in denen Keiner für den Andern eintreten kann, Leiden, welche die Seele, über die ſie kommen, ganz für ſich allein durchkämpfen muß, es giebt ein Leid, das fremden Troſt nicht duldet. Wo wir in ſolcher Qual ein Herz dulden und bluten ſehen, da können wir zunächſt nur zu ihm ſprechen:

Sieh', wenn dir Gottes Rathſchluß ſendet
Der ſchwerſten Prüfung höchſte Pein,
Dann haſt du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein.

Wir können die angefochtene Seele nur verweiſen auf den Troſt des Gebetes und mit treuer, herzlicher Fürbitte ihr zur Seite ſtehen. Auch in dem Leide, dem der Verſtorbene erlegen iſt, vermochte menſchliche Hülfe keine Rettung zu bringen. Standhaft hat der Verewigte bis in's Greiſenalter den Kampf gegen die Noth und Sorge des Lebens geführt in unermüdlicher Arbeitſamkeit, er hat dabei erfahren, daß Mühe und Arbeit das Herrlichſte iſt im Menſchenleben und hat für ſeine letzten Tage nicht Ruhe und Genuß, wie ſie das ganze Leben hindurch ihm verſagt blieben, verlangt; aber als zu den Leiden zunehmender Kränklichkeit noch der Verluſt ſeiner innig geliebten Gattin, die ſtets für ihn geſorgt und gedacht hatte, auf deren Rath und Troſt er in allen Dingen abzuſtellen gewohnt war, hinzukam, da verdüſterte ſich ſein Gemüth mehr und mehr. Mit den Körperkräften ſchwand zuſehends auch ſeine Geiſteskraft, und obgleich die Seinigen an ihm thaten, was in ihren ſchwachen Kräften ſtand, hielt er ſich doch nicht mehr für ſtark genug, die Laſt, die auf ihm lag, noch länger zu tragen. Deutliche Spuren von Geiſtesſtörung traten auf; aber da ſie nur in der Geſtalt eines namenloſen, ſtets ſich ſteigernden Heimwehs nach der im Tode ihm vorangegangenen Gattin ſich zeigten, ließ nichts darauf ſchließen, daß der Greis, noch ehe die letzten Tropfen Oel in ſeinem Lebenslämplein ausgebrannt ſeien, der Verzweiflung zum Opfer werde. Nun es doch geſchehen, können wir nur Gott innig bitten, daß er, was er nicht mit klarem Bewußtſein, nicht nach längſt gefaßtem Plane, ja wir dürfen wohl annehmen, nicht mit Abſicht, ſondern von einem krankhaften, dunklen Triebe überwältigt, gethan hat, ihm nicht als allzu ſchwere Schuld anrechnen, ſondern ſeine, der Angſt erlegene Seele doch noch zum ewigen

Frieden führen wolle. Wozu er selber die Kraft leider nicht mehr gefunden, das wollen wir für ihn thun, wir beten an seinem Grabe zu dem Gott der Gnade: Vater, in deine Hände befehlen wir seinen Geist! Zu unsrer eigenen Seele aber sprechen wir mit des frommen Dichters Worten:

O mein Herz, gieb dich zufrieden,
Und verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was er will.
Harre nur, vertraue still!
Geh' des Wegs, den er dich sendet,
Er begann und er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsing' ihm aus der Nacht;
Sieh', er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Noth und Sorg' umher,
Wird die Last dir allzu schwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

O, so laß denn Alles Bangen!
Wirke frisch, halt' muthig aus!
Was mit ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.
Und ob Alles widersteht,
Im Vertrau'n und im Gebet
Bleib' am Werke deiner Hände,
So führt er's zum schönsten Ende.

Amen.

Der Ruf Gottes an's Menschenherz.

Predigt von Dr. Albert Kalthoff, Pfarrer in Rheinfelden (Kanton Aargau).

Text: 1. Moses 12, 1—3. „Und der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen und verfluchen, die dich verfluchen, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden."

Wenn wir in reiferen Jahren die Bilderbücher aus der Kinderzeit und der Kinderstube einmal wieder zur Hand nehmen, befällt uns leicht eine aus zwei entgegengesetzten Gefühlen gemischte Stimmung. Auf der einen Seite nehmen wir mit Befriedigung den Abstand wahr zwischen unseren entwickelteren und den damaligen kindlichen Anschauungen. Auf der anderen Seite dagegen überschleicht uns wohl eine stille Wehmuth, daß die seligen Stunden, an die uns die vergilbten Blätter der Märchenbücher und die grotesken Bilder aus der Kinderstube erinnern, hinter uns liegen, soweit hinter uns liegen, daß es Manchem scheint, als ob uns eine unendliche Kluft von ihnen trenne.

Ein solches Bilderbuch für große und kleine Kinder ist das alte Testament, wenigstens in manchem seiner Theile. Es stammt ja aus dem Orient, dem Lande der Träume und der Märchen. Dieselbe Mutter, die uns vorgelesen aus „Tausend und eine Nacht", hat uns auch erzählt vom verlorenen Paradiese, von den Erzvätern, von Josef und seinem bunten Rock.

Aber jene Sagenwelt des alten Testamentes, sie illustrirt in allen ihren Bildern immer das Eine: die Erziehung des Menschengeschlechts für den Heilsrathschluß der Erlösung. So konnte das neue Testament die Gestalten des alten als klassische Typen für die Vorbereitung der ewigen Heilsgedanken Gottes verwenden. So können auch wir heute im Rufe Gottes, der einst an Abraham erging, den Ruf Gottes an's Menschenherz vernehmen. Was der Ruf Gottes einst von Abraham gefordert, das fordert er heute noch von uns. Was er einst dem Abraham verheißen, das verheißt er heute noch uns.

I.

„Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause" — das ist das Erste, was Gott von Abraham fordert. Bei diesem Worte fällt uns sofort ein, daß an alle auserwählten Rüstzeuge Gottes je und je eine ähnliche Forderung ergangen ist. Wir wissen auch, weshalb. Wo Menschen aufgetreten sind, die berufen waren, Andere auf neue Bahnen des Lebens zu führen, neue göttliche Lebensziele zu offenbaren, da ist's allemal ihr Verhängniß gewesen, daß sie der großen Menge ihrer Zeitgenossen unverstanden geblieben sind. Oft sind sie geblieben in ihrem Vaterlande und in ihrer Freundschaft, aber das Bleiben kostete ihnen das Leben. Wir denken an die Propheten, die Jerusalem getödtet. Wir denken an Christus, von dem seine Verwandtschaft sagt, er sei von Sinnen, der als Mutter und Brüder nur die anerkannte, die den Willen seines himmlischen Vaters thaten. — Doch ihr sagt: „Wir machen keine Ansprüche darauf, unsre Zeit lehren oder eines Hauptes Länge über unsere Zeitgenossen hervorragen zu wollen. Wir sind einfache Männer und Frauen, die zufrieden sind, wenn sie ruhig ihr Tagewerk treiben und im Gewühl des Lebens ihr bescheidenes Plätzchen finden können." Aber denkt darum nicht, daß die Forderung, die Gott an Abraham stellte, auf euch nicht passe. Ihr wollt doch Religion haben, d. h. ihr wollt die Sprache Gottes in euren Herzen vernehmen, von seinem ewigen Lichte einen Strahl in euch aufnehmen. Dann aber kommt ihr gar nicht daran vorbei, daß ihr nicht Gedanken und Empfindungen habt, die Andern unverständlich bleiben, Entschlüsse faßt, über die eure Freundschaft den Kopf schüttelt.

Wo nur immer die göttliche Wahrheit ein Menschenherz berührt, da schafft sie auch eigenartige, individuelle Gestalten. Ein Hinabsteigen in die Tiefen der Religion ist gar nicht möglich, ohne daß der Mensch heraustritt aus den Geleisen des Herkommens. Du kennst die Wahrheit aus Gott noch gar nicht, sondern höchstens ihr schimmerndes Gewand, wenn du ihr nicht selber wenigstens einmal fest und selbständig ins Angesicht geschaut und sie angesehen hast mit deinen eigenen Augen. Dann aber wirst du's schon empfinden, dieses Gefühl der Vereinsamung in dem, was dir das Höchste, das Heiligste ist.

Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

Nur der, dessen Leben an der Oberfläche dahinfließt, wird von seiner Umgebung ganz verstanden. Jede Arbeit in der Tiefe

des Gewissens, jede Bereicherung unseres inwendigen Menschen vergrößert zugleich den Rest, der von uns übrig bleibt, wenn man Alles, was die Menschen von uns kennen, von uns subtrahirt! Jeder Mensch, der wirklich ein Tempel Gottes geworden ist, hat seinen Vorhof, dahin hat Zutritt die Menge, mit der uns Handel und Wandel in Berührung bringt. Er hat ein Heiliges, wo er mit wahlverwandten Seelen, mit denen, die ihm die liebsten und nächsten sind, Gott anbetet im Geiste und in der Wahrheit, und Gott die Opfer darbringt, die da lebendig, heilig und ihm wohlgefällig sind. Aber er hat eben auch sein Allerheiligstes, da er allein ist mit sich selbst und seinem Gott, wo der Geist selbst als der rechte Hohepriester uns vertritt mit unaussprechlichem Seufzer. Glücklich der, der auf den Höhepunkten, in den eigentlichen Weihestunden seines Lebens einen Freund, einen Vater, eine Mutter oder ein Weib zur Seite hat, die mit ihm fühlen. Doch auch sie, die treuesten Begleiter unseres Lebens, vermögen immer nur zu ahnen, was im verborgenen Menschen, des Herzens, vorgeht. Je reiner sie uns lieben, desto zarter, desto anspruchsloser werden sie selber den Schleier respectiren, der die geheimste Werkstatt, die der Gottesgeist im Menschen aufgeschlagen, allen irdischen Augen, auch den Augen der Liebe, verbirgt. Ihr mögt oft dankbar die Hand gedrückt haben, die sich euch liebevoll darbot zur Hilfe in den Kämpfen eurer Seele, im Streite des Fleisches wider den Geist, im heißen Verlangen nach Wahrheit und Gerechtigkeit; aber je richtiger ihr euch selbst verstandet, desto klarer hattet ihr auch das Bewußtsein, daß es Wege giebt, die der Mensch allein gehen muß. Und wenn's euch oft wehmüthig um's Herz wird, daß das Menschenleben Tiefen in sich birgt, vor denen auch die treueste Liebe Halt machen und euch euch selbst überlassen muß, — Tiefen der Sünde und Tiefen der göttlichen Gnade, — dann denkt daran, daß es eben Gottes Ruf und Gottes Wille ist, der auch dieses weislich geordnet hat in seiner Güte. Der neue Mensch des Geistes, der in uns geboren werden soll in heiliger Stille, muß erst erstarken, bevor er die Berührung der Außenwelt vertragen kann. Heilige Regungen, gewaltige Erschütterungen der Seele müssen erst aufgenommen werden in unseren Charakter und fruchtbar gemacht sein für unseren Willen, damit sie die rauhere Luft der Wirklichkeit ertragen können. Darum schrecke nicht zurück vor den Stunden, in denen Gott dich herausruft aus der gewohnten Sphäre der Freundschaft und des Vaterhauses! — „Gehe in ein Land, das ich dir zeigen will", so lautet die Forderung Gottes weiter. Dem Abraham war dieses

Land, in das Gott ihn rief, unbekannt. Glaubst du es zu kennen? War's Palästina, das Land, wo Milch und Honig fließt? Dort hat ja das Volk Israel, der Same Abrahams, Ruhe gefunden von den Mühsalen des Zuges durch die Wüste, Selbständigkeit und Freiheit nach den Jahrhunderten der Knechtschaft im Dienſthauſe Egypten. Deshalb hieß dieſes Land das Land der Verheißung, das gelobte Land. Aber wie das Volk dort Hütten gebaut und ſich's wohnlich gemacht hatte, als ob es ſeine wahre Heimath gefunden, kam des Herrn Hand über ſie, daß ſie die Hütten abbrechen und des Herrn Lied ſingen mußten im fremden Lande. Zurückgekehrt aus der Fremde, klammern ſie ſich mit neuer Energie an die Scholle, tränken ſie das Land ihrer Väter mit dem Blute ihrer Söhne, um das heilige Land zu ſchützen gegen den fremden Eindringling. Aber die heiligſte Stätte im heiligen Lande wird verwüſtet, und kein Gott kommt hernieder, das Land der Verheißung den Söhnen Abrahams zu ſchützen. Da erweist ſich's als grauſamer Wahn, daß das Land am Jordan dasjenige ſei, in das Gott den Abraham gerufen, als ein Wahn, daß er dort angebetet ſein wolle im heiligen Tempel. Die Einen wollen von dem Wahne nicht laſſen. Sie ziehen wie der ewige Jude über die Erde, harrend der Zeit, da Gott dennoch ſein Reich aufrichten werde in Zion. Die Anderen, die wahren Söhne Abrahams im Geiſte, folgen der Führung Gottes, der ſie aus den rauchenden Trümmern Jeruſalems von neuem ruft in das Land, das er ihnen zeigen will. Und er hat es ihnen gezeigt. Als des Menſchen Sohn nicht mehr hatte, wohin er ſein Haupt legen ſolle, als er umherirrte, ein heimathloſer Flüchtling, als ſein Vaterland und ſeine Freundſchaft ihn von ſich ſtieß und das „Kreuzige" über ihn rief, da war's gefunden, das Land der Verheißung, ohne geographiſche Grenzen, daß man nicht ſagen konnte: Siehe, hier iſt es oder da iſt es. Es war das Vaterhaus, dahin der verlorene Sohn zurückkehrte aus der Fremde, als in ſeine wahre Heimath, das Jeruſalem, das droben iſt.

Aber wie ſie das himmliſche Jeruſalem gefunden zu haben glauben und auf die Stunde warten, die der Vater ſeiner Macht vorbehalten hat, da liegt's vor ihrem Auge doch wieder in weiter Ferne, und Abrahams Söhne müſſen bekennen: „Wir haben hier keine bleibende Statt, ſondern die zukünftige ſuchen wir."

Jetzt wiſſen und verſtehen wir, was Gott von Abraham forderte, als er ihn in das Land rief, das er ihm zeigen wollte. Er forderte Glauben, einen Glauben, der ſich kindlich der Führung Gottes überläßt, im Herzen gewiß, daß Gottes Wege durch alle Irrſal, durch Wüſten und finſtere Thäler, doch auf-

wärts führen zum ewigen Licht, zur Erfüllung aller Verheißungen, die Gott als ewiges Sehnen und Verlangen, als Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, in des Menschen Brust gepflanzt hat. Ihr kennt die Geschichte von Columbus, der auch hinaus wollte in ein Land, das Gott ihm zeigen wollte. Die Gelehrten bewiesen ihm, daß sein Land nicht existiren könne. Die Menge verlachte ihn als einen Thoren und Träumer. Die Großen der Erde ließen ihn im Stich. Aber er vertraut auf das, was sich ihm selbst einer ganzen Welt zum Trotz als wahr geoffenbart. Mit gebrechlichem Fahrzeug segelt er über's schwanke Meer, und als seine wenigen Getreuen sich gegen ihn empören, da hält ihm seine Gewißheit Stand in der Stunde der Gefahr, bis das neue Land vor den dankbar beschämten Blicken ausgebreitet liegt. In Columbus lebte offenbar etwas vom Glauben des alten Erzvaters. Aber solchen Glauben fordert Gott auch von uns. Was Anderen das Ungewisseste ist, das ist dem Glauben das Gewisseste. Was Andere verlachen als ein Hirngespinst, das Geistige, Ewige, die Ideale, die man nicht greifen, nicht messen und wägen kann, das ist ihm das Wahre, das Wirkliche, was allein Bestand hat, wenn Erde und Himmel untergehen. Und alles Geistes Leben und aller Ideale Ideal bleibt die Liebe Gottes, an deren ewige, welterüberwindende, welterlösende und welterneuernde Kraft zu glauben alles Glaubens Kern und Stern ist.

II.

Solcher Glaube ist nicht nur Forderung, er ist selber zugleich Verheißung, und alle einzelnen Verheißungen Gottes an Abraham sind im Grunde, wenn wir sie von der hohen Warte des neuen Testaments betrachten, nichts als eine Entwickelung der im Glauben liegenden Segnungen.

„Ich will dich zum großen Volk machen", das muthet uns allerdings etwas seltsam, etwas altorientalisch an. Wissen wir ja, daß es eine eigenthümliche Auffassung des israelitischen Volkes war, zahlreiche Nachkommenschaft für einen Segen, Kinderlosigkeit für eine Strafe Gottes zu betrachten. Sehen wir heute davon ab, was in dieser Anschauung richtig, was falsch, ungeistig war. Wir kennen das Wort des Bußpredigers am Jordan gegenüber denen, die sich darauf beriefen, Abraham zum Vater zu haben: Gott vermag auch aus den Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken. Wir lesen, wie Jesus seinen Landsleuten das Recht, sich auf Abraham als ihren Vater zu berufen, abspricht, weil sie nicht Abrahams Werke thun, wie Paulus kurz und bündig erklärt, daß die des Glaubens sind, die sind Abrahams

Kinder. In diesem evangelischen Sinne gilt die Verheißung allgemein, auch uns, und das Wort des Propheten findet seine Erfüllung: Sei fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierst; denn die Einsame hat viel mehr Kinder, als die den Mann hat. In diesem Sinne konnte Aug. Herm. Franke, auch ein Held des Glaubens, am Ende seines Lebens Gott danken, daß er ihm Kinder habe geboren werden lassen wie der Thau aus der Morgenröthe, weil die Schaar derer nicht mehr zu zählen sei, die bekannten, durch ihn den Weg zu Gott gefunden zu haben. Darum gerade, wenn dir's Gott versagt hat, ein leibliches Kind an dein Herz zu drücken, oder wenn er dir die, die er dir gegeben, vom Herzen gerissen hat, glaube, jede Seele, die an deinem Glauben sich gestärkt, durch dein Leben zum Leben gekommen ist, gehört dir. Darum trage Sorge, daß auch du zum großen Volke werdest! — „Und ich will dir einen großen Namen machen." Das klingt noch seltsamer als das Erste. Ist das denn eine Gabe, Gottes würdig, ein großer Name? Klebt doch an den großen Namen der Geschichte, ach nur zu oft, viel Ungerechtigkeit und Blutvergießen, führt doch die Bahn, auf der sie ihres Namens Größe gefunden, nur zu oft über rauchende Trümmerhaufen, über die Gräber der Freiheit und des allgemeinen Wohls. Aber wir kennen ja einen Sohn Abrahams, dem Gott einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist, vor dem sich beugen sollen die Kniee derer, die im Himmel und auf Erden sind. Dieser Eine hat seinen größten Namen der Weltgeschichte errungen, als er gehorsam ward bis zum Tode und sein Leben hingab für die Brüder. Von nun an wissen wir, daß groß die Namen nicht derer sind, denen die Geister und Leiber unterthan, sondern die im Himmel angeschrieben sind, nicht die Herrschenden, sondern die Dienenden. An unsrem Auge zieht vorüber eine Schaar namenloser Männer und Frauen im Bilde des Evangeliums. Niemand kennt sie mehr, auf der Gasse spricht man nicht von ihnen und in der Zeitung liest man nicht von ihnen. Aber Einem ist ihr Name unvergessen: was sie gethan haben dem Geringsten unter seinen Brüdern, das haben sie ihm gethan. Wer glaubend sein Scherflein beigetragen hat, daß der Glaube an eine suchende und rettende Liebe nicht untergehe, wer selbstvergessen, frisch und fröhlich, Hand angelegt hat, wo es galt, eine Noth zu lindern, einen Nackenden zu kleiden, der hat, ihm selber unbewußt und unbekannt, den großen Namen, den Gott dem Abraham verheißen, denn „er ist ein Segen geworden und in ihm werden gesegnet die Geschlechter auf Erden."

Gewiß, wo ein Mensch dem anderen wirklich zum Segen

geworden ist, da wirkt der Segen auch fort von Geschlecht zu Geschlecht bis in die Ewigkeit. Darum braucht uns nicht schwindelig zu werden bei dieser letzten Perspective in unendliche Weiten, die Gottes Verheißung eröffnet. Ist es doch auch der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Wir haben diese weite Perspective ja so nöthig, wenn wir säen ohne zu ernten, oder wenn uns die Lust ausgeht an dem Werke, das uns so erfolglos, so unbedeutend erscheint. Groß und klein, bedeutend und unbedeutend, das sind menschliche Betrachtungsweisen der Dinge. Wahr und treu, das ist der göttliche Maßstab. Was du in Treue gewirkt hast, Samenkörner der Wahrheit, die du gepflanzt, Friede, den du unter Streitenden gestiftet, Liebe, mit der du den Haß überwunden, das Alles ist der Segen, dadurch die Geschlechter der Erde wahrhaft gesegnet werden. Darum sollen wir als die Armen doch Viele reich machen, und sie werden kommen von Morgen und von Abend, um mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu sitzen, Alle, die einander zum Segen geworden sind, zum Segen durch jenen Glauben, der in der Liebe thätig ist.

Amen.

Der Werth des Choralgesanges.

Vortrag von H. Weber, Pfarrer in Höngg bei Zürich.

Mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern singet dem Herrn lieblich in eueren Herzen. Kol. 3, 16.

„Alles ist euer!“ So sprach der große Heidenapostel Paulus zu der in Parteien zerfallenen Gemeinde von Korinth, ähnlich wie er in seinem letzten Briefe, dem an die Philipper, so weitherzig, nach Frieden begehrend, im Hinblicke auf Gegner, welche über Christus anders lehrten, als er, gesagt hat: „Wenn nur Christus verkündigt wird!“ Ja, Gottes Welt bietet reiche Fülle und unendliche Mannigfaltigkeit, Alles aber soll den Christen zu Gott hinleiten, daß er auf immer neue Weise erfasse den Erhabenen, dem Alles dient, der „zu seinen Boten die Winde macht, die Feuerflammen zu seinen Dienern.“ Sollte in diesem vielgestaltigen Leben, wo mit dem Wahren und Göttlichen, dem sittlich Reinen und Guten auch das Schöne einen hehren Einklang bildet, die Kunst nicht auch ein Bote Gottes sein? Sind denn das Wahre, für dessen Gewinn so mancher Hochherzige sein Leben eingesetzt hat, das Schöne, das die Brust von Tausenden mit reinster Wonne schwellt, das sittlich Gute, um das ein frommes Gemüth in heiligem Eifer kämpft, nicht insgesammt Offenbarungen des Einen Göttlichen, dessen Namen keiner nennen kann, den sie aber alle ahnen und suchen?

Der Dom zu Köln, wie St. Peter in Rom und das Ulmer Münster stimmen zur Andacht, die Bildsäule des Mose von Michel Angelo in Rom, Christus und die Apostel von Thorwaldsen in der Frauenkirche zu Kopenhagen wecken fromme Empfindungen tiefster Art, vor wie manchem Meisterwerke der Malerei hat nicht auch schon der Protestant sich angehaucht gefühlt von seliger Wonne, wie von den süßen Schauern höherer Welten! Und nun vollends die Tonkunst, deren Harmonien noch unmittelbarer den Weg in die Herzen finden! Da sind es denn keineswegs blos Händel's großartige Oratorien, keineswegs blos Sebastian Bachs herrliche Motetten oder dieses Meisters fromme Passionsmusiken, welche selbst dem Gleichgültigen Ahnungen heiliger An-

dacht wecken, nein, das schlichte Andachtslied vermag eben so zu wirken, zumal das Kirchenlied in der Form des Chorals. Lauschet nur aufmerksam und sinnig, ob in Bach's Passionsmusik nach Johannes nicht schon der erste Choral: „O große Lieb', o Lieb' ohn' alle Maße", noch mehr der spätere: „Wer hat dich so geschlagen", namentlich wenn sie ohne die geringste Instrumentalbegleitung gesungen werden, nicht außergewöhnliche Wirkung üben, während der Schluß-Choral: „Ach Herr, laß dein lieb' Engelein", die alte Kirchenweise: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr", aufs mächtigste ergreift. Oder welch' tief ernsten Eindruck übt in Bach's Weihnachts-Oratorium von 1734 der Choral: „Wie soll ich dich empfangen", in der ahnungsvollen, heiligen Dämmerung der Weise: „O Haupt voll Blut und Wunden" in phrygischer Tonart! Wahrlich, schon manches fromme Herz hat beim Anhören dieser Choräle einen segensreichen Gottesdienst gefeiert. Wollte man einwenden, der geistvolle Tonsatz des Meisters wirke so, nun denn, er trägt dazu bei. Aber die Melodie wirkt am meisten. Achte man ernst und innig auf irgend eine unsrer Kirchenweisen, wenn sie rein vierstimmig mit Gefühl, also auch in richtiger Bewegtheit von der Gemeinde gesungen werden! Die Wirkung ist so ziemlich dieselbe. Nirgends aber ist so wahr das Wort: Gesang ist Gottes Gabe!

Ueber den hohen Werth des Choralgesanges möchten wir nun reden. Er ist seit langer Zeit, ganz besonders aber in den letzten Jahrzehnten, vernachlässigt worden. Unmöglich konnte er also gedeihen. Halbgebildete und Gleichgültige haben sich dann nicht entblödet, ihn schnöde zu beurtheilen und zu verwerfen, als ob nicht die gesundeste Pflanze welken müßte, wenn eine Wurzel nach der anderen ihr abgeschnitten und die Nahrung ihr entzogen wird. Fürwahr! es ist ein schlagendes Zeugniß für den inneren Gehalt des Chorals, daß er trotz der Vernachlässigung, die er so lange hat tragen müssen, noch solche Lebenskraft bewahrt hat! Wir wollen ihn in sein wahres Licht stellen, er wird sich selber rechtfertigen.

Der Choral ist die Gesangsform für das Kirchenlied, für den Gemeindegesang. Das Kirchenlied ist das kirchlich religiöse Volkslied; ihm steht gegenüber der Kunstgesang, welcher bestimmte Vorbildung erheischt. Der Choral ist der kirchlich religiöse Volksgesang. Einzelne Vereine, selbst Quartette, können ihn natürlich auch singen; allein dann mangelt die Tonmasse, die Wucht, worin erst sein eigenstes Wesen zu Tage tritt. Da muß eine Menge die Stimmen vereinigen zum gewaltigen Einklang, der durch seine großartige Einfachheit wirkt.

Der hohe Werth des Choralgesanges liegt — daß wir damit beginnen — in der Verbindung mit dem frommen Kirchenlied, in der Vereinigung des frommen Wortes mit dem entsprechenden Tongefüge. Das ist ein hehres Paar, seine Verbindung wahrhaftig eine geweihete. Blicken wir zuerst auf die Dichtung, das Kirchenlied. Dieses besitzt seine eigene ruhmvolle Geschichte. Aus seinen erhabenen Vorbildern, den unsterblichen Psalmen, welche einst David, Assaph und andere uns unbekannte Sänger, gewiß auch aus der späteren Heldenzeit Israels, der makkabäischen Periode, gesungen haben, schöpften die Christen. In den Kampfes- und Leidenszeiten der ersten Jahrhunderte schuf fromme Begeisterung neue herrliche Gesänge. Aber die Herrschsucht des Papstthums und der Hierarchie erstickte den Gesang der Gemeinde, die Litaneien und Responsorien und Offertorien des geistlichen Chores boten einen schwachen, im Grunde keinen Ersatz; da gedieh auch keine Kirchenlieddichtung, denn die schönsten lateinischen Hymnen eines Ambrosius, Venantius Fortunatus im 6. Jahrhundert, Notker (10. Jahrh.), eines Bernhard von Clairvaux (12. Jahrh.), eines Thomas von Aquino, Thomas von Celano (13. Jahrh.) und des Jacoponus (14. Jahrh.) waren und wurden keine Gemeindegesänge; allein, ebenso wenig wurden die deutschen Lieder und Leiche, die zumal seit dem 12. Jahrhundert gedichtet worden, Eigenthum der Gemeinde. Diese sollte ja im Gottesdienste schweigen, durfte höchstens bei der Messe mit „Amen" und „Kyrie eleison" (Herr, erbarme dich unser) in die Responsorien eingreifen, die früh aufgekommenen Festgesänge, z. B. „Christ ist erstanden" — „Gelobet seist du, Jesu Christ" — „Der Tag, der ist so freudenreich" — „Ein Kindelein so lobelich" durften nur außerhalb des Gottesdienstes erschallen, und waren wie die Wallfahrts- und Marienlieder, z. B. „In Gottes Namen fahren wir" — „Dich, Frau vom Himmel, ruf' ich an" — „Maria, zart von edler Art" — „Es ist ein Ros entsprungen" — „In Mittel unsers Lebens Zeit" (Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen) u. v. a., im Grunde förmliche Protestationen der sangluſtigen Gemeinde gegen das Gebot zu schweigen; aber darauf achtete die Hierarchie nicht. Da brach die Reformation herein. In ihren ersten kräftigen Athemzügen begann sie zu singen, in Luther's Hauptlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott", hat die protestantische, ja die Christengemeinde aller Welt das Kirchenlied für alle Zeit empfangen. Ein kleines Samenkorn, so begann es; zum prächtigen Baum ist's emporgewachsen, aber noch nicht ausgewachsen. Kein Zweig der Poesie besitzt eine so rühmliche Geschichte, ein

so kräftiges Wachsthum, und hat so tiefgreifende Wirkungen geübt. Woran liegt dies? Alle diese frommen Lieder, welche mit vollem Rechte Anspruch machen können auf die Würde, wahre Kirchenlieder, der lebendige, klare Ausdruck der frommen Gefühlsstimmung zu sein, sind aus dem Leben herausgewachsen; sie sind entstanden in den Empfindungen, deren tief gefühlte und beredte Darstellung sie sind. Wo ein Herz voll war des seligen Gefühls von Gottes Huld und Allmacht, wo eine Seele in feurigem Gebetsdrange vor Gott lag in bitterer Noth, aber glaubensstarkem Vertrauen, am Rande des Grabes, aber im getrosten Aufblick zu dem Vaterhause Gottes uud zur seligen Heimat — da sind diese Lieder entstanden. Sie sind durchweg *fromme, ächt evangelische Gelegenheits-Dichtungen*. Unternehmen wir eine kurze Wanderung durch diese blühenden Gefilde!

Den Liedern des deutschen Reformators, Martin Luther, fühlt man so deutlich wie wenig Anderen den Pulsschlag jener großen Zeit an. Gleichzeitig mit ihm stimmte Nicolaus Decius († 1541) das Te deum der Reformation an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" Der Konstanzer Dr. Joh. Zwick († 1542) sang, froh des wieder auf den Leuchter gestellten Evangeliums, sein Himmelfahrtslied: „Auf diesen Tag bedenken wir." Am Ende des 16. Jahrhunderts, i. J. 1597, erhob sich Philipp Nicolai († 1608) zu einer Zeit, wo die Pest in seiner Gemeinde, dem Städtchen Unna in Westfalen, täglich bis auf 30 Gemeindeglieder wegraffte, in andächtigem Nachdenken über das ewige Leben zu dem wunderbar herrlichen Liede: „Wie schön leuchtet der Morgenstern." Der Hamburger Arzt, Paul Fleming († 1640), bereitete sich zu seiner damals gefahrvollen Reise nach Moskau, dann nach Persien vor durch sein edles Vertrauenslied: „In allen meinen Thaten laß ich Dich, Höchster, rathen." Der viel und schwer geprüfte Joh. Heermann († 1647), der sein Leben lang wenig gesunde Tage erlebte, betete — Tausende seither mit ihm: „O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell guter Gaben." Das allbekannte: „Nun danket alle Gott", ist das Danklied, welches i. J. 1644 in der Hoffnung nahen Friedens von Martin Rinkart († 1649) gedichtet und dann so oft, an großen Freudenfesten wie auf Schlachtfeldern, angestimmt wurde. Aus bitteren Erfahrungen heraus hat der gelehrte Rector von Zittau, Christian Keymann († 1662) mit getroster Zuversicht in festem Tone bekannt: „Meinen Jesum laß ich nicht." Die edle Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Luise Henriette, tröstete sich über den Tod ihres ersten Knäbleins im Herbste 1649, indem sie ihr unsterbliches Lied dichtete: „Jesus,

meine Zuversicht." Der geistliche Volksdichter Paul Gerhardt († 1676) hat sich sterbend aus seinem herrlichen Liede: „Warum sollt' ich mich denn grämen", später dem mächtigen Trostliede der Salzburger Emigranten erquickt und ist durch seine volksthümlich kraftvollen Gesänge Tausenden schon ein herrlicher Tröster geworden. Am ersten Tage, nachdem der hart bedrängte Georg Neumark († 1681) endlich Hülfe gefunden, sang er sein prächtiges „Wer nur den lieben Gott läßt walten", und schuf sofort die schöne Stammmelodie. So that Joachim Neander († 1680) mit seinem weitberühmten Liede: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren". Gerhard Tersteegen († 1769) hat mit seinen herrlichen Liedern, z. B. seinem: „Gott ist gegenwärtig" tief aus seiner Gottesliebe heraus Tausenden eine reiche Trostesquelle aufgeschlossen, welche gar manchem Leide Erquickung bot. Ist es anders mit den freundlichen Liedern Christian Fürchtegott Gellerts († 1769), an deren viele sich so liebliche Erlebnisse knüpften? Mit den gemüthvollen Versen des lange Zeit stimmlosen Württemberger Sängers Phil. Frdr. Hiller († 1769), des geistvollen Joh. Kaspar Lavater († 1801), ebenso der neuern geistlichen Liederdichter, eines Karl Bernhard Garve († 1841), Karl Joh. Phil. Spitta († 1859), Ernst Moritz Arndt († 1860), Albert Knapp († 1864), unserer feinfühligen Zürcherin Meta Heußer († 1876) u. a. ist es nicht anders: alle die geistlichen Lieder, welche Lieblingseigenthum der Christengemeinden geworden sind, entstammten besondern Lagen und Stimmungen, in denen das fromme Gefühl eine besondere Steigerung erfuhr und nun in Gebet und Flehen mit Danksagung zu lichter Begeisterung sich erhob. Wo nun in einem Menschenherzen eine gleiche Stimmung erwacht ist, da klingen diese Töne an und finden Widerhall. Daraus sind entstanden so viele, oft wahrhaft wunderbare Wirkungen dieser Lieder. Diese gehaltvollen Worte voll tiefer Frömmigkeit, in edler, kunstvoller, aber nicht unverständlicher Versform, müssen sie nicht dem innersten Herzen wohlthun? Und nun vollends in Verbindung mit lebendig empfundener Melodie und Harmonie!

Denn der hohe Werth des Choralgesanges besteht ferner ebensosehr in der Bedeutung der Melodie. Das Lied, das weltliche Volkslied gerade so wie das geistliche, will gesungen sein, die Melodie gehört durchaus dazu, das Volk liest seine Lieder nicht, es singt sie. Auch diese Melodien haben ihre besondere und bedeutende Geschichte; wir vermögen hier kaum an ihre bedeutendsten Entwickelungsstufen zu erinnern. Man sang im christlichen Gottesdienste schon zeitig, von wirklichem Kirchen-

gesänge finden wir schon bei dem Bischof Ignatius von Antiochia († 106) Spuren, allerdings gab es auch schon Gegner derselben, zumal solche, welche mindestens nur biblische Worte zulassen wollten. Frühe schon bedienten sich Parteien und Sekten der Gesänge zur Verbreitung ihrer Ansichten und Lehren. Origenes († 254) empfahl wiederholt die Musik als wichtigstes und sicherstes Mittel zur Heidenbekehrung. Aber wie jener, oft so eifrig gepflegte Kirchengesang gewesen sei, wissen wir nicht; immerhin thut man gut, sich ihn höchst einfach, ja mangelhaft vorzustellen, man kannte ja noch keine Harmonie, und der Gesang kann kaum in etwas Anderem als in freier, wohl accentuirter Recitation bestanden haben. Erst der hochverdiente Bischof Ambrosius von Mailand († 397) faßte die bisher vereinzelten Bestrebungen zusammen und gewann dem recitativischen Gesange bestimmte Modulation und rhythmische Accente. Er stellte, aus dem Oriente entlehnend, bestimmte Tonarten auf und nahm ebendorther die Form der Wechselgesänge herüber, die auch dem Volke die Theilnahme möglich machte. Das war ein ganz einfacher figurirter Gesang, wechselnd zwischen langen und kurzen Tönen von sehr geringem Umfange.

Allein in den ungeheuren Stürmen des 5. und 6. Jahrhunderts ging dieser ambrosianische Kirchengesang meistens unter. Gregor I. der Große († 604), der noch als Bischof zu Rom ein strenger Mönch blieb, setzte seiner melismatischen Frische den trüben Ernst des Mönchsgesanges, dem melodischen Schwunge eine regelmäßig gleichförmige Eintönigkeit entgegen, und wies die Theilnahme der Gemeinde zurück; Alles das, wie er meinte, um den Geist ernster Andacht und die Weihe des Gebetes aufrecht zu erhalten. So entstand der **cantus Romanus**, auch **cantus firmus** oder als Gesang des Mönchschores der **cantus choralis**.

Mit der Ausbreitung des Christenthums in Deutschland erhielt dieser Gesang nun aber ein anderes Aussehen. Die deutsche Sprache mißt die Silben nicht, unterscheidet auch nicht kurze und lange wie die lateinische und griechische thun, sondern besitzt die stark ausgeprägte Betonung der Hauptsilben, ist dadurch also an sich schon, mehr als durch ihren Wohlklang eine musikalische Sprache. Zwar gab es durch's Mittelalter hindurch keine deutschen Kirchengesänge, die Gemeinde rief oder schrie höchstens ihr Kyrie eleison; aber in religiösen deutschen Liedern drückte das Volk seine Gesangeslust aus, und kein Verbot vermochte dagegen aufzukommen. Luther erkannte die Macht

des religiösen Volksgesanges, und schuf in zündender Begeisterung seine ersten Lieder. Gleichgesinnte Freunde stimmten ein. Im vollen Gegensatze zu der kontrapunktischen Verkünstelung pflegte man nun die klare edle Einfachheit, die man ja schon darum anstreben und festhalten mußte, weil nicht bloß ein geübter Chor, sondern die ganze Gemeinde singen sollte. Den ersten Kirchenliedern legte man Volksweisen unter, bis geschickte Sänger eigene und neue Melodien schufen. Diese erschallten Anfangs einstimmig und ohne begleitende Instrumente vom Volke aus; die Orgel diente dem Kunstgesange des Kirchenchores, dessen leitende Stimme im Tenor lag, während die übrigen Stimmen, theils höher, theils tiefer, wie Arabesken ihn umschwebten. Diese Chorgesänge nahmen, als die Predigt noch nicht so ganz den Hauptbestandtheil des Gottesdienstes bildete, eine eigene Stelle ein. Ihnen zuerst diente die Orgel, erst später wurde sie die Begleiterin des Chorals. Darum sind auch die ältern Tonsätze zu den Kirchenmelodien oft sehr kunstvoll und schwierig; nicht die Gemeinde, sondern der Chor sang sie zur Orgel. Erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts begann die Verlegung der Melodie in die höchste Stimme, den Diskant (Sopran), die Orgel übernahm nun die Begleitung, der kunstreiche Chorgesang verkümmerte und verstummte, der Gemeindegesang blieb.

Die protestantische Kirche besitzt eine große Zahl herrlichster Kirchenmelodien. Viele derselben haben fast wunderbare Wirkungen hervorgebracht, so z. B. „Ein' feste Burg ist unser Gott" — „Nun danket alle Gott" — „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — „Was Gott thut, das ist wohlgethan", ferner die Melodie des 68. Psalms, des Kriegspsalmes der Hugenotten und andere. Woran liegt das? Zunächst an ihrer edlen, oder bezeichnender gesagt, an ihrer keuschen Einfachheit. Schmucklos und doch voll reiner Schönheit, schlicht und doch erhaben schreiten sie einher, oft auf den natürlichsten Pfaden und doch ergreifend, bisweilen in ihrem gleichmäßigen Schritte fast ärmlich und doch überwältigend. So stellen sie sich dar, verglichen mit zahlreichen Melodien weltlicher Lieder. Diese Natürlichkeit, selber der Ausdruck naturwahrer Empfindung, ergreift die Herzen. Zudem besitzen sie häufig den reinsten melodischen Fluß, und gewähren auch ohne ausfüllende Stimme das Gefühl hoher Befriedigung; wie könnte sonst der einstimmige Choralgesang sich halten? In diese einfachen Weisen vermag nun jeder einzustimmen, der nicht Geübte wie der gewandte Sänger, auch jener kann sich darin heimisch fühlen und recht von Herzen singen. Wie schwillt das Herz bei diesem lebendigen Zeugniß, diesem

klaren Bewußtsein, einer edeln Gemeinschaft anzugehören, an ihrer Anbetung Gottes Theil nehmen zu können!

Allein ungleich edler giebt diese Gemeinsamkeit sich zu erkennen in der vollen Harmonie, in der Vierstimmigkeit. Jeder einstimmige Gesang leidet an Leere, er befriedigt auch den nicht musikalisch Gebildeten, aber doch gesund Fühlenden weit weniger als der mehrstimmige, zumal der vierstimmige Gesang. Die Stimmen sind nun unter sich sehr verschieden, gerade so verschieden wie die Glieder der christlichen Gemeinde. Schon ihre Mannigfaltigkeit bildet also ein richtiges Bild der ganzen Gemeinschaft. Wenn dann aber diese verschiedenen Stimmen, männliche und weibliche, hohe und tiefe, sich zur edeln Harmonie vereinen, die Töne zu Accorden, die Accorde, von der beseelenden Melodie geleitet, zur vollen Harmonie: da ist aus der Vielheit eine erhabene Einheit geworden. Ist das nicht das Ideal der ächten Christengemeinde, mancherlei Gaben, doch nur Ein Geist, mancherlei Aemter, doch nur Ein Herr, mancherlei Wirkungen, doch derselbe Gott, der Alles in Allem wirkt? Kann es ein lieblicheres Bild geben, um darzustellen die Schilderung jener ersten Christengemeinde: „Sie waren alle Ein Herz und Eine Seele", als eben die Kirchengemeinschaft, aus deren Herzen der vierstimmig gesungene Choral erschallt? Jeder nimmt Theil, des Aermsten Stimme einigt sich mit der des Reichen, der Ungelehrte singt mit dem Gelehrten, jedes Glied trägt bei, alle Stimmen sind nöthig, keine darf sich überheben und wähnen, mehr zu sein, man bedarf sie alle. Und ja nicht bloß der Hörer kann erbaut werden, gewiß jeder Singende weit mehr; denn auch er vernimmt bei seiner besondern Stimme, welche ergreifende Wirkung der heilige Gesang übt, und ihn erfreut das wohlthuende Gefühl, mit gesungen zu haben. Diese Freude, mit ihr die Fähigkeit ersprießlich mitwirken zu können, steigt, je mehr man sich in sein Kirchengesangbuch eingelebt hat, je vertrauter und heimischer man darin geworden ist; ja! erst wenn man die Lieder und Weisen auswendig kann, erst dann wird der Gesang frisch aus dem Herzen quillen und rechten freudigen Klang gewinnen.

Diese Theilnahme Aller macht nun eben der Choral möglich wie kein anderer Gesang. Denn dem Choral geziemt durchaus sehr ungekünstelte, natürliche Stimmführung, so daß die Accorde sich vermöge ihrer innern Verwandtschaft an einander reihen, ohne künstlich vermittelte Uebergänge, dem nicht verbildeten Ohre von selber einleuchtend. Die nämliche Natürlichkeit soll dem Rhythmus, der Taktbewegung innewohnen; im Choral bewegen sich alle Stimmen mit einander, keine eilt

mit kürzeren Noten voran, während die anderen langsamer nachrücken würden; keine beginnt früher, indeß die übrigen später, vielleicht gar zu ungleicher Zeit einsetzten. So ist also auch dadurch die Möglichkeit gegeben, daß ohne besondere Vorbereitung, ohne jedesmaliges Einüben eine größere Anzahl einstimmen kann. Immerhin wird auch der Choralgesang nur gewinnen, wenn man sich, sei's in Schulen oder in Vereinen oder freien Zusammenkünften Mühe giebt, ihn einzuüben. Der Nutzen fleißiger Beschäftigung mit demselben ist vielfach; der Choral trägt sehr viel bei zur Ausbildung der Stimme nach allen Richtungen, er führt allmälig zu großer Sicherheit im Treffen der Töne, lehrt zweckmäßige Vertheilung des Athemholens, schönes Anhalten und Ausklingen der Töne, fördert reine Aussprache.

Und wie weit vermag er, richtig und freudig geübt, die Herzen allem Edeln und Reinen aufzuschließen! Eine Gemeinde, in welcher der Choralgesang in Ehren gehalten wird und blüht, ist eine beglückte und mag leicht erfahren, welch reine Harmonie auch in andern Lebensgebieten beseligend waltet. Wie viel ist des Haders, der Parteiung! Aber im gemeinsam gesungenen Choral wohnt der Friede! Beinahe noch schöner ist eine Familie, deren Glieder durch Neigung und Begabung für die edle Kunst der Töne zusammengehalten sind, deren Herzen aber am innigsten und stärksten sich zusammenfinden im gemeinsamen Choralgesange. O das sind geweihete Stunden! Da ist der Hauch tiefster Andacht über sie ausgegossen, mit den harmonischen Klängen mischt sich der Pulsschlag neuer Liebe, die Freude wird verklärt, das Leid wird zum Segensborn, auf dem ganzen Tagewerke aber liegt wahrhaft himmlische Ruhe, in ihr die beste Kraft, das sicherste Gedeihen. Welch ein festes Band traulichster Liebe, wahrster Treue umschlingt Gatten, wie stark sind Eltern und Kinder geeint, die öfter mit einander in den heiligen Gesang einstimmen! Am leuchtenden Christbaum singen sie mit einander: „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht!" In freudiger Stunde erklingt aus aller Herzen: „Ich singe dir mit Herz und Mund". In trüber Zeit erquicken sie sich an: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", und geliebten Großeltern singen sie, ob auch von der hervorquillenden Thräne fast unterbrochen, das liebliche: „Daheim ists gut!" nach. O sind das nicht die edelsten Feste, die reinsten Wonnen? Sind sie dem Aermsten nicht ebenso zugänglich wie dem Reichen?

Ja, der Choralgesang besitzt in Wahrheit hohen Werth. Er ist eine köstliche Perle. Tausende gehen daran vorbei; denn siehe! dort flimmert ein Stück bunt gefärbten Glases in Flitter-

gold gefaßt und lockt mit seinem Scheine die thörichte Welt. Laßt uns still, aber sorgsam die edle Perle prüfen, ihr Werth ist unvergänglich. Wer sie gewinnt, hat mehr als Erdengut. Darum schließen wir mit dem Lobliede, welches der fromme und begeisterte Bartholomäus Crasselius schon vor 1697 in Düsseldorf gesungen hat:

Dir, dir, Jehovah, will ich singen,
Denn wo ist doch ein solcher Gott wie du?
Dir will ich meine Lieder bringen;
Ach gieb mir deines Geistes Kraft dazu,
Daß ich es thu im Namen Jesu Christ,
So wie es dir durch ihn gefällig ist.

Gottes ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Predigt von Gottfried Schönholzer, Pfarrer in St Gallen.

Text: Ev. Matth. 6, 13. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Liebe Zuhörer! Zwar stammen diese Worte kaum aus Jesu oder eines Apostels Mund; sie stehen in keiner älteren Handschrift des neuen Testaments; sie sind eine Zuthat der Kirche zum Gebet des Herrn. Fügen wir aber gleich hinzu: eine sehr würdige und schöne. Sie stimmen so schön zum Anfang des Gebetes und stellen ihm einen würdigen Schluß gegenüber. Zum Anfang stimmen sie. Wer kennt und empfindet nicht hundertmal dieses Sursum corda, aufwärts die Herzen! welches in dem erhabenen Eingang „Unser Vater im Himmel" uns gegeben ist. Dann taucht die Seele in ihre einzelnen Anliegen ein, ja sie steigt herab bis zum täglichen Brod, um sich wieder zu erheben und auszuklingen in die selige Zuversicht auf den, dessen ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit. Meine Lieben! Zu dieser Höhe sollte ein jedes Gebet uns emportragen, das wäre ein Erweis seiner Kraft; von dieser im höchsten Grad frommen Stimmung: dein, o Gott, ist Reich und Kraft und Herrlichkeit, sollte unser ganzes Leben getragen sein.

Was heißt das denn und wozu dient uns dieser Glaube?

I.

Was heißt das: denn dein ist das Reich und wozu dient uns dieser Glaube?

Das thierische Bewußtsein bleibt befangen in der dumpfen Verworrenheit, in welcher das eigene Sein und das der Außenwelt unklar und ununterschieden durcheinanderläuft. Das menschliche Bewußtsein erhebt sich über diese Stufe zur bestimmten Unterscheidung des eigenen Ich von der übrigen Welt. Der Mensch denkt über diese nach und sie muthet ihn auf irgend eine Weise an, schmerzlich und freundlich. Daran erinnert uns schon die Bemerkung der biblischen Sage von der Schöpfung des Menschen: 1. B. Mos. 1, 20:. Und Adam gab einem jeden

Vieh und Vogel unter dem Himmel und jedem Thier auf dem Felde seinen Namen. Aber für sich fand Adam keine Gehülfin, die zunächst um ihn wäre. Er empfand die Welt um ihn her als ein Anderes im Vergleich zu sich selbst; er dachte über sie nach und faßte sie in Begriffe, d. h. er gab ihr Namen; er war aber wie in der Fremde, vereinsamt. Das ist die Stellung des Menschen in der Welt und dieser gegenüber.

Staunend steht er der unübersehbaren Fülle der Geschöpfe gegenüber, er faßt nicht ihre Zahl, er vermag nicht ihr Wesen, ihren Zusammenhang zu ergründen. Die Sterne am Himmel mit den Gesetzen ihres Wandels, mit ihrem Kommen und Gehen, mit den ungemessenen Fernen, die sie ihm in Erinnerung bringen und jede Geschöpfgruppe dieser Erde, der Luftmantel mit seinen Erscheinungen, das grüne Pflanzenkleid der Mutter Erde, das Reich der Thiere und der Reichthum des Erdinnern — Alles das übt auf den betrachtenden, sinnenden Menschen einen überwältigenden, sinnenverwirrenden Eindruck aus. — Aber horch, ich vernehme des Beters Stimme: dein ist das Reich. So spricht die alte heilige Schrift, indem sie über jeden Schöpfungstag den Namen Gottes schreibt, so rufen die Psalmensänger, so, in dieser einheitlichen, harmonischen, liebeerfüllten Weise lag die bunte Welt zu den Füßen dessen, der als Jüngling mit der pochenden Gottesahnung im Herzen vom Nazarethügel herunter sie betrachtete. „Dein ist das Reich," so fassen auch wir das All in Eins, den Wirrwar in eine Ordnung, in eine freundliche Ordnung. Und ob die Erkenntniß noch auf tausend Räthsel stoße — sie sind alle in Gott, dem Schöpfer der Welt, schon längst gelöst. Aus ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge, in ihm leben, weben und sind wir. Wie beruhigend, beseligend wirkt das! Du bist's allein! Nichts ist so groß noch klein, das nicht aus dir, aus seinem ewig'n Grunde, sein Dasein tränke mit begier'gem Munde. Was lebt und webt und ist — sein wahres Sein, du bist's allein; denn dein ist das Reich.

Doch stehen wir der Welt ja nicht als bloße Betrachter gegenüber. Wir sind stark an ihr interessirt. Heute fördert sie unser Dasein, morgen hemmt sie es, wer weiß, ob sie es übermorgen zermalmt; denn tausendfach bedroht Verderben, Krankheit, Armuth, Tod alle Tage den Menschen. Wir zittern am Tage des Glücks um dessen Vergänglichkeit, wir fürchten uns, wenn in Sturm und Ungewittern Blitze flammen, Berge zittern — doch das arme Herz vergißt die Qual, wenn es im Glauben steht: „Dein ist das Reich!"

Du bist's allein, der unter Schmerz und Pein in deinem

Ernst mir deine Liebe zeigtest, die Hand dem, der versinken wollte, reichtest, der mich, der alle hört, die zu ihm schrein, du bist's allein. Am Geburts- und Todestage des Kindes, am Tage der Verlobung und wenn man den Gatten zur letzten Ruhe hinausführt, in Reichthum, bei Genüge und Mangel, auf dem Krankenlager und bei munterer Berufsarbeit recht gründlich es empfinden und dabei ruhig werden: denn dein ist das Reich und dein Wille geschieht im Himmel und auf Erden und alle Dinge müssen denen, die Gott lieben, zum Besten dienen — o welch eine Kraft und Würde verliehe das dem Menschen!

Der Uebel größtes aber ist die Schuld. Die Sünden der Väter sind Einschlag und Zettel für das Unglück der Kinder bis in's dritte und vierte Geschlecht, die Bosheit der Menschen ist durch die Geschichte der Welt herab erweislich auch der Menschheit größte Plage und ach, im eigenen Innern — welcher Zwiespalt der Gedanken, die einander anklagen oder entschuldigen; wie viele fröhliche, glückliche, zufriedene Stunden weniger — weil wir böse sind! Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? — Doch Muth! Sein, Gottes ist das Reich. In seiner Hand, unter seiner Regierung muß auch das Böse dem großen Ziele und Zwecke dienen, das wir mitbegreifen, wenn wir das Wort „Reich Gottes" aussprechen. Wie sehr hat Christus in der schwarzen Nacht der um ihn versammelten Sünde über dieselbe hinausgesehen zum letzten Ziel: Es ist vollbracht. Ja, wenn mich die Sünden kränken, meine eigenen, die der lieben Meinigen, meines Volkes, der Welt, dann ruh' ich aus in dem Gedanken: Dein ist das Reich.

Herr, in dieser Zeit Gewog, da die Stürme rastlos schnauben:
Wahr', o wahre mir den Glauben, der noch nimmer mich betrog,
Der noch sieht in Nacht und Fluch eine Spur von deinem Lichte.
Ohne den die Weltgeschichte wüster Greuel nur ein Buch. —

II.

Mich tröstet bei der verwirrenden Menge der Welteindrücke auf meine arme Erkenntniß, beim Herandrängen der Uebel der Welt auf meine schwache Widerstands- und Tragkraft, beim großen Leid, das die Sünde mir anthut, die herrliche Ueberzeugung: Dein, o Gott, ist das Reich. Das um so eher, weil ich weiß: Gottes ist auch die Kraft. Ja er ist selbst die Kraft; er ist sie gerade da, wo ich sie am schwersten vermisse. Den Müden giebt er Stärke; denen die da harren auf Gott, giebt er neue Kraft, daß sie auffliegen wie junge Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde wer-

den; so sagen die Propheten. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark, der Herr ist in dem Schwachen mächtig, ich vermag Alles durch den, der mich stark macht," so jubelt Paulus. Ja Gottes ist nicht bloß die schöpferische, sein ist auch die erhaltende Kraft. Wer würde daran nicht erinnert in den Tagen üppigster, strotzendster Fruchtbarkeit. Ein Tag ruft es dem andern zu, eine Nacht erzählt's der andern in diesen Tagen wunderbaren Naturlebens: Sein ist die Kraft. Doch ist, was auf diese Art außer uns vorgeht, nur ein Sinnbild einer viel höheren Kraft der göttlichen Heilskraft an und in unseren Seelen. Mögen ihrer Viele, besonders unter den sogen. Gebildeten, „von Natur thun, was das Gesetz befiehlt," das Gute mit der Kraft eines von ihnen selbst unverstandenen Instinctes um des Guten willen anstreben — wir sagen: Denn dein, o Gott, ist die Kraft des sittlichen Handelns in uns; wo der Herr die Stadt nicht behütet, da wachen die Wächter umsonst, wo er das Haus nicht baut, da arbeiten die Bauleute umsonst. Du mußt in allen Dingen, soll's anders wohl gelingen, mein Helfer sein in Rath und That. So gewinnt unser sittliches Handeln erst den rechten Halt und Schwung. Wenn die Trägheit des Fleisches zurückschreckt vor der Aufgabe des Tages, wenn die schüchterne Anfängerunerfahrenheit einen schweren Lebensberuf nur zaghaft anfassen würde, wenn ein erschreckendes Uebergewicht von Heimsuchungen uns die bange Frage auf die Lippen legt: Wie werd' ich's aushalten, werd' ich's würdig tragen? dann macht mich der Ausruf stark: Dein ist die Kraft! Und mit unserem Gotte werden wir über Mauern springen. Ich höre trotzig sagen: Nein, mein ist die Kraft und was ich nicht thue, das schafft Niemand für mich. Die solches sagen, vermögen wohl die zweite Tafel der mosaischen Gebote zu halten, sie ehren die Eltern, sie schonen das Leben, sie wahren den Hausfrieden, das Eigenthum, den guten Namen der Mitmenschen und bewahren ihr Gemüth vor unlauteren Strebungen, doch wissen sie nicht warum, eben weil es zufällig so ihr Wille ist, weil das die Weise ist, wie Menschen einander am besten ertragen und bei welcher auch jeder Einzelne am ehesten auf die Dauer seine eigene Rechnung findet. Aber auf dem Grunde: Mein ist die Kraft, wächst nicht die göttliche Begeisterung der Liebe, von der Christus redet, wenn er mahnt: Liebet euere Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen, bittet für die so euch beleidigen und verfolgen, von welcher der Dichter redet:

In solchem Glauben wurzle mir die Liebe,
Die kindlich warm, was Mensch sich nennt, umfaßt,
Die, ob die Welt mit unbarmherz'gem Hiebe
Ihr abgehaun manch' schönen Blüthenast,

Nur stärkre Zweige treibt und bessre Triebe,
Und lächelnd segnet, wo man sie gehaßt,
Und sterbend noch den Samen um sich streuet
Zu Saaten, deren sich die Nachwelt freuet.

Es ist doch merkwürdig, daß die stärksten Menschen, ich nenne einen Paulus, Augustin und Luther — was sie vermochten, mit so starken Ausdrücken der Kraft Gottes in ihnen zuschrieben. O, das ist kein Verzicht, es ist keine Schwäche, es ist keine Schande. Es ist vielmehr ein wahrhaft königliches Gefühl, sich als das Werkzeug des Höchsten zu wissen, es ist die Vollendung der wahren Freiheit, in Gottes Kraft erklären zu müssen: Ich kann nicht anders, die Liebe treibt mich also. — Dein ist die Kraft meines sittlichen Handelns, o Gott. Ja, aber ich erfahre, daß der beste Wille und die redlichste Absicht durch den Widerstand der Welt und Sünde gehemmt werden, verkümmert und getrübt. Aber dein, o Gott, ist auch die Kraft der Versöhnung. Unsere Gedanken mit ihrer Fürsprecherklugheit, mit ihrer Kunst der Beschönigung, des wohlwollenden Freundes beruhigende Worte — ach das verfängt alles nicht — unsere Schuld bleibt ungemindert stehen. Aber wenn wir mit dem Lichte der Heiligkeit Gottes tapfer bis auf den Grund unserer Seele zünden und mit aufrichtigem Leid unsere Schuld bekennen, so tilgt Gott sie uns mit seiner starken Gnade. Ein neuer dauerhafter Friede senkt sich auf unsere Herzen nieder; es ist eine Wonne und ein neues Lebensgefühl, wie wenn ein schweres Gewitter sich über eine ermattete Flur entladen hat und aus dem wieder heiteren Himmel die vorher verdunkelte Sonne doppelt freundlich herniederschaut. Was kein Beichtstuhl der Kirche und keines Menschen liebliche Ueberredungskunst vermag, vermag Gottes Liebe und Gnade; denn sein ist die Kraft, auch da, wo wir Ohnmächtige an großen Werken mit arbeiten, deren Vollendung Jahrzehnte, was sage ich, Jahrhunderte erfordern. Das Edelste, was wir säen, reift erst über unsern Gräbern, aber getrost, es reift. Gott will es und sein ist die Kraft. Was er sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

III.

Und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Die Herrlichkeit Gottes ist nach der übereinstimmenden Meinung vieler Bibelstellen der Zweck seiner Weltregierung. Gott lebt also für sich, nur für sich?! — Nein, siehe, die Herrlichkeit ist eine andere, als sie gewöhnlich dargestellt wird. Sie ist nicht der höchste Grad dessen, was bei den schwachen, sinnlichen Menschen als Herrlich-

keit gilt. Sie ist nicht die despotische Herrschaft im Großen, wie ein asiatischer Fürst sie im Kleinen darstellt, nicht ein verblendender, erdrückender und sinnenberauschender Glanz, wie er bei Krönungsfeierlichkeiten am Hofe eines irdischen Fürsten ententfaltet wird, diese Herrlichkeit ist nicht eiserner Natur, nicht Unterdrückung und Gewaltthat. Kein herrschsüchtiger, von Selbstbewußtsein und Sicherheit erfüllter Mensch, der das Wohlwollen nicht kennt, kann sich eine rechte Vorstellung machen von der Herrlichkeit Gottes. Die rechte Ahnung von ihr schöpfen wir im Anschauen Jesu Christi. Güte, königliche Großmuth im Verzeihen, Beseligung Anderer, Austheilung unendlicher Geistesschätze, das sind die Insignien *seiner* Herrlichkeit und derjenigen Gottes. Was unsern Erlöser verklärte in Blick, Geberde und Wort, Haltung, Gang, so daß sie riefen: Hier ist gut sein, lasset uns Hütten bauen, das stammte aus Gottes Herrlichkeit. Ja, sein ist *die* Herrlichkeit in Ewigkeit. Unendlich reich, ein Meer von Seligkeiten — ohn Anfang Gott und Gott in ew'gen Zeiten — Herr aller Welt, wer ist dir gleich? — Gottes ist die Herrlichkeit auch in dem Sinne unendlichen Reichthums. Daran erinnert mich als Sinnbild die unaussprechliche Mannigfaltigkeit seiner Geschöpfe; ein jedes Thier, ein jedes Pflänzchen, ein jedes Menschenangesicht, ein jedes Sternbild, ein jedes Sonnenstäubchen ist ein anderes Gebilde, ein neuer Gedanke, kein Firn strebt in die Höhe, wie der andere, kein Thautropfen glänzt in seiner Sonne wie der andere — unendlich reich; denn sein ist die Herrlichkeit. Doch ist das erst nur die Herrlichkeit in der Welt der Erscheinungen. Anbetend stehen wir erst recht vor dem Reichthum seiner Geisteswelt. Da theilte er durch Mose das himmlische Manna der Sittengebote, durch Jesum Christum die Paar Brode und Fische aus, die man mit den Namen: Vaterschaft Gottes, Kindschaft und Brüderschaft der Menschen, Freiheit der Kinder Gottes fast erschöpfend bezeichnen kann — und was ist aus dem geworden! Nicht zwölf, nein, tausend und tausend Körbe sind eben durch die Vertheilung voll geworden und immer größer wird der Vorrath, immer reicher die Ernte. Wie das Morgenlicht in alle Tiefen siegreich dringt, so ergießen sich die Gedanken Gottes durch tausend neue Kanäle befruchtend über das so mannigfaltige Leben der Menschenwelt. Immer neue Lebensformen gebiert sein heiliger Geist und ein süßes Ahnen durchzieht uns, daß es doch *dem* Ziele zugehe: Eine Heerde und Ein Hirte. Mit mehr Grund dürfen *wir* aussprechen, was schon des Paulus seliges Hoffen war: Wenn dem Geiste Christi Alles wird unterworfen sein, so wird der Sohn selbst sich dem unterwerfen, der ihm Alles unter-

worfen hat, damit Gott sei Alles in Allem. — Was den Reichthum der uns zur Verfügung stehenden Mittel zur Seligkeit anbetrifft, so gilt heute mehr als je: Alles ist euer: Paulus, Apollos, Kephas, Welt, Leben, Tod, Gegenwärtiges, Zukünftiges; ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes. Und darin eben, in dem Reichthum seiner Güter, besteht seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit uns zu Gute. Wenn die Armuth des Lebens, besonders des geistigen Lebens, wenn die Irrgänge der Gegenwart, wenn das vorübergehende Dunkel am Himmel der Weltgeschichte uns Besorgniß erwecken wollen, dann schauen wir unverzagt nach oben; denn sein ist die Herrlichkeit und immer offenbarer muß sie werden. Jetzt schauen wir sie in der Trübung; einst werden wir sie sehen, wie sie ist.

Diese Gesinnung, wie sie in den nachher entstandenen Schlußworten des herrlichen Unser Vater liegt, möge Gott uns geben, daß sie immer mehr aus einer bloß vorübergehenden Gebetserhebung zur dauernden Grundstimmung unsers Lebens werde. Die tausend Einzeldinge in ihrem Widerstreit unter sich und gegen uns, das Uebel und die Sünde der Welt sind von Ihm zusammen gefaßt zu seinem Reich und erfüllen in diesem den Zweck ihres Daseins, sein ist die Kraft in uns, die das Göttliche anstrebt und die Kraft, welche unsere Sündenschäden tilgt und sein die Herrlichkeit, die im unerschöpflichen Reichthum der höchsten geistigen Güter für seine Kinder und in der schließlichen Vollendung besteht. Wer sollte sich eines solchen Regimentes nicht getrösten?

Herr, Herr, unsre Zuversicht
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth,
Wir sehnen uns Alle nach Deinem Licht,
Nach Deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung.
Sondern erlös' uns von dem Bösen!
Denn Du bist der Herr,
Und Du bist Gott,
Unser Vater.
Und Dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!

Amen.

Gedenke, mein Volk, deiner ersten Liebe!

Bettagspredigt, gehalten am 20. Septbr. 1885 in der Kirche zum Prediger in Zürich von Walter Bion, Pfarrer.

Text: Offenbarung Joh. 2, 4 und 5. Das habe ich wider dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast. Darum gedenke, wovon du abgefallen bist und thue Buße und thue die ersten Werke. Wo aber nicht, so komme ich schnell über dich und werde deinen Leuchter von seiner Stätte rücken, wofern du nicht Buße thust.

Festfeiernde Gemeinde!

Der eidgenössische Buß-, Bet- und Danktag, zu dessen Feier wir uns hier versammelt haben, will und soll unser Volk zugleich beugen und erheben. Beugen, indem er es zur Selbstbesinnung, zur Erkenntniß seiner Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit und zur Scham und Reue über dieselbe führt, erheben, indem er es an seine von Gott ihm verliehenen herrlichen Kräfte, Gaben und Vorzüge erinnert und es auffordert, sich derselben würdig zu zeigen. Beides, Beugung und Erhebung scheint mir unser Volk in gleichem Maße zu bedürfen. Denn auf der einen Seite finden wir bei ihm häufig eine kurzsichtige Selbstverblendung, eine eitle Selbstgefälligkeit und thörichte Selbstüberhebung, die es gegen die eigenen Fehler, wie gegen die Tugenden anderer Völker blind machen, und auf der andern Seite tritt uns unter ihm nicht selten eine trübselige Schwarzseherei entgegen, welche es zur Geringschätzung seiner selbst, zur Verzagtheit und Verzweiflung an seiner Lebensfähigkeit und Zukunft verleiten. Wir haben aber, und eben dies will uns der heutige Tag recht lebendig zum Bewußtsein bringen, weder Ursache stolz zu sein, noch auch zu verzagen und zu verzweifeln, sondern es liegt in den Zuständen unsers schweizerischen Volkes allerdings Vieles, das uns niederbeugen muß, aber auch Manches, das uns freudig erheben kann, wenn wir dieselben mit vorurtheilsfreiem Blicke prüfen. Und so wollen wir denn diese Stunde festlicher Andacht, da wir mit allem Volk der Eidgenossen in den Vorhöfen unseres Gottes versammelt sind, dazu benutzen, uns zuerst zum Bewußtsein zu bringen, weßhalb wir uns bußfertig beugen sollen und dann uns zu ermahnen, zu neuer treuerer und

freudigerer Erfüllung unserer christlich-vaterländischen Pflicht uns zu erheben.

Du aber, o Herr unser Gott, lehre uns selber thun nach deinem Wohlgefallen; dein guter Geist führe uns auf richtiger Bahn!

I.

„Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße!" So ruft der heutige Tag unserm schweizerischen Volke zu. Was ist aber dies für eine erste oder frühere Liebe, die von einem großen Theile unsers Volkes verlassen wird und nicht mehr mit derselben Kraft und Innigkeit in seinem Herzen lebt, wie ehedem? Es ist, meine Freunde, die Liebe zu Gott und zum Vaterlande. Lasset mich diesen Vorwurf zu begründen suchen, damit er nicht als ungerecht erscheine. Fassen wir zunächst die Liebe zu Gott in's Auge, so ist diese allerdings ein innerlich-verborgenes Gefühl, eine geistige, unsichtbare Kraft und es scheint somit Niemand im Stande zu sein, sagen zu können, ob und in welchem Maße dieselbe in einem Menschen oder Volke vorhanden sei. Aber jedes aufrichtige und tiefe Gefühl, jede uns innewohnende lebendige Kraft äußert sich und giebt sich in Worten und Werken kund. So auch die Liebe zu Gott. Sie kann nicht in der Tiefe des Herzens verborgen bleiben, sondern bricht und leuchtet mit Macht hervor und äußert sich in der Sehnsucht, mit Gott vereinigt zu sein, in der Freude am geistigen Verkehr mit ihm, im Bedürfniß, ihn durch Wort und That zu preisen und im Gehorsam gegen seine heiligen Ordnungen und Gesetze, mit einem Worte in gottesdienstlichem Leben und Wandel. Wenn diese Aeußerungen der Liebe zu Gott bei einem Menschen oder unter einem Volke nur in einem geringen Maße wahrgenommen werden können, so müssen wir daraus schließen, daß auch die Liebe zu Gott in ihm keine sehr lebendige und kräftige sei. Wenden wir nun das Gesagte auf unser Volk an. Wir wollen nicht in übertriebener Verherrlichung vergangener Zeiten und in einseitiger Verurtheilung des gegenwärtigen Geschlechtes so weit gehen, daß wir, wie es hie und da geschieht, behaupten, der größere Theil unsers Volkes sei dem Unglauben verfallen und das religiöse Leben unter ihm am Absterben. Aber immerhin müssen wir sagen, daß unter unsern Vätern im Allgemeinen mehr Liebe zu Gott, mehr Gottesfurcht und Frömmigkeit vorhanden war, als bei uns. Wie viel fleißiger wurden in frühern Zeiten die gottesdienstlichen Versammlungen besucht, mit welchem, dem gegenwärtigen Geschlecht

meist fremdem, ja geradezu unbegreiflichem Interesse religiöse Fragen und Angelegenheiten besprochen, wie viel mehr der häusliche Gottesdienst, das Gebet und die Betrachtung des göttlichen Wortes gepflegt, welch' ungleich höherer Werth auf die religiöse Bildung und Erziehung der Jugend gelegt, mit einem Worte, wie viel inniger bezog sich das ganze Leben mit all' seinen Verhältnissen, Geschäften und Pflichten auf Gott und göttliche Dinge, als gegenwärtig. Muß nun auch allerdings ein großer Theil davon nur als äußere Formalität und Gewohnheitssache angesehen werden, so viel aufrichtige, herzliche Gottesfurcht und Frömmigkeit lag doch auch wiederum zu Grunde und es ist wohl kaum zu bestreiten, daß das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, die Beziehung des ganzen öffentlichen und privaten Lebens auf ihn und die Gemeinschaft mit ihm, worin ja zu einem wesentlichen Theil die Religion besteht, unter den Vätern allgemeiner, lebendiger und kräftiger gewesen ist, als unter uns, ihren Enkeln. Es war früher mehr unmittelbarer, durch keinen Zweifel untergrabener und zersetzter Glaube an Gott und sein Walten, an die Wahrheit und beseligende Kraft des Evangeliums Jesu Christi unter unserm Volke vorhanden, als jetzt. Gewaltig und rührend sprach sich dieser Glaube an Gott, dieses Bewußtsein seiner allwaltenden Macht und Gerechtigkeit, dieses Gefühl der Abhängigkeit von ihm und der innigen Verbindung mit ihm ganz besonders in jenen Zeiten aus, welche die Existenz, die Größe und den Ruhm unserer Nation begründet haben. Schon in der ersten Schlacht, in der bei Morgarten die junge Freiheit und Selbstständigkeit unserer Väter die Bluttaufe empfing, tritt uns der Glaube entgegen, daß sie im Bunde mit Gott streiten, indem sie, wie alte Urkunden uns berichten, „tiefbewegt und mächtig ergriffen Gott lobten, daß er in seiner unendlichen Barmherzigkeit sein Volk aus den Händen der Feinde befreit". — Als bei Laupen unsere Väter einen glänzenden Sieg erfochten, da sprach ihr Anführer zu den auf der Wahlstatt versammelten Streitern: „Wir wollen Alle Gott loben, denn er ist selber bei uns gewesen und hat das große Volk überwunden". Und die gewaltigen Krieger sanken auf die Kniee und dankten dem Lenker der Schlachten. Mit ausgebreiteten Armen flehten sie bei Sempach seine Hülfe an und so groß war die Niederlage der Feinde, daß im ganzen Lande die Rede herumging: „Der allmächtige Gott selbst sei zu Gericht gesessen über den Trotz der Grafen und Ritter". Gedenket, meine Freunde, der Burgunderkriege, in denen unsere Väter den mächtigsten Fürsten der Zeit besiegten. Bis ganz nahe vor die unermeßliche Schlachtlinie der Feinde

stürmten sie bei Granson in kühnem Lauf. Auf einmal standen sie still, steckten die Spieße und die Banner in die Erde und knieten unter dem Hohngelächter der Feinde, die meinten, sie bäten um Gnade, nieder. Ja wohl, sie baten um Gnade, aber nicht um die der Menschen, sondern Gottes. Als bei Murten, während sie beteten, der hellleuchtende Strahl der Sonne durch das dunkle Gewölk brach, da erhob ihr Feldherr sein Schwert und rief: „Sehet darin, tapfere, mannliche Leute, ein Zeichen unsers barmherzigen Vaters, daß er unser Gebet erhört hat". Und unsere Väter stritten mit solchem Löwenmuthe, daß der feindliche Fürst entsetzt mit seinem Heere floh und bekannte: „Mit solchem Volke könne er nicht streiten; denn Gott sei mit ihm". Wie unsere Väter aber mit gläubiger Zuversicht hofften, daß der Herr sie in gerechter Sache nicht verlassen werde, so waren sie auch bereit, mit demüthigem, bußfertigem Sinn das über sie hereinbrechende Unglück als Strafe für ihre Sünde aufzufassen. Als sie im Riesenkampfe bei St. Jakob an der Birs, der ungeheuren Uebermacht der Feinde erliegend, Mann für Mann den Heldentod starben, gedachten sie reuig der unmittelbar vorher an der Besatzung zu Greifensee verübten Blutthat, erkannten ihre harte Noth als Gottes Gericht und es ertönte durch ihre fallenden Reihen der schmerzliche, tieferschütternde Ruf: „O Gryfensee, o Gryfensee, wie ruch ist dyne Rach!"

So innig war das Leben unserer Väter in Frieden und Krieg von religiösem Geiste durchdrungen. Und weil dies bei unserm Geschlechte nicht mehr in dem Maße der Fall ist, so darf ihm wohl am heutigen Tage zugerufen werden: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest!"

Verdient es nicht denselben Vorwurf hinsichtlich seiner Liebe zum Vaterlande? Ist nicht auch diese unter unserm Volke schwächer, als bei den Vätern? Ich fürchte es. Denn wie gleichgültig und theilnahmslos zeigt sich ein großer Theil unsers jetzigen Geschlechtes gegenüber den wichtigsten Fragen und Angelegenheiten, den höchsten und heiligsten Gütern und Interessen unsers Vaterlandes! Wie häufig hören wir die, allerdings hie und da auch von der Entrüstung über so manche Auswüchse einer falschen Demokratie eingegebene, meist aber einer materiellen, die idealen Güter des Volkes geringschätzenden, selbstsüchtigen, niedrigen Gesinnung oder dem Unverstand und der Kurzsichtigkeit entspringende Rede, die jedem Vaterlandsfreunde die Röthe des Zorns und der Scham in's Gesicht treiben muß: „Man könnte unter einer andern Regierungsform ebenso glücklich, ja noch glücklicher leben. Man hätte weniger Opfer zu bringen und Steuern zu bezahlen

und dergleichen mehr." Wahrlich, so haben unsere Väter nicht gedacht und geredet, die Gut und Blut freudig für des Vaterlandes Selbstständigkeit und Freiheit hingaben? Welchen Eifer zeigten sie in öffentlichen Angelegenheiten! Wie brannte ihnen das Herz im Leibe beim heiligen Namen des Vaterlandes! Wie herzlos, kalt und eigennützig berechnend ist dagegen namentlich ein Theil unsers jüngern Geschlechtes geworden, so daß wir hie und da ängstlich fragen müssen: „Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden?!" Weist nicht die neueste Geschichte unseres Volkes so manche bedenkliche Erscheinungen auf, die uns kundthun, daß Selbstsucht und Gleichgültigkeit allmählig mächtig zu werden drohen über den Geist lebendiger, opferwilliger Vaterlandsliebe und nicht mehr dieser, sondern persönliche, materielle Vortheile, Ehrgeiz und Gewinnsucht oft die Handlungen unserer Bürger bestimmen und sogar hie und da in allgemein vaterländischen Fragen den Ausschlag geben! Wie häufig auch tritt die Vaterlandsliebe zurück hinter confessionelle Interessen und lassen sich Viele unsers Volkes von Mächten beeinflussen, ja blindlings leiten, welche ihren Schwerpunkt nicht in unserm Vaterland, sondern jenseits der Berge haben. Wahrlich, ganz anders stand es in dieser Beziehung unbeschadet ihrer Religiosität bei unsern Vätern, welche wiederholt in männlichem Freiheitsgefühle jeden Versuch der Einmischung der Kirche in vaterländische Angelegenheiten mit aller Entschiedenheit zurückwiesen und das Vaterland über Alles stellten! Diese betrübenden Erscheinungen einer Abnahme der Vaterlandsliebe unter unserm Volke haben aber größtentheils ihren letzten Grund in der Erkaltung seiner Liebe zu Gott, in der Abnahme eines tiefen, religiösen Lebens. Denn in eben dem Maße, als ein Volk aus der Gemeinschaft mit dem Höchsten heraustritt, nimmt auch sein Sinn für höhere, ideale Güter und Interessen ab und verfällt es einem niederen Egoismus. Wer Gott nicht mehr liebt, hört auch auf seine Brüder, sein Volk und Vaterland zu lieben, oder liebt es und dient ihm nur so weit, als es sein eigenes Interesse erlaubt und fördert.

So mag denn wohl mit einigem Rechte am heutigen Bußtage unserm Volk das Wort zugerufen werden: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Und weil eines Volkes Sünde die Sünde jedes einzelnen Bürgers desselben ist, da ja ein Ganzes nur ist, was seine Theile sind, so ergehet an ein Jedes unter uns die Mahnung: „Gedenke wovon du gefallen bist und thue Buße!" Beuge dich!

Ja beuget euch vor Gott, ihr Sünder,
Fallt in den Staub hin Menschenkinder
Vor des Allmächt'gen Angesicht;
Aus der Tiefe unsrer Seelen,
Die alle straucheln, alle fehlen,
Ertön es: Herr verlaß uns nicht!

II.

Wenn du dich aber, o Volk meines Vaterlandes, in Selbsterkenntniß und Buße vor Gott gebeugt hast, so erhebe dich! „Erkenne, wovon du gefallen bist und thue die ersten Werke!" Laß in dir wieder lebendig werden die Liebe der Väter zu Gott und dem Vaterlande! Am heutigen Tage wollen wir uns nicht nur auf unsere Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit besinnen, sondern auch auf die herrlichen Gaben, Kräfte und Vorzüge, die unserm Volke eigen sind. Wir bewohnen eines der schönsten Länder der Erde. Von den eisbepanzerten Firnen unsrer Berge, die wie ein Wall von Gottes Hand auferbaut, unser Vaterland umgeben, bis hinab in die fruchtbaren Ebenen und Thäler, wo das Korn im Winde wogt und die Traube am sonnigen Gelände reift, welch' eine Fülle von Schönheit, von Erhabenheit und Lieblichkeit ist über unser Vaterland ergossen! Welch' eine Mannigfaltigkeit, die nie ermüdet, eine Großartigkeit, die das Herz stets auf's Neue erhebt, eine Anmuth, welche das Auge immer auf's Neue entzückt! Gewiß haben wir ein Recht zu singen: „Wie hab' ich doch ein schönes Land zu meinem Heimathsland!" Die Dichter und Künstler preisen seinen Zauber und alljährlich kommen viele Tausende aus allen Ländern, um seine Wunder zu schauen, auf seinen Bergen und in seinen Thälern Erhebung, Stärkung und Erquickung zu suchen für den ermüdeten Geist, das gebeugte Herz und den kranken Leib.

Wir bewohnen aber nicht nur eines der schönsten, sondern auch der glücklichsten Länder der Erde. Seit Jahrzehnten, in denen fast alle Völker unsers Erdtheils von Stürmen und blutigen Kriegen heimgesucht wurden, genießen wir das köstliche Gut des Friedens und können wir ungestört am Aufbau und Ausbau unserer nationalen Wohlfahrt arbeiten. Wenn wir auch dankbar dafür vor Allem aus dem die Ehre geben wollen, der unser Land und Volk in Zeiten, da es nur an einem Faden hing, ob nicht auch wir in das Verderben furchtbarer, unsere Grenzen umtobender Kriege hineingezogen würden, so gnädig beschützt hat, so dürfen wir doch diese lange Friedenszeit auch zum Theil als die Folge der geordneten und schönen Entwicklung unseres Volkes,

die ihm eine geachtete und gesicherte Stellung unter den Nationen verschaffte, ansehen. Diese Entwicklung ist aber hauptsächlich die Frucht der bürgerlichen Freiheit, die wir genießen. Dieselbe begünstigt und unterstützt die Freiheit des Geistes, giebt den natürlichen Anlagen und Fähigkeiten der Menschen Spielraum sich zu entwickeln, verweist sie auf ihre eigenen Hülfsquellen, fordert sie auf, sich selbst das Glück zu erringen, lehrt und anerkennt die wesentliche Gleichheit der Menschen und begründet dadurch die wahre Achtung des Menschen vor sich selbst und vor Andern. Ist nicht der Segen dieser bürgerlichen Freiheit unter unserm Volke sichtbar? Wo findet sich unter einer andern Nation auf so kleinem Raum diese große Mannigfaltigkeit, diese Energie der Arbeit und der Selbsthülfe? War nicht unser Volk eines von den ersten, unter denen im Zeitalter der Reformation das Licht geistiger Freiheit aufleuchtete und wo hat es heller und kräftiger geflammt, als auf dem Boden unsers Vaterlandes?! Wo wird mehr gethan für die Bildung, die geistige und leibliche Pflege der Jugend?! Welche andere Nation hat in unsern Tagen die großen Gedanken und Aufgaben der Humanität mit mehr Begeisterung erfaßt und thatkräftiger durchgeführt, als die unsrige? Wo ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärker entwickelt und in Folge dessen die Bereitwilligkeit einander zu helfen, in reicherem Maße vorhanden, wo die sociale Kluft weniger groß und gefahrdrohend?! Wenn auch die socialen Fragen uns ebenso lebhaft beschäftigen, als andere Völker, wie viel leichter ist doch bei uns und wie viel näher liegt die Verständigung, weil wir Alle auf demselben Boden bürgerlicher Gleichheit und Freiheit stehen, uns offen aussprechen und in Liebe finden können! — Wir wollen aber dieser herrlichen Gaben und Vorzüge unsers Volkes nicht gedenken, um uns im Lichte derselben selbstgefällig zu bespiegeln, sondern um uns zu ermahnen, ihrer uns würdig zu erzeigen und dafür zu sorgen, daß sie uns nicht durch unsere Schuld verloren gehen. Welche kräftige Aufforderung, unser Vaterland zu lieben, liegt in der Schönheit unserer heimathlichen Natur und in unsern freien bürgerlichen Institutionen! Wir genießen sie täglich und darum achten wir sie oft zu wenig. Aber diejenigen Söhne unsers Volkes, die Jahre lang in der Fremde leben, wissen sie zu schätzen und darum hangen sie auch mit so großer Liebe am Vaterlande und kennen keinen größern Wunsch, als in dasselbe zurückzukehren. Das Heimweh der Schweizer hat seine Wurzel nicht nur in einem unbewußten Naturtrieb, sondern auch in dem klaren Bewußtsein der mannigfachen Vorzüge unsers Vaterlandes. Erst wenn sie

die Güter, welche sie genießen, entbehren müßten, würden so Manche unsers Volkes, die an unsern Zuständen nicht genug auszusetzen wissen, das Vaterland ehren und lieben. — So möge denn der heutige Tag, an den wir uns auf uns selbst besinnen, auf's Neue die Liebe zum theuren Vaterlande in uns entzünden und weil die wahre Liebe zum Vaterlande nur die ist, welche dessen Wohlfahrt fördert und Schaden von ihm abwendet, uns auffordern und antreiben, die Grundlage dieser Wohlfahrt mehr zu beachten, zu pflegen und zu bauen, als es oft der Fall ist.

Was ist aber diese Grundlage? Es ist nach meiner innersten Ueberzeugung nichts anderes als die Liebe zu Gott und die Gemeinschaft mit ihm, eine tiefe, gesunde Religiosität, wahres lebendiges Christenthum. Niemals und nirgends haben sich die Menschen wahrer bürgerlicher Freiheit und ächter Wohlfahrt erfreut, wo die christliche Religion nicht ihre Segenskräfte entfaltete. Sie begünstigt freie Einrichtungen, weil ihr Geist die Freiheit selbst ist, das ist ein Geist der Achtung für die Interessen und Rechte Anderer. Das Christenthum anerkennt die wesentliche Gleichheit aller Menschen und schlägt mit seiner ganzen Macht jene hochfahrenden und egoistischen Triebe unserer Natur nieder, welche Andere unterjochen und berauben wollen. Es legt die einzig wahren Grundlagen der Freiheit und Wohlfahrt, die Grundsätze des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und der Achtung vor der menschlichen Natur. Es fördert und schützt die Freiheit dadurch, daß es die Nothwendigkeit der Anwendung von Gewalt zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Gesetze überflüssig macht, indem es den Menschen das Gesetz in's Herz schreibt und zu ihrem eignen freien Willen erhebt und so die Geneigtheit, die gesellschaftlichen Ordnungen zu verletzen und zu zerstören, beseitiget. Nehmet den reinigenden und zügelnden Einfluß der christlichen Religion aus einem Volke weg und Eigennutz, Raubsucht und Ungerechtigkeit werden unter demselben in erschreckendem Maße überhandnehmen. „Laßt nur einmal die Menschen ernstlich glauben, daß sie und ihr Leben das Werk und Spiel des Zufalls seien, daß keine höhere Leitung über den menschlichen Schicksalen walte, daß die Schwachen keinen Beschützer, die Unrechtleidenden keinen Rächer haben, daß es keine Vergeltung gebe für die Opfer, welche der Rechtschaffenheit und dem öffentlichen Wohle gebracht werden, daß geheime Verbrechen keine andern Zeugen haben, als die Vollführer derselben, daß ein Eidschwur nicht mehr gehört werde im Himmel, daß dieses kurze Leben für uns Alles und der Tod gänzliche und ewige

Vernichtung sei — wer vermag den Greuel der Verwüstung zu ermessen und zu beschreiben, welcher dem folgen würde! Die Begierde, die dann keine Schranke mehr kennte und die Armuth und Leiden, die dann keinen Trost, keine Hoffnung mehr hätten, würden mit Hohn alle Schranken menschlicher Gesetze niedertreten. Tugend, Pflicht und Sittengesetz würden verspottet und als sinnlose Klänge verachtet und verworfen, ein schmutziger Eigennutz jedes andere Gefühl verdrängen und der Mensch in der That das werden, wofür ihn der Materialismus unserer Tage erklärt — ein Genosse des Thieres!"

Die bürgerliche Freiheit, die Quelle reichen Segens für ein christliches Volk, wird zum Verderben für ein unchristliches; denn sie wird dann zum Freibrief der Willkühr, der Frechheit, der Zügellosigkeit und der Ungerechtigkeit gemacht und dazu mißbraucht, um alle Launen und Lüste des selbstischen Ich's zu befriedigen. So wird die Freiheit zu ihrer eigenen Todtengräberin; denn um die Unordnung und das Verbrechen einzudämmen und abzuwehren, müssen gewaltsame Maßregeln ergriffen werden und diese Maßregeln können leicht und sind auch wirklich oft gegen die Freiheit des Staates gekehrt worden, die sie sicher zu stellen bestimmt waren. Nehmen wir nicht leider auch unter uns diese schlimmen Folgen einer äußerlichen Freiheit ohne die innere, geistige, sittliche Freiheit von der Knechtschaft der Sünde, zu welcher allein uns der Geist der christlichen Religion verhilft, in reichlichem Maße wahr? Ist nicht dringend nothwendig, unserm Volke das Wort des Apostels nachdrücklich an's Herz zu legen: „Ihr, meine lieben Brüder seid zur Freiheit berufen — aber habet acht, daß ihr nicht durch die Freiheit dem Fleische Raum gebet!" Ja, haben wir nicht wohlbegründete Ursache, unserm schweizerischen Volke das Wort des Sehers der Offenbarung zuzurufen: „Thue Buße und thue die ersten Werke, sonst werde ich bald kommen und deinen Leuchter wegstoßen von der Stätte, wenn du nicht Buße thust". — Meine Freunde, ihr kennet das gewaltige Gleichniß Christi von den klugen und thörichten Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten und zu denen er nun unerwartet kommt. Sehet, so kommt auch jetzt noch der Herr, wie zu den einzelnen Menschen, so zu ganzen Völkern plötzlich und unerwartet. Da kaum vorher noch die Sonne des Friedens sie umglänzte, läßt er die dunklen Wolken der Kriegsgefahr aufsteigen, da kaum vorher noch Handel und Gewerbe blühten und die Arbeit fleißiger Hände ihren reichen Lohn fand, brechen schlimme Zeiten der Stockung herein und werden die geordnetsten Verhältnisse über

den Haufen geworfen. Plötzlich, da kaum vorher noch Ueberfluß, Wohlleben und Gesundheit im Lande wohnten, kommen Theuerung, Mangel und Seuchen und verbreiten Elend und Jammer. In solchen Zeiten tritt der Allmächtige, Weise und Heilige zu den Völkern und will sehen, wie sie in den Tagen des Friedens und Glücks seine Gaben angewendet haben, ob das heilige Oel der Gottes- und Menschenliebe in ihren Lampen brenne. Ja zur mitternächtigen Stunde kommt der Herr zu den Völkern, wo sie sich ruhig und sorglos dem Erwerb und Genuß der Welt hingeben und durch den ruhigen Gang der Dinge sich einschläfern lassen in fleischliche Sicherheit. Da tritt er plötzlich zu ihnen und fordert sie zur Rechenschaft über die ihnen anvertrauten Gaben und Güter auf, er fordert sie auf zu einer großen That, zu Werken des Glaubens und der Selbstverleugnung, er läßt ihre höchsten und heiligsten Güter in Gefahr kommen und will sehen, ob sie treu und edel genug sind, für dieselben einzustehen mit Gut und Blut. Wohl dann denen, deren Lampen, gefüllt mit dem Oele der Gottes- und Vaterlandsliebe, brennen, wehe den Thoren, die versäumten zur rechten Zeit ihre Lampen zu füllen! — Wie stände es mit unserm Volke, wenn der Herr so zu uns käme in der Mitternachtsstunde ernster Gerichte und Prüfungen, wenn er uns aufforderte zu einer großen, rettenden That, die nur möglich wäre durch große Opfer einer lebendigen, heiligen Gottes- und Vaterlandsliebe?! Träfe er uns freudig bereit zu solchen Opfern? Oder glichen wir dann den thörichten Jungfrauen, die wohl Lampen haben, aber kein Oel, um die Lampen leuchten zu lassen. Würde es sich nicht vielleicht da zeigen, daß wir wohl die äußeren Formen der Freiheit besitzen, freie bürgerliche Verfassungen, Gesetze und Einrichtungen, aber daß uns der Geist der Freiheit fehlt, die innere sittliche Kraft und Würde der selbstverläugnenden Liebe, zu der uns allein Jesus Christus verhilft?! Denn ist es nicht bei vielen Bürgern unsers Volkes der Fall, daß die Freiheit für sie eine leere Form, ein äußerer Schein und bloßer Name ist, so daß wir ihnen mit dem Wort des Erlösers zurufen müssen; „Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr erst recht frei?!“ Es giebt nicht Wenige unter unserm Volke, die den Glauben an das Vaterland verloren haben und das Schlimmste für seine Zukunft befürchten. Ich weiß zwar wohl, daß solcher pessimistischer Ansicht oft nichts anderes als eine ernste Vaterlandsliebe und der edle Schmerz über den vermeintlichen Zerfall unsers Volkes zu Grunde liegt — aber dennoch müssen wir energisch gegen solche Verzagtheit auftreten und sagen: So weit sind wir Gott sei

Dank noch lange nicht, daß wir uns selbst aufgeben müßten. Noch hat der Herr ein großes Volk Solcher in unserm Lande, die ihn von ganzem Herzen lieben und ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten — noch glüht in viel tausend Herzen die heilige Flamme reiner und opferfreudiger Vaterlandsliebe. Noch ist viel mehr Religiosität unter unserm Volke vorhanden, als man oft glaubt. Sie thut sich nur in andern Formen und Werken, als bei den Vätern kund. Gerade in den letzten Jahren sind Viele aus dem Taumel der Gottvergessenheit und Weltversunkenheit zu ernstem Besinnen auf das, was uns Noth thut, erwacht. Aber freilich *erkennen* und *bekennen* müssen wir, daß es an der Zeit ist, uns aufzuraffen und die zum Theil verschütteten Quellen unsers Heils wieder frei zu machen, damit sie in mächtigen Strömen die Adern des geistigen Lebens unsers Volkes durchfließen, erfrischen und stärken. Dazu eben will der heutige Tag uns Alle auffordern und begeistern. Er ruft Jedem unter uns zu: Hast du dein Vaterland lieb, wünschest du ihm Friede, Freiheit und Wohlfahrt, wohlan! so pflege die Flamme der Religion in deiner Brust, auf dem Altare deines häuslichen Lebens, unter deinen Volksgenossen. Laß die alte Liebe der Väter zu Gott und dem Vaterlande in dir und deinen Kindern neu werden! Zwar kann von unserm Geschlechte nicht mehr dieselbe *Form* der Religion, die unsere Väter hatten, verlangt werden, so wenig als von einem Manne verlangt werden darf, daß er wieder ein Kind werden solle. Wir haben ein Recht in unserer Weise, nach *dem Maße unserer Einsicht und Bildung* Gott zu erkennen, zu lieben und anzubeten — aber in *allen* Formen und Gestalten ist es doch der *eine* Geist, die *eine* Kraft, die *eine* Liebe, welche der Grund unsers Heils sind und ihnen wollen wir wieder mehr als bisher unser Herz und Leben öffnen und weihen. Noch steht der Leuchter unsers Volkes auf erhabener Stätte, aber trübe Nebel und Wolken der Sünde und Selbstsucht schleichen um ihn herum und wenn wir nicht zu ihm Sorge tragen, so *erlischt er auf einmal in dunkler Nacht*. Lasset uns aufstehen vom Schlafe der Sünde und Selbstgefälligkeit, uns erheben aus der Versunkenheit in Muthlosigkeit und Verzweiflung, aus eitlen Klagen und unnützem Schelten. „Besser zu machen und besser zu werden laßt uns hier brüderlich wirken auf Erden. Heil dann dem Vaterland, Frieden und Glück!“ Eitel und verderblich ist der Stolz auf unsere freien Institutionen und der Götzendienst, der etwa mit denselben getrieben wird. Wir müssen mehr und mehr lernen, daß die *Formen* der Freiheit nicht ihr *Wesen* sind, daß während der

Buchstabe freier Verfassungen gewahrt wird, ihr Geist verloren gehen kann und die äußere Freiheit ein Volk nicht vor dem Untergange schützt, wenn seine Bürger die Knechte niedriger Leidenschaften sind. Wohl ist die Republik für gebildete Völker eine vortreffliche Staatsform, aber sie erfordert auch die edelsten, besten Bürger, die durch den Geist Jesu Christi befreit worden sind von der Knechtschaft der Selbstsucht und Sinnenlust, soll sie nicht zum Tummelplatz wilder, ungerechter Leidenschaften ausarten. Darum wollen wir in unsern Herzen, in unsern Häusern und in unserm öffentlichen Leben auf's Neue aufpflanzen jenes heilige Zeichen des Christenthums, welches zugleich das Panier unsers Volkes ist und das bedeutet: Selbstsuchtslose Liebe, opferfreudige Hingabe für die Sache Gottes und des Vaterlandes, Freiheit von allen irdischen Mächten, Erlösung von der Knechtschaft der Sünde, freudiges Vertrauen auf Gott und seine Hülfe.

Hiezu verpflichte und begeistre uns auch der Genuß des heiligen Abendmahls, durch welches wir auf's Neue unsere Liebe zu Gott und die Gemeinschaft mit ihm und unsere Liebe zu unsern Brüdern und Volksgenossen stärken und beleben wollen. Möge so der eidgenössische Buß-, Bet- und Danktag uns nicht nur beugen, sondern auch unsere Herzen und Augen freudig erheben zu den Höhen, von wannen die rechte Hülfe uns kommt.

Amen.

Bettagspredigt

von J. Wißmann, Pfarrer in Meilen.

1884.

Text: Luc. 12, 48. „Wem viel gegeben ist, bei dem wird viel gesucht werden, und wem man viel anvertraut hat, von dem wird man desto mehr fordern."

Festfeiernde Gemeinde!

Die um das Vaterland verdiente schweizerische gemeinnützige Gesellschaft hat bei ihrer letzten Zusammenkunft auch eine Verhandlung über die Volksfeste und ihren Einfluß auf das Volksleben gepflogen. Allgemein wurde zugegeben, daß dieser Anlässe zu viele seien und daß nicht nur betreffend ihre Zahl, sondern namentlich auch die Art ihrer Feier das rechte Maß längst überschritten sei. Ihre Kosten, ihre Ansprüche an Zeit, Kraft und Vermögen der Theilnehmer gehen zu weit, ihre Zurüstungen sind viel großartiger als ihre wirklichen und bleibenden Erfolge. Auf diese Art fordern sie viel und geben zu wenig, ja sie haben eine Mitschuld an der weit verbreiteten Genußsucht und Zerfahrenheit. Von diesem wohlerwogenen und mit reichen Erfahrungen belegten Urtheil, dessen Richtigkeit im Allgemeinen wohl Niemand anzufechten wagen wird, wird unser eidgenössischer Dank-, Buß- und Bettag nicht betroffen. Dieses Fest setzt keine Komitees in Bewegung, es verlangt weder Flaggen noch Kränze, keine Kanonenschüsse kündigen es an, auch da droben am See nicht, wo sonst manches kirchliche Fest*) eine solche dröhnende Einleitung hat; gesammelt wird zwar auch, aber nur in den Gottesdiensten für die Armen und irgend welche wohlthätige Zwecke. Ein Festmahl ist auch bereit, aber ein sehr bescheidenes, bei welchem das Essen und Trinken nicht die Hauptsache, sondern nur das Sinnbild eines geistigen Genusses ist. Dennoch darf sich der Bettag an gesegneter und dauerhafter Wirkung auf unser Volk getrost mit jedem andern Feste messen. Ueble Folgen können kaum von ihm ausgehen; wer kann sie dagegen zählen oder wägen, all' die guten Antriebe, die idealen Empfindungen, die heilsamen Ein-

*) Bei katholischer Bevölkerung.

drücke, die Hunderttausende von ihm empfangen? Die Freude ist dem Bettag auch nicht fremd, warum sollte er sonst ein Danktag heißen? Aber der heilige Ernst ist doch seine Grundstimmung, jener Ernst, welcher den Menschen oder ein Volk erfüllt, wenn sie ihre hohe Aufgabe, ihre heilige Pflicht sich vergegenwärtigen und sich fragen, wie es mit der Erfüllung dieser Aufgabe und Pflicht stehe. Der Bettag will uns von Beidem, unsrer vaterländischen Aufgabe und ihrer Erfüllung, groß denken lehren, ganz im Sinne jenes Wortes, das einst der Erlöser seiner Zeit und seinem Volke zugerufen: Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Es soll, angewendet auf unser Volk, uns heute aufmuntern, von unsers Volkes Mitgabe und von seiner Aufgabe und deren Lösung zu sprechen. Wir werden dabei Veranlassung zu Dank und Buße und Gebet in reichem Maße finden.

Herr! wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an uns gethan, und wir stehen stark in deiner Schuld. Laß uns durch den Reichthum deiner Güte zur Einkehr und Umkehr geleitet werden, wecke in uns den Entschluß, dir immer hingebender zu dienen, als gute Haushalter einer mannichfachen Gnade und gieb dann zum Wollen auch das Vollbringen!

Amen.

I.

Wenn wir fragen, ob auch unser Volk einem Haushalter gleiche, dem viel gegeben und von dem daher auch viel gefordert werden darf, wie wird die Antwort lauten? Wie tönt sie auf den Rednertribünen, an den Banketten unsrer Volksfeste, wo nach altem, gutem Brauche in der Regel das erste Hoch dem Vaterlande gebracht wird? In hundert Zungen wird sein Ruhm, werden seine Vorzüge, die es Jedem seiner Angehörigen so überaus theuer machen, verkündet. Und aus Sängermunde hallt es wieder: „O Gott, mein Gott! wie dank' ich dir, daß du es gabst zur Heimat mir." Ist gelegentlich etwas Ueberhebung dabei und Schönfärberei, — wahr ist's und bleibt's: Uns ward viel gegeben und täglich wird uns Neues anvertraut. Zum Ersten ist uns ein schönes Land zum Wohnsitz geworden, ein Land, das im Ganzen auch nicht undankbar ist für die darauf verwendete Mühe. Sage nicht so prosaisch, von der Schönheit habe man nicht gelebt. Kommen doch alle Jahre viele Tausende her, um diese Schönheit zu bewundern, und kommen nicht mit leeren Händen. Und lebt denn der Mensch vom Brot allein? Hat nur das einen Werth, was man unmittelbar zu Geld machen

kann? Was das Auge entzückt, was den ganzen Körper erfrischt, was das Gemüth erquickt, ist das nicht mehr als Goldes werth? Lebt der Mensch nicht auch von jedem Wort, das aus Gottes Munde geht? Und ist nicht unsre Natur ein solches gewaltiges, ergreifendes, erhebendes Gotteswort, eine Urkunde, von der Hand des Weltenmeisters mit riesigen Lettern geschrieben, deren reichen Sinn wir mehr anstaunen als jemals ganz enträthseln können? Und schilt das Land nicht, weil es dir in den letzten Jahren nicht wie auch schon in früheren Jahrgängen getragen, weil es nicht alle deine Frühjahrshoffnungen erfüllt! Habe jüngst ein Buch gelesen, darin steht, wie's vor 100 Jahren bei uns aussah, zu- und herging*). Ich wollte, ich könnte den „philosophischen Bauern" jener Zeit, Kleinjogg, der vorschlug, man sollte die Bauern mit Gewalt zu etlichen Verbesserungen zwingen, einmal durch unser Gelände führen! Wie würde er staunen über diesen Anbau und diese Erträge! Staunen aber auch über die ganz andere Lebensweise seiner Berufsgenossen, bei welchen damals noch Wasser zur strengsten ländlichen Arbeit getrunken wurde und der größte Landwirth mit einem Saum Weines seinen Jahresbedarf zu decken glaubte. Die freundliche Herbstsonne, die seit mehreren Tagen auf die Erde niederleuchtete und die Früchte des Weinstocks so mächtig förderte, hat, ich weiß es, manch Einen zufriedener und wieder mehr zum Danke gestimmt, wie es der immerhin reiche Segen dieses Jahres verdient. Denn viel ist uns gegeben: danket dem Herrn, er ist so freundlich und seine Güte währet über uns für und für!

Aber du sagst: die Erzeugnisse des Bodens haben nicht den gleichen Werth wie früher; die Verkehrsmittel der Gegenwart bringen uns massenhaft fremde Waare auf den Markt und drücken die Preise. Ferne sei es von mir, das zu bestreiten; aber wolltest du deßwegen diese eisernen Pfade, zu welchen heute ein neuer**) hinzukommt, von dem wir uns besonders für unsere Gegend eine Belebung des Verkehrs versprechen, wegwünschen? Sind sie nicht auch eine Bürgschaft, die dich sichert gegen Theuerung und Hungersnoth, wie die Großeltern sie erlebt haben? Kann unser Volk von dem Boden leben, den es bewohnt? Ist nicht ein großer Theil des Volkes auf das Gedeihen von Handel und Industrie angewiesen? Ist es daher nicht eine dankenswerthe Gabe, die unserm Land geworden ist, daß es wegen seiner centralen Lage und trotz den Schwierigkeiten, welche die Natur

*) Finsler: Zürich im XVIII. Jahrhundert, II. Hälfte.
**) Arlberg.

überall entgegenstellte, wie selten ein anderes so von Hauptadern des Verkehres durchzogen ist?! Gewiß hat jedes Ding zwei Seiten, eine helle und eine schattige. Wo so viele Thüren offen sind, da können auch allerlei Gäste herein, willkommene und unwillkommene, vielleicht auch etwa solche, die man für Freunde hält und nachher wird unter dem Schafspelz ihre Wolfsnatur offenbar. Wie nahe stand uns in diesem Jahre die Gefahr, daß von auswärts die gefürchtete Seuche in unsere Heimath eingeschleppt werde! Wir zitterten, wenn wir hörten, wie dieselbe in den französischen Hafenstädten am Mittelmeer auftrat, wie sie sogar in jener schönsten Stadt des Südens wüthet, von welcher das Sprichwort sagt: „Sieh Neapel und — stirb!“ — gleichsam als könnte man nachher an Nichts mehr sich freuen. Wir waren um so beklommener, als im Frühjahr eine ansteckende Krankheit*) in unserer Hauptstadt und deren Umgebung bereits so viele und theure Opfer gefordert, — aber Gott sei Dank! bis dahin ist der Würgengel an unsern Thüren vorübergeschritten.

Wahrlich, wenn wir uns versetzen auf eine Höhe und blicken hinunter auf den wohlgepflegten Garten zu unsern Füßen, von Straßen und Eisenbahnen durchzogen, von Flüssen, Kanälen, Seen bewässert, von Wohnungen übersäet, aus deren Mitte schmucke Kirchen und geräumige Schulhäuser hervorragen und über denen der Rauch aus hundert Kaminen gewerblicher Werkstätten hinzieht — wenn wir betrachten diesen Ameisenhaufen regsten Lebens und Webens, Treibens und Schaffens, — das alles ist nur gedenkbar unter den Segnungen eines fast 80jährigen Friedenszustandes, nur einmal kurz unterbrochen durch einen Bürgerkrieg, der aber, verglichen mit den Kriegen, die unsere Nachbarländer durchtobten, ein Kinderspiel gewesen ist. Man sagt wohl, der Krieg habe auch sein Gutes für ein Volk; da trete der persönliche Werth des Einzelnen mehr hervor; „im Felde, da sei der Mann noch was werth, da werde das Herz ihm gewogen“, da werden Tugenden wie Muth und Opferwilligkeit großgezogen. Allein Muth braucht's auch anderswo als vor feindlichen Geschützen und die Opferwilligkeit zeigt sich nicht minder in Spitälern und Höhlen des Elendes, wie die letzten Tage uns wieder gelehrt, als auf Schlachtfeldern. Ein „furchtbar Schreckniß“ ist und bleibt der Krieg, zumal für ein kleines Volk mit geringen Hülfsmitteln. Einem solchen kann er Wunden schlagen, welche Jahrhunderte hindurch nicht heilen. Danken wir dem Lenker der Geschicke für seine Bewahrung! Rüsten wir uns

*) Typhus.

wohl, wie unsre Jungmannschaft in den letzten Tagen an den Ostmarken es wieder gethan, um im Nothfall fremde Unbill abzuwehren, aber thun und leiden wir auch Alles, was sich nur immer mit unsrer Ehre verträgt, um unserseits den Frieden nicht zu gefährden.

Und gedenken wir endlich heute, wie es an unsern vaterländischen Festen Uebung ist, der Geschichte unsers Volkes, die ja freilich nicht nur von Großthaten, sondern an hundert und hundert Orten auch von Irrthümern und Fehlern der Ahnen uns erzählt, aber gerade darum die göttliche Vorsehung, die gnädig uns hierher gebracht, uns dankbar bewundern läßt, gedenken wir der Vergangenheit, durch welche wie ein goldener Faden das Streben nach Freiheit sich hinzieht, ein Streben, das auch von herrlichen Erfolgen gekrönt war, gedenken wir der Bet- und Danktage, welche die Väter auf so mancher blutigen Wahlstatt gehalten, und wie sie mit Gott Thaten gethan, ihnen zu unsterblichem Ruhme, uns zum köstlichen Gewinn, gedenken wir, wie aus allen Stürmen, welche ringsum getobt, Throne gestürzt und Grenzen verändert haben, die Hochburg der Freiheit im Alpenlande unversehrt, ja stets neu gekräftigt hervorgegangen ist, o so werden wir heute ohne Rückhalt gestehen: Uns ist viel gegeben, uns ward viel anvertraut. Eine theuerwerthe Mitgabe ist dir, o Schweizervolk, geworden mit deinem Land und deiner Geschichte, deinem Frieden und deiner Freiheit! Vergiß nicht, was dir Gott gethan! Verehr' und halte seine Befehle und bet' ihn durch Gehorsam an!

II.

Wem viel gegeben, bei dem wird man viel suchen. Wem eine große Mitgabe anvertraut worden, den erwartet auch eine große Aufgabe, von dem wird viel gefordert werden. Unser Schweizervolk hat meines Erachtens eine dreifache Aufgabe zu erfüllen, die gerade ihm und ihm vor Allen nach seiner ganzen Lage und Geschichte und Stellung im Kreise der andern Völker zukommt, von deren treuer Erfüllung seine Existenzberechtigung abhängig ist.

a. Es soll für's Erste den Beweis leisten, daß auch ein kleines Volk mit bescheidenen Hülfsmitteln seinen Platz ehrenhaft und selbständig ausfüllen kann. Wenn man eine Karte unserer Tage mit einer solchen vor einem halben Jahrhundert vergleicht, so ist die erstere viel weniger bunt. Sie braucht weniger Farben, um die Grenzen zu markiren. Eine große Anzahl kleiner Staaten

sind verschwunden und in den Großmächten aufgegangen. Man hat daraus bereits den Schluß gezogen, daß allen kleinen Staaten die Uhr geschlagen habe; sie haben, sagt man, kein Recht mehr zu existiren; denn sie können ihre Kulturaufgabe doch nicht lösen. Dazu bedarf es reicherer Mittel und größerer Kräfte, als ihnen anvertraut sind. Diese Behauptung gilt es zu entkräften. Blos aus alten Urkunden und Verträgen, aus gewissen Thatsachen der Vergangenheit kann aber gegenwärtig kein Volk den Anspruch auf selbständige Existenz mehr ableiten. Seine Leistungen müssen seinen Anspruch, ein selbständiges Dasein zu führen, unterstützen. Gewiß eine hohe schwere Aufgabe für ein kleines Volk, das kaum den Zehntel von Bewohnern zählt wie seine großen Nachbarn, das nicht in seiner Gesammtheit von den Erzeugnissen seines Bodens leben kann, das die meisten Rohstoffe aus der Ferne beziehen muß, um sie verarbeitet unter allerlei Schranken und Auflagen dem Ausland wieder abzutreten. Möglich ist die Lösung dieser Aufgabe nur, wenn wir unsere körperlichen und geistigen Kräfte auf's Aeußerste fördern und anstrengen, uns darin von keinem andern Volke überflügeln lassen, wenn unsere Thätigkeit und Einsicht unermüdlich darauf gerichtet sind, unsere Erwerbsfähigkeit zu steigern und uns ökonomisch unabhängig zu halten, wenn wir aber auch das Erworbene sparsam verwalten, der für Körper und Seele verderblichen Genußsucht, namentlich dem entnervenden Laster der Trunksucht mit allen Mitteln entgegenwirken. Arbeitsamkeit, Sparsamkeit am rechten Orte, nicht wo es die geistige Fortbildung und die öffentlichen Interessen gilt, aber gegen das persönliche Bedürfniß und üppige Gelüsten geübt, Mäßigkeit, gute Zucht, Herrschaft des Geistes über das Fleisch, Treue und Redlichkeit, wahre Herzensbildung müssen ein kleines Volk auszeichnen, wenn es eine ehrenhafte Existenz fortführen will. Prüfe, wie es mit diesen Tugenden bestellt ist! Und fällt diese Prüfung unbefriedigend aus, so stelle die Schäden ab bei Zeiten! Diese Tugenden sucht man bei dir, o Volk, und sollte man sie einst nicht mehr finden oder nur bei einer verschwindend kleinen Zahl, so ist deine Zeit aus und wird es heißen: Gewogen und zu leicht erfunden! Du bist nicht mehr werth, selbständig zu sein; wir wollen dir einen Vormund bestellen.

b. Wir erfreuen uns der weitgehendsten Rechte. Kein Volk in unserm Erdtheil kennt solche Freiheit, wie sie dem Einzelnen gegeben ist. Daraus erwächst uns aber für's zweite die hohe, heilige und schwere Aufgabe, den Beweis zu leisten, daß auch bei so freier Bewegung und bei so entwickelten Volksrechten die Ordnung, der Zusammenhang, das Gedeihen des Staates möglich

ist. Selbstverständlich ist dieß nämlich durchaus nicht. Die Geschichte lehrt, daß es schon Völker gab, die an ihrer sogenannten „Volksherrschaft" zu Grunde gegangen sind, weil aus dem Boden der Freiheit das Unkraut der Zügellosigkeit, der Parteisucht, des rücksichtslosen Eigennutzes üppig aufschoß, bis dann irgend ein Alleinherrscher oder das Regiment Weniger der allgemeinen Zerrüttung und Unordnung ein Ende machte. Hierin ist namentlich die Geschichte der alten griechischen Freistaaten außerordentlich lehrreich für uns. Aber die Lehren der Geschichte und Erfahrung fallen nicht immer auf fruchtbaren Boden. Darum sind die Regierungen rings um uns her mißtrauisch gegen unsere Freiheit und wir sind den Beweis schuldig, daß der Genuß derselben nicht ein giftiger und verderblicher sei. Dazu gehört eine gewisse Bildung, welche die Aufgaben des Staates, die Pflichten und Rechte des Bürgers zu verstehen im Stande ist. Der Unwissende ist kein freier, selbständiger Mann, vielmehr ein Spielball in den Händen Anderer. Hier behält der Dichter immer Recht: „Weh denen, die dem Ewig-Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn; sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden und äschert Städt' und Länder ein." Darum hat auch einer unserer höchsten Beamten*) einem Büchlein zur Belehrung des angehenden Bürgers das Motto vorangestellt: „Die Volksherrschaft ohne Aufklärung ist eine Geißel." Zum segensreichen Gebrauch der Freiheit gehört ferner eine gewissenhafte Ausübung der bürgerlichen Rechte, namentlich bei der Theilnahme an Wahlen und Abstimmungen. Jeder muß seine Verantwortlichkeit fühlen, keiner darf sich hinter den Andern, hinter die Menge verstecken. Dazu gehört ferner die unbedingte Beugung unter Gesetz und öffentliche Ordnung, die Anerkennung des Willens der Mehrheit, die bei uns König ist. Gelten diese nicht mehr, so lösen sich alle Bande frommer Scheu. Der Freistaat am allerwenigsten darf jene Anarchisten dulden, die jeder göttlichen und menschlichen Ordnung den Krieg verkünden. Sie ziehen jenem das einzig sichere Fundament unter den Füßen weg. Solches Sturmlaufen gegen die öffentliche Ordnung ist noch zu begreifen, vielleicht zu entschuldigen da, wo der Einzelne Sklavenketten trägt, wo jede freie Meinungsäußerung geächtet ist, im freien Staat und Volke aber ist jede Gewaltthat ein doppelt schweres Vergehen. Prüfen wir denn heute, wie es mit dem Gebrauch unserer Rechte und Freiheiten steht! Und wenn sich Fehler vorfinden, stellen wir sie ab, läutern wir die Begriffe, reinigen wir die Hände von aller Befleckung, damit

*) Numa Deoz.

nicht unsere vielbesungene Freiheit uns werde zum Steine des Anstoßes und Aergernisses, zur Klippe, daran unser Staatswesen Schiffbruch leidet!

c) Wir nennen uns ein „einig Volk von Brüdern." Und doch sind diese Brüder nicht Alle Eines Blutes, nicht stammverwandt; vier Sprachen werden im kleinen Lande gesprochen. Auch konfessionell sind wir in zwei oder mehr Lager geschieden. Da gilt es denn, der Welt den Beweis zu leisten, daß trotz diesen Verschiedenheiten ein nationales Leben nicht unmöglich ist, sondern blühen und gedeihen kann. Welch' hehres Beispiel wäre das für andere Völker, in deren Schooße oft die verschiedenen Raçen und Konfessionen in heftigem Kampfe einander gegenüberstehen oder die Minderheiten ihrer Rechte beraubt sind und sich unterdrückt fühlen! Welch' schönes Vorbild, daß es einen Geist der Gemeinschaft, der Zusammengehörigkeit, der Brüderlichkeit giebt, der stärker ist als die Bande des Blutes, als die Eine Muttersprache, ja erhaben über die Schranken der Glaubensbekenntnisse, eine Einheit in der Mannigfaltigkeit, Ein Leib mit vielen Gliedern, an welchem doch jedes sich wohl fühlen kann. Aber dazu gehört ein volles Maß von Liebe zum Einen Vaterlande, ein reicher Schatz von jener Liebe zu den Brüdern, welche nicht müde wird, dem Frieden und der Eintracht Opfer zu bringen. Dieser Geist ist nicht erstorben im Schweizerlande. Laß eine Gefahr von Außen ihm drohen, siehe dann, wie Alle sich stellen unter das weiße Kreuz im rothen Feld, durchbrechend die Schranken der Kantone und Konfessionen! Oder wenn ein großes Unglück hereinbricht über eines unsrer Bundesglieder, sei es Wassers- oder Feuersnoth, sei es ein zermalmender Bergsturz oder eine verheerende Seuche, siehe dann, wie sie Alle wetteifern, dem nothleidenden Bruder zu Hülfe zu kommen, spreche er deutsch oder welsch, sei er Katholik oder Protestant! Aber wir sollten nicht solche Prüfungszeiten abwarten, sondern allezeit pflegen den Geist des Verständnisses und der Zusammengehörigkeit. Wir möchten etwa fast an seiner Kraft irre werden, wenn wir von den Verhandlungen unsrer nationalen Behörden, unsrer Volksversammlungen hören, die Zeitungen lesen und lauschen den verwirrenden und entzweienden Stimmen, die mehr im Verborgenen sich geltend machen. Zu den schon vorhandenen natürlichen und geschichtlich gewordenen Verschiedenheiten gesellt sich noch und zwar gerade jetzt in besonders hohem Grade der Kampf der Parteien, der politischen Richtungen und Strömungen, und um nichts Geringeres dreht er sich, als um unser Grundgesetz, so jung auch seine Jahre sind. Auch die Spaltung der Klassen und Stände

ist uns nicht fremd und es giebt solche, welche sie geflissentlich noch weiter machen, als sie von Natur schon ist. Wehe uns, wenn unter unserm Volke die Hand ermüdete, die sich zu immer neuem Wohlthun öffnet und die sozialen Ungleichheiten und Uebelstände zu lindern bemüht ist! Wehe uns, wenn nicht immer wieder zur rechten Zeit das lösende, Frieden stiftende Wort gefunden und gesprochen wird! Wenn nicht unter die Entzweiten immer wieder tritt der Geist jenes frommen Einsiedlers und die Eidgenossen beschwört: „Seid einig, einig, einig!" Wehe uns, wenn wir die Lehren der Geschichte vergäßen, welche uns von traurigen Zeiten erzählt, dann, wann die Brüder uneins gewesen, welche uns manchmal Helvetien am Rande des Abgrunds zeigt, nicht um fremder Uebermacht, wohl aber um seiner Zwietracht willen! Wehren wir den zersetzenden, auflösenden, das Vertrauen untergrabenden Mächten! Fangen wir damit im Kleinen, in der Ehe, in der Familie, in der Gemeinde, im engern Vaterlande an, dann wird es leichter sein, auch aus dem größern Vaterlande die Geister der Zwietracht zu bannen und den Gemeingeist zu pflegen, der ein Vater aller edeln, zeitgemäßen, gemeinnützigen Bestrebungen ist! In den jüngsten Tagen haben sich die Herrscher der drei größten Reiche unsers Erdtheils die Hände zu einem neuen Bündnisse gereicht, dessen Ziele noch nicht offenbar sind. Wenn die Großen das Bedürfniß empfinden, sich zusammenzuschließen, sollten die Kleinen derweilen streiten?*)

III.

Es ist unläugbar eine große Aufgabe, die uns gestellt ist, nach dem Wort: Wem viel gegeben ist, bei dem wird viel gesucht. Durch ihre Erfüllung werden wir nicht nur uns selbst dienen, sondern auch den Völkern allen, der Menschheit im Großen und Ganzen, dienen der heiligen Sache der Völkerfreiheit und Völkerverbrüderung. Groß ist die Forderung, aber nicht allzu hart. Von jedem Haushalter wird doch nur gefordert, daß er treu erfunden werde, daß er gewissenhaft verwalte das ihm anvertraute Pfund, daß er seines Berufes und seiner Pflicht eingedenk bleibe. Aber eben das ist unerläßlich zur Erfüllung unsrer Pflicht und Lösung unsrer Aufgabe, daß wir einen Höhern über uns anerkennen, dessen Haushalter wir sind, der Rechenschaft fordert von dem anvertrauten Gut; daß wir einen lebendigen Glauben in uns tragen an den Gott, der uns zu so hoher Aufgabe berufen hat und unsre Treue segnet. Mit unsrer Kraft ist's nicht gethan, wir sind gar bald

*) Wie in Belgien.

verloren, der Glaube dagegen ist der Sieg, der die Welt überwindet und mit Gott können wir große Thaten thun. Das lehren uns unsre Vorfahren, die keinen irdischen Herrn über sich dulden wollten, aber demüthig ihre Schwerter senkten und ihre Kniee beugten vor dem allwaltenden Gott. Und die Bücher der Geschichte lehren uns ferner, daß alle Zeiten, in welchen ein frisches, reiches Glaubensleben blühte, glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt waren; dagegen diejenigen, da der Unglaube in irgend welcher Form vorübergehend das Feld behauptete, verschwinden vor der Nachwelt, sind arm an großen Gedanken, an starken Impulsen, an nachhaltig wirkenden Thaten. Das lehrt uns auch die eigene Erfahrung. Leer, öde, verarmt ist die Seele, ohne Schwung und Kraft und Freudigkeit das Leben, wenn das himmlische Feuer erloschen ist, das wir in heiligen Stunden von oben empfangen. Was kann natürlicher sein als dieß? Der religiöse Sinn ist uns nun einmal angeboren, er ist ein Theil unsers Wesens, so gut wie die Hand und der Mund, wie Verstand und Wille, und er lechzt nach Befriedigung wie das Auge nach dem Licht. Unsere Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Wird dieser Durst nicht gestillt, so vertrocknet die Seele, der Quell des innern Lebens versiegt. Sie wird matt und krank, wie der Leib, dem die Nahrung vorenthalten wird. Pfleget aber das religiöse Leben, schaffet ihm gesunde Nahrung, lasset die Ströme göttlicher Wahrheit und Liebe eindringen in euer Herz und sie werden dem ganzen Menschen Kraft und Saft und Leben geben. Ohne den heiligen Untergrund und Hintergrund der Religion schwebt das Leben haltlos in der Luft. Oder was ist die materielle Wohlfahrt ohne beständige Beziehung auf den, von welchem alle gute Gabe kommt und ohne dessen Segen nichts gedeiht? Was sind Bildung und Wissenschaft, wenn sie nicht im letzten Grunde schöpfen aus dem ewigen Quell der Weisheit und Wahrheit in Gott? Was ist sogar die Sittlichkeit, wenn sie ihre Antriebe nicht aus dem Glauben an eine höhere, ewige Weltordnung, aus der Offenbarung Gottes in Vernunft und Gewissen, aus der Erfahrung der göttlichen Liebe, aus dem heiligen Vorbilde Christi entnimmt? Ohne Religiosität ist alles das ein Baum ohne Wurzel, ein Gebäude ohne Fundament, ein Licht ohne Oel, ein Getriebe ohne Wasser. Die Religion als Gemeinschaft mit Gott ist die verborgene Triebkraft alles wahren Lebens im Einzelnen, wie im ganzen Volke, freilich nicht die Religion des tödtenden Buchstabens, sondern des lebendigmachenden Geistes, der Glaube, der in der Liebe thätig ist.

Meine Freunde! Das Herz in unſerem Leibe iſt ein ganz eigenartiger Muskel. Verſchieden von den übrigen Organen, die in Arbeit und Ruhe abwechſeln, muß das Herz immerwährend thätig ſein. Von der erſten bis zur letzten Sekunde des Lebens muß es unaufhörlich ſchlagen. Hört es zu ſchlagen auf, ſo entflieht das Leben, der Menſch ſtirbt. Das Herz im Organismus des Volkes nun aber iſt die Religion. Hört dieſes Herz zu ſchlagen auf, ſo ſtirbt ein Volk ab und es folgt Verweſung und Untergang. So lange es aber friſch und kräftig ſchlägt, iſt alles Leben, Geſundheit, Kraft, Freiheit, Freude und Friede im heiligen Geiſte.*)

O darum hin zu Gott, dem Quell alles Lebens, dem Hort aller Kraft, unſerm Vater in Chriſto! Vor ſeinem Angeſicht laſſet uns einen Danktag begehen, denn uns iſt viel gegeben und anvertraut, einen Bußtag, indem wir demüthig unſere Schwachheit und Mangelhaftigkeit erkennen und bekennen gegenüber der großen Aufgabe, die uns geſtellt iſt, einen Bettag, indem wir unſere Herzen erheben zu dem, deſſen Kraft in den Schwachen mächtig iſt und von welchem allein uns die Hülfe kommt. Er will uns laben an ſeines Sohnes Gedächtnißmahl, in der höchſten Feier der Liebe zu Gott und zu den Brüdern.

Komm, Jeſu Chriſt, ſei unſer Gaſt,
Und ſegne, was du uns beſcheeret haſt!

Amen.

---

*) Vergleiche: Ernſt Buß, Fahrtpredigt von 1884.

Confirmationsrede

von Friedrich Riff sel., seiner Zeit Pfarrer in der Ruprechtsau bei Straßburg.

Text: Joh. 6, 68. 69. Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Geliebte in Christo Jesu! Ich habe wohl kaum nöthig euch zu sagen, von wem und bei welcher Gelegenheit diese Worte ausgesprochen wurden. Sie bilden den Schluß eines der ergreifendsten Auftritte der ganzen evangelischen Geschichte. In Folge der wunderbaren Speisung der 5000 Mann in der Wüste ruft Jesus dem ihn suchenden Volke zu: „Ich bin das Brod des Lebens!" Die Juden aber verstehen dieses Wort nicht, oder wollen es nicht verstehen. Sie zanken unter einander und sagen: Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben? Darauf erwiedert Jesus: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm. Wie wir diese Worte zu deuten haben, das zeigt er uns selbst, indem er sagt: Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte die ich rede, die sind Geist und sind Leben." Offenbar will er seine Worte also gedeutet haben: Wenn ich vom Essen meines Fleisches und vom Trinken meines Blutes rede, so soll dieß nicht buchstäblich genommen, sondern geistig gedeutet werden. Ihr müßt mich, meinen Geist, mein göttlich Leben, mein Glauben, Lieben, Hoffen in euch aufnehmen, ihr müßt euch geistig mit mir verbinden, es muß die innigste Herzensverbindung zwischen euch und mir stattfinden, und nur so wird euch das ewige, das wahre Leben zu Theil werden. Wenn wir die Worte Jesu in dieser Weise fassen, so drücken sie in schönster Art das Geheimniß des christlichen Lebens aus; sie enthalten den innersten Kern des Evangeliums, die Herzensgemeinschaft nämlich der gläubigen Seele mit Christo. Die Juden aber, denen die Empfänglichkeit für die rein geistigen Wahrheiten des Evangeliums fehlte, als sie das hörten, sprachen sie: dieß ist eine harte Rede, wer kann sie hören? und selbst viele, die bis jetzt sich zu seinen Jüngern

gezählt hatten, fingen an zu murren. Es war eben eine Stunde der Entscheidung gekommen. Die Spreu mußte sich vom Weizen sondern. Die, welche in Jesu nicht sein höheres Wesen und Leben fassen konnten, die wurden irre an ihm, und wandten sich ab von ihm. Es heißt: „Von dem an gingen viele seiner Jünger hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm.“ In diesem Augenblick, der für Jesus gewiß eine Stunde des tiefsten Schmerzes war, wandte er sich zu den Zwölfen: und in seinem Auge, in seinem Antlitz, in seinem ganzen Wesen ist gewiß ein ergreifender, wunderbarer Ernst gewesen, und er richtete an sie die Frage: „Wollt ihr auch weggehen?“ Wer kann sagen, was damals Alles in Jesu Seele vorging? Soll denn Alles vergebens sein? soll ich in Zukunft allein stehen? Ist Niemand da, der meine Liebe begreift? Soll die arme Menschheit nicht können gerettet werden? So mag es wohl in seiner Seele geklungen haben. Es mag hier zum ersten Mal die Ahnung kommender Qualen ihm durch das Herz gezogen sein.

In diesem entscheidenden Augenblick nun tritt Simon hervor und ruft mit bewegtem Munde: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Im Johannes steht nicht, was Jesus auf diese Worte erwiedert. Allein seine Antwort ist im Matthäus aufgezeichnet. Dort bricht er nämlich in die freudigen Worte aus: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel; und ich sage dir auch: Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden.“

Warum nun habe ich die Worte des Petrus für diese Stunde, für diese Ansprache gewählt? Es möchte wohl einer denken: Hier paßt die Frage Jesu nicht: Wollt ihr auch weggehen? Die den Altar umringenden Kinder, sie denken ja auch nicht von ferne an das Weggehen; sie haben sich ja vielmehr herzugedrängt, und ihr lebendigster Wunsch in diesem Augenblick ist, sich zu Jesu zu bekennen, in die innigste Lebensgemeinschaft mit ihm zu treten. Nun ja, allerdings, aber die Antwort des Petrus, wie sie paßt auf die Frage: Wollt ihr auch weggehen, so ist sie zugleich eine Erwiederung und zwar die allerschönste, die es geben kann auf die Frage, die heute sich aus aller Mund und Herzen, ja aus dem Mund und Herzen Jesu an die Confirmanden richtet: Warum seid ihr heute hieher gekommen? wen suchet ihr? was wollt ihr bei Christo? Welches ist der Grund

des Vertrauens, das ihr euerm Herrn entgegen bringet? Ja! auf alle diese Fragen, wie sollten die Confirmanden eine schönere Antwort finden als die des Petrus: Herr wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

Es sei mir vergönnt eure Aufmerksamkeit für einige Augenblicke auf die heilige Handlung, die wir hier vollziehen wollen, zu richten, und auf das wahre Wesen und die wahre Bedeutung derselben. Confirmation heißt Bestätigung, und wenn wir fragen: was soll denn bestätigt werden? so heißt die Antwort: Der Taufbund. Wenn ein Heide oder ein Jude reiferen Alters sich zum Christenthum bekehrt, so fällt die Confirmation weg. Die Taufe wird nach vorhergegangenem Bekenntniß zu Christo vollzogen. Bei uns aber, die wir die Säuglinge zur Taufe bringen, wo also von keinem Bekenntniß des Täuflings die Rede sein kann, muß nothwendig zur Taufe eine Handlung hinzukommen, wo das, was in der Taufe unvollständig geblieben ist, nachträglich vollbracht wird. Es muß nothwendig eine Zeit kommen, wo an die als Säuglinge Getauften die Frage gerichtet wird: Wollt ihr den Taufbund halten? wollt ihr in der Gemeinschaft Jesu leben und sterben? denn natürlich von einem Zwang, von einem gewaltsamen Einführen in das Christenthum, von einem gewaltsamen Zurückhalten in demselben kann nicht die Rede sein. Es wäre ein solcher Zwang das Allerunevangelischste, das sich denken ließe. Die Taufe setzt voraus, daß wir die Kinder nicht bloß in der Taufe zu Jesu bringen, sondern daß wir sie, durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel, ihm entgegenführen, durch Wort, Unterricht, Ermahnung und Vorbild. Allein die letzte Entscheidung, ob sie wollen sich ihm übergeben, ob sie bei ihm bleiben wollen, muß von ihnen ausgehen. Da darf Keiner für den Andern eintreten. Wie Jeder sich durch seinen eigenen persönlichen Glauben mit Christus in Verkehr und Verbindung setzen muß, so muß auch jeder durch ein eigenes freies Bekenntniß sich ihm übergeben, und erst dann, erst von diesem Augenblick an ist die Taufe ganz und gar vollzogen, und erst von diesem Augenblick an darf der Täufling in den Vollgenuß der evangelischen Rechte eintreten.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Augenblick der Entscheidung ein überaus wichtiger und heiliger ist, wo von uns in voller Klarheit soll erkannt werden, was wir zu thun im Begriffe stehn. Ein solcher Augenblick ist der gegenwärtige. Wir sind ja hier vereint, um den versammelten Kindern die

Confirmation zu ertheilen und aus ihrem Munde ihr Bekenntniß zu Christo hinzunehmen.

Auf unsere Frage: Warum seid ihr hieher gekommen? antworten sie uns: Wo sollten wir sonst hingehen? Er, unser Herr und Meister, hat Worte des ewigen Lebens.

Daß in den Herzen dieser Kinder solche Antwort steht, es wundert uns dieß nicht. Was sollte sie verhindern zu ihm hinzueilen? Sie haben ja von ihm bis auf diese Stunde nur Gutes, nur Segen empfangen. Noch ehe wir zum wahren, zum geistigen Leben erwachen, tritt er uns mit aller seiner Liebe entgegen, zieht uns in seine Arme, an sein Herz. Er ist es, der in die Kindertage den Glanz und Schimmer des schönsten aller Feste hineinleuchten läßt; das Christkind zündet uns den Lichterbaum an, bringt uns seine Gaben dar; alle Festtage des Jahres, wo uns die Freudensonne leuchtet, sie weisen auf ihn hin, erhalten ihre Bedeutung von ihm; in seinem Namen wird uns alles Schöne dargeboten. Er erscheint uns und wird uns dargestellt als der treue Hirte, der die Seinen auf die grüne Aue und zum frischen Wasser leitet. Er wird uns dargestellt und vor die Augen hingemalt als der Sanftmüthige, als der Demüthige, als der Freund der Armen, der Arzt der Kranken, als der Tröster der Betrübten. Wir sehen ihn wie er keinen hinausstößt, der zu ihm kommt, wie er auch des Geringsten nicht vergißt; er nennt uns seine Brüder, seine Freunde, und wenn wir ihn zürnen sehen, so zürnt er nicht den Menschen, sondern nur der Sünde, die uns elend und arm macht. Er geht dem verlorenen Schafe nach in die Wüste, greift in die Dornen hinein, um uns von den Dornen frei zu machen. Er stirbt, um uns zum Leben zu führen, betet sterbend noch für seine Feinde und öffnet dem Schächer die Thore des Paradieses. Wenn alles bricht und Alles zusammensinkt, so bleibt uns seine Liebe und seine Treue. Wo findet sich auf Erden eine Liebe, die seiner Liebe gleich käme, wo das Herz, das so ganz wie das seine, aus lauter Liebe zu uns wallt? Wer kann die Tiefe seiner Liebe ergründen, wo ist ein Auge klar und scharf genug, um all die Himmelsräume seiner Liebe zu durchspähen. Nein, wenn dies Alles vor die Seele uns tritt, wenn wir uns in die Betrachtung seiner Huld und Treue versenken, o da begreift man nicht, daß man noch Lust habe sonst irgendwo Freude und Liebe zu suchen: In ihm ist Alles in Erfüllung gegangen, was nur unsre Seele wünschen, hoffen und verlangen kann. Da bricht mit Allgewalt aus unserm Mund und Herzen das Wort: Wo sollten wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Ja, er hat Worte des ewigen Lebens! O ihr lieben Confirmanden! ihr habt es gewiß schon in euerm Herzen, in dem Innersten eurer Seele erfahren, daß Jesus Worte des ewigen Lebens hat. Und doch steht ihr heute blos am Eingange des Heiligthumes. Ihr habt bis jetzt nur die freundliche Stimme gehört, durch welche er euch einladet bei ihm Einkehr zu halten, euch in seine Liebeshuld zu stellen und seine Segnungen hinzunehmen. O was wird euch erst für eine selige Freude erfüllen, welch wundersam süßes Gefühl der Ruhe und des Friedens durchströmen, wenn ihr ganz in seine Gemeinschaft werdet eingetreten sein, wenn ihr in den Besitz aller seiner Gnadenschätze treten werdet. O glaubt es, es wird euch werden über Bitten und Verstehen: mehr als ihr nur habt ahnen können. In der Stunde der Noth, wenn Anfechtung und Gefahr uns von allen Seiten umringen, wenn das Irdische zusammenzubrechen droht, da erst lernen wir ihn ganz kennen, da erst wird uns die ganze Fülle seiner Liebe offenbar; da verklärt er sich vor unsern Blicken, da erst dürfen wir auf unsern Tabor steigen. Was Menschenliebe Schönstes und Tröstlichstes hat, was wir in den Tiefen des Mutterherzens geschaut, das Alles sehen wir in ihm vereinigt: und alle Tage unseres Lebens werden wir gewisser, dürfen wir es auf's neue, mit neuer größerer Freude erfahren und mit gewisseren Herzen glauben, daß er Christus ist, der Gesalbte, der Heiland, der Sohn des lebendigen Gottes.

Es soll natürlich mit diesem Alle nicht geleugnet werden, daß der Weg Jesu nicht auch ein Leidensweg sei. Wie er nur durch Leiden zur Herrlichkeit kommen konnte, so müssen auch wir den Leidensbecher an den Mund setzen, müssen uns taufen lassen mit der Feuertaufe. Es geht nicht ab ohne vielfache Hindernisse, ohne tausendfache Nöthen: Allein das ist gewiß, daß mit Jesu wir dem schönsten Ziele entgegengehen; mit ihm wandeln, heißt zur Heimath ziehen. Er fordert Alles, um Alles zu geben, und jeder äußere Schmerz soll die Genesung der Seele befördern. Indeß die Welt die Freuden voranstellt, auf dieselben aber tausenfache Noth hereinbricht, ist bei Jesu gerade das Gegentheil. Bei ihm zuerst Arbeit, dann Ruhe, zuerst Kampf, dann Friede, zuerst schmerzliches sich Losreißen, dann seliges sich Wiederfinden; zuerst die Wehen der Wiedergeburt, dann der Vollgenuß göttlichen, ewigen Lebens. Bei ihm wird jede Sehnsucht gestillet, jede Thräne getrocknet, jede Klage verwandelt sich in einen Reigen, jeder Seufzer in ein Psalmlied. O meine lieben Confirmanden, wenn wir nicht unseres Glaubens gewiß wären, wenn wir nicht in der Gemeinschaft Jesu den vollen Frieden gefunden hätten,

wenn wir nicht durch die köſtlichſten Erfahrungen unſeres Lebens zeugen könnten von der Kraft und Herrlichkeit ſeiner Liebe, wir hätten euch nicht zu Jeſu hingeführt, nicht eingeladen in unſre Gemeinſchaft einzutreten, wir würden euch zurufen: Suchet ſelber euch das rechte Loos. So aber drängt und treibt uns die Liebe Chriſti, wir können nicht anders, wir müſſen euch rühmen, wie gut es uns geht, euch ſagen, daß das Loos uns gefallen iſt auf das Liebliche. Wir würden uns ewig grämen, wenn ihr, denen wir Alles Gute gönnen, wir Alles Süße möchten zuſtrömen laſſen, in der Nacht und Oede irdiſchen Treibens ſolltet verkommen und vergehen.

Es thut uns weh, wenn ſie's nicht haben,
Viel weher noch, wenn ſie's verſchmäh'n,
Und ohne dieſe reichen Gaben
Durch dieſes arme Leben gehn.
O komme doch, wer Mangel hat,
Und werd' aus Chriſti Fülle ſatt.

Gottlob! in Chriſto Jeſu haben wir das Heil, nicht ſowohl eine fertige, in ſich völlig abgeſchloſſene Kenntniß, ſondern ein ſtetes Wachſen und Fortſchreiten auf dem Wege des Lichtes. Wir ſtehen noch nicht am Ziel, aber mit den Augen des Glaubens ſchauen wir es, und in der Seele haben wir die Bürgſchaft und die Freudigkeit, es zu erreichen. Wir genießen die Freuden dieſer Erde reiner und voller als die Kinder dieſer Welt und in jeder Trübſal haben wir den rechten Tröſter. Er vergiebt uns, richtet uns auf und trägt uns weiter, wenn unſere Kraft aufgezehrt iſt.

Im Reich, wo ſolch ein treuer
Und guter Herr gebeut,
Dem Alle lieb und theuer,
Da wohnet Fried' und Freud'.

Da iſt man ſo ſelig, ſo ſtill, ſo geborgen,
So herzlich zufrieden, ſo los aller Sorgen,
So ſicher geſtellt in allmächtiger Hut,
Herr Jeſu! wie haben's die Deinen ſo gut! —

Wie ſolltet ihr da weggehen wollen? O nein! eilet hin zu ihm, übergebt euch ihm und bleibet bei ihm!

Amen.

Die Wiedergeburt.

Predigt von Dr. Theodor Arndt, Prediger an St. Petri in Berlin.

Text: Joh. 3, 1—15. Es war aber ein Mann aus den Pharisäern mit Namen Nicodemus, ein Oberster der Juden. Dieser kam zu Jesus des Nachts und sprach zu ihm: Rabbi! wir wissen, daß du ein Lehrer bist von Gott gekommen, denn Niemand kann diese Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wenn Jemand nicht von oben herab geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Nicodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er zum zweiten Male in seiner Mutter Leib eingehen und geboren werden? Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wenn Jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch, und was aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist. Laß dich's nicht wundern, daß ich dir sagte, ihr müsset von oben herab geboren werden. Der Wind wehet, wo er will, und du hörst sein Tosen, aber du weißt nicht, woher er kommt, noch wohin er fährt. Also ist's mit Jedem, der aus dem Geiste geboren ist. Nicodemus antwortete und sprach zu ihm: Wie mag solches geschehen? Jesus antwortete und sprach zu ihm: Du bist ein Lehrer in Israel und weißt das nicht? Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Was wir wissen, reden wir, und was wir gesehen haben, bezeugen wir; und doch nehmet ihr unser Zeugniß nicht an. Glaubet ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage; wie werdet ihr glauben, wann ich euch von himmlischen Dingen sagen werde? Und Niemand ist hinauf gestiegen in den Himmel, außer der, der aus dem Himmel herabgestiegen ist, des Menschen Sohn, der im Himmel war. Und wie Moses die Schlange erhöhete in der Wüste, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß ein Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.

In dem Herrn geliebte Gemeinde! Es geht ein gemeinsamer Zug zum Höheren und Besseren durch das Menschengeschlecht. Es fühlt ein Jeder das Unbefriedigende seines Erdenlooses. Ein höchstes Glück vermißt auch der noch, welcher in vollen Zügen das irdische Glück bereits zu genießen scheint. Und wem die karge Erde Lebensfreude versagte, der blickt nicht allein

neidisch auf den Glücklicheren unter den Sterblichen, sondern wird auch mächtig hinausgehoben über alle Schranken unserer armen Welt zum Verlangen nach einem nie vergehenden Glücke. Gottes Liebe, Gottes Gnade, seine Huld und seine Barmherzigkeit, die uns liebt und sucht, — sie wird uns verkündigt, Jahr aus Jahr ein, und unsere Herzen bleiben dennoch unruhig, gequält von nie gestillter Sehnsucht. Welch' ein Gegensatz! Wie kann es anders werden? Eine Frage, die immer wieder neu ist, die immer wieder Antwort heischt! Es kann nicht unser Loos sein, unterzugehen in heißer Gluth der Sehnsucht. Es muß einen Weg geben, auf dem wir zum Reiche Gottes gelangen, zum Frieden und Heil unserer Seele. Den Vollen und Satten ist nicht das Evangelium gepredigt, wohl aber den Hungrigen und Durstigen. Ein Hungriger und Durstiger kam einst zum Heiland, obwohl er vor der Welt als ein Reicher erschien, reich an Ehren, reich an Wissen. Es ist Nikodemus, von dem unser Evangelium erzählt, er trägt in sich das Verlangen nach dem Reiche Gottes und theilt die Sehnsucht aller aufrichtigen Menschen. Jesus antwortet ihm, seine Antwort gilt uns noch heute: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen!" Nun wohlan, meine Lieben, auf die dunkle Sehnsucht des menschlichen Herzens eine klare, helle Antwort! Wir müssen von Neuem geboren werden!

Die Wiedergeburt sei auch unser Weg zum Himmelreich.

Wir betrachten mit einander

1) die Nothwendigkeit der Wiedergeburt,
2) ihre Art und
3) ihre Wirkung.

Du aber, lieber, himmlischer Vater, Gott des Friedens, heilige uns durch und durch, erfülle uns mit der Gabe deines heiligen Geistes und laß Heil und Seligkeit uns gewinnen in deiner Gemeinschaft! Amen.

I.

Was fehlt mir noch? Mit dieser Frage beginnt die Selbstbesinnung des Menschen auf das Unvollkommene seines irdischen Glückes. Was fehlt mir noch? diese Frage treibt den Nikodemus in nächtlicher Stunde von seinem ruhelosen Lager hinweg, um den Einzigen aufzusuchen, der ihm geben konnte das, was ihm noch fehlte. Wer gleich ihm, dem hochangesehenen und hochgebildeten Pharisäer, erst zu dieser Frage gelangt ist: Was fehlt mir noch? hat schon überwunden jenen unseligen Zustand der Gleichgültigkeit, der nimmer zum Heil führen kann.

Es giebt nichts Leichteres auf Erden, als sich zu gewöhnen an ein bequemes Einerlei des Daseins. Namentlich liegt denen, welche am Ziele ihrer Wünsche angelangt und gleichsam in das Fahrwasser der allgemeinen Strömung eingelaufen sind, nichts näher, als ein gemächliches Sichgehenlassen und die liebgewordene, ihren Neigungen angepaßte Lebensgewohnheit. Da vermeidet man alle scharfen Ecken und Kanten, jeden Anstoß, jede Schwierigkeit im Leben und genießt mühelos die Früchte der Arbeit vergangener Geschlechter. Für Nikodemus lag solche Gefahr der Gleichgültigkeit gegen die höchsten Fragen des Lebens nahe genug. Er war reich begütert, die Noth des Daseins kannte er nicht. Alle Schätze der Bildung waren ihm erschlossen. Er galt als ein Meister und Lehrer in Israel. Er gehörte den Pharisäern an, also der damals herrschenden religiösen Richtung. Es fehlte ihm nicht an Ehren und Anerkennung bei seinem Volke. Sein Name wurde mit Ehrfurcht und Achtung genannt. Und dennoch leidet es ihn nicht unter seinen Parteigenossen, welche sich von Anfang an feindselig der neuen Lehre des Propheten von Nazareth entgegenstellten.

Er hat die Empfindung, daß Gleichgültigkeit, willenlose Fortbewegung auf dem alten Geleise der pharisäischen Anschauungen nicht zum Heile führt, er fühlt, daß ihm noch etwas fehlt, aber was kann ihn befreien von diesem Mangel? Er geht zu Jesus im Dunkel der Nacht, denn er will noch nicht vollständig brechen mit seinen Freunden, er will nicht auf's Spiel setzen sein Ansehen bei seiner Partei und bei seinem Volke, vielleicht kann er schon durch die heimliche Besprechung mit dem neuen Propheten, der so gewaltig vom Reiche Gottes predigte und so herrliche Wunder der Liebe und des Geistes verrichtete, das ungestüme Verlangen seines Herzens befriedigen. Vielleicht kann er dies oder jenes sich aneignen von der neuen Lehre, vielleicht kann er durch ein Stück des Evangeliums, vielleicht durch einen Theil der göttlichen Geheimnisse Jesu schon selig werden, vielleicht kann er ein Pharisäer bleiben und dennoch die Seligkeit des Evangeliums erfahren. Dies Vielleicht ohne Ende spiegelt uns ab das Schwanken, das unsichere Tasten und Suchen des Nikodemus.

O meine Lieben, wir verstehen seine Empfindungen, wir können uns zu ihm versetzen auf seinen Weg zu Christus, wir fühlen mit in unseren Herzen den Sinn seiner Worte: „Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." In solchen Worten klingt die bange Frage durch: Was muß ich denn thun, daß ich selig werde, was fehlt mir

noch? Und gerade deshalb die Antwort des Herrn: „Du mußt von Neuem geboren werden!“

Die Neugeburt des menschlichen Herzens ist nothwendig wegen unserer Gleichgültigkeit, und bleibt auch dann noch nothwendig, wenn wir nur erst halbe Freunde des Reiches Gottes geworden sind. Gerade die Indifferenz und Lauheit in religiösen Dingen ist heute der Gegenstand unserer lautesten Klagen. Ich will Euch, meine Lieben, diese Klagen nicht wiederholen. Sie sind das Echo unseres öffentlichen Lebens. Es soll nur keine Kirche, keine Gemeinde sich rühmen, gerade in ihrer Mitte die geringste Gleichgültigkeit zu verspüren. Allerorts muß man berathen, wie man der religiösen Lauheit entgegenwirken könne. Und bei all dieser Gleichgültigkeit die nicht wegzuleugnende Sehnsucht der Menschen nach etwas Höherem und Besserem. Aber ein gleichgültiger Sinn bringt zum Schweigen das tiefe Bedürfniß des Herzens, darum wird nothwendig die Wiedergeburt. Wir müssen uns besinnen lernen auf unsere höchsten Aufgaben und Ziele, darum die Neugeburt und Erneuerung des Geistes. Es hilft nichts, daß wir auf das alte Gebäude ein Stockwerk aufsetzen. Wohl wirken einzelne Erscheinungen des Geisteslebens anziehend auch auf ein starres Menschengemüth. Die Wunder des Glaubens an die Vaterliebe Gottes, die Wunder der selbstverleugnenden Nächstenliebe haben von jeher das natürliche Herz gereizt. Die Freiheit der Gotteserkenntniß, das Licht der wahrhaft geläuterten evangelischen Weltanschauung haben Freunde auch unter den Gleichgültigen gewonnen. Aber was nützt ein Stück vom Christenthum, ein Stück der evangelischen Freiheit? Der ganze Mensch bedarf der Erneuerung. Du bist auf dem Wege zum Heilande, der Gnade und Wahrheit, der Freiheit und Liebe in Gott gelehrt hat, o kehre nicht um! Du willst die Seligkeit des Reiches Gottes gewinnen, laß dir nicht genügen an einem Stück des Evangeliums! Du mußt von Neuem geboren werden, sonst bleibst du ein halber Mensch, schwankst hin und her zwischen Sehnsucht und Erfüllung und läufst Gefahr zurückzufallen in die alte Gleichgültigkeit, festgehalten zu werden von den Banden bequemer und schließlich doch so unsäglich elender Lebensgewohnheit. Du willst nicht bleiben „ein trüber Gast auf der dunklen Erde“, o, so komm zum Frieden des Heilandes, zum Lichte seines Evangeliums! Erneuere dich im Geiste deines Gemüths und du wirst schauen den Glanz des Reiches Gottes!

II.

Wiedergeburt, Erneuerung des Herzens, — eine harte Rede, deren Verständniß schwer eingeht in unseren Sinn. Nikodemus kann sich nicht finden in die Forderung des Heilandes. Sein Erstaunen: „wie kann ein Mensch wieder geboren werden, wenn er alt ist?“ ist ernst gemeint und nicht etwa getragen von leisem Spott über das auffällige Bild der Gleichnißrede Jesu. Wie kann Jemand umkehren von seinen Lebensanschauungen, Grundsätzen und Gewohnheiten, in denen er alt geworden ist? Man kann auch nicht das alte Herz herausnehmen und ein neues einsetzen: Es widerspricht solche unvermittelte Erneuerung aller Erfahrung. Langsam geht der Same auf, langsam reift die Frucht. Gottes Reich ist ein Reich der Ordnung, nicht ein Reich des Umsturzes oder der blitzartigen Erscheinungen. Solche Gedanken, meine Freunde, steigen auch uns auf, wenn die ernste Forderung der Wiedergeburt an uns ergeht. Beispiele erschrecken uns außerdem. Mit Recht werden wir argwöhnisch gegen die, welche Tag und Stunde ihrer Wiedergeburt zu einem göttlichen Leben nennen. Wir bitten Gott, daß er uns und unsere evangelische, deutsche Kirche bewahren möge vor jenen krankhaften Auswüchsen einer unchristlichen Bekehrungssucht und Bekehrungsmethode, wie sie zu den vielgenannten Erscheinungen des kirchlichen Lebens in England und Amerika gehören. Wir haben auch das gute Zutrauen zu unsern deutschen evangelischen Glaubensgenossen, daß ihr gesunder, religiöser Sinn sie auf die Dauer schützen wird vor den Ueberschreitungen einer aufgeregten, religiösen Phantasie. Wir haben ein gutes Recht mißtrauisch zu sein gegen alle religiösen Bewegungen, die auf Ueberreizungen der Nerven beruhen. Und wohl uns, daß uns Christus selbst zur Seite steht. Sein Weg zum Reiche Gottes, den er uns weist, verliert sich nicht im Dunkel der Nachtseiten des menschlichen Geisteslebens, seine Wiedergeburt, die er uns vorschreibt, ist nichts Ungesundes, nichts Unnatürliches, sondern unserer gesunden, menschlichen Natur gemäß und im Einklange mit Gottes ewigen Gesetzen.

Er fordert die Wiedergeburt aus Wasser und Geist. Dem Nikodemus, einem Schriftgelehrten, war solche bildliche Rede noch verständlicher, als uns. Das Wasser oder die Wassertaufe war das Bild der Reinigung von der Sünde, also ein Bild der Umkehr von dem bösen Wege. Der Geist, ein vieldeutiges Wort, bedeutete im Munde des Herrn die neue Lebenskraft aus Gott, welche uns erhält auf dem Wege des Guten und auf der Bahn zum Leben. Der Geist gleicht dem Winde, nicht dem alles versengenden Gluthwinde, auch nicht dem kalten, eisigen Sturmwinde,

ſondern dem belebenden und erfriſchenden Wehen, das wir ſo gern als Bild für den lebenerweckenden Schöpferodem Gottes gebrauchen. Das Alte muß vergehen, ein Neues muß entſtehen! Das war der Sinn der Rede Jeſu, das war auch die rechte Art der Wiedergeburt, denn:

„So lang du dies nicht haſt,
Dieſes Stirb und Werde,
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde!“

Und wie vergeht nun das Alte? wie ſterben wir ab der alten Natur unſeres Fleiſches? Ach, vorübergehende Bußkämpfe und Bußkrämpfe helfen nichts. Wenn unſer Leben nicht eine fortdauernde Buße und Erneuerung wäre, ſo kämen wir nicht an unſer Ziel. Solche Bußarbeit trägt nicht an ſich den Fluch der Arbeit jenes Unglücklichen, von dem die alte Sage erzählt, daß er verurtheilt war einen Stein auf den Berg zu wälzen und dieſes Werk immer wieder zu beginnen, ſo oft der Stein herabrollte. Gerade dies iſt eine wahrhaft menſchenwürdige Aufgabe, daß wir beſtehen im Kampf gegen alle Sünde und üben die in uns gelegten Kräfte. Freilich ein Anfang muß gemacht werden. Wir müſſen einmal brechen mit einem ungöttlichen Leben. Dieſer Anfang, dieſer Bruch wird unſerer Erkenntniß, unſerer Erinnerung vielleicht verborgen bleiben. Wir verzeichnen nicht im Kalender das Datum unſerer Wiedergeburt, denn wir wiſſen es, daß wir nicht den Grund zu unſerem neuen Leben legten oder legen können, das geſchieht von Gott. „Von oben her“, ſo ſpricht Chriſtus, „alſo von Gott her müßt ihr geboren werden“. Gottes Thun iſt ein geheimnißvolles Räthſel für uns Menſchen. Wenn du, mein Chriſt, aufgewachſen biſt in einer chriſtlichen Familie, wenn du die Segnungen des Reiches Gottes von früheſter Kindheit an erfahren haſt, ſo weißt du nicht den Moment zu beſtimmen, wo es beſſer mit dir geworden iſt. Aber dennoch gab es auch in deinem Leben eine Zeit, in der dir ein neues Licht über dein Verhältniß zu Gott aufging; du lernteſt verachten die Genüſſe und das eitle Glück der Welt, du lernteſt ſchätzen den Werth der Seele. So thateſt du ab, was irdiſch und ſinnlich war in deinem Streben, du wurdeſt ein neuer Menſch.

Wunderbar ſind die Wege Gottes, nicht auf derſelben wohl abgemeſſenen Straße führt er einen Jeglichen unter uns. Anders hat er dich, mein Chriſt, geführt, nach vielen Irrwegen haſt du erſt den rechten Weg zum Leben gefunden. Aber wir alle, meine Lieben, ob wir nun in der Stille gleichmäßiger Entwicklung oder in vielen erſchütternden Lebenserfahrungen

Gott gefunden haben, wir Alle preisen Gott als die Quelle unseres höheren, himmlischen Lebens. Denn der Geist, der das Neue in uns schafft, ist sein Geist. „Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist auch ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ Wer mitten in einer Bewegung steht, kann oft nicht Rechenschaft geben weder über Ausgang noch Ende derselben. Geheimnißvoll ist der Anfang des neuen Lebens aus Gott, geheimnißvoll auch sein Fortgang, aber das eine wissen wir: Licht und klar sind die Führungen unseres Gottes. Es ordnet ein ewiges Naturgesetz Gottes die Bahnen der Winde im freien Himmelsraume. Gottes Geist wird auch unsern Geist führen und leiten: Denn „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann!“ Darum laß einziehen auch in dein Herz den Schöpfergeist Gottes; seine Lebenskraft heilige uns Alle durch und durch!

III.

Denn über die Wirkungen der Wiedergeburt, meine Lieben, können wir nicht zweifelhaft sein. Das Reich Gottes sehen, ins Reich Gottes kommen, ist das Ziel unserer Sehnsucht, das Verlangen aller unserer Wünsche. Das Erdenreich mit seiner Qual und seinen Sorgen hatte uns nicht befriedigt. „Ist aber Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden.“ In einem neuen Lichte sehen wir die Welt und die Aufgabe unseres Lebens. Wir dringen ein in das Verständniß nicht nur der irdischen, sondern auch der himmlischen Dinge und nehmen das Zeugniß an, die Botschaft Christi, welche Nikodemus nicht verstehen wollte.

Die ideale, hohe Anschauung des Lebens ist eine Folge der Erneuerung unseres Geistes und Herzens. Wir überwinden jeden Zweifel, welcher auf dem Grunde einer sinnlich gerichteten Auffassung des menschlichen Lebens das himmlische Ziel unseres Daseins leugnet. Es ist noch nicht erschienen, was wir einst sein werden, aber wir wissen, wo einst unser Leben endigen wird, wahrlich, nicht in der schrecklichen Nacht der Vernichtung alles Seins, sondern in dem Lichte des Reiches Gottes. Jesus Christus, der Anfänger und Vollender unseres neuen Lebens, kam vom Himmel und ist wieder zum Himmel zurückgekehrt, in das Reich des Geistes und in die Gottesgemeinschaft des himmlischen Vaters. Wir fragen nicht mehr: „Wohin werden wir gehen? Was wird aus uns?“ Gelöst sind die Räthsel unseres Lebens.

Zum Vater! so lautet die Loosung unserer irdischen Wallfahrt. Beim Vater in der Gemeinschaft unseres Gottes vollendet sich unser Weg, denn nur da allein erreichen wir den Zweck unseres Lebens.

Ein neuer Geist, ein neues Leben! das ist die Herrlichkeit unseres Christenthums. Wo sollten wir anfangen, wo sollten wir schließen bei der Schilderung dieser Herrlichkeit! Da verstummt jede Klage über ein verfehltes Leben. Zweck und Bedeutung hat jeder Tag, jede Stunde im Dasein des wiedergeborenen Christen. Denn wir haben, meine Freunde, die wichtigsten Aufgaben zu erfüllen, wir müssen Fleiß und Eifer in unserm irdischem Tagewerke zeigen, bis Gott uns abruft zur Arbeit in seinem himmlischen Reiche. Du hast an dir, mein Christ, du hast aber auch an Andern zu arbeiten. Doch mühst du dich nicht vergeblich ab. Im fröhlichen Aufblick zu Christus gehst du auch an das schwerste Werk. Die Aufgabe an dir ist deine Selbsterziehung, um täglich heiliger und besser zu werden. Die Krankheit der Sünde soll weichen. Eigennutz und Selbstsucht, Weltliebe und Weltlust, welche deinen Sinn vergifteten, sollen ertödtet werden, du sollst fest werden in der himmlischen Richtung deines Lebens. Du sollst immer enger das Band zwischen dir und deinem Gotte knüpfen. Wohl uns, daß wir ein Heilspanier haben, dem wir folgen können. Christus ist für uns erhöhet als Zeichen, als Bürgschaft unserer Genesung von allem Uebel und Leid, von jeder Sünde. Denn wie Moses in der Wüste als Zeichen der Genesung eine Schlange erhöhet hat: „also muß des Menschen Sohn erhöhet werden.“ Nikodemus durfte es nur erst ahnen, wir wissen es: Christus ist für uns in Leid und Tod gegangen und erhöht für uns nicht nur als ein Vorbild, dem wir folgen sollen, sondern auch als der Fels unseres Heils, der nimmer wankt. Unsere schönste Aufgabe bleibt es, ihm immer ähnlicher zu werden in der Liebe. Denn dies, meine Freunde, ist die wunderbarste Wirkung der Erneuerung unseres Geistes: die ungeheuchelte, ungefärbte Bruderliebe. Es übermannt uns der Schmerz, wenn wir an all die Lieblosigkeit denken, die in unserer sichtbaren Welt herrscht. Es ergreift die Sehnsucht unser Herz nach dem Reiche Gottes, da Haß und Feindschaft, da Neid und Zwietracht aufhören werden und die Liebe Alles in Allem sein wird. Aber wenn du fühlst, mein Christ, solche Sehnsucht, o, so fange doch bei dir an! Laß dich gefangen nehmen von der sanften Gewalt der Liebe unseres Heilandes. Halte sein Werk an deinem Herzen nicht auf! Beweise die Liebe als das Element deines neuen Lebens durch Wort und That!

Und was ist die Frucht unseres Wandels in der Liebe? Die Erfüllung auch unserer heißesten Wünsche. Wir werden nicht verloren an die finstern Mächte der Welt, — wir hätten, was wir begehren, das ewige Leben im irdischen Wandel: den Frieden unserer Seele, die Kraft des Gewissens im Bunde mit Gott. Darum sei heute unsere letzte Bitte, unser letzter Wunsch: ein neues Herz, ein neuer Geist! Wir wollen eintreten in das Reich des Friedens und der Liebe. Gott, unser himmlischer Vater, führe uns selbst auf den Weg zu Deiner Gemeinschaft!

Amen.

Jesus ist gekommen, ein Feuer anzuzünden, er brachte und bringt nicht den Frieden, sondern das Schwert.

Predigt von C. W. Kambli, Pfarrer, gehalten am 30. August 1885 zu St. Laurenzen in St. Gallen.

Text: Matth. 10, 34—36. Ihr sollet nicht meinen, daß ich gekommen sei, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert; denn ich bin gekommen, zu entzweien den Sohn mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Sohnsfrau mit ihrer Schwieger; und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein.

Andächtige Geliebte! In der letzten Woche ist in Zürich das Standbild eines Mannes enthüllt worden, der uns Allen am Herzen liegt, wie kaum ein Anderer, eines Mannes, der uns Reformirten Allen angehört und St. Gallen noch ganz insbesondere, ist er doch ein Sohn seiner Berge. Da ist es denn billig, daß wir in gottesdienstlicher Stunde dieses festlichen Ereignisses auch gedenken, denn wenn Ein Glied unserer Kirche und unseres Vaterlandes geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.

Das Zwingli-Denkmal, von dem wir reden, zeigt uns den Reformator mit hoch emporgerichtetem Haupte, das ernste, die Spuren strenger Geistesarbeit tragende Angesicht zum Himmel aufschauend, seine rechte Hand die Bibel an's Herz drückend, die linke mit fester Faust den Griff des Schwertes umfassend, die

ganze Gestalt ein Bild ruhiger, gesammelter, in sich geschlossener Manneskraft, jeder Zug von unerschütterlicher Festigkeit zeugend und doch das Bekenntniß auf den Lippen schwebend: durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Man hat Anstoß am Schwert in der Hand des Predigers genommen. Selbst der Festdichter richtet an den Helden die Frage:

Zwingli, sprich, was soll das Schwert?
Ist das Schwert der Wahrheit noth?
Giebt es nicht den bittern Tod?
Zwingli, sprich, was meinst du mit dem Schwert?

Und er läßt den so zur Rechenschaft Gestellten die Antwort geben:

Hier das Schwert in meiner Hand
Ist das Schwert, das mich erschlug,
Dem zu Feld entgegentrug
Als ein Märt'rer ich den frischen Leib.

Wir nehmen diese Deutung gern an, doch hat das Schwert in Zwingli's Hand für uns noch einen andern Sinn. Gewiß auch wir erkennen: zur reinen Geistesgröße und zur vollen Geistesmacht gehört kein Schwert von Eisen, auf jene Frage des Petrus: „Herr, sollen wir mit dem Schwerte dreinschlagen?" giebt es nur die Eine Antwort, die Jesus gegeben: „Lasset es, denn Alle, die zum Schwerte greifen, werden durch's Schwert umkommen." Aber das Schwert in Zwingli's Hand mahnt uns nicht bloß an seinen Heldentod in Kappel, es erinnert uns auch nicht bloß daran, wie heldenmüthig er gelebt und gewirkt hat, wie der Theologe zugleich Staatsmann war, wie er, ein treuer Hirte, als Feldprediger so oft mit den Seinigen die Gefahren der Schlacht theilte, es mahnt uns vor Allem aus an die gewaltige Kühnheit, womit er sich in den Geisteskampf, zu dem ihn Gott berufen, gestürzt hat, obgleich er klar erkannte, daß daraus auch ein weltlicher Kampf entbrenne, der ihm den Tod bringe. Das Schwert in Zwingli's Hand zeigt uns den Helden, der es gewagt hat, in die Fußtapfen seines Herrn und Meisters Jesus Christus zu treten, welcher gesprochen: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich gekommen sei, Friede zu bringen; nein, sage ich euch, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen zu entzweien den Sohn mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Sohnsfrau mit ihrer Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein." Zum Neubeginne dieses Kampfes fühlte Zwingli sich berufen, und wahrlich der Ruf in diesen Kampf einzutreten ergeht auch an Jeden unter uns, denn, m. Fr., noch immer bleibt es wahr:

Jesus ist gekommen ein Feuer anzuzünden, er brachte und bringt nicht den Frieden, sondern das Schwert.

I.

Zunächst ist es der gewaltigste Geisteskampf, der in der Brust jedes Einzelnen und in jeder Zeit und in jedem Geschlechte durch Jesu Geist entzündet wird. Wie durch's ganze leibliche Leben der Kampf um's Dasein sich hindurchzieht, selbst durch die bewußtlose Pflanzenwelt, so ist auch das geistige Leben Ein steter Kampf. Wie im Frühjahr erst rauhe Stürme über die Erde hinbrausen müssen, ehe der holde Mai uns die Natur im Blüthenschmucke zeigen kann, und wie erst der Sonnenbrand und die Gewitterstürme des Sommers über die Saaten kommen müssen, ehe reife Früchte uns entgegenlachen, so muß auch alles neue Geistes- und Gemüthsleben unter heißen Wehen zur Welt geboren werden. Jede neue Periode der Entwickelung bricht mit Sturm und Drang herein; jeder Schritt, den die Menschheit vorwärts thut, muß mit Strömen Blutes erkauft werden und zwar in so schrecklicher Weise, daß dem oberflächlichen Beobachter die ganze Weltgeschichte blos Eine fortlaufende Kriegsgeschichte zu sein scheint. Sollte nun aber nicht gerade die Religion, gerade das Christenthum als die Religion der Gotteskindschaft, der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe Frieden bringen in diese friedelose Welt. Gewiß, m. Fr., aber dieser Friede muß durch heiße Seelenkämpfe errungen werden.

Wohl gestaltet sich das sittliche und das religiöse Leben in seinen Anfängen gar zart und lieblich in den verborgenen Tiefen des Gemüthes als heilige Scheu und Ehrfurcht, als Liebe, Sehnsucht, Heimweh, als Ahnen, Hoffen, Bangen und selige Freude; aber wenn die Morgenstunden des Lebens fliehen, wenn der rosenfarbene Schleier jugendlicher Träume und Hoffnungen abfällt von des Lebens bleichem Angesicht, wenn die rauhe Wirklichkeit mit harten Zügen das enttäuschte Auge anstarrt und zu gleicher Zeit im eignen Herzen die Stürme der Leidenschaft erwachen, wenn von außen die Versuchung entgegenkommt, dann wird diese Gluth zur wilden, gewaltigen Flamme angefacht, von der es anfangs scheint, als ob sie nur verzehren und niederbrennen könnte. Etwas davon erfährt ein jedes Herz, das sich zu freier, klar bewußter Frömmigkeit und Sittlichkeit emporringt, am furchtbarsten aber wüthet dieser Sturm und dieses Feuer in der Seele, die in den religiösen Anschauungen der alten Zeit erzogen und aufgewachsen beim Reiferwerden der Vernunft und beim Reicher-

werden an Erfahrung zu einer völlig neuen Weltanſchauung kommen muß. Das geht nicht anders als durch's Feuer des Zweifels hindurch. Dabei wird dem Herzen angſt und bange, und die Seele wird bekümmert um und um bis in den Tod. Laßt uns nur Ein Beiſpiel herausgreifen, an dem in jedem Herzen der Zweifel entbrennen muß. Dem kindlichen Gemüthe ſcheint die göttliche Vergeltung noch ſo einfach ſich zu vollziehen, daß Frömmigkeit und Rechtthun eben Glück, die Sünde Unglück zur Folge habe; wenn nun das Leben ſtatt deſſen tauſendfach den Sieg des Laſters und den Untergang der guten Sache, das Glück der Gottloſen und das tiefſte Elend der Frommen uns vor Augen ſtellt, dann erbebt und wankt der Boden unſrer religiöſen und ſittlichen Ueberzeugungen unter unſern Füßen und bange fragen wir: giebt es keine göttliche Gerechtigkeit, giebt es keinen allmächtigen Gott, daß ſo Schreckliches geſchehen kann? Solcher Zweifel iſt die Feuertaufe, die in unſern Tagen über jeden klarer denkenden und tiefer fühlenden Menſchen kommt. Das iſt der Kämpfe ſchwerſter, wenn die rauhe Wirklichkeit, die uns vor Augen ſteht, in ſo unverſöhnlichen Widerſpruch tritt mit unſerm Glauben, Hoffen und Wünſchen, mit dem Bild von Gott und der Welt, das wir im Herzen tragen, wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzwei'n.

Muth bedarf's, mit des Zweifels unſterblicher Schlange zu ringen
Und dem Feind in uns ſelbſt muthig entgegen zu gehn,
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld
Zu entlarven den Trug, der uns als Wahrheit verſucht.

Und doch ſagen wir: wehe dem, der dieſen Kampf ſcheut, der feige vor der Wahrheit das Auge verſchließt, um nur nicht in Zweifel zu gerathen, der gleichgiltig von der Religion ſich abwendet, weil er fürchtet, im Ringen nach der Gotteserkenntniß und der Selbſterkenntniß ſeine Gemüthsruhe zu verlieren.

Kampf iſt unſer Loos auch im ſittlichen Leben. Wer ein Chriſt, ein Geiſtesmenſch werden will, der muß brechen mit dem Fleiſch. Jeſu Geiſt muß in unſer einem Jeden zu einem Feuer werden, zum Feuer der Reue, das verbrennt und in Aſche legt das morſche Gebäude der Selbſtſucht und der Eigenliebe, das in Flammen aufgehen läßt alle Trugbilder der Eitelkeit und der Selbſtbethörung und zertrümmert die Scheidewände des Hochmuths und der Selbſtgerechtigkeit, die Berge von Ausreden und Selbſtbeſchönigungen. Wie ein zweiſchneidig Schwert muß das Wort der Wahrheit, das ſtrenge Gebot der Pflicht in unſer Herz dringen bis dahin, wo Seele und Geiſt, wo Mark und Gelenke ſich ſcheiden. Dabei dürfen wir uns

nicht ſchonen, dürfen nicht irgend eine Lieblingsſünde uns vorbehalten; es muß in uns jenes Feuer des ſittlichen Ernſtes und Eifers entbrennen, das im Flammenſchein uns vorhält das Wort: „Ihr könnt nicht zwei Herren dienen, nicht Gott und dem Mammon; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; wer nicht ſich ſelbſt verläugnet, ſein Kreuz auf ſich nimmt und Jeſus nachfolgt, der iſt ſeiner nicht werth. Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht."

Und in die gleichen Seelenkämpfe und Geiſtesleiden, in die wir uns hineinwagen in Jeſu Nachfolge, müſſen wir auch unſre Nebenmenſchen hineinwerfen. Wenn wir die Wahrheit lieb haben und die Brüder zur Wahrheit als zum höchſten Gute lenken möchten, dürfen wir auch ihnen die Qualen des Zweifels nicht erſparen, wir dürfen ſie nicht in der Unwiſſenheit und im Aberglauben ſtecken laſſen, wie wohl es ihnen für den Augenblick dabei ſein mag. Frei heraus müſſen wir zu ihnen reden, mit offenem Worte, das nicht mißverſtanden werden kann, unſere Ueberzeugung vor ihnen ausſprechen, ob ſie auch vielleicht darob erſchrecken, ja darüber ſich entrüſten. Wir müſſen ihre Vorurtheile, ihre Sünden und Leidenſchaften angreifen, komme, was da wolle, wir dürfen nicht ſchweigen, wenn wir ſie wirklich lieb haben, wir müſſen der Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit unſern Mund und unſern Arm leihen, wir dürfen nicht Friede! Friede! rufen, wo doch kein Friede iſt. Jeſus ſelber hat klar vorausgeſehen, daß er, ſobald er mit der Predigt des Evangeliums hervortrete, mit ſeiner Familie brechen müſſe, daß die Seinigen ihn als einen Verirrten betrauern, die Phariſäer ihn als Ungläubigen verfolgen, als Gottesläſterer tödten werden. Und doch hat er's gewagt. Die Sonne geht eben doch auf, um Licht zu verbreiten, obſchon erſt durch den Widerſtand gegen ihre Strahlen auch der Schatten ſo dunkel ſich abzeichnet. Ohne Kampf und Widerſpruch, ohne Schmerz und Leiden geht es nun einmal im ſittlichen und im religiöſen Leben nicht ab. Die Wahrheit in ihrer unendlichen Größe, Hoheit und Vielſeitigkeit entſchleiert ſich keinem einzelnen Menſchengeiſte ganz, ſie läßt in kein fertiges Wort oder Syſtem ſich einfangen. Es ſind darum Gegenſätze in den Meinungen unvermeidlich, ja Verſchiedenheit der Anſchauungen und Ueberzeugungen iſt geradezu nöthig, es ſind ſelbſt Parteien nöthig, die von verſchiedenen Seiten und Wegen her zur Wahrheit vorzudringen ſuchen, die in verſchiedenen Lebensweiſen ihre Sittlichkeit erproben; wären ſie nicht da, wir müßten ſie ſchaffen. Wo aber Parteien ſind, da iſt Kampf, da iſt ein

Aufeinanderplatzen der Geister unvermeidlich; und zwar wird dieser Kampf mit um so tieferem Ernst und brennenderem Eifer geführt, je mehr die Sache, um die es sich handelt, uns Herzens- und Gewissenssache ist. Darum ist der Kampf um die religiösen Ueberzeugungen der heißeste, er dringt bis in die Familie hinein, er entzweit Eltern und Kinder, Mann und Frau, Bruder und Schwester, Freund und Freundin, denn die religiösen und sittlichen Fragen gehen auch das weibliche Herz etwas an, ja sie sind mit Recht gerade den Frauen die heiligsten und wichtigsten Interessen, die sie kennen.

Für ein friedliebendes Gemüth ist es darum das Allerschwerste, diesen Kampf hervorzurufen. Glaubt es, m. Fr., es thut weh, den Frieden Anderer stören zu müssen, durch ein kühnes Wort freier Forschung in Seelen, die bisher im Dämmerlicht des Kinderglaubens ruhig dahin wandelten, den Kampf des Zweifels anfachen zu müssen; es thut schmerzlich weh, das Vertrauen und die Liebe der Herzen, die bisher ganz uns angehörten, zu verscherzen um der religiösen Ueberzeugungstreue willen; es thut weh, sehen zu müssen, wie das Auge des Gatten oder der Gattin, des Vaters oder der Mutter, des Freundes oder der Freundin, des Schülers oder der Schülerin nicht mehr freudig gegen uns leuchtet wie vorher, wie es entweder einen mißtrauischen oder einen zürnenden oder einen kummervollen Ausdruck angenommen hat, weil sie uns für ungläubig, für gottlos halten. Es thut weh, zu sehen, wie so viele Schwache unser freies Wort als einen Angriff auf das, was ihnen als das Heiligste erscheint, empfinden. Es schmerzt bitter, alte Bande der Freundschaft, der Familienliebe, ja der Vaterlandsliebe und der kirchlichen Gemeinschaft sich lösen zu sehen; und doch dürfen wir nicht jenes frevelhafte Wort: „lieber einen Riß durch's Herz, als einen Riß durch die Kirche," mit dem die deutschen Bischöfe gegen besseres Wissen und Gewissen sich dem Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit unterwarfen, zu dem unsrigen machen; denn glaubt es, m. Fr., wo die Ueberzeugungstreue, die Wahrhaftigkeit und das Gewissen dem Frieden, der Gunst, der Herrschermacht, der Einheit zu lieb verläugnet und zerrissen werden, da geht der Riß auch durch die Kirche, da wird Alles, was dem Menschen heilig ist, preisgegeben. Ohne den Kampfesmuth Jesu hätte es nie ein Christenthum gegeben, ohne den Kampfesmuth der Reformatoren nie eine protestantische Kirche. Wagen wir's darum leidensmuthig auch an unserm Ort das Schwert des Geistes zu führen, komme, was da wolle. Und fragt man uns, ob wir denn auch des neuen Pfades gewiß seien, so antworten wir getrost:

Der Menſchheit neuen Pfad, nicht kenn' ich ihn —
Wohlan! wir werden ihn im Glauben ziehn!
Der Moſen einſt geführt mit ſichrer Hand,
Er führt auch uns in das gelobte Land.

II.

Den Geiſteskampf, den wir ſoeben geſchildert, hat Jeſus mit klar bewußter Abſicht in der Bruſt des Einzelnen und in der Gemeinſchaft entzündet, und wollen wir ſeine treuen Jünger und Jüngerinnen ſein, ſo müſſen wir hingehen und desgleichen thun; aber muß denn an dieſem Geiſteskampf ſich immer und immer wieder auch weltlicher Streit, ja blutiger Krieg entzünden? Wahrlich, das hat Jeſus nicht gewünſcht und gewollt, das können auch wir nicht wünſchen und wollen. Freude am Streit, eigentliche Kampfesluſt kann in einem chriſtlichen Herzen nicht aufkommen; unſre tiefſte Sehnſucht geht nach Frieden, und unſer heißeſtes Sehnen iſt das, Wunden zu heilen, nicht Wunden zu ſchlagen, aber trotz alledem iſt und bleibt es nun einmal, ſo wie die Welt noch immer iſt, des Chriſten unausweichliches Verhängniß, daß er auf gar gewaltigen Widerſtand ſtößt, ſobald er voll und ganz Ernſt macht mit der Verwirklichung ſeiner Grundſätze und dem Geltendmachen ſeiner Geſinnung. Warum das?

Vor Allem um des Widerſtandes willen, den die Selbſtſucht der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe leiſtet. Es giebt nun einmal zu jeder Zeit Leute, die ihr Intereſſe am Alten finden, die aus Aberglauben, Vorurtheil und Vorrecht, ja aus eigentlichem Sündendienſt, aus himmelſchreiendem Unrecht ihren Gewinn ziehen, die daraus leben.

So Viele wandeln lieber im Dunkel als im Licht,
Wer lügt, wer Arges übet, an's Licht kommt dieſer nicht,
Und nennt Selbſtüberwindung und aller Tugend Kron'
Unſinn für wahr zu halten der Schrift und der Vernunft zum Hohn.

Mit ſolchen Leuten Frieden zu halten, iſt einem ehrlichen, treuen, wahrheitsliebenden Menſchen, und wäre er ein Kind des Friedens, wie Jeſus ſelbſt es war, eine reine Unmöglichkeit. Da gilt es in Gottes Namen in den unvermeidlichen Kampf ſich ſchicken, ja mit aller Kühnheit dieſen Kampf aufnehmen. Jeſus ſelber war keineswegs nur der ſanfte Menſchenſohn, der allezeit mild, wie der Mond aus Wolken blickt, in die Welt geſchaut hätte, er konnte auch furchtbar ſtrenge Worte ſprechen, und wo es galt, das Heilige vor Entweihung zu ſchützen, in gerechtem Zorne zur Geißel greifen, zur gewaltſamen That ſchreiten.

Doch nicht nur böser Wille gestaltet den Geisteskampf zur blutigen, gewaltsamen Verfolgung, das thut auch schon die Beschränktheit und Rechthaberei der Menschen, der Starrsinn, der wider besseres Wissen und Gewissen an der einmal gefaßten Meinung festhält und — auch bei ehrlichen Gemüthern — der Wahn menschlicher Unfehlbarkeit. In diesem verhängnißvollen Wahne, daß es eine fertige Wahrheit gebe, die in einem Buche und wäre es immerhin das auch uns so heilige Bibelbuch, beschlossen liege, in dem Wahn, die ganze Wahrheit gehe in Einen Menschenkopf hinein, lag und liegt noch die Quelle aller Verfolgungssucht, alles religiösen Fanatismus, denn dieser Wahn läßt jeden Widerspruch gegen die eigene Meinung als einen Angriff auf die Wahrheit und damit auf Gott selbst erscheinen, und erblickt im Gegner einen Feind Gottes, der verfolgt und vertilgt werden müsse. Aus ihm stammt fort und fort jenes Eifern für Gott mit Unverstand, das da glaubt durch's Tödten des Andersdenkenden Gott einen Dienst zu thun, ja es für Pflicht der Liebe hält, den Leib des vermeintlich Ungläubigen den Flammen zu übergeben, um seine Seele vom hölliſchen Feuer zu rettten.

Vergessen wir aber nicht, meine Freunde, daß nicht bloß Bosheit und Beschränktheit der Gegner des Neuen daran Schuld tragen, daß der Geisteskampf zu weltlichem Streit ausartet, sondern nur zu oft auch die Leidenschaftlichkeit und der allzu stürmische Eifer derer, die für das Neue auftreten. Laßt uns darum den heiligen Entschluß fassen, ohne persönliche Leidenschaftlichkeit zu kämpfen, nur die Irrthümer und Sünden, nicht die Personen anzugreifen, den Kampf zu führen ohne persönlichen Haß und ohne persönliche Verläſterung. Das ist unendlich schwerer, als es auf den ersten Blick scheinen mag, denn Person und Sache lassen sich oft kaum von einander trennen; aber möglich ist es. „Wollt ihr Einen sehen, der mit herzinniger Milde Eine Welt aus ihren Angeln hebt, schaut auf zu Jesu Bilde!" Daß auch unser Zwingli trotz der Heldenkühnheit womit er das Geistesschwert von Eisen führte, im innersten Herzen ein Kind des Friedens war, das wird uns zur freudigen Gewißheit, wenn wir hören, wie er die Verhandlungen mit Luther in Marburg eröffnete. Da hat er gebetet: „Erfülle du, Schöpfer, Herr und Vater Aller, wir bitten dich darum, uns mit deinem milden Geiste, und vertreibe von beiden Seiten alle Nebel des Unverstands und der Leidenschaften, wie du vormals die wogenden Gewässer der Sündfluth durch deine gewaltigen Winde in die Tiefe getrieben und auf der allernährenden

Erde die Fülle der Gewächse und Früchte wieder aufsprießen und reifen ließest. Mach Ende, o Herr, dem Streit und dem Zank und der blinden Wuth! Erhebe dich, Christus, du Sonne der Gerechtigkeit und bescheine uns mit deinen milden Strahlen. Ach, während wir streiten, versäumen wir nur zu oft, nach der Heiligung zu ringen, die du von Allen forderst. Denn du weißt, o Herr, daß wir nie gebessert aus Weltkämpfen hervorgehen, weil sie Fleischeswerk sind, die Jeden beflecken, der sich darein verflicht, während die Frommen sich derselben stets zu ihrem Heile entschlagen. Bewahre uns darum, o Herr, vor solchem Streite, damit wir unsere Kräfte nicht darin mißbrauchen, sondern sie mit ganzem Ernste auf das Werk der Heiligung verwenden." Und ist es nicht wahrhaft rührend, wenn wir sehen, wie am Ende der unglückseligen Disputation Zwingli, der starke Mann, den keine Gewalt der Erde zu schrecken vermochte, mit Thränen in den Augen vor Luther hintritt und ihn bittet trotz ungleicher Meinung ihm doch den Handschlag als Bruder zu geben. Sehet da, wie in Einer Brust Heldenkühnheit und Friedensliebe beisammen wohnen können, wie es möglich ist, mitten im heißesten Kampf das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu bewahren, fest zu halten an dem, worin wir Christen ja doch alle Gottlob immer noch einig sind und was die Hauptsache ist und bleibt, am Vertrauen auf Gott, am Ernst der Buße, am Eifer in der Heiligung, an der Liebe zu Jesus. An diesem Einigenden wollen wir festhalten und nicht immer auf das Trennende hinsteuern.

Laßt uns darum, meine Freunde, den Kampf nicht scheuen, wo er als Verhängniß uns auferlegt ist, aber mitten im Kampf den Frieden lieb behalten und ihn suchen, und so ernst machen mit dem Worte, das unter einem Bilde steht, welches uns Zwingli's Waffen zeigt:

Ruhe den eisernen Waffen, doch nimmer den geistigen Ruhe,
Brachten ihm jene den Tod, führten ihn diese zum Licht.

Amen.

Das Neue Testament.

Betrachtung von Pfarrer F. Meyer-Burkhard in Zürich.

„Es kommen Tage", spricht Jahveh, „daß ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen werde: Ich will mein Gesetz in ihr Inneres einpflanzen, und will es ihnen in ihr Herz schreiben." Das ist der starke Glaube, mit dem Jeremia[1]) sechs Jahrhunderte vor Christus im gänzlichen Zusammenbruche seines Volkes nicht den Untergang der Religion erblickte, sondern nur das Ende des ersten Abschnittes auf dem Wege, den Gott die Menschheit führt. „Als die Erfüllung der Zeit gekommen war, hat Gott seinen Sohn gesandt, damit wir die Sohnschaft empfingen. So bist du nicht mehr Knecht, sondern Sohn!" So lautet die Freudenbotschaft, die Paulus im ersten seiner Briefe[2]) als das ihm widerfahrene Heil jenes neuen Bundes den zuerst gewonnenen Heiden verkündigt. Wie in diesen Worten Unterschied und Zusammenhang zweier Religionen unter dem Namen des alten und neuen Bundes bezeichnet wird, so sind diese Namen auch die übliche Bezeichnung der Schriftsammlungen[3]) geworden, auf welche sich die beiden Religionen stützen, und deuten zugleich auf Unterschied und Zusammenhang dieser Schriften selbst: das Alte Testament, die ganze noch erhaltene Literatur eines seinen Gott suchenden, um ihn ringenden Volkes mit seinem Irren und Klagen, mit seinem Büßen und Hoffen auf allen Stufen des religiösen Lebens, der Niederschlag eines Jahrtausends in mannigfaltigsten Aufzeichnungen von geschichtlichen Ereignissen und Ueberlieferungen, von Liedern, von Sprüchen, von prophetischen Reden, zum Theil in seltsamer und zuweilen kaum mehr zu deutender Form; das Neue Testament eine kleine Sammlung von Zeugnissen über das der Menschheit in dem Leben und Sterben Jesus des Gesalbten (Christus) kund gewordene Heil, die während des ersten Jahrhunderts nach seinem Tode niedergeschrieben worden und bei der jungen Gemeinde als von seinem Geiste erfüllt und von Aposteln herrührend zu bleibendem Ansehen gelangt waren. Versuchen wir es, das Werden der

[1]) Jer. 31, 31—34. [2]) Gal. 6, 6—7. [3]) 2. Kor. 3, 16.

neuteſtamentlichen Bücher und ihrer Sammlung aus ihrem Inhalte zu erkennen.

„Wir predigen Chriſtum den Gekreuzigten als Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ [4]) Das iſt nicht nur der Grundton eines Briefes, ſondern aller Schriften des Neuen Teſtaments. Er ſelbſt, den ſie verkündigen, hat nicht geſchrieben, ſondern er gab den Mühſeligen und Beladenen Ruhe für ihre Seelen [5]) durch das Wort des Troſtes und der Vergebung, er zog im Lande herum und that Gutes [6]), und er ſtarb am Holze der Schmach, um ſein Leben zum Löſegeld zu geben für Viele [7]). Eine kleine Schaar von Anhängern, die ſich um ihn geſammelt, glaubte, daß er der von den Propheten verheißene Geſalbte Gottes ſei. Ihr durch ſeinen Tod erſchütterter Glaube wurde neu belebt durch Erſcheinungen, in denen er ihnen ſich offenbarte [8]), und ſie fingen an ſeinen Namen ihren Volksgenoſſen zu verkündigen. Der Widerſtand der ſtarren Anhänger des Geſetzes führte zu Gewaltmaßregeln gegen die Jünger Jeſu, aber das freudige Bekenntniß des erſten Blutzeugen [9]), verbunden mit der Erfahrung im eigenen Herzen, daß die eigene Gerechtigkeit eine Selbſttäuſchung, der Friede Gottes nie durch eigene Kraft zu erringen ſei [10]), führten zur Bekehrung des jungen Phariſäers Saul [11]), der nun als Schuldner gegen Juden und Griechen [12]) allen zu ſchenken ſuchte, was ihm widerfahren war. Dies der einfachſte Kern der Thatſachen, auf denen der Inhalt des Neuen Teſtaments beruht. Seine Schriften alle gehen hervor aus dem Bedürfniß die Fragen zu beantworten: Wer iſt dieſer Jeſus? Was iſt uns in ihm von Gott gegeben? Was müſſen wir thun, daß das von ihm gebrachte Heil uns zu eigen, ſein Evangelium zur Wohlthat für die ganze Menſchheit werde?

Das Bedürfniß über dieſe Fragen ſich auszuſprechen, hat ſich in dreifacher Geſtalt kundgegeben, in lehrhafter Darſtellung (Briefen), in Aufzeichnung von geſchichtlichen Erinnerungen und Berichten (Evangelium und Apoſtelgeſchichte), und in Weiſſagungen der Zukunft (Offenbarung des Johannes).

Nachdem Paulus auf ſeiner erſten Reiſe im Herzen von Kleinaſien [13]), auf ſeiner zweiten in Macedonien und durch Griechenland hin bis Korinth [14]) eine Reihe von Gemeinden durch ſein

---

[4]) 1. Kor. 1, 23—24. [5]) Matth. 11, 28—30. [6]) Ap.-Geſch. 10, 38. [7]) Matth. 20, 28. [8]) 1. Kor. 15, 3—8. [9]) Ap.-Geſch. 7, 56—60. 8, 1. 9, 4. 5. [10]) Römer 7, 7—24. [11]) Phil. 4, 4—7. [12]) Römer 1, 14. [13]) Ap.-Geſch. Kap. 13 u. 14. [14]) Ap.-Geſch. 15, 40 — 18, 22.

Wort geſtiftet hatte, mußte er da, wo das Bedürfniß ſich zeigte, durch brieflichen Austauſch den perſönlichen Verkehr ergänzen. Wie viele dieſer Sendſchreiben verloren gegangen ſind, wiſſen wir nicht, daß die wenigen uns erhaltenen bei weitem nicht alle ſind, die er geſchrieben, liegt in der Natur der Sache, und wird ausdrücklich bezeugt[15]). Daß ſpäter Andere unter ſeinem Namen ſchrieben[16]), wurde geſtattet durch die Sitte der Zeit, die hierin nicht eine Anmaßung und Fälſchung gegenüber dem Schreibenden erblickte, ſondern ihn damit zu ehren meinte, und in ſeinem Sinne wirken wollte. An die Chriſten in Theſſalonich iſt ein Brief voll herzlicher Liebe gerichtet, der ohne beſondere Veranlaſſung nur die Gemeinde ſtärken will, und bloß über die Frage der Wiederkunft nähere Winke giebt[17]). Eine Reihe köſtlicher Einzelworte[18]) entſprechen ganz denjenigen anderer pauliniſcher Briefe; der Mangel einer beſtimmten Veranlaſſung und andere Einzelheiten haben Zweifel hervorgerufen, ob der Brief wirklich von Paulus ſtamme. Unbeſtrittene Zeugniſſe ſeines Geiſtes ſind die Briefe an die Chriſten in Galatien, in Korinth und in Rom. Der mächtige Geiſt, das warme Herz, die heilige Gewiſſenhaftigkeit, die um das rechte Wort ringende Gewalt der Rede giebt ſich in Allen kund, und ſie gelten daher mit vollem Recht als die vier Hauptbriefe des Apoſtels.

Die Galater, die zu den Erſten gehörten, welche er für die Freiheit der Kinder Gottes gewonnen, beſchwört er in dieſer Freiheit zu bleiben[19]). Sendlinge aus Jeruſalem hatten im Namen der 12 Apoſtel ihnen zugemuthet, ſich Forderungen des jüdiſchen Geſetzes zu unterwerfen[20]), und das Apoſtelrecht des Paulus angegriffen. Darum betont er die ihm perſönlich zu Theil gewordene Berufung[21]), ſeine Unabhängigkeit von den „angeſehenen“ Apoſteln[22]) und die Uebereinkunft, die er mit denen, die man für Säulen achtet, in Jeruſalem geſchloſſen, daß er unter den Heiden predigen ſolle[23]). Er zeigt, daß das Geſetz für Israel eine Vorſtufe, ein Erzieher geweſen[24]), aber nun für die mündig gewordenen der Geiſt Gottes an ſeine Stelle getreten ſei durch den Glauben an den Sohn, der ſtatt der Knechtſchaft die Kindſchaft gebracht habe[25]), und daß aus dieſem Geiſt alle Früchte des ſittlichen Lebens hervorgehen[26]).

Auch in der großen Handelsſtadt Korinth, wo Paulus

---

[15]) 1. Kor. 5, 9. [16]) 2. Theſſ. 2, 2. [17]) 1. Theſſ. 4, 13—18. 5, 1—4. [18]) 1. Theſſ. 5, 16—22. [19]) Gal. 3, 1—3. 4, 9. 5, 1. 13. [20]) Gal. 1, 6. 7. 5, 2. 3. 6, 12. 13. [21]) Gal. 1, 1. 15. 16. [22]) Gal. 2, 6. [23]) Gal. 2, 7—10. [24]) Gal. 3, 23—29. [25]) Gal. 4, 1—7. [26]) Gal. 5, 18—25.

mehrere Jahre gewirkt und besonders unter den niedrigen Volksklassen dem Evangelium viele Anhänger erworben hatte[27]), entstand eine Spaltung über die gleiche Frage, welche die Galater verwirrt hatte, und es bildeten sich Parteien heiden- und judenchristlicher Richtung, die mit den Namen des Paulus, des Apollos, eines nach ihm in Korinth mit der Kunst gelehrter Beweisführung aufgetretenen Alexandriners und des Kephas (Petrus) sich schmückten[28]), und neben der Hauptfrage noch eine Reihe anderer Streitpunkte, wie sie die Gährung des neuen geistigen Lebens erzeugte, unter sich verhandelten. Ihnen legt der Apostel im ersten der uns erhaltenen Briefe vor Allem die Einigung ans Herz; es ist nur ein Grund gelegt, Jesus Christus, auf den jeder nach seiner Weise und auf seine Verantwortung baut, jeder Gottes Mitarbeiter zu sein sich bemüht[29]). Paulus selbst ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein anderer Apostel[30]), und predigt das Evangelium des Gekreuzigten nicht mit hohen Worten, aber in der Kraft der Ueberzeugung[31]), als ein treuer Verwalter über die Geheimnisse Gottes[32]). Nach der ihm verliehenen Gnade giebt er seine Weisungen über die Schäden und Streitpunkte der Gemeinde (das Prozessiren vor heidnischen Richtern[33]), einen Fall grober Unzucht[34]), die Berechtigung der Ehe[35]), das Essen von Götzenopferfleisch[36]), die Anordnung des Mahles des Herrn[37]), die Geistesgaben[38]), die Auferstehung der Todten[39])), und legt seinen Freunden als höchste Gottesgabe, die alle Erkenntniß und Weisheit, ja Glaube und Hoffnung überdauere, die Liebe an's Herz[40]). Doch seine Worte hatten nur theilweise Erfolg; seine Gegner, mit Empfehlungsbriefen aus Jerusalem versehen[41]), fuhren fort sein Apostelrecht zu verdächtigen, und so schreibt denn Paulus in bewegter, ja gereizter Stimmung und darum oft leidenschaftlichem Ausdruck unsern zweiten Brief, um noch einmal durch den Nachweis seiner apostolischen Sendung[42]), seiner Thätigkeit[43]), seiner Leiden[44]), seiner innern Kämpfe[45]), die Herzen seiner von ihm dem Evangelium gewonnenen aber wankend gewordenen Gemeinde zu befestigen.

Doch nicht nur zu erhalten, was er selbst begonnen, war des Apostels Absicht; er wollte ja, wenn es möglich wäre, der

---

[27]) 1. Kor. 1, 26—29. [28]) 1. Kor. 1, 10—13. 3, 1—8. [29]) 1. Kor. 3, 9—17. [30]) 1. Kor. 9. [31]) 1. Kor. 1, 17. 2, 1—9. [32]) 1. Kor. 4, 1—4. [33]) 1. Kor. 6. [34]) 1. Kor. 5. [35]) 1. Kor. 7. [36]) 1. Kor. 8. 10, 14—33. [37]) 1. Korinth. 11, 17—34. [38]) 1. Korinth. 12. und 14. [39]) 1. Kor. 15. [40]) 1. Kor. 13. [41]) 2. Kor. 3, 1. 11, 5. [42]) 2. Kor. 3, 3—6. 5, 18—20. 11, 18—23. [43]) 2. Kor. 12, 11—18. [44]) 2. Kor. 1, 3—11. 4, 7—18. 11, 23—33. [45]) 2. Kor. 12, 1—10.

ganzen Menschheit das Evangelium bringen, und so richtet sich sein Blick auf die Hauptstadt des Weltreiches, und da es ihm noch nicht vergönnt war, sie selbst zu sehen[46]), so wendet er sich wenigstens brieflich an die Gemeinde zu Rom, die ohne sein Mitwirken entstanden war, vielleicht durch Christen, die aus Griechenland dorthin übergesiedelt waren. Er mußte ahnen, wie hohe Bedeutung diese Gemeinde für die ganze Christenheit erlangen werde, und darum legt er ihr in großen Zügen das Evangelium vor als die Kraft Gottes zum Heil einem Jeden, der daran glaubt, dem Juden zuerst und dann den Heiden[47]). Alle haben gesündigt im Abfall von Gott[48]); das Gesetz, geschrieben dem Juden auf Tafeln, dem Heiden ins Gewissen, kann wohl Erkenntniß der Sünde aber keinen Frieden bringen[49]). Diesen hat Christus gebracht, den Gott als ein Sühnungsmittel in den Kreuzestod gab[50]), und nun sind wir mit Gott versöhnt und werden durch die erfahrene Gnade getrieben, ihm zu danken durch unser ganzes Leben[51]). Nun da Gott für uns ist, kann von seiner Liebe nichts uns trennen[52]). Wohl steht Israel, das zuerst berufene noch fern[53]), aber sein Unglaube hat nur den Weg öffnen müssen für die Heiden[54]), und schließlich wird Gott sich Aller erbarmen, das ist das Geheimniß seiner Weltregierung: Aus ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge![55]) Darum gilt es nun Gott zu danken durch die Treue und Hingebung des ganzen persönlichen Lebens[56]), in der Liebe zum Nächsten[57]), im Gehorsam gegen die Obrigkeit[58]), in der Stärke der lautern Ueberzeugung, die einmal in selbständiger Arbeit errungen, auch die Ueberzeugung der Andern schätzt, und dem Schwachen kein Aergerniß giebt, sondern ihn zu schonen weiß[59]). — Geben diese Briefe uns überall Zeugniß von dem gewaltigen Geiste und dem warmen Herzen des Mannes, der, von Christus ergriffen, für ihn einsteht mit seinem ganzen Leben, so können wir uns nicht verwundern, daß auch seine Erfahrungen, sein Bildungsweg, seine Individualität sich zugleich in seinen Darstellungen geltend machen, daß darum z. B. die jüdische Theologie, die er bei pharisäischen Lehrern studirt hatte, in seinen Beweisführungen und Bildern zuweilen in einer uns ferner liegenden Weise zu Tage tritt[60]).

---

[46]) Röm. 1, 11—15. 15, 22—24. [47]) Röm. 1, 16. 17. [48]) Röm. 1, 18 — 2, 11. [49]) Römer 2, 12—16. 3, 9—20. [50]) Römer 3, 21—26. [51]) Römer 5, 1—5. 6, 1—23. 8, 12—16. [52]) Römer 8, 31—39. [53]) Röm. 9, 1—5. 10, 1—4. [54]) Röm. 11, 17—32. [55]) Röm. 11, 33—36. [56]) Röm. 12, 1—8. [57]) Röm. 12, 9—21. 13, 8—10. [58]) Röm. 13, 1—7. [59]) Röm. 14. [60]) Gal. 3, 8—22. 4, 21—31. 1. Kor. 10, 1—11. Röm. 4. 9, 6—33 ꝛc.

Während die vier Hauptbriefe ungefähr in die Jahre 55 bis 59 der christlichen Zeitrechnung fallen, sind aus der letzten Zeit vor seinem Tode (64 nach Chr.) noch einige Sendschreiben des gefangenen Paulus erhalten, der in wenigen Jahren unter der Last seines Wirkens und seines Leidens ein alter Mann geworden war[61]). Aus Cäsarea oder Rom giebt er einem Sklaven, dem er die Rückkehr zu seinem Herrn, Philemon, als Beweis seiner Annahme des Christenthums zumuthet, einige Zeilen der Empfehlung mit, welche den sauern Schritt dem Entlaufenen erleichtern, den Unwillen des Herrn beschwichtigen sollen[62]). Es ist uns so im Briefe an Philemon ein liebliches Zeugniß davon erhalten, wie der gewaltige Apostel im traulichen Verkehr mit Freunden bewies, daß das Evangelium der Liebe auch in den Einzelheiten des Lebens sich stets bewährt.

Seinen Abschiedsbrief, der die Summe seines Lebens zieht, schreibt der Apostel nach Philippi, wo man ihn nie vergessen hatte[63]). Glaubensfrische und Lebensmüdigkeit, Sehnsucht nach dem Tode und Freude am Ringen des Lebens wogen auf und ab in diesem Brief: Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn! Ich werde von Beidem gedrängt: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein, denn das wäre für mich weit das Bessere; aber im Fleische zu bleiben ist nöthiger um euretwillen. — Freuet euch im Herrn, und abermals sage ich: freuet euch! — Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, ich jage aber dem Ziele nach, weil ich von Christus ergriffen bin. — Ich vermag Alles durch Christus, der mich stärkt[64]).

Der Brief an die Gemeinde in Colossä und ein anderer, der in den ältesten Handschriften keine Adresse hat, später aber diejenige von Ephesus erhielt, sind dem Römerbriefe darin ähnlich, daß sie in einen lehrenden und einen ermahnenden Theil sich gliedern[65]), und haben das Eigenthümliche, daß hier die Lehre vom Wesen des Sohnes Gottes schon in einer mehr philosophischen als religiösen Weise entwickelt wird[66]). Der Epheserbrief ist eine erweiterte Bearbeitung desjenigen an die Colosser[67]). Ob einer oder beide von einem Schüler des Apostels geschrieben sind, ist schwer zu entscheiden; daß paulinischer Geist in ihnen waltet, daß auch hier köstliche Perlen christlicher Wahrheit zu finden sind, wird Niemand bestreiten.

---

[61]) Philem. 9. [62]) Philem. 10—12. 17—19. [63]) Phil. 1, 1—26. [64]) Phil. 3, 1. 4, 4. 3, 12—14. 4, 12. 13. [65]) Col. 1—2 u. 3—4. Eph. 1—3 u. 4—6. [66]) Col. 1, 15—20. Eph. 1, 3—14. [67]) Col. 3, 17 bis 4, 1. Eph. 5, 20 bis 6, 9.

Nach dem Tode des großen Apostels entstanden theils im Anschluß an ihn und unter seinem Namen, theils im Gegensatze zu ihm oder als Frucht weiterer Entwickelung des christlichen Denkens und Lebens noch andere Schriften, die als Briefe von Aposteln später in die neutestamentliche Sammlung aufgenommen wurden, obgleich sie theilweise keine Adressen haben und für die Christen im Allgemeinen bestimmt waren. Sie sind fast alle höchst werthvolle Zeugnisse der mannichfaltigen Richtungen und Auffassungen der christlichen Wahrheit. Das Schreiben an die Hebräer (=Judenchristen) will die Erfüllung des Alten Testaments durch das Neue nicht nur als allgemeine religionsgeschichtliche Thatsache nachweisen[68]), sondern für spezielle Züge der Person und des Werkes Christi die Vorbilder in der Religion Israels aufzeigen. Christus ist der Hoheprieſter, der sich selbst opfert[69]), er ist der Anführer und Vollender des Glaubens. Der Glaube aber ist von jeher die Zuversicht des Künftigen, das er hofft, obgleich er es nicht erlebt; und seine Träger bilden eine Wolke von Zeugen, die auf Christus weisen, und die den Kleinglauben derer, welche Christen heißen wollen und doch zagen, beschämen[70]). Jacobus, der „Knecht Gottes und Christi“[71]), vielleicht der Bruder Jesu und Haupt der Gemeinde zu Jerusalem[72]), verkündet das Evangelium als das Gesetz der Freiheit[73]), als die freudige That, die dem Bruder hilft[74]), und als die Arbeit am eigenen Herzen, daß es sich und die Zunge bezähme[75]). Sie ist der wahre Beweis des Glaubens, der nicht, wie man Paulus etwa mißverstand, eine bloße Meinung sein darf, für welche Gott die Seligkeit schenkt, sondern der sich lebendig erweisen muß in den Werken[76]).

Die Treue und Geduld in den Leiden, die Hoffnung im Tode verkündigt der erste Brief, der den Namen des Petrus trägt, aber an Gemeinden pauliniſchen Ursprungs[77]) sich richtet, und im Geiste des Heidenapostels geschrieben ist, hinsichtlich seiner Abfassung also ein Räthsel bietet, im Inhalt aber ein freudiges, tröstliches Zeugniß bleibt für Alle, die als Christen leiden müssen, aber auch als Christen dazu bereit sind[78]).

In den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts hatten die Gegensätze des Juden- und Heidenchristenthums in der allgemeinen Kirche ihre Ausgleichung gefunden, dagegen drohte ihr eine neue Gefahr durch phantastische Versuche, die alten Mytho-

---

[68]) Hebr. 1, 1. [69]) Hebr. 4, 14—16. 5, 1—10. 7, 22—28. 9, 11—15. [70]) Hebr. 11, 1—12, 14. [71]) Jac. 1, 1. [72]) Gal. 2, 9. 12. [73]) Jac. 1, 22—25. [74]) Jac. 2, 1—16. [75]) Jac. 3, 1—4, 17. [76]) Jac. 2, 17—26. [77]) 1. Petr. 1, 1. [78]) 1. Petr. 1, 3—9. 2, 19—23. 3, 14—17. 4, 12—19.

logien[79]) der Griechen gemeinsam mit den Gestalten des Alten und Neuen Testamentes als allegorische Bezeichnungen von philosophischen Begriffen zu verwenden, und so eine Art einheitlichen Systems zu schaffen, das alle Religionsentwicklung in sich zusammen fasse und den Gebildeten als höhere Erkenntniß[80]) sich empfehle. Der schlichte Christenglaube mußte an diesen Gebilden Anstoß nehmen, die praktische Bethätigung des Evangeliums dadurch geschädigt werden. Darum galt es diesen ungesunden Auswüchsen gegenüber die gesunde Lehre[81]) zu betonen und ihre treue regelmäßige Verkündigung durch die festere Ordnung der Gemeinden, der Lehrämter und der Seelsorge zu sichern. Dies ist der Zweck der drei sogenannten Hirtenbriefe, die in der Form von Sendschreiben des Paulus an seine Schüler und Reisegenossen Timotheus und Titus, vielleicht unter Benutzung wirklich paulinischer Briefstücke[82]), über die Aufseher (Bischöfe)[83]), Aeltesten[84]), Diener (Diakonen)[85]) und manche Gemeindeverhältnisse[86]) Winke und Anleitungen ertheilen, wie sie nur auf Grund längerer Erfahrungen sich ergeben konnten. Paulus selbst hatte in den wenigen Jahren seines Wirkens allerdings einzelne Andeutungen ähnlicher Art gegeben[87]). Die einläßlichen, trefflichen Instruktionen, die diese Briefe enthalten, und welche ihr Verfasser unter die Autorität des Paulus stellt, beweisen, daß sein Name noch als der des ersten Gemeindestifters in hohem Ansehen stand.

Schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts begannen einzelne Bischöfe von Rom die Bedeutung der Weltstadt zu Hebung ihres eigenen Ansehens zu benutzen und den Namen des Petrus hierfür zu Hülfe zu nehmen. Es ist wie eine Vorbedeutung dieses Geistes, wenn der zweite mit des Petrus Namen bezeichnete Brief nicht nur mit einer gewissen Absichtlichkeit die Autorität des Apostels beansprucht[88]), sondern zugleich mit einer Art vornehmer Herablassung über die Briefe des Paulus abspricht[89]), die dem Verfasser also schon als abgeschlossene Sammlung vorliegen, und allgemein bekannt sein mußten. Der Ton dieses Briefes, der von Petrus geschrieben sein will, ist um so merkwürdiger, als er selbst nur eine Ueberarbeitung des „Briefes des Judas bietet[90]), dieser aber schon durch seine Citate

---

[79]) 1. Timotheus 1, 4. 4, 7. Titus 3, 9. [80]) 1. Timotheus 6, 20. [81]) 1. Timotheus 6, 3. 2. Timotheus 1, 13. 4, 3. Tit. 1, 9. 13. 2, 1. [82]) 2. Tim. 4, 6—8. [83]) 1. Tim. 3, 1—7. Tit. 1, 5—9. [84]) 1. Tim. 5, 17—20. [85]) 1. Tim. 3, 8—13. [86]) 1. Timotheus 2, 8—15. 5, 1—16. Titus 2, 1—10 ꝛc. [87]) 1. Korinther 12, 8—10. 28—30. Röm. 12, 6—8. [88]) 2. Petr. 1, 12—18. 3, 1. 2. [89]) 2. Petr. 3, 15. 16. [90]) 2. Petr. 2, 1—20. = Jud. 1—19.

aus ganz späten jüdischen Schriften, welche nie der Bibel angehört haben und hier doch als ernsthafte Zeugen angerufen werden[91]), sich als eine Frucht nachapostolischer Zeit erweist. Wir können uns darum nicht wundern, wenn noch unter Konstantin die großgewordene und einheitlich geordnete Kirche diesen beiden Briefen und ebenso den beiden von einem ungenannten Aeltesten an unbekannte Personen gerichteten Schreiben die Aufnahme unter die heiligen Schriften bestritten hat, und diese Aufnahme (den letzteren beiden mit dem Titel: 2. und 3. Brief des Johannes wegen ihrer Anklänge an die erste Epistel des Johannes) erst im Laufe des 4. Jahrhunderts zu Theil geworden ist.

Eine zweite Strömung in der Entstehung der urchristlichen Schriften bilden die Evangelien, als mündlicher Bericht vor, als christliche Aufzeichnungen nach den pauliniſchen Briefen beginnend. Selbstverständlich fühlten sich die Jünger getrieben von dem zu erzählen, was sie gesehen und gehört hatten[92]), die Worte und Thaten Jesu zu berichten, wie sie sich ihnen eingeprägt, und da der Kreis der Augenzeugen, welche selbst lehrend auftraten, ein kleiner war (nennt uns doch die Apostelgeschichte eigentlich nur Petrus, Johannes und Jacobus, von denen der letztere bald umkam), so mußte die Ueberlieferung eine ziemlich gleichmäßige werden, und bald eine feste Form annehmen, die sich zwar in Einzelheiten verschieden ausbildete, in der Hauptsache aber gleich blieb, bis sie schließlich stückweise oder in größerm Zusammenhange schriftlich aufgezeichnet wurde. Ob dies vor Paulus Tode geschah, wissen wir nicht; er giebt uns zwei Stücke dieser Tradition; das eine, die Stiftung des Abendmahls[93]), lautet der Erzählung der drei ersten Evangelien so ähnlich, daß wir hier einen deutlichen Beweis haben, wie 20—25 Jahre nach dem Tode Jesu schon der fest ausgeprägte Grundstock vorhanden war, der später in die jetzt uns erhaltenen Schriften überging; das andere[94]), die Erscheinungen des Auferstandenen, zeigt, wie diese Traditionen auch allmählich sich verändern, einiges sich verlieren, anderes neu aufgenommen werden konnte. Daß Paulus noch mehr „von dem Herrn empfangen" und also auch berichten konnte, deutet er wenigstens an[95]).

Diese Tradition ist uns in den drei ersten (sogenannten synoptischen) Evangelien in dreifacher Gestalt und Ausbildung erhalten; Lucas sagt uns, daß er noch andere solche

---

[91]) Jud. 9. 14. 15. [92]) Ap.-Gesch. 4, 20. [93]) 1. Kor. 11, 23—26. [94]) 1. Kor. 15, 3—7, vergl. Marc. 16, 9—14. [95]) 1. Kor. 7, 10. 12. 25. 9, 14.

Versuche kannte[96]). Die eigenthümliche Verwandtschaft, ja zuweilen wörtliche Uebereinstimmung einerseits und die Ungleichheiten, ja Widersprüche anderseits, welche theils in den Berichten über die gleichen Thatsachen, theils in der Gruppirung und in der Aufnahme oder Weglassung derselben in diesen Schriften uns entgegentreten, erklären sich bis zu einer gewissen Ausdehnung aus dem Wesen jeder Ueberlieferung, die durch verschiedene Berichterstatter nach ihrer Eigenart gestaltet wird, wie uns dies noch heute alle Tagesberichte zeigen, selbst wenn sie unmittelbar nach dem Ereigniß aufgezeichnet sind. Als weitere Faktoren kommen aber hinzu: Vor Allem das Einzigartige der Person und Wirksamkeit Jesu selbst, dem gerecht zu werden eigene Anschauung, Gedächtniß, Begeisterung und Phantasie oft in ungleichem Bunde und mit ungleichem Erfolg bemüht waren; sodann das Alte Testament, das Jesus wirklich erfüllte und das darum seine Anhänger auch nach allen Richtungen neu bestätigt sehen mußten und wollten, so daß bald wirkliche Thatsachen ihr Kolorit aus dem Alten Testament erhielten[97]), bald die Erzählung oder das Sinnbild des Alten Testamentes zum Ereigniß im Leben Jesu gestaltet wurde[98]). Im Weitern bestimmte die Absicht des Schreibenden, sich an Leser aus den Judenchristen oder aus den Heidenchristen zu wenden, oder ihrem Standpunkt gerecht zu werden, die Auswahl und Darstellung des Stoffes. Alle diese Einwirkungen verbinden oder durchkreuzen sich nun in eigenthümlichster Weise. Die letzten hundert Jahre haben den Beweis geliefert, daß es unmöglich ist, ein in allen Einzelheiten sicheres geschichtliches Lebensbild Jesu aus den Evangelien zu zeichnen und noch oft wird bald der eine, bald der andere Weg umsonst versucht werden, das Geheimniß des Größten, den Gott den Menschen gab, ganz zu verstehen, denn wenn die geringste Menschenseele sich und allen Andern stets noch eine ungelöste Frage bleibt, wie wollten wir das letzte Wort sprechen können über den, in dem der Vater mehr Wohnung nahm, als in uns allen? Gehen wir aber im Hinblick auf die genannten Gesichtspunkte an unsere Evangelien heran, so bietet uns Marcus das ursprünglichste, einfachste Bild, von dem mancher Zug noch hell leuchtet, den spätere Berichterstatter verwischten[99]), manches Andere noch fehlte, was erst die Folgezeit beifügte, um ihrer Sehnsucht gerecht zu werden[100]). Matthäus schreibt für

[96]) Luc. 1, 1. [97]) Matth. 21, 1—5. [98]) Matth. 1, 23. 2, 15 ꝛc. [99]) Marc. 3, 21. 31. (Matth. 12, 46. Lucas 8, 19.) Marc. 6, 3. (Matthäus 13, 55). Marc. 9, 33. 34. (Matth. 18, 1.) Marc. 10, 32 (Matth. 20, 17). [100]) Matth. 1. 2. Luc. 1. 2.

Judenchristen, die ihr Altes Testament kennen[101]) und seine Züge in Jesus wieder finden wollen. Aber er hat auch eine Vorliebe für Sachordnung, die das Gleichartige zusammenfaßt und er giebt uns Reden und Gleichnisse, die Marcus fehlen[102]) und die doch so sehr den Stempel der Ursprünglichkeit tragen, daß dieses Evangelium noch andere Quellen haben mußte, als die allen Dreien gemeinsame Tradition. Lucas fügt der Tradition, die er in manchen Punkten auch eigenthümlich gestaltet[103]), ebenfalls Abschnitte bei, die nur er allein, und andere, die er mit Matthäus gemeinsam hat[104]) und betont das für Heidenchristen Bedeutsame. Alle drei Evangelien erzählen das Wirken Johannes des Täufers, die Taufe Jesu durch ihn, die Berufung der Jünger, einige Gleichnisse, einige Reden und Gespräche Jesu, einige Heilungen und die Leidensgeschichte. Nur Matthäus und Lucas haben die Kindheitserzählungen, aber Jeder ganz vom Andern verschieden, Matthäus allein hat viele Gleichnisse, Lucas andere, wie insbesondere das vom verlornen Sohn. Wie er bemüht war, Einzelheiten zu sammeln und vielleicht darum bei ihm die Tradition zuweilen die sinnlichste Gestalt annimmt[105]), zeigen manche Stellen.

Einzig in seiner Art steht das den Namen des Johannes tragende Evangelium da. Erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts erscheint es, und sein Inhalt beweist, daß dem Verfasser andere Evangelien schon vor Augen lagen[106]). Seine Darstellung vereinigt in ganz eigenthümlicher Weise tiefe Blicke in die Person und die Lehre Jesu und er berichtet Worte, welche Alles, was die drei andern Evangelien und Paulus sagen, im höchsten geistigsten Ausdruck zusammenfassen[107]). Daneben aber ist es eine religiös-philosophische Frage, die er im Anschluß an Stellen des Alten Testaments und die Lehren jüdischer und griechischer Denker benutzt, um das Wesen der Sendung Christi als das Fleischwerden des Wortes, die in Menschengestalt sich vollendende Kundgebung des unendlichen Gottes darzulegen[108]). Während nach der Anschauung jener philosophischen Systeme die Welt nicht durch unmittelbare Wirkung des Willens Gottes, sondern durch geistige Mittelwesen „Wort", „Licht", „Leben" geschaffen wurde, ist dem Verfasser des vierten Evangeliums Jesus allein das Wort, das vom Vater ausgeht, das Licht, das die Finsterniß der Welt er-

[101]) Matth. 2, 6. 15. 18. 23. 8, 17. 9, 13. [102]) Matth. 5—7. 13. 20. 25. [103]) Luc. 9, 1—6. 10, 1—22. (Matth. 10). Luc. 22, 24—38. [104]) Lucas 9, 51—56. 10, 30—42. 15, 1—19, 10. [105]) Luc. 22, 43. 44. 1, 19. 26. [106]) Joh. 11, 1. 12, 2. [107]) Joh. 3, 16. 4, 24. 6, 47. 8, 31. 32. 10, 11. 16. Kapit. 14—17 ꝛc. [108]) Joh. 1, 1—18.

leuchtet, das Leben, welches volle Genüge giebt, die Wahrheit, welche die Menschen zu Kindern Gottes macht.

Diesen Gedanken ordnet sich der überlieferte Stoff, das Reden und Handeln Jesu und seiner Umgebung unter. Das Gleichniß dient nicht zur Darstellung des Himmelreiches, sondern seiner Person[109]), die Heilungen sind nicht Wirkungen der erbarmenden Liebe auf das glaubende Gemüth des Kranken, sondern Erweise unbedingter Macht und doch zugleich sofort auch nur Abbilder des geistigen Wirkens[110]). Das Leiden ist nicht ein schwerer innerer Kampf, sondern die Verklärung dessen, der die Welt überwunden hat[111]). So ist diese Schrift und der wohl vom gleichen Verfasser herrührende sogenannte erste Brief des Johannes der Höhepunkt der neutestamentlichen Lehrentwicklung, die geistigste Darstellung dessen, was Christus den Menschen gebracht hat[112]), aber auch der Anfang jener Versuche, das Göttliche in die Formen menschlicher Denkversuche zu zwängen, die der Kirche so schwere Kämpfe gebracht haben[113]).

Neben den Evangelien erzählt auch die Apostelgeschichte die Anfänge des Christenthums und zwar wie es sich in Jerusalem durch Petrus, in der Heidenwelt durch Paulus ausbreitet. Deutlich tritt in dieser Schrift das Streben hervor, diese beiden Apostel gleichzustellen und die Spuren der Spannung zwischen der judenchristlichen und heidenchristlichen Auffassung zu verwischen[114]). Die mit „Wir" erzählenden Abschnitte[115]) scheinen auf eine ältere Schrift aus der Umgebung des Paulus zurückzugehen, lassen aber doch Vieles aus seinen Schicksalen unerwähnt[116]) und brechen in räthselhafter Weise ab[117]). In der ersten Hälfte der Apostelgeschichte tritt eine Neigung zu sinnlicher Auffassung und Ausschmückung geistiger Vorgänge, wie sie das dritte Evangelium zeigt, ebenfalls hervor[118]), insbesondere wird hier allein Jesus sichtbar zum Himmel erhoben[119]).

Am Schlusse der Sammlung steht das Räthselbuch der „Offenbarung", kurz nach dem Tode des Paulus, während der Belagerung Jerusalems, jedoch vor der Zerstörung des Tempels (70 n. Chr.) verfaßt, aber um seines Inhalts willen lange nicht in das Neue Testament aufgenommen. Der Schlüssel desselben liegt in der jüdischen Erwartung des rasch abschließenden

---

[109]) Joh. 6, 48. 8, 12. 10, 11. 15, 1. [110]) Joh. 6, 27. 48. 63. 9, 39. 11, 25. [111]) Joh. 12, 27. 28. (Matth. 26, 38. 39). 16, 32. 33. [112]) 1. Joh. 4, 16. 19. [113]) Joh. 8, 58. 1. Joh. 5, 20. [114]) Ap.-Gesch. 15, 1—29. (Gal. 2, 1—10). [115]) Ap.-Gesch. 16, 10—13 ꝛc. [116]) 2. Kor. 11, 24—26. 1. Kor. 15, 32. [117]) Ap.-Gesch. 28, 31. [118]) Ap.-Gesch. 2, 6—11. (1. Kor. 14). 5, 15. 19, 12. [119]) Ap.-Gesch. 1, 9.

in nächster Zukunft gehofften Gottesgerichtes, wie sie das Buch Daniel für die makkabäische Zeit aussprach und die Zeitgenossen Jesu unter dem Drucke der Römer vom Messias auf's Neue hegten. Diese Erwartung ging auf die Christen über und klingt fast in allen Schriften des Neuen Testamentes an. Paulus nimmt an, die Zukunft Christi werde bei seinen Lebzeiten erfolgen[120]; in den Katastrophen der Natur und der Geschichte werden ihre Vorzeichen erblickt und die Wahrheit, daß alles Große nur durch Kampf sich Bahn bricht, daß die Treue in der Trübsal sich bewähren muß[121] und Gottes Reich über alle Macht der Sünde und Welt siegt, wird in sinnlicher Weise ausgemalt und ihre Verwirklichung mit leidenschaftlicher Sehnsucht herbei gewünscht. Den stärksten Ausdruck derselben giebt die Offenbarung[122], deren Verfasser in der neronischen Christenverfolgung und der Belagerung der heiligen Stadt den Anfang des Endes sieht und die Gemeinden Christi zur Standhaftigkeit mahnt[123]. Die Bilder, in welchen dies geschieht, waren den Zeitumständen entnommen und die gelehrte Forschung weiß sie aus denselben zu deuten; dem Leser aus dem Volke aber können sie nur räthselhaft erscheinen und haben deßhalb im Laufe der Jahrhunderte stets wieder Anlaß zu den willkürlichsten Prophezeiungen über die Zukunft gegeben. Die Kirche hat denn auch drei Jahrhunderte gezögert, bis sie das Buch in's Neue Testament aufnahm und Luther erklärte, daß sein Geist sich in dasselbe nicht schicken könne. Die synoptischen Evangelien zeigen eine Beschränkung und Mäßigung jener Erwartung der Zukunft Christi und verzichten auf eine Bestimmung der Zeit[124]. Die spätern Briefe mahnen zur Geduld[125], der letzte derselben beschwichtigt das Rechnen nach Jahren[126] und das vierte Evangelium sieht Christus im verklärten Lichte siegen über alle Finsterniß, ohne daß es eines plötzlichen Gerichtes bedarf[127].

So hat die christliche Kirche ihr Neues Testament, wie es jetzt abgeschlossen in unsern Händen liegt, erst in langsamem Entstehen der einzelnen Bücher und allmähliger Sammlung derselben erhalten; Theilnehmer am Concil zu Nicäa (321 nach Chr.), das schon über Dogmen entschied unter kaiserlicher Leitung und aus Bischöfen dreier Erdtheile bestand, unterschieden noch zwischen anerkannten, bestrittenen und unächten Schriften des Neuen

---

[120]) 1. Kor. 15, 51. 52. [121]) Matth. 24. [122]) Offenb. 22, 6—22. [123]) Offenb. 13, 7—10. 18. [124]) Matth. 24, 29. 36. Marcus 13, 32. [125]) Jac. 5, 7. 8. 1. Petri 4, 7. 17. 5, 4. [126]) 2. Petri 3, 4. 8. 9. [127]) Joh. 5, 21—29.

Bundes. So lehrt uns der Blick auf die Entstehung dieser kostbaren Zeugnisse der christlichen Urzeit den Pulsschlag verfolgen, der das neue Leben des Evangeliums in so vielen Herzen verkündete. Sie Alle suchten ihren Erlöser zu preisen, sie Alle wollten, jedes in seiner Weise, ihm die Ehre geben durch Wort und That. Sie Alle lassen uns ahnen, wie Gottes Wahrheit und Liebe in Jesus Gestalt gewonnen hat und durch ihn in uns gewinnen will. Freuen wir uns denn des einen Sinnes in den mannigfaltigen Stimmen, lernen wir die eigenthümlichen Vorzüge jeder dieser Darstellungen würdigen, damit wir auch für die Gegenwart nicht äußerliche erzwungene Einheit als das Ziel der Kirche Christi betrachten, sondern danach ringen, daß Einer den Andern achte, Alle aber bauen auf dem Einen Grunde, der gelegt ist, Jesus Christus.

Adventspredigt und Adventsprediger in Adventszeiten unseres Lebens.

Predigt von Johannes Schmeidler, Prediger in Berlin.

Text: Matth. 3, 1—6. In denselben Tagen kommt Johannes der Täufer und predigt in der Wüste des jüdischen Landes, und spricht: Thut Buße, denn das Himmelreich ist genahet. Denn dieser ist's, von dem Jesajas, der Prophet, gesagt hat, sprechend: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Pfade eben! Es hatte aber Johannes ein Kleid von Kameelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, und seine Speise war Heuschrecken und wilder Honig. Da ging zu ihm hinaus Jerusalem, und ganz Judäa und die ganze umliegende Landschaft des Jordans; und sie wurden von ihm getauft im Jordan, indem sie ihre Sünden bekannten.

In unserem Text ist von der Advendszeit die Rede, welche dem jüdischen Volk durch das Auftreten Johannes des Täufers angebrochen ist. Adventszeiten sind Wendepunkte unseres inneren Lebens. Sie fallen manchmal zusammen mit äußeren Wendepunkten, aber nicht immer. Manchmal kommt über den Menschen eine Adventszeit, ohne daß sich äußerlich in seinem Leben etwas ändert; Erfahrungen, die Niemand wahrgenommen oder auf die Niemand geachtet hat, bringen in seinem inneren Leben einen Sturm hervor; er fühlt, daß er mit seiner bisherigen Lebensanschauung Schiffbruch leidet, er verliert seine Sicherheit und Freudigkeit und hat schwere innere Kämpfe durchzumachen, von denen bisweilen ebensowenig Jemand etwas merkt, als von den äußeren Erfahrungen, die sie hervorgerufen haben. So lange bis ihm dann nicht ein neues Licht des Lebens aufgeht, so lange ist es in ihm Advent, und wer solche Zeiten kennt, der weiß, daß es schmerzliche Zeiten sind. Gott aber läßt Niemanden in einen solchen Advent kommen, dem er nicht auch eine Adventspredigt und einen Adventsprediger schickt, der ihm sagt, was er thun muß und auf den er hören soll. Denn es ist nicht sein Wille, daß wir in einer solchen inneren Noth bleiben und darin verkommen; darum aber sollen wir auch, wenn wir einmal unsere Ruhe und unsern Frieden verloren haben, nicht gleich zu zweifeln anfangen, oder in nichtigen Dingen Trost suchen, oder uns gar

in unserem Schmerze gefallen. Vielmehr, wo der rechte Ernst ist und wir nicht mit unserm eigenen Heile spielen, da dürfen wir auch in innerer Noth den Glauben an einen Helfer festhalten, und da werden wir auch einen finden, der uns zu dem rechten Helfer weist. So laßt uns denn hören, was uns unser Evangelium über Adventspredigt und Adventsprediger in Adventszeiten unseres Lebens sagt.

Die Adventspredigt ist immer dieselbe und lautet: thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Thut Buße d. h. ändert euren Sinn. Das ist eine der größten Lehren, die jemals den Menschen gegeben worden sind. Das jüdische Volk zur Zeit Jesu war in der größten inneren Noth, die es geben kann, in der Noth um seinen Glauben und um seinen Gott. Sein Glaube war, daß der wahrhaftige, lebendige Gott herrschen müsse über alle Völker und alle Völker ihm dienen und ihn anbeten müßten in seinem heiligen Tempel. Statt dessen aber herrschten die Heiden, und das heilige Land und die heilige Stadt und der Tempel selbst war unter ihrer unheiligen Gewalt. Sein Glaube war, daß die Anbeter des wahrhaftigen Gottes frei und glücklich sein müßten im irdischen Leben; statt dessen aber waren sie geknechtet und verachtet und von allerlei Elend und Noth heimgesucht. Da stürmte es in ihren Herzen: Gott muß sich offenbaren in seiner Macht und Herrlichkeit, er muß seinen Messias senden in den Wolken des Himmels, er muß die Ordnung der Welt umstürzen und sein Recht aufrichten, er muß uns helfen gegen unsere Feinde und uns Heil schenken! Und viele Prediger verkündigten zu jener Zeit daß es geschehen werde, und das Volk lauschte ihrer Predigt. Aber der rechte Adventsprediger sagte ihnen: Gott wird nicht die Welt um euch her verändern, daß sie so ist, wie ihr sie denkt, sondern ihr müßt euren Sinn ändern, so wird das Himmelreich kommen.

Es geschieht nur von Zeit zu Zeit in der Welt, daß große und überaus einfache Wahrheiten ausgesprochen werden, die mit einem Schlage für den, der sie versteht, Lust bringen in die verwirrten Verhältnisse des Lebens. Jahrtausende lang haben sich die Himmelskundigen abgemüht, die unklaren Bahnen der Planeten und Gestirne zu verstehen, bis Einer kam, der sagte: nicht die Sonne und die Sterne bewegen sich um uns her, sondern wir bewegen uns um die Sonne; und da wurden auf einmal die verschlungenen und verwirrten Bahnen einfach und klar und das Geheimniß des Himmels war gelöst. So ist's auch mit der Adventspredigt, auf die wir hören müssen: nicht der Gang der Welt wird sich ändern, unter dem du leidest, sondern du mußt

deinen Sinn ändern, dann wirst du nicht mehr leiden, oder wenigstens wird dir das Leiden zum Heil werden.

Wenn wir doch auf diese Adventspredigt immer hören wollten in jeder äußeren und inneren Noth! Wir sind ja dem jüdischen Volke noch immer so ähnlich in unseren Ansichten und in unseren Wünschen! Ist etwa die alte Klage der Psalmsänger unter uns verstummt: warum müssen die Frommen so viel leiden und den Gottlosen geht es gut? Hören wir sie nicht oft im Leben auch aus so manchem rechtschaffenen Munde? wandelt uns nicht selbst manchmal der Neid, und nicht bloß das, sondern sogar der gerecht scheinende Unmuth an, über den verkehrten Gang der Dinge, daß die Lüge und die Phrase und das selbstsüchtige Sonderinteresse und der betrügerische Sinn große Erfolge haben, und die ehrliche Wahrheit kann sich kaum daneben halten? Möchten wir nicht auch, ja brennt es uns nicht manchmal auf der Seele, daß Gott doch endlich ein Einsehen haben und die Ordnung der Welt so ändern möge, wie wir es uns denken? Klammern wir uns da nicht auch an alle möglichen äußeren Hoffnungen und schauen aus nach den Zeichen vom Himmel? Und doch lautet die wahre Adventspredigt immer nur: ändert euren Sinn! erwartet das Heil nicht von außen, sondern werdet demüthig und geduldig! schreibt nicht Gott eure Gedanken vor, sondern werdet ergeben in seine Fügungen und wartet, ob und wie er den Gang der Dinge ändern will! anstatt daß ihr Weltpläne macht, wie es hergehen müßte, thut still und unverdrossen eure Pflicht und bezwinget euch selbst, so wird das Himmelreich nicht fern sein!

Die Armuth thut gewiß bitter weh, und in Zeiten, wo sie weit verbreitet ist, wo vom Reichthum viel Unrecht gegen die Armen geschieht und die Menschenkraft oft unbillig belastet werden mag, da ist es wohl erklärlich, daß Pläne auftauchen, die ganze gesellschaftliche Ordnung der Welt umzugestalten und den Unterschied von Reich und Arm auszutilgen. Und doch lautet auch heute die wahre Adventspredigt für die Armen nur so: wollet nicht die Welt ändern, sondern ändert euren Sinn! seid nicht begehrlich sondern genügsam, seid nicht gewaltthätig sondern friedsam, seid nicht trunken sondern mäßig, verlebt nicht in Saus und Braus, was ihr verdient, sondern denkt auch an Zeiten der Noth und seid sparsam, seid nicht betrügerisch sondern ehrlich, haßt nicht eure Feinde sondern liebt sie, verachtet nicht Gott sondern sucht ihn! Und für die Reichen lautet die Adventspredigt auch: ändert euren Sinn! wer zwei Röcke hat, gebe dem einen der keinen hat, und wer Speise hat, thue auch also! nicht

Todesstrafe, nicht körperliche Züchtigung, nicht Verschärfung der Gesetze, nicht Polizeigewalt und Militärmacht wird das ausrichten, was eure Sinnesänderung vermag, wenn alle, die Gott mit irdischen Gütern gesegnet hat, von der wahren Humanität sich durchdringen lassen, die Ernst und Freundlichkeit so wohl zu verbinden weiß und Tag und Nacht sinnt auf des Volkes wahres Wohl.

Es ist und bleibt das bitterste Leid, wenn wir einen unserer Lieben auf die Bahre legen müssen, und wie oft wird der Schmerz, ihn zu entbehren, noch verschärft durch die äußere Lage, daß er der Ernährer und Erzieher der Seinen war! Da möchten wir wünschen, daß ihn Gott wieder aufwecke, da möchten wir ihn mit den Händen aus der Erde graben, und über dem Schmerz kommt all unser Glaube in's Wanken und wir gerathen in die allertiefste Seelennoth. Auch da noch heißt die Adventspredigt: ändert euren Sinn! wollt nicht die Weltordnung umstürzen, wollt nicht Unsterblichkeit auf Erden, hängt euer Herz nicht an das vergängliche Kostbare, sondern betet zu Gott, daß er euch glauben lasse an seine ewige Kraft und Gottheit, die auch das Todte lebendig macht, vertraut ihm eure Todten an, vertrauet ihm euch selbst im Leben und Sterben, so wird es Frieden in euch werden!

Wann dich immer eine Noth drückt, in der du meinst verzagen zu müssen, wenn dir's in deinem Hause, in deinem Berufe nicht gelingen will, wenn du böse Erfahrungen machst an den Menschen, wenn Leid und Trübsal über dich kommt und dich die Ungeduld verzehrt oder dein Glaube wanken will: laß ab zu wollen, daß die Welt sich ändere und frage nur: wo muß ich ändern an meinem eigenen Sinn? und das Andere überlasse Gott!

Diese Adventspredigt hat ihre gewisse und untrügliche Verheißung: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Mit der Sinnesänderung, mit der Wandlung der stürmischen Ungeduld zur Geduld, des Haderns mit Gott zur Ergebung, des Pochens auf eigenes Verdienst zur Demuth, mit der Wandlung des Menschenhasses zur Liebe, der Gereiztheit zur Sanftmuth, mit dem Ausreißen der Begierde aus dem Herzen und der Selbstverleugnung bricht der Tag des Heils an, kommt das Himmelreich wirklich, breitet sich Friede über dein Herz. Das sind die alten Wahrheiten des Christenthums: gehet ein durch die enge Pforte, auf dem schmalen Weg, der zum Leben führt! selig sind die geistlich Armen, denn das Himmelreich ist ihr! selig die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden, selig die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen, selig die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden — das ist und bleibt die Adventspredigt, die du hören mußt!

Nun sagst du vielleicht: wer bringt mir solche Adventspredigt? Ja wenn ich in einer Seelennoth Einen hätte, der mir das recht klar und verständlich macht, der mein Seelsorger wird und mich freundlich führt und leitet, so daß ich hell und klar sehe, wie das Himmelreich kommt! Gewiß darfst du so fragen; Gott wird dir auch einen Adventsprediger schicken. Nur erschrick nicht, wenn derselbe etwa in einer ungewohnten und absonderlichen Gestalt kommt. Der, welcher dem jüdischen Volke die Adventspredigt brachte: ändert euren Sinn, der hatte ein Kleid von Kameelshaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, und seine Speise war Heuschrecken und wilder Honig.

Wie die Adventspredigt zuerst etwas Herbes hat und dem Geschmack der Menschen zuwider ist, so hat auch der Adventsprediger zuerst etwas Herbes und Abstoßendes. Die Predigt, daß man den Sinn ändern muß, hört man nicht von denen, die sich nach der Mode kleiden und um nichts mehr besorgt sind als darum, der Welt keinen Anstoß zu geben und nicht aufzufallen. Solche reden den Leuten entweder nach dem Munde und sagen ihnen, was sie gern hören, oder sie kümmern sich überhaupt nicht um die Menschen und geben ihnen gar nichts für ihr inneres Bedürfniß. Die rechten Adventsprediger, die uns Gott schickt, lassen uns darüber nicht im Zweifel, daß ihnen schöne Kleider und Essen und Trinken Nebensache sind. In dem Augenblicke, wo dir dein Vater, deine Mutter, dein Lehrer, dein Freund ernst die Wahrheit gesagt hat, hast du nicht gesehen, daß sie schöne Kleider anhaben und nach gutem Leben fragen; da erschienen sie dir ernst und streng wie Johannes der Täufer, ja sie waren vielleicht gerade sehr wenig schön gekleidet und das Leben hatte in diesem Augenblick etwas sehr Nüchternes und Rauhes.

Darum soll man nicht meinen, daß die rechten Adventsprediger Sonderlinge sind, die etwas Besonderes vorstellen wollen. Auch Johannes der Täufer war kein Sonderling. Ging er auch nicht nach der Mode der Pharisäer und Sadducäer oder Herodesdiener, so war doch seine Tracht keine selbstgewählte und dem Volke unerhörte, sondern es war die alte Prophetentracht, wie sie Elias und andere Gottesmänner getragen hatten, und so predigte eben schon sein Aeußeres dem Volke die verständliche Sprache: achtet nicht auf das Aeußere und Vergängliche, sondern achtet auf die Gesinnung und ändert euren Sinn, daß er auf das Bleibende und Ewige gerichtet sei. So sind auch unsere Adventsprediger nicht diejenigen, die auffallen wollen, und die im Grunde nur eitle Menschen sind, sondern die, welche nur darum auffallen, weil sie dem verwöhnten und auf das Sinnliche gerichteten

Sinn mit der Nüchternheit und Rauheit entgegentreten, die schon selber eine Predigt ist von der Eitelkeit und Thorheit der menschlichen Dinge.

Verachte eine solche Predigt nicht. Verachte nicht den armen Mann, der dir im einfachen Kleide und in seiner dir ungewohnten Sprache vielleicht eine derbe Wahrheit sagt; verachte ihn selbst dann nicht, wenn er sie nicht einmal in wohlmeinender Gesinnung sagt, sondern unfreundlich und feindlich. Er kann dein Adventsprediger werden, wenn das, was er sagt, dich trifft, wenn vielleicht seine ganze Erscheinung, die Thatsache einer solchen Existenz für dich ein Vorwurf ist. Der zerlumpte Bettler, der verkommene Taugenichts ist ein Adventsprediger für ein hartherziges, selbstsüchtiges, bildungsstolzes Geschlecht, das nicht genug gefragt hat nach dem, was dem Volke geistig und leiblich noth ist. Dem Trauernden, der seinen Sinn nicht ändern kann, sind seine Adventsprediger die schreienden Kinder, die drängenden alltäglichen, nach der Trauer nicht fragenden Lebenspflichten, die ordinären Geschäfte und Obliegenheiten, die ihn aufrütteln, er mag wollen oder nicht. Deine Adventsprediger sind die rauhen Erfahrungen deines Lebens, an denen du dich stößest, die dich oft bitter verwunden. Sie alle rufen dir täglich zu: ändere deinen Sinn! in dir selbst liegt deine Qual! du mußt besser werden, so wird's besser sein!

Nur überhöre auch das Andere nie, was sie dir predigen. Einem Vater, einer Mutter, einem Freund fühlst du die Liebe ab, die sie haben, auch wenn sie dir in rauher, ungeschmückter Weise die Wahrheit sagen. Auch dem Johannes fühlte sein Volk sein Wohlmeinen und seine Wahrheit ab, darum kamen sie massenhaft zu ihm. So sieh auch die bösen Erfahrungen deines Lebens, auch den Haß und die Unfreundlichkeit an, die dir begegnet. Empfindest du auch, daß die Menschen nicht wohlwollend sind wie Johannes, so denke: es steckt doch Liebe darin, nämlich die wohlmeinende Liebe Gottes, der auch durch das Böse zum Nachdenken bringen will über mich selbst. Glaube das und denke wirklich über dich nach, so wirst du bald Gott danken; du wirst erfahren, daß, wenn du deinen Sinn geändert hast, wirklich und wahrhaftig das Himmelreich kommt.

Amen.

Christus der Lichtspender.

Weihnachtspredigt von Otto Haggenmacher, Pfarrer am St. Peter in Zürich.

Text: Joh. 1, 9—12. Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt. Er war in der Welt und die Welt ist durch ihn geworden, und die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in das Seinige und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben.

Festfeiernde Gemeinde! „Es werde Licht!" Das war der heilige Ruf, mit dem der Schöpfer im Anfang aller Dinge sein großes herrliches Werk begann. Wüst und öde dehnte sich der endlose Raum aus, und Finsterniß lag über den Tiefen:

„Und es ward Licht!" Licht, ja das mußte das Erste sein, was aus dem Schooße der Allmacht entsprang. Denn Licht, schattenlose Klarheit, das ist das innerste Wesen dessen, den aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen.

Die wirren Elemente schieden sich und verbanden sich in wundersamen Ordnungen, gehorsam der Weisheit und dem allgewaltigen Willen des Geistes, der über den lautlosen Tiefen schwebte. Ein wundervoller Schöpfungsmorgen hob an. Himmel und Erde, Land und Meer, Berge und Thäler sonderten sich und glänzten und strahlten im jungen Schöpfungslichte. Droben am blauen Firmamente zog die Sonne hin, froh leuchtend wie ein Bräutigam, der zum Ehrentage sich geschmückt hat, und Nachts schimmerten freundlich die Sterne. Drunten grünte und blühte es in Fluren und Bergen. Am Strande und in den Fluthen regte sich und freute sich des Daseins die unendliche Fülle der Geschöpfe. Und der Mensch, die Krone des herrlichen Siebentagewerkes, geziert mit dem Lichte des Geistes und der Vernunft, ahnte seinen Schöpfer und schwang sich anbetend über das Irdische zum Ewigen auf.

Es war Licht geworden, aus finsterer Nacht der Todesruhe ein glanzvoller Lebensmorgen.

Ist aber Gottes Lichtruf nur damals ergangen? Ertönt er nicht immer noch? Sollte aber unsers Geistes Ohr so taub sein, daß es ihn nicht mehr vernähme in jedes neuen Frühlings Blühen

und Werden, so zeugt doch ein ehrwürdiges Buch göttlicher Offenbarungen dafür, wie er in vergangenen Zeiten immer und immer wieder erging, ich meine die Weltgeschichte. Diese spricht so beredt von dunkeln Nächten, die in der geistigen Welt der Menschheit hereinbrachen. Ihre Blätter künden aber auch wieder von Zeiten, da der Geist des Allweisen und Barmherzigen von Neuem über den Tiefen schwebte und frisch belebte, was dem Erstarren, was dem Tode nahe war. Sie predigen von großen Tagen, da es durch die Menschheit erscholl wie ein Ruf von oben: „Es werde Licht!“ Um nur einen dieser Tage zu nennen, — ging nicht ein heiliger Lichtstrahl aus vom Bundesschlusse am Berge Sinai? In der Lichtwolke zog der Herr seinem Volke voran. Wer verstünde das schöne Bild nicht?

Und ein Lichtfest feiern wir auch heute, das Gedächtniß eines neuen Schöpfungstages des Geistes und der Wahrheit. Wir lauschen immer wieder so gerne den Klängen der tiefsinnigen Sage, womit bewundernde Liebe von frühe an die Geburt des Heilandes der Welt umrankt hat. Aus der Botschaft des Engels: „Ich verkündige euch eine große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren“, aus dem Chore der Himmlischen: „Ehre sei Gott in den Höhen, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ vernimmt das Ohr des für die ewige Wahrheit Empfänglichen auch Etwas wie trostvollen, mächtigen Gottesruf: „Es werde Licht!“ Und hat wohl der Evangelist nicht auch an die Schöpfungsgeschichte des alten Testamentes gedacht, da er die Erscheinung Jesu in die Worte faßte: „Das wahre Licht kam in die Welt?“

So sei denn

„Christus der Lichtspender,“

der Gegenstand unserer Festbetrachtung. Wie wurde und wird es so helle, wo sein Geist waltete und waltet in allem Volke und in jedem Herzen. Er erleuchte auch uns jetzt und allezeit!

I.

Und Finsterniß schwebte auf der Tiefe! Sehen wir, m. A., zu, wie dieß Wort seine volle Anwendung findet auf die Zeit, da der hellleuchtende Stern im Morgenlande aufging.

Manch Einer fragt zwar vielleicht: War denn jene Zeit nicht eine überaus glänzende? Hatte nicht damals die Kultur und Bildung des Alterthums die höchste Blüthe erreicht? Das gewaltige Römerreich schickte sich an, Weltreich zu werden. Alle Früchte des Geisteslebens vergangener Geschlechter und unter-

jochter Völker sammelte das mächtige Rom in seine strahlenden Paläste zusammen. Ringsum verschönerte die heitere Kunst das Leben. Wissenschaft und Gewerbe fanden eine für jene Tage außergewöhnliche Pflege und Entwickelung. Es wurde Alles aufgeboten, das Leben behaglich und genußreich zu gestalten. Hoch ragten in den Städten, in Rom, Athen und Jerusalem die Tempel, und in prunkendem Aufzuge besorgten Tausende und Abertausende von Priestern den Dienst der Gottheiten.

Und dennoch, weithin war es finster und die menschliche Gesellschaft wandelte am Abgrunde des Verderbens furchtbaren Tiefen zu. Ihr galt das ernste Mahnwort des Meisters: Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von dem Worte, das aus dem Munde Gottes geht! Sie hängte das Herz an die Güter, die das Leben vergänglich zieren. Sünde und Schuld war die faule Frucht davon. Was half es, daß einzelne Edelgesinnte ein tiefes Gefühl davon besaßen, daß ein heißes Sehnen nach Erlösung von dem glänzenden Elende ihre Brust erfüllte? Der ungeheuren Menge fehlte der frohe, gewisse Glaube an die Wahrheit der ewigen Güter des Geistes, der echte fromme Glaube als vertrauensvolle Hingabe an Gott. Zu Hunderten und Tausenden zählten die Götter, deren Altäre rauchten und vor denen die Kniee sich beugten. Aber da war doch keine Erhörung und kein Friede; denn diese Götter hörten nicht, und das Herz konnte ja doch nicht freudig an sie sich hingeben. Half diese Gottheit nicht, so ward sie verachtet, und das geängstigte Gemüth wandte sich an eine andere, deren Priester Erlösung und Seligkeit verhießen und, die Gaben der Gläubigen überzählend, sich untereinander verständnißvoll zulachten über die Einfalt der Menschen. Unzähliger Glauben litt zuletzt ganz Schiffbruch in verzehrendem Zweifel, um dann ersetzt zu werden durch seine wüste Fratze, den thörichten Aberglauben. Und dort, wo noch dem Einen Gotte gedient ward, zu Jerusalem, lag damals ein dichter Vorhang vor dem Allerheiligsten, die todte Satzung. Vor lauter Buchstaben, Ceremonien und äußern Werken fand und schaute Israel seinen Gott nicht mehr, wenigstens nicht mehr im Herzen. Der Glaube an ihn bestand mehr in einer kalten Ueberlegung und der Dienst an ihm in kalter Berechnung des Verdienstes äußerer Leistungen. Auch Israel krankte an der Sünde, auch Israel schritt der Tiefe zu.

Es mag euch, m. A., scheinen, als sagte ich da nichts Neues, sondern ganz alte und bekannte Dinge. Man kann aber das Alte nicht oft genug wiederholen, zumal wenn es immer wieder neu wird. Was soll das heißen? Nun, ich meine nur so, es

passen manche Züge der Tage der Erscheinung Jesu auch auf unsere Tage mit ihrer hochgradigen materiellen Entwickelung, mit ihrer glänzenden Wissenschaft und Kunst, mit ihrem Bestreben, das Leben möglichst angenehm und behaglich zu gestalten, mit ihrer rastlosen Erwerbslust und auch Genußgier, mit ihrem feineren und roheren Unglauben und dicht daneben geistlosesten und blödesten Aberglauben, und endlich mit ihrer Schuld und Sünde. Es leuchtet wohl viel helles Licht seit der Erscheinung Jesu, aber es herrscht auch noch viel Finsterniß und Elend in gewissen Tiefen, oben und unten, und ein Erlöser und Lichtspender ist immer und immer noch noth.

Doch, der einst die Welt ins Dasein gerufen mit seinem erhabenen „Es werde Licht!" der der Sonne ihre Bahn vorgeschrieben, daß sie Tag um Tag mit ihren reinen Strahlen die Finsterniß verscheuche, der nach langen Winternächten im holden Lenze immer wieder dem Leben den Sieg werden läßt, er, die ewige Liebe, verläßt auch seine höchste Kreatur auf Erden nicht. Und wie ein Vater und eine Mutter erbarmend des kranken Kindes gedenken und sich seiner annehmen, so nimmt sich Gott seiner Menschenkinder an und ruft über die, so in den Tiefen des Todesschattens sitzen: „Erlösung! Es werde Licht!"

So geschah es in jener heiligen Nacht, der weihevollen, als die Himmel sich öffneten und ihren Glanz über Bethlehem ergossen und über den, welchem in frommer Verehrung die Nachwelt um seiner göttlichen Größe willen glaubte keinen irdischen Vater geben zu dürfen. Ja, Licht von oben umstrahlte dieses Gotteskind, nicht nur in seiner Geburtsstunde, nein, so lange sein großes Leben hienieden währte! Licht göttlicher Erleuchtung war der Kern und Stern seines Wesens. Und damals drang es mit seiner ganzen Fülle und Beseligung durch, als sein Träger bei der Johannestaufe im Jordan sich ihm die Himmel öffnen sah und aus den Tiefen des reinen Herzens vernahm, was so noch in keines Menschen Herz aufgestiegen war: „Du bist mein Sohn, der Geliebte, an dem ich ein Wohlgefallen habe!" Nicht umsonst läßt der Evangelist Markus die Geburtsstunde Jesu von Nazareth als des Gottessohnes mit jener Weihestunde am Jordan zusammenfallen.

„Du bist mein Sohn!" so sprach der Ewige zu ihm, und er hinwiederum sprach zu den Mitmenschen für alle Zeiten: „Ihr seid meine Brüder und Schwestern!" Denn wer Gott sucht und liebt von ganzem Herzen, der ist in aller Welt und Zeit sein Kind.

Es ward Licht, Licht für die arme Menschheit. Meine Zuhörer, ihr verspürt es wohl, wie das innerste und doch aller

Welt, die es erkennen will, offenbarste Geheimniß der Verkündigung Jesu, seiner unvergänglich wahren und schönen Religion, die Gotteskindschaft bildet. Man hat schon oft gesagt, der Meister habe damit nichts Neues gebracht. Schon vor ihm sei Andern dieß Geheimniß offenbar gewesen. Wenn dem so, nun so hat es doch Keiner verstanden und ergriffen wie er. Was freut mich ein Schatz, um den ich weiß, und den ich doch nicht haben und verwerthen kann? Es ist hier wie mit dem Ei des Columbus. Hintennach findet Jeder, so viel hätte er auch gewußt. Oder ich will sagen: die Genialität als Aufleuchten göttlicher Geistesoffenbarung im menschlichen Geiste hat unsern Herrn und Meister ein Neues, eine erlösende und beseligende Gotteskraft in seinem Evangelium der Menschheit bringen lassen. Gott hat in ihm der Menschheit ein Licht geschenkt, das leuchten wird durch alle Zukunft.

Ja, das Licht, das die Menschen erleuchtet, ist in die Welt gekommen. Und wir sehen seine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater voll Gnade und Wahrheit. Oder was vermöchtest du Größeres, Herrlicheres, Beglückenderes, mehr Vertrauen Erweckendes zu sagen und zu denken, als das: Gott ist mein Vater, er, das höchste Gut, der Ewige, der Allmächtige, der Allgegenwärtige, der Allgütige, der Allerhalter? Er ist uns nicht ferne. Er hat meinen Geist, mein Herz, meinen ganzen innern Menschen sich auserwählt, darinnen zu walten, zu wirken, sich zu offenbaren. Er läßt sich zu mir hernieder, um mich zu sich emporzuziehen. Er rüstet mich aus mit der Kraft seines heiligen Geistes, damit ich die Sünde überwinden möge. Er legt Ewiges in mich, damit ich Ewiges gewinne. Ja, Welterlösung und Weltüberwindung, das bedeutet Gotteskindschaft. Viel Schönes und Gutes wußten die Weisen des heidnischen Alterthums über göttliche Dinge zu sagen. Und Moses und die Propheten haben tiefe Blicke gethan in das Wesen und die Rathschlüsse des Einen, der über aller Welt thront; aber das Licht ihrer Gotteserkenntniß reicht nicht hinan an die Klarheit derjenigen, die Jesus zu eigen war.

Welch eine Fülle von Wärme und Leben und Heil ging nicht aus von diesem Lichte! Wo nur die Gerechtigkeit und das Mitleid gewaltet, da mußte fortan die Liebe Königin sein, diese Liebe, welche nach und nach die trennenden Schranken zwischen Völkern und Nationen, Reichen und Armen, Freien und Unfreien, Mann und Weib niederriß! Eine neue Weltanschauung, eine neue Sittlichkeit mußte Raum gewinnen, ein neues Glauben und Hoffen und Streben sich entfalten. Das Leben erhielt in der

Gotteskindschaft wieder ein festes Ziel, einen edeln Zweck. Und Jeder fand in der Freiheit der religiösen Selbstbestimmung unmittelbaren Zugang zum höchsten Gute. Die alte Welt zerfiel wohl; absterben mußte, was nicht mehr haltbar war; aber im neuen Lichte evangelischer Wahrheit entstand eine neue Menschheit. Darum steht ja Christus an der Bahn der Weltgeschichte als die erhabene Gestalt, die dem ganzen kommenden Geschlechte die Spuren ihres Geistes unverlöschlich aufprägt. Durch ihn ward Licht.

Und wird es immer noch. Denn, meine Zuhörer, so oft sich im Laufe der Geschichte das schwere Wort erwahrte: „Er kam in das Seinige, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf", so oft Nächte des Wahnes, des Abfalles von dem Lichte der Wahrheit des Evangeliums hereinbrechen, — „das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen, noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen", mit dem Dichter zu sprechen. Durch die furchtbaren Stürme der Völkerwanderung hindurch erhielt es sich siegreich. Nach dem Düster des Mittelalters brach es von Neuem hervor in der Reformation. Und das Beste und Edelste der Gegenwart, — und dessen, so dürfen wir ohne Verblendung sagen, ist viel — ist ja seine Frucht; denn selbst die großartige und oft so einseitige und überwuchernde materielle Entwickelung unserer Zeit erscheint ja vielfach wieder bestimmt und getragen vom Geiste edler Humanität, wie sie nur das Evangelium Jesu zu zeugen vermochte. Was unser Geschlecht manchenorts zur Linderung geistigen und leiblichen Elendes thut, darf sich fröhlich messen mit Allem, was vergangene Zeiten gethan. Aus welchem Quelle stammt dieß sein Thun? Aus dem Lichtquell des Geistes Christi. Noch lebt er mächtig fort der hehre Glaube des Meisters, noch hat er begeisterte Jünger, die stark sind in der Liebe. Lassen wir sie darum schelten und lästern, die da meinen mit dem Lichtlein ihrer eigenen Weisheit das Licht Christi verdrängen zu können und die da spötteln: „Euere Religion ist ein überwundener Standpunkt!" Sie zehren, wo sie das Gute suchen, doch von dem Unsrigen wider Willen und Gestehen. Und lassen wir sie jammern, jene Kleingläubigen, die im Gewoge unserer Zeit rufen: „Herr, achtest du es nicht? Dein Licht löscht aus!" Wir haben Vertrauen und am Feste des Lichtes jubeln wir: Gott sei Dank, sein Licht kam in die Welt! Es leuchtete bis heute, es wird nie verlöschen, sondern bleiben in der Gemeinschaft und allem Volke!

II.

Und erleuchten wird es fort und fort jedes empfängliche Herz. Meine Zuhörer, hier treten wir ein in eine kleine Welt für sich. Himmel und Erde, Höchstes und Niedrigstes vereinigen sich drinnen in unserem Herzen. Göttliches Licht und Feuer erhalten und erwärmen es, und wiederum umschatten es Finsterniß und Grauen der Hölle, je nach dem. Wonne und Seligkeit machen seine Pulse freudig schlagen, und Schmerz, Qual und Pein lassen es erzittern. Erhebst du aber, wenn es unruhig ist, die Frage, von wannen ihm das wahre Licht komme, so ruft dir der heutige Tag lauter als alle andern zu: Von ihm, der da gesprochen: „Ich bin das Licht der Welt, Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.“ Wisse, Christus ist auch das Licht der kleinen Welt des Herzens in dir.

Im Kampfe mit der Außenwelt, im Gewirre und Gewühle des Alltagslebens, das dich so oft erniedrigend an die irdische Scholle kettet und im Vergänglichen und Gemeinen dich des Ewigen vergessen läßt, in den Sorgen und Kleinlichkeiten des äußeren Berufes und in all der Unruhe des Zeitlichen überwältigt dich oft ein heißes Sehnen nach Erquickung und Frieden. Du schaust dich um, du müder Pilger, ob nicht ein Tröster, ein freundlicher Begleiter dir zur Seite stehen wolle, wenn du ängstlich seufzest: Wie schwer ist des Tages Last und bald will es für mich Abend werden, und noch immer keine Ruhe! Da tritt Einer liebevoll an dich heran, der, an dessen Wiege wir heute im Geiste stehen, und spricht zu dir: „Komm her, der du mühselig und beladen bist, ich will dir Ruhe geben für deine Seele!“

Was ist doch all der Trost, den die Weisen der Welt ihren leidenden und kämpfenden Mitmenschen zu spenden unternahmen, gegen den, welcher in diesen wenigen Worten Jesu wie ein labender Springquell sprudelt. So von Herzen und zum Herzen hat Keiner gesprochen. Wo ist die Seele, darin es beim Klang dieser Worte nicht wieder licht würde? Darum gehe zu ihm, wer da kampfmüde ist, und lausche seiner Frohbotschaft: „Wenn du von aller Welt verlassen wärest, Einer ist um dich und bei dir und in dir, der himmlische Vater. Ihm kannst du wie ein Kind, all dein Anliegen vertrauensvoll übergeben. Der Heide, der zu seinem Götzen betet, ist nie gewiß, ob er Erhörung finden werde, der Mensch des Gesetzes mag nur mit Furcht und Zittern vor den Herrn und Richter der Welt treten, der in unnahbarer Majestät und Ferne über ihm thront. Du aber, du Gotteskind gleich mir, du magst mit dem Vater Eines werden

wie ich, wenn du nur mit vollem Glauben und Vertrauen zu ihm dich erhebst." Nichts auf Erden durchleuchtet so Herz und Sinn, wie das erhabene Gottesbewußtsein, das Jesus in sich selbst vorbildlich trug und in allen Menschen erwecken wollte.

Meine Zuhörer! Mit jedem Winter kommt die fröhliche Weihnacht. Aber die Weihenächte, die über unserm Haupte heraufziehen, sind an keine Jahreszeit gebunden. Ihr merket, was ich darunter verstehe. Keinem strebenden Erdenkinde sind sie erspart. Die göttliche Liebe will es so, damit wir durch diese Nächte hindurch zum lichten Tage bewährter Gotteskindschaft gelangen. Dabei wird denn freilich oft dem Herzen bange und schwül und es ergießt sich in die Frage: „Hüter, ist die Nacht bald hin?" Und siehe, „wie herrlich strahlt der Morgenstern, o welch ein Glanz geht auf vom Herrn!"

In die weite, weite Welt hinaus zieht voll schöner Hoffnungen und strebensfreudig der Jüngling. Aber ach, so manche Hoffnung wird zu nichte, so manche Erwartung getäuscht. Und tausend Versuchungen lauern an seinem Wege. Sein Blick wird trübe, sein Geist unsicher, sein Herz verdrossen, muthlos, finster. Doch, blickt er auf zu dem Sterne, der im Morgenlande aufging, so kann er auch im Dunkel nicht irren und straucheln. O junge Welt, nähmest du in Lust und Leid allezeit den Meister mit seinem Licht zum Führer!

Unter den Trümmern seines äußern Wohlstandes, des sogenannten Glückes trauert der Mann, die Frau, die mit Sorgen und Mühe in Rechtschaffenheit gewirkt und gearbeitet. Das Unglück brach in der Nacht wie ein Dieb herein und aller Liebe Mühe war umsonst. Düstere Gedanken beschleichen das Herz: „Warum dieß unverdiente Unglück? Warum noch streben und ringen? Fahr' hin, o Welt, fahr' hin, mein Glauben und Hoffen. Du hast mich betrogen." Nicht also, ihr Heimgesuchten! Bannet die dunklen Schatten der Verzweiflung durch das Licht, das in Christus in die Welt kam. Denn noch immer ist es wahr geworden: „Selig sind, die da Leid tragen!" Wenn Einer hätte verzagen und verzweifeln mögen, so der, der für seinen Glauben und seine Liebe das Kreuz geerntet. Was sage ich, nur das Kreuz? Nein, auch eine Krone der Ehren, die ihresgleichen nicht hat.

An der Bahre weint ein Vater, eine Mutter, ein Erdenkind voll Liebe zu einem Angehörigen, auf dem Krankenbette seufzt ein Leidender, dem der Arzt keine Hoffnung mehr macht. Es sind so dunkle, dunkle Stunden, Tage und Nächte, wenn der Gottesbote an Staubgeborene herantritt, sprechend: „Dich ruft

der Herr des Lebens und des Todes", und ohne Erbarmen beglückende Bande der Liebe löst. Aber, meine Zuhörer, ist auf Erden ein Name, ist eine Lehre oder Verkündigung, davon so viel Licht der Hoffnung, des Trostes, des Glaubens in das Herz Sterbender und um Entschlafene Weinender hineinstrahlte, als der Name des Meisters und seine Frohbotschaft vom ewigen Leben?

Die dunkelste aller Nächte ist aber immer die der Schuld und der Sünde. Kein Sonnenschein des lichtesten Frühlingstages, kein Glanz und Schimmer irdischen Genusses und Vergnügens vermag sie zu verscheuchen. Ihre schwarzen Schatten verfolgen den Schuldigen auf Schritt und Tritt. Wer aber kann sie bannen? Der Meister. Denn, wie er unerbittlich Schuld und Sünde den Spiegel vorhielt, wie er keine Entschuldigung und Bemäntelung derselben kannte und gelten ließ, wie er mit dem Lichte seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit auch in die verborgensten Falten des Herzens hineinzündete, so hat er hinwiederum den verlornen Sohn den Lichtweg der Reue und Buße zum Vater finden lassen und hat ihm das Vaterherz voll Gnade und Erbarmen wieder gegeben. Sündiger Mensch, dir ist in Christus ein gnadenreiches, trostvolles Licht geworden, wie in keinem Andern mehr.

Woher kommt es nur, so möchten wir nach Alledem fragen, daß doch so viele dieses Licht verschmähen? Eine Antwort darauf in wenigen Worten ist nicht so leicht und liegt uns doch wieder ziemlich nahe, wenn wir nur genauer unser tiefstes Inneres prüfen wollen. O Selbstsucht, du mächtiger Dämon der Finsterniß! Wir schlagen beschämt die Augen nieder.

Doch, der Freude über das Erscheinen des Lichtes gilt ja vornehmlich diese unsere Betrachtung. O daß diese Freude eine volle und ungetrübte, eine dauernde, und nicht nur flüchtige sei, daß Christus als der Lichtspender für immer unsere Herzen erleuchte und erwärme! Wir legen in diesen Tagen den Unsrigen die Gaben der Liebe zum Baume, daran die Kerzlein leuchten als ein liebliches Sinnbild des Sieges des Lichtes mitten in dunkler Winternacht. Sollten wir nicht auch, bildlich zu sprechen, zum Baume des Lebens, des göttlichen, unsere Herzen als eine Gabe dankbarer Liebe dafür tragen wollen, daß der ewige Vater seiner Menschenkinder nicht vergaß und und vergißt und in Christus das wahre Licht in die Welt sandte? Sollten wir es nicht vernehmen, daß mit jedem Christfeste an uns wieder der Ruf ergeht: „Es werde Licht, Licht unter euch und in euch?" Der Schatten sind ja genug, und die Welt des Geistes und der Liebe ist unter uns noch nicht vollendet. Noch

giebt es viele dunkle Tiefen, darob der Geist Gottes erst noch suchend schwebt. Und vielfach ist der Schöpfungsmorgen der Geisteswelt kaum erst im Anbruche. So ringen wir denn nach dem Lichte und singen wir es nicht nur mit dem Munde, nein, beherzigen wir's in treuem Glauben:

Von oben kommt die Klarheit,
Die Alles uns erhellt,
Denn Christus ist die Wahrheit,
Er ist das Licht der Welt!

Amen.

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt.

SEP 10 1993

3 2044 020 666 160

KAMBLI, Konrad Wilhelm
Freies Christenthum

892
K15fr
1886